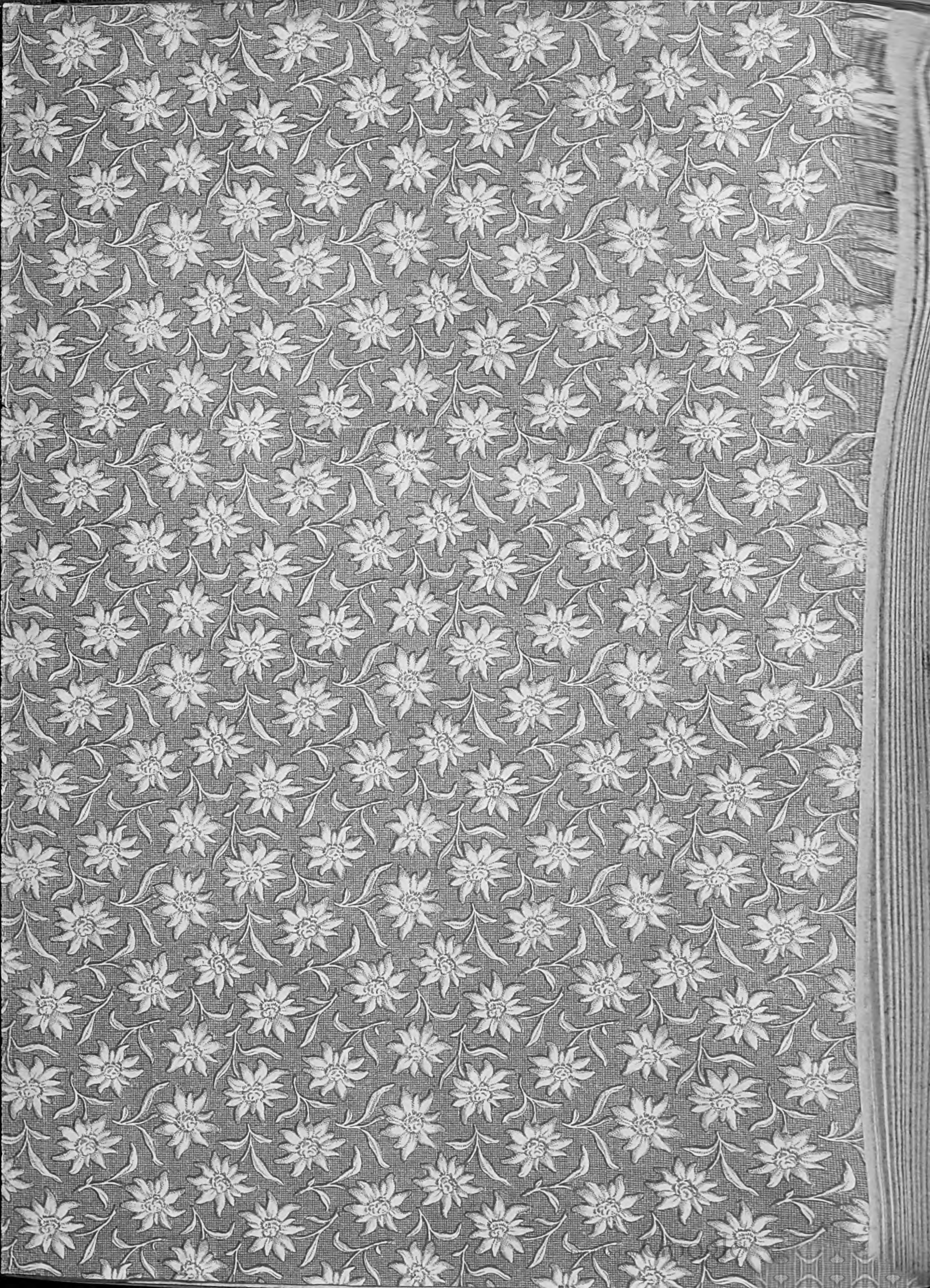






Monatsschrift für Gemüt und Geist

Herausgeber:

Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß.



Erster Jahrgang * Band II.

(April bis September 1899.)



Stuttgart

Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer.



Inhalts-Verzeichnis.

Gedichte.

Novellen und Skizzen.

Aufsätze.

Kritik.

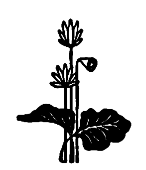
Stimmen des In- und Auslandes.

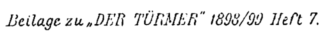
Türmers Tagebuch.

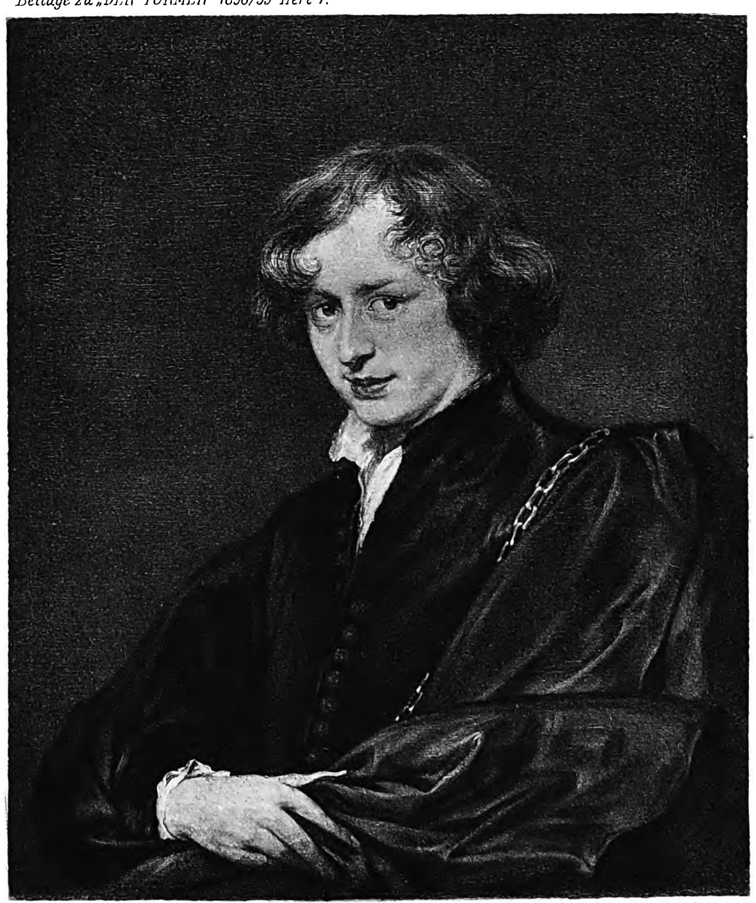
Offene Halle.

Briefe.

Photogravüren.







A. v. Dyck pinx. Photogravure Bruckmann

SELBSTBILDNIS



Monatsschrift für Gemüt und Geist.

Herausgeber:

Jeannot Emil Frhr. von Grotthuss.

„Zum Sehen geboren, Zum Schauen bestellt."
Lynkeus, der Türmer. (Faust II.)

I. Jahrg. April 1899. Heft 7.

Frühlings-Symphonie.

Von

Jeannot Emil Freiherrn von Grotthuß.

„Und meine Seele spannte
Weit ihre Flügel aus,
Flog durch die stillen Lande,
Als flöge sie nach Haus."
Eichendorff.

Alljährlich, wenn die Bäume die ersten Knospen ansetzen, die ersten Gräslein aus der Erde hervorgucken, noch bleich von der Stubenluft, in der sie das sorgliche Mütterlein Erde eingesperrt hielt, alljährlich zieht mit den lauen Lenzwinden ein seltsam Sehnen in mein Gemüt. Das quillt und schwillt wie Frühlingssaft in alten Birkenstämmen, das raunt und murmelt wie eisbefreite Bächlein, das zwitschert wie Vogelstimmen und will die Flügel der Seele ausspannen, weit, — „als flöge sie nach Haus"!

Nach Haus? — Ja, aus den dumpfen Mauerlöchern der Großstadt in die traute, liebe Natur, zu einem ganz bestimmten Fleckchen der Natur, wo der Knabe einstmals mit jedem Baume persönlich befreundet war, wo jeder Busch seine eigene wichtige Geschichte hatte, und an jedem Pfade und Stege tausend liebe Verwandte ihre grünen Arme zum Willkommen ausstreckten, ihre blühenden Köpfchen liebfreundlich zum Gruße neigten. War das eine Freude des Wiedersehens! So lange Monate hatten sie sich vornehm-stolz in den prächtigen weichen Winterpelz gehüllt, so tief, als ob sie schier verwunschen wären. Und nun waren sie wiedergekommen, die Altvertrauten! Und eigens nur, um ihren jungen Freund, den närrischen Knaben, zu erfreuen! Und alle, alle mußten besonders begrüßt werden. An jenem Plätzchen im Garten blühten die ersten Schlüsselblumen, und dort am Thaleshange über dem Bache wartete gewiß schon ungeduldig der alte Faulbaum mit seinen weißen Blüten, die so betäubend süß zu duften wußten und die Frau Nachtigall so gern hatte. — Was hatten sie da alles einander zu erzählen! Sie von ihrer weiten Reise durch das Land der tiefen Winterträume, der Knabe von langen Winterabenden mit heimlichknisterndem, gestalten-gaukelndem Kaminfeuer: — seltsame Märchen summen und zischen die Scheite... Und wenn er gar vom Christkindlein erzählte und von dem grünen Baume, der Blüten von eitel Licht trug, und von dem hellen Sterne, der über der ganzen Schöpfung in tiefer Nacht aufgegangen war, dann glänzte es silbern in den Augen der kleinen Blumen, der greise Faulbaum wiegte bedächtig sein blütenweißes Haupt: war ihm doch, als hätte er Aehnliches in seinem Winterzauber geträumt — und selbst die sangeseifrige Frau Nachtigall schwieg beschämt, denn so Schönes hatte sie doch nicht zu singen! Und des Knaben Augen leuchteten, und seine Seele strömte über von einem Gefühle unendlicher Liebe und Dankbarkeit. Ach, am liebsten hätte er die ganze liebe Gotteswelt in seine Arme geschlossen, der närrische Knabe!...

Das ist die Heimat, das ist die Kindheit. Aber wandre, Seele, wandre weiter in der Heimat deiner Kindheit, und du wirst sehen, daß ihre Grenzen in goldig blauem Dufte verschwimmen, ja daß sie eigentlich grenzenlos ist; daß sie dich auf schwebenden Sohlen sanft-unmerklich hinüberleitet in ein Dämmerland, das erst die rechte Heimat ist. Ja, spanne nur in ahnungsvoller Feierstunde weit deine Flügel aus — „als flögest du nach Haus“. — — — —

Nebel — Nebel — Nebel —

Nacht und Nebel.

Gute und böse Geister schweben in langem Zuge vorüber, — und ach, wie groß ist die Macht der bösen! Schon gellt ihr triumphierendes Hohngelächter, schon gleitet der strauchelnde Fuß in den Abgrund: Du bist verloren, armseliges Menschlein! Vergebens klammerst du dich an das wuchernde Gestrüpp deiner eigenen Weisheit und Kraft. Es bleibt entwurzelt in deinen Händen zurück, Stein und Geröll stürzt über dich, und du selbst in die Tiefe. Jetzt — jetzt muß sie dich mit blutigzerschmetterten Gliedern verschlingen. Und du schließest in schauernder Erwartung die Augen. Leise, schier trost- und hoffnungslos, selbst weißt du nicht wie, entringt sich dir ein letzter, ergebungsvoller Seufzer:

„Vater unser . . .“

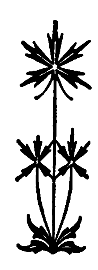
Da — — kein Abgrund, kein finsteres Thal! —: ein stilles Ackerland, darüber die blanke Pflugschar zieht, grünende Wintersaaten — von ferne senkt sich ein Feierabend. . .

„Und deine Seele spannte weit ihre Flügel aus, flog durch die stillen Lande, als flöge sie nach Haus . .“

* * *

Aus dem versonnenen Knaben ist ein welterfahrener Mann geworden, aus dem Träumer ein Kämpfer mit mancher vernarbten Wunde. Ach, und die Narben brennen im zehrenden Frühlingswetter, und die Kämpfe waren schwer und — sie enden —?

Wohl erst — „zu Hause“!





Die Lerchen.

Aus dem Französischen des Emile Debraux.

Deutsch von G. Emil Barthel.

☙

Der Schmach vergessend aus vergangnem Treiben,
Schlief ich; — warum zerstören meinen Traum?
Wer kommt? Was pickt an meine Fensterscheiben?
Wer reißt mich aus des süßen Kissens Flaum?
Das Morgenrot tritt aus des Himmels Thoren
Und hüllt in Rosenschein der Berge Grat.
Ihr holden Lerchen, die das Feld geboren,
Ja, weckt mich, weckt mich, wenn der Morgen naht!

Bei süßer Lust im tollen Jugendleben
Ward ich so früh an Leib und Seele alt!
Mich zu verjüngen ist mein heißes Streben
Durch dich, ersehnter Frühling; — komme bald!
Da ist er schon, der Lenz, den ich beschworen,
Mein Blut rollt frisch und regt mich an zur That.
Ihr holden Lerchen, die das Feld geboren,
O weckt mich, weckt mich, wenn der Morgen naht!

Welch' Schauspiel bietet sich den trunknen Blicken!
Die Erde prangt in bunter Farbenpracht,
Und aller Blumen Häupter grüßend nicken,
Bewegt vom reichen Perlentau der Nacht.
Die Biene schwelgt im Blütenkelch verloren,
Den leise summend sie um Einlaß bat.
Ihr holden Lerchen, die das Feld geboren,
O weckt mich, weckt mich, wenn der Morgen naht!

Unsterblich Tagsgestirn, dies ist die Stunde,
Wo ich dich liebe; — später dörrt dein Strahl
Erbarmungslos das Gras im Wiesengrunde
Und türmt Gewitterwolken überm Thal:



Der Donner grollt, den du heraufbeschworen,
Der Blitz erschlägt den Wandrer auf dem Pfad. —
Ihr holden Lerchen, die das Feld geboren,
O weckt mich, weckt mich, wenn der Morgen naht!

Des Himmels Blau, vom Sonnenglanz durchwoben,
Umfängt mich wie ein liebeduftend Zelt;
Zum Ew'gen fühlt die Seele sich erhoben
Und ahnt das süße Glück der andern Welt.
Im Frieden dieser Fluren ganz verloren,
Enthüllt sich mir des Schicksals dunkler Rat.
Ihr holden Lerchen, die das Feld geboren,
O weckt mich, weckt mich, wenn der Morgen naht!



Mein Spielgefährte.

Von

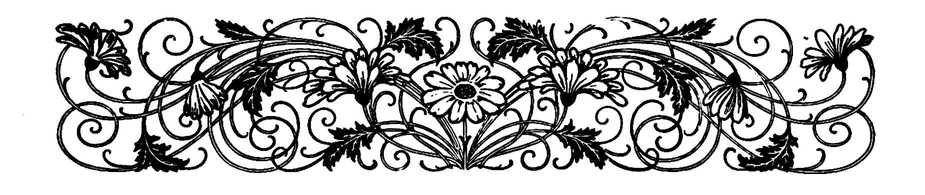
Karl Freiherrn von Fircks.

Du bist im Traum zu mir gekommen,
Mein totes Kind, und hast die Nacht
Mit mir gespielt, da alle schliefen
Und niemand sonst bei mir gewacht.

Du hast dort oben bei den Engeln
Im lichten Saal der Ewigkeit
Gedacht des armen kranken Kindes
Im engen Kämmerlein der Zeit.

Und bist gekommen, mit mir spielen,
Da ich verlassen und allein,
Wie ich vor Zeiten hier auf Erden
Mit dir gespielt im Sonnenschein.





Das Recht der Persönlichkeit.

Von

Peter Rosegger.

eit einem Jahrhundert ward Europa von dem Ideale Freiheit beseelt. Doch außer im wirtschaftlichen Leben, wo die Freiheit manches baute und manches zerstörte, ist sie nie eigentlich zum Durchbruch gekommen. Abgesehen vom Gesetze, welches die Freiheit ja beschützen sollte, wurde sie niedergehalten von Sitte, gesellschaftlichem Zwang und Erziehung. Sie hat sich nicht entwickeln können. In dem Maße, als der Mensch nach außen sich frei entwickelte, wurde er im Innern unfrei, das Individuum löste sich in der Masse auf.

Und schon hat sich die Richtung überlebt, an Stelle des Ideals der Freiheit tritt das der Gleichheit. Die Prinzipien der Freiheit erlaubten es der Person, persönlich sein zu dürfen. Das Prinzip der Gleichheit hebt das Recht der Persönlichkeit auf. Die ganze Menschengesellschaft wird nicht etwa als organischer Körper gedacht mit Haupt und Gliedmaßen, an welchem jeder Einzelne ein Teil, ein Glied ist, sie wird vielleicht eher als eine zufällige Gesamtmasse, eine mathematische Ganzheit gedacht, die durch Blutkörperchen oder Zahleinheiten zusammengesetzt ist. Ein Blutkörperchen wie das andere, eine Zahleinheit wie die andere. Eine solche Ganzheit ist die Kirche, ihre einzelnen Mitglieder sind unter sich gleich und gelten persönlich nichts. Die Kirche ist alles. Eine solche Ganzheit ist die Nation. Ihre einzelnen Mitglieder gelten nichts, die Nation ist alles. Eine solche Ganzheit ist die Socialdemokratie, ihre einzelnen Mitglieder sind unter sich gleich, bedeuten als Individuen nichts, die Socialdemokratie ist alles. Eine solche Ganzheit ist die Partei, jedes einzelne Mitglied hat in ihre Gesamtinteressen aufzugehen. Der Einzelne dient der Gattung? Nein, der Mensch dient dem Prinzipe. Man sollte glauben, daß bei solcher Selbstentäußerung der Personen zu Gunsten des Prinzipes das Prinzip siegen müßte. Ich sehe es nirgends siegen. Ich sehe es nicht einmal dort siegen, wo es, scheinbar alle Prinzipien in sich vereinigend, das große, letzte Prinzip: die

Menschheit bekennt. Ich glaube auch, daß das Prinzip über den Menschen niemals gesiegt hat und niemals siegen wird. Denn der Mensch ist der Stärkere und mit ihm ist das Recht der Erstgeburt. Er war ein Individuum, bevor es eine Gesellschaft gab, eine Persönlichkeit, bevor es ein Prinzip gab. Und das Prinzip wurde erfunden als ein Mittel zum Zweck, nicht als Zweck und letztes Ziel. Die idealen Ganzheiten der menschlichen Gesellschaft, Kirche, Staat, Nation, oder auch nur Partei und Verein, sind nicht da, daß der Mensch ihr diene, vielmehr doch nur deshalb, daß sie zum Vorteile des Menschen bestehen. Die Vereinigung, heiße sie wie immer, hat naturgemäß gar keinen andern Zweck als den, jeden Einzelnen zu schützen und ihm sein persönliches Recht zu geben. Weil die mißverstandene Gesamtheitidee das nicht thut, weil sie vielmehr das Bestreben hat, das Individuum in sich aufzulösen, deshalb siegt sie nicht, deshalb wird das Große, das etwa in ihr ist, nicht fruchtbar.

Man kann auf kurze Zeit, zu einem besondern Zwecke, in Gefahr und Krieg, aus vielen Individuen einen einzigen starken, siegreichen Körper machen, eben weil es sich da um den Bestand des Einzelnen handelt; für dauernd kann es nicht gelingen, daß die heißblütige Wesenheit sich auflöst in einen Begriff.

Das Menschentum liegt nur in der Gesamtheit, wird behauptet. Ich sage, das Menschentum liegt in der Persönlichkeit. Die Nation hat als Nation gar keinen Wert, sie hat nur Wert, weil sie sehr viele Persönlichkeiten umfaßt, die zufällig die gleichen Anlagen und Bedürfnisse haben. Dieser Anlagen und Bedürfnisse des Individuums wegen thun sich die Gleichartigen zusammen, um gemeinsam die Vorteile zu erreichen, die der Einzelne vermöge physischer Unzulänglichkeit nicht erreichen kann. Das ist der natürliche Vorgang.

Wenn im Einzelnen die Erkenntnis wachgerufen würde, daß der möglichst uneigennützige Anschluß an die Ganzheit sein Vorteil ist, weil er in der Ganzheit den Hort findet, und daß dieser Anschluß eine Tugend ist, weil er auch das Wohl der übrigen bezweckt; daß der Einzelne nur insofern der Ganzheit verpflichtet werde, als er selbst von ihr Vorteile hat — so wäre von Amts wegen für das Prinzip der Ganzheit eigentlich genug gethan. Daß bösartige Eigenschaften des Einzelnen für andere unschädlich gemacht werden müssen; daß in den Tagen der Not das Individuum verhalten werde, der Ganzheit Opfer zu bringen, ist auch selbstverständlich, im übrigen soll Staat und Gesellschaft nicht eingreifen in das Recht der einzelnen Person, sondern sie sich in ihrer Weise ausleben lassen. Das ist ihr natürliches Recht.

Vor allem denke ich an die Freiheit des geistigen Lebens. Die liegt im Argen. Wir haben zwar die Gedankenfreiheit in ihrem vollsten Umfang, nur darf man die freien Gedanken nicht aussprechen. Einer, der in Gesellschaft lebt, muß sich den schlimmsten Terrorismus gefallen lassen. Wenn er sich erdreistet, andere Meinungen zu haben, als die übrigen, besonders, wenn seine Meinungen der Zeitrichtung entgegen sind, dann gnade ihm Gott! Wer zur Zeit, wo alles auf dem Kopfe steht, auf den Füßen stehen bleibt, der ist „un-

möglich". Nie ist die Bekehrungsmeierei ärger getrieben worden, als in der Gegenwart. Die Menge hat ja freilich immer das Bestreben gehabt, den einzelnen aufzusaugen. Nur Charaktere ließen sich nicht aufsaugen, blieben ihrer Natur treu und waren als starke Menschen die eigentlichen Vertreter des Menschentums, während die Menge stets gleichsam ein Gemeinplatz, eine Phrase gewesen. Das ist sie auch heute, und eigene Köpfe giebt es nicht mehr viele. Trotzige, rechthaberische Köpfe giebt es genug, in ihrem Eigensinn besteht aber auch ihre ganze Persönlichkeit. — In Kunst und Litteratur jagt man nach Originalen und Originellem. Nur wirkliche originelle Menschen will man nicht, weil sie allerdings sehr oft den Neigungen der Menge unbequem sind. Aber selbst dann, wenn sie sich bescheiden fern halten, ihre eigenen Wege gehen, wie es Sonderlingen geziemt, werden sie angefeindet, mindestens verlacht. Wer dazu noch in der Politik seine besondere Meinung hat, oder in Volksfragen, oder in religiösen Dingen, der wird von den betreffenden Gegnerschaften geradezu verfolgt, und vor keiner Schlechtigkeit schreckt man zurück, um ihn wenigstens moralisch zu töten. Ja selbst das Temperament, besondere Gemütsanlagen und eben diesen entstammende Weltanschauungen werden nicht respektiert, so schlägt der moderne Mann auf den Konservativen los und dieser verflucht den Modernen. Keinem fällt es ein, zu versuchen, ob nicht doch dem Standpunkte des andern eine Naturnotwendigkeit zu Grunde liege, ein Verständnis abzugewinnen sei; er läßt ihn einfach vorwegs nicht gelten. Und so geht es in allen menschlichen Kreisen. Je mehr Persönlichkeit in einem ist, desto verbotener wird er sein. In den unteren Volksklassen, die natürlicher empfinden und nicht dem Parteihader ergeben sind, ist es noch besser, dort giebt es noch Originale, eigenartige Menschen, die etwas gelten, oder die man wenigstens sich ruhig ausleben läßt. Gerade in der gebildeten Welt, wo Schule und Sitte alles eben macht, da ist für das Besondere kein Boden, sei es eine Riesendistel oder eine Wunderblume — sie wird niedergemäht zu Heu für die gemeinsame Scheuer.

Es muß ein Prophet kommen, der das Recht der Persönlichkeit verkündet. Der es in Erinnerung bringt, was die Natur an unserer Wiege gesungen, was uns aber die Kultur vergessen machte, nämlich daß wir auf die Welt gekommen sind, um uns auszuleben, jeder nach seiner Art. Der eine ist thatkräftig und baut, der andere ist weitsehend und weist, der dritte ist sinnig und dichtet, der vierte ist schöpferisch und bringt Kunstwerke hervor, der fünfte fühlt sich nicht heimisch auf Erden, er sucht Gott u. s. w. Jede dieser Typen ist von der andern grundverschieden im Fühlen, Denken und Leben, und jede ist von Natur wegen berechtigt, sich auszugestalten. Je mehr ein eigenartiger Mensch sich ausgestaltet, je verschiedener wird er von den anderen, die seltene Spezies hat ihren entsprechenden Wert und der Menschheitsbaum entwickelt sich in seiner freien Mannigfaltigkeit. — Es wäre eine Lust zu leben.

Die Freiheit körperlicher, politischer, wirtschaftlicher Bewegung kann man allerdings nicht immer wahrleisten, sie würde das Zusammenleben der Menschen

zerstören. Aber die Freiheit der geistigen Naturen müßte gesichert sein, das Recht eines jeden, zu sein wie er ist.

Bei diesen flüchtigen Gedanken über das Recht der Persönlichkeit fällt mir eine Geschichte ein, die sich vor einiger Zeit in unserem Lande zugetragen, als Beispiel, wie eine erdrückte Persönlichkeit sich ihr Recht verschafft hat. Das Familienbild ist ein Spiegel des Weltlaufes.

Es handelt sich um ein Ehepaar. Der Mann — lassen wir ihn Rosten genannt sein — ein Norddeutscher, voller Thatkraft und Lebenslust, voll frischer Rücksichtslosigkeit in Durchführung seiner Absichten und Erlangung seiner Genüsse. Er war Bauunternehmer, aus seinen Federstrichen entstanden Eisenbahnen, Paläste und Großwerkstätten, seine Energie riß andere zum zuversichtlichen Schaffen mit sich fort, seine Genüsse teilte er großmütig mit anderen, am liebsten mit seiner Ehefrau Adele, einem schönen Weibe, das er leidenschaftlich liebte. Rostens Grundsatz war: Schaffen und sinnlich Genießen. Alles andere, feinere war ihm fremd, ja widerlich.

Seine Frau Adele, eine Süddeutsche, war eine weichmütige, innige Natur, beschauliche Heiterkeit liebend, häuslicher Zurückgezogenheit ergeben. Sie liebte ihre innere Welt, so wie er seine äußere.

Diese glücklichen Menschen hatten ein Kind, das sie unbändig liebten, jedes nach seiner Art. Es war ein schöner, gesunder, reich veranlagter Knabe. Die Mutter erzählte ihm Märchen von Feen und Engeln, der Vater bildete ihn durch körperliche Uebungen aus, erzog ihn schon früh zu Fechten und Ringen und allerlei körperstärkendem Sporte. Für die Sommer- und Herbstmonate bewohnten sie ihr Landhaus in einem schönen Thale Tirols. Dort war es, wo der Knabe in seinem elften Lebensjahr auf der Jagd verunglückte. Einer Wildente nachjagend, war er vom Pferde gestürzt. Tot und entstellt brachten sie ihn ins Landhaus. Die Verzweiflung des elterlichen Paares war grenzenlos und wurde noch bis ans Dämonische gesteigert durch die Vorwürfe, die sie einander machten. Die Frau behauptete, daß ihres Mannes Jagdgier Ursache sei an dem Tode des Kindes; er war davon überzeugt, daß ihre Erziehungsart von Verweichlichung, Unbeholfenheit, besonders auch der Aberglaube vor Wildenten, den sie mit einem Märchen in dem Knaben erweckt, ihn ins Verderben gelockt habe. Sie wurde bald müde, ihn anzuklagen, und gab sich der betäubenden Wucht des Schmerzes hin. Seine Herzenspein war weitaus leidenschaftlicher, und er wurde nicht müde, sie als Urheberin des namenlosen Unglücks zu peinigen. Endlich fand er, es wäre der Raserei genug gethan und das Lebensprinzip erfordere es, Kehrt zu machen. Es gelte, über das Unabwendbare hinwegzukommen und ein neues Leben zu beginnen.

Der Knabe war längst begraben auf dem lieblichsten Plätzchen des schöngelegenen Gebirgsdorffriedhofes und seine Erinnerung sollte künftigen Wegen nicht mehr entgegenstehen. Herr Rosten führte seine Frau mit vernünftigem Zuspruch aus der Gegend. Das Landhaus sollte verschlossen bleiben. Die

Wohnung in ihrer Provinzialstadt wurde aufgegeben, in Berlin ein Palais erworben und eingerichtet mit fürstlicher Pracht. Alles, was an die Vergangenheit mahnte, an das Kind, wurde geändert oder vernichtet. Frau Adele war ruhig geworden. Die Ruhe der Erschöpfung. Der Traueranzug und die Blässe ihres Gesichtes waren die einzigen Zeugen ihres Schmerzes. Sie kannte den starken Willen ihres Mannes und fügte sich ihm schweigend. Sie ließ es geschehen, als er die Geräte fortschaffte vom Zimmer des Knaben, seine Bücher, sein Fahrrad, sein Schießgewehr, sein Bildnis. Aber als er die Hand ausstreckte nach dem Kistchen, wo die ersten Spielzeuge des Kindes aufbewahrt waren, da warf sie sich ihm in die Arme und rang mit ihm. Als ob er ihr den Knaben neuerdings entreißen wollte, so rang sie mit ihm wie eine Löwin. Von seinen kräftigen Armen wurde sie zu Boden gedrückt, in die Ecke, wo sie stöhnend kauern blieb.

Von diesem Tage an hat sie sich nicht mehr gegen ihn aufgelehnt, nicht mit einer einzigen Gebärde. Mit keinem Worte wurde des Knaben mehr erwähnt, und Herr Rosten war nun völlig überzeugt, daß diese Art der Umkehr zum neuen Leben die richtige gewesen, auch für sie. Sein Herz ging, wie früher, wieder auf in Schaffen und Genüssen, in vollen Zügen schlürfte er das üppige Leben, Reichtümer und Ehren häuften sich von Tag zu Tag. Mit großer Befriedigung sah er, wie seine Frau, die er nach seiner Art sehr liebte, sich den Verhältnissen fügte, den Verlust des Kindes zu vergessen schien und in der Pracht ihres neuen Hauses ruhig dahinlebte. Sie war sanft und gütig gegen alle, doch außer bei den gemeinsamen Mahlzeiten mit ihrem Manne zurückgezogen in ihren Gemächern. Wenn der Gemahl sie dort begrüßen wollte, fand er die Thür verschlossen, die Frau bedürfe der Ruhe.

So ging's einen Monat nach dem andern. Da fiel es doch auf, wie sehr blaß und schmächtig Frau Adele geworden war. Auf Wunsch des Gatten hatte sie das Trauergewand längst durch ein lichtes Kleid vertauscht, und in diesem erinnerte sie in ihrer Schattenhaftigkeit an die weiße Frau, die gespenstisch durch das Schloß schwebt. Nachdem die Hausärzte mancherlei Verordnungen getroffen hatten, die Frau Adele mit großem Gleichmut über sich ergehen ließ, ohne daß dem Verfall ihrer Kräfte Einhalt gethan werden konnte, wurde beschlossen, sie nach dem Süden zu schicken. Ihr war es recht, zur Gesellschaft nahm sie eine alte Jugendfreundin mit, und ein Diener begleitete sie. Herr von Rosten — er war mittlerweile seiner Verdienste wegen Ritter geworden — nahm zärtlichen Abschied von seiner Frau, die ihm kühl, wie geistesabwesend ins Gesicht blickte. Er hatte auf Lussin im adriatischen Meere alles bereiten lassen, um ihr dort den Aufenthalt denkbarst behaglich und angenehm zu machen. Wenige Tage nach der Abreise kam der Diener zurück, die Damen hätten ihn verabschiedet und wollten sich allein behelfen. Herr v. Rosten erblickte darin einen Eigensinn, den er einstweilen ignorieren wollte. Im welschen Lande würden die Frauen, wovon keine der italienischen Sprache mächtig war, schon mürbe werden. Seine Frau sei wie ein Kind, das durch konsequente

Unnachgiebigkeit und mit ehernem Prinzipe zu ihrem Wohle erzogen werden müsse. Gott, wohin käme man mit solchen Weiberlaunen, Gemüt oder Herz genannt! Der Mensch muß ein Prinzip haben. Ohne starkes Prinzip kein großes Ziel! — Er schickte den alten Diener wieder nach, doch schon nach kurzem langte von diesem eine Depesche ein, die Damen wären auf Lussin gar nicht angekommen und die ihnen dort bereiteten Apartements stünden leer. Herr v. Rosten stutzte, tröstete sich aber damit, daß sie wahrscheinlich in Abbazia verweilen würden oder gar anderen Sinnes geworden wären und sich nach der Riviera begeben hätten. Als aber die Nachforschungen ergaben, daß die Frauen weder an diesen Orten eingetroffen, noch an anderen Kurstationen des Südens zu finden seien — selbst auf Korfu und in Kairo wurde vergeblich gesucht — ging dem Herrn Gemahl ein Licht auf. Aber eins, das nur brannte und blendete, nicht aber erhellte. Noch hatte er immer auf eine Postnachricht gewartet, aber die Frauen waren verschollen.

Jetzt machte er sich selbst auf die Reise und durchforschte Dalmatien, Italien und das südliche Frankreich. Vergebens. Die leidenschaftlichen Zornregungen begannen sich in ihm zu legen, es kam der tobende Schmerz. Es war ihm so viel als sicher, daß sich seine Frau das Leben genommen hatte. Und jetzt dämmerte ihm die Ahnung auf, daß seine rücksichtslosen und kurzsichtigen Bestimmungen sie in den Tod getrieben haben könnten. Er hatte bisher geglaubt, seine Absichten, ihr ein neues genußreiches Leben zu schaffen, würden als wohlmeinend und liebreich endlich verstanden worden sein, nun erschienen sie ihm plötzlich selbst ungerechtfertigt, ja sogar brutal. Auf der Rückreise war es, daß er an einer Lungenentzündung erkrankte; wochenlang mußte er in einem Bauerndorf Savoyens dahinliegen. Während dieser Zeit begann es in ihm helle zu werden.

Er sah sein riesengroßes Unrecht, das an dem geliebten Weibe begangen worden war, er sah das wehe Leiden und Vergehen ihres Herzens, dem er das liebste Kind zweifach geraubt hatte, das er mit roher Gewalt von seiner idealen Welt gerissen und in die Oednis des Prunkes und kalten Reichtums gestoßen hatte. Ganz allmählich war ihm die Nichtigkeit dessen, was er stets als das Erstrebenswerteste geachtet, klar geworden, Schaffen und Genießen, Macht und Ehre! Was ist das! Wenn man schuldig ist an dem Untergange des geliebtesten Wesens! Und sein Gewissen rief ihm zu: Nun, du starker Mann, du Lebenskünstler! Nun thue es an dir selber, was du von deinem Weibe verlangt hast — vergiß! Vergiß deine Adele, wenn du kannst! Vergiß deine Schuld, wenn du kannst, und lebe! —

Aus langen Fiebernächten der Krankheit war ein anderer aufgestanden, als sich hingelegt hatte. Der antike Kraftmensch, als den er sich gefühlt, hatte sich in einen modernen Nervenmenschen verwandelt. Jetzt gab's nichts mehr zu thaten, jetzt gab's zu leiden. Als er das erste Mal in das Freie trat, wo die weißen Berghäupter niederschauen in das Rosenparadies des Thales, überkam ihn ein krampfhaftes Weinen, so heftig, so grunderschütternd, wie er in

seinem Leben noch nie geweint hatte. Wenn er nur wüßte, wo ihr Grab ist! — Auf einmal jetzt verlangte es ihn nach einem Grabe.

Die Heimreise nach erfolgter Genesung war fast planlos. Wohin wollte er denn nur? Wo war er denn daheim? Im Palais der großen Stadt? Es schauerte ihn vor den Einöden dieses Palastes. Ein Haus ohne Weib und Kind! Nun erinnerte er sich, er hätte ja ein Kind, er hätte ja ein Grab. Fast unwillkürlich zog's ihn, als er auf der Rückreise Tirol durchfuhr, nach dem Gebirgsdorfe, auf dessen Kirchhof der Knabe lag. Wohl schon längst mußte Gras darüber gewachsen sein, denn dieses Grab war ja der Vergessenheit geweiht worden. Aber siehe, es prangte in strahlender Blumenzier, und zwischen herrlichen Rosen, zwischen blühenden Sträuchern, die gleich einer Laube das stille Bett überschatteten, wucherten überall die himmelblauen Vergißmeinichte. Unterwegs zum Sommerhause, das auf seinen Wunsch sofort nach der Katastrophe geschlossen worden, kam er an die Stelle, wo der Knabe verunglückt war. Dort stand ein hohes Kreuz, geziert mit einem Kranz aus frischen roten Rosen. Am Sommerhause selbst waren die Fenster offen und das Thor. Durch dasselbe gehend, blickte Rosten in ein dunkles Gemach, in welchem eine rote Ampel brannte. Als er von all dem hoch überrascht eintreten wollte, kam vom Garten her, in Schwarz gekleidet, seine Gemahlin, faßte ihn zart am Arm, hielt ihn zurück und flehte: „Sei barmherzig, lieber Mann, laß mir mein Leben!"

Seine Adele stand vor ihm, mit frischen Wangen, mit großen, milden Augen, in denen das süße Glück der Wehmut lag.

Also hatte sie mit ihrer Freundin hier in dem entlegenen Landhause Zuflucht genommen, um der Erinnerung zu pflegen an ihr Kind. Das Gemach, in dem es aufgebahrt gewesen, hatte sie zur Kapelle umgewandelt und darin alle Gegenstände versammelt, die je noch von dem Knaben und seinem Kindesleben aufzutreiben gewesen waren und die sie nun wie Heiligtümer inbrünstig verehrte. Und in freier Ausübung dieses Erinnerungskultus war sie genesen und fast glücklich geworden. Sie beschäftigte sich mit ihrem Kinde, also hatte sie es wieder.

Jetzt ahnte es Herr v. Rosten wohl, was das heißt: inneres Leben, und wie dieses ein größerer, heilsamerer und vor allem ein unzerstörbarerer Genuß sein könne, als das ungestüme Festklammern an die äußere Welt. Er schämte sich zwar, vor ihr aufs Knie zu sinken, aber sein erstes Wort war eine Bitte um Verzeihung, daß er so sehr ihre Natur verkannt, daß er ihr das Recht der Persönlichkeit vorenthalten hatte.

So hat es sich auch hier wieder gezeigt, daß der schwachen Frau eine größere Kraft innewohnt, als dem starken Manne. Und warum? Weil der Mann Prinzip ist und die Frau Natur.





Anton van Dyck.

Von

Professor **Pol de Mont** (Antwerpen).



I.

Unter der glänzenden Malerschar, welche sich im siebzehnten Jahrhundert in Antwerpen unter dem Einfluß Rubens' zusammenfand, giebt es vielleicht hier und dort mal einen, der, wie Jakob Jordaens, jenen als Künstler übertroffen hat, aber gewiß keinen, der vom ersten Anfang an allgemeiner und andauernder die Anerkennung der Kleinen und Großen, der eigenen Landsleute wie der Fremden genossen hat, als Anton van Dyck.

Fruchtbar wie sein großer Meister selbst, begabt mit einer Leichtigkeit in der Ausführung und einer Sicherheit in Hand und Blick, welche ihm gestatteten, Arbeiten von hohem Wert bereits in einem Alter zu malen, in welchem die meisten es kaum wagen würden, ein allererstes Probestück zu liefern; schön und edel von Antlitz und Gestalt, fast wie ein junger Gott, und, trotz bürgerlicher Herkunft, geschmackvoll und elegant wie ein Junker aus altadligem Geschlecht; endlich von einem frühen Tod dahingerissen im vollen Glanze einer Glorie, um welche wohl die meisten ihn beneidet hätten, ist van Dyck unter all' den großen Vlamen und Holländern seiner Zeit wohl der einzige, — wenigstens der einzige neben dem viel größeren Rembrandt, — um dessen Person die Volksfantasie Märchen und Legenden gewoben hat, die ungeachtet der Forschungen und Entdeckungen nüchterner Gelehrter sogar in unseren Tagen noch nicht vergessen sind.

In der ganzen Geschichte unserer klassischen und holländischen Malerschule verdient, außer Rubens, kein einziger so sehr ein Sonntagskind genannt zu werden wie Anton van Dyck.

Er hatte nicht bloß das Glück, in einer Zeit geboren zu werden (22. März 1599), als sein Vater, der Sohn eines Hausierers, sich schon ein ziemlich bedeutendes Vermögen gesammelt hatte, sondern er genoß auch das Vorrecht,

eine Mutter zu besitzen — Maria Cupers — welche, wenn sie bloß in günstigeren Verhältnissen gelebt hätte, gewiß selbst Künstlerin geworden wäre, und von der uns bekannt ist, daß sie große Geschicklichkeit im Zeichnen besaß und eine vorzügliche Stickerin war.

Auch sein Vater, Franz, war für das damalige Zeitalter ein gebildeter Mann, der die große Wichtigkeit einer guten Erziehung und feinen Bildung voll zu schätzen wußte und seine zwölf Kinder der Führung nur sehr tüchtiger und sachverständiger Männer anvertraute.

Und daß er selber kein gewöhnlicher Spießbürger war, dürfen wir aus der Thatsache schließen, daß er ein „schönes, doppeltes Clavecimbel“ besaß und all' seinen Kindern Unterricht in der Musik geben ließ.

Nun mag es schon eine Legende sein, daß der junge Anton niemand anderem als seiner eigenen Mutter den ersten Unterricht im Zeichnen verdankte — gewiß ist doch, daß er im Alter von zwölf Jahren bei einem Maler, Hendrik van Balen II (1623—1661), in die Lehre gebracht wurde, dem Sohne jenes anderen H. van Balen I (1575—1632), der die Landschaften des „Fluweelen (samtenen) Breughels“ mit Figuren bedachte; — daß er, kaum vierzehn Jahre alt, 1613 das Bild eines alten Mannes, 1615 im Auftrage des Decans einer Antwerpischen Gilde Christus mit seinen Aposteln malte, was ihm so gut gelang, daß sogar Rubens seine Freude daran hatte und den jungen Maler gar oft besuchte. Endlich wissen wir, daß er selbst in dieser Periode van Balens Werkstatt schon verlassen und verschiedene junge Leute als Schüler angenommen hatte.

Diese Einzelheiten können uns bestätigen, daß Anton eigentlich erst ziemlich spät ein Schüler des Rubens geworden ist (wahrscheinlich erst kurz vor 1620), und zwar nachdem er unter manchem anderen noch den Trunkenen Silen aus dem Brüsseler Museum und ein Selbstbildnis geschaffen hatte, welches später von Du Pont graviert und in verschiedene Werke aufgenommen wurde.

Im Februar des Jahres 1618 kaufte er sich die Freimeisterschaft der Sanct Lukasgilde.

Wie hoch Rubens vom ersten Anfang an die Gaben seines Schülers geschätzt hat, zeigt deutlich die Thatsache, daß er sich bei Gelegenheit eines Vertrages, worin er sich verpflichtete, innerhalb neun Monate 39 Bilder für die Jesuitenkirche zu liefern, ganz ausdrücklich ausbedang, sich von van Dyck und einzelnen seiner anderen Schüler helfen zu lassen; er nennt also die Namen dieser anderen Schüler nicht, sondern nur den van Dycks!

Uebrigens verpflichtete sich der Präpositus des Ordens, van Dyck selbst zu gelegener Zeit — „te bequamer tyd“ — einen Auftrag zu geben.

Weiter erfahren wir aus einem italienischen Brief, der im Jahre 1620 aus Antwerpen an den Grafen von Arundel geschickt wurde, „daß van Dyck im Palaste Rubens' wohnte und daß seine Arbeiten fast so hoch wie die seines Meisters geschätzt wurden“.

„Es wird uns schwer fallen," heißt es weiter, „ihn von hier fortziehen zu lassen;" und wir vermuten, daß der einflußreiche Engländer die Absicht hatte, den damals schon Einundzwanzigjährigen nach England kommen zu lassen; denn bereits im November des Jahres 1620 befand sich van Dyck am Hofe Jakobus des Dritten und verdiente dort ein jährliches Gehalt von hundert Pfund, indem er zugleich mit verschiedenen Aufträgen und Sendungen beehrt wurde.

Im Jahre 1621 fängt für van Dyck eine Periode fast ununterbrochenen Reisens, aber auch fast ununterbrochener künstlerischer Thätigkeit an. Wir finden ihn nach einem kurzen Aufenthalt in seiner Vaterstadt zuerst in Venedig, wo er mit Vorliebe den Veronese und den Tiziano Vecellio studierte, später in Genua, wo er eine glänzende Reihe Porträts der höchsten und allerhöchsten Herrschaften und auch einige religiöse Bilder malte, nachher in Rom, wo kein Geringerer als der frühere Nuntius am Brüsseler Hofe, der gelehrte Kardinal Guido Bentivoglio, der ihm auch die Lieferung mehrerer Gemälde aufgetragen hatte, sein Gastfreund war.

Nicht vor 1628, jedenfalls erst nach längerem Aufenthalt in den nördlichen Niederlanden, sah van Dyck die Stadt seiner Geburt, sein geliebtes Antwerpen wieder. Im Alter von 29 Jahren machte er dort sein Testament, wahrscheinlich dem Wunsche seiner Schwestern gemäß, Beginen (Béguines), Susanna und Isabella, die er zu seinen alleinigen Erben einsetzte. Und als ob er nur darauf gewartet hätte, die salzige Luft seiner geliebten Scheldeufer wieder einatmen zu dürfen, um der Welt die ungemeine Fruchtbarkeit seines Talentes und seine ganze Meisterschaft über die Form zu zeigen, malte er, fast nur auf Bestellung, eine lange Reihe meist religiöser Bilder, worunter ich an allererster Stelle die „Verzückung des Augustinus", „Die Familie des Frederik Hendrik", „Christus am Kreuze", „Die mystische Heirat des Hermann Josef", „Das Märtyrertum Petri", augenblicklich im Brüsseler Museum, „Maria, Jesus mit den Schenkherrn", jetzt im Louvre, nenne; kurz, ungefähr 100 Arbeiten, wovon viele sich heute in München, Berlin, Dresden, Braunschweig und Wien befinden, und wovon mehr als eins bis zum Tode Rubens' einen Teil der eigenen Sammlung des unsterblichen Meisters bildete, wie z. B. Sanct Hieronymus mit dem Engel und die Dornenkrönung, beide heute in Madrid.

Im Jahre 1632 fängt van Dyck's letzte und nach meiner bescheidenen Meinung schönste Periode an.

Durch die Bemühungen des Arundel aufs neue nach London berufen, wurde er dort von Karl I. mit dem Titel Hofmaler und bald auch, nämlich im Juli 1632, mit dem eines Ritters beehrt und mit einem jährlichen Gehalt von 200 Pfund Sterling belohnt. Von da an bis an seinen Tod im Jahre 1641 vergeht kaum ein Tag, an welchem ihm nicht mindestens ein Mitglied des Hofes, des Adels und der Diplomatie — gewöhnlich aber mehr — in seiner Werkstatt in Blackfriars oder Eltham Modell sitzt. —

Nicht weniger als 350 seiner Arbeiten, meistens alle aus jenen Jahren, finden wir in den alten Schlössern Schottlands und Englands wieder; 24 in Windsor, 23 in Clarendongalery, 67 beim Herzog von Bedford, 15 in der Petworth'schen Sammlung. Allein von Karl dem Ersten malte er nicht weniger als 38 Porträts, darunter 7 Reiterbilder, wovon die besten wohl in der National-Galery in Windsor und im Louvre aufgehängt sind.

Einen Beweis der Anerkennung, die ihm als Künstler gewiß eine ebenso große Freude bereitet haben wird wie die vielen Ehren, welche ihm am englischen Hofe zu teil wurden, brachte ihm im Jahre 1634 seine Vaterstadt: die Maler-Kammer begrüßte ihn dort als ersten Würdenträger des Vorstands der St. Lukasgilde, eine Ehre, welche außer ihm nur noch Rubens zu teil wurde.

* * *

Inwieweit die Erzählungen von Liebeleien van Dycks mit den schönen Frauen des englischen Hofes zur Legende oder zur Geschichte gehören, vermag ich hier nicht zu beurteilen. Weil aber seine Gesundheit und seine finanziellen Verhältnisse auf die Dauer in gleichem Maße zu wünschen übrig ließen, rieten ihm seine Freunde und Gönner, nur recht bald eine Heirat zu schließen. 1639 wählte er sich die hübscheste, aber auch die unvermögendste der Gesellschaftsdamen der Königin Henriette zu seiner Gemahlin, und schon hoffte der Künstler, dem das fortwährende Porträtmalen wohl am Ende leid war, die Hand an eine Reihe Wandmalereien in White-Hall legen zu können, als der Bürgerkrieg in England ausbrach.

Mit einem Schutzgeleite wanderten van Dyck und seine Gattin nach Holland aus, blieben während einiger Zeit in Antwerpen und Paris und kehrten erst im November 1641 nach London zurück, wo er aber schon, nachdem er am 4. Dezember 1641 sein Testament gemacht hatte, am 9. desselben Monats verschied.

II.

Ein Blick auf seine sämtlichen Arbeiten lehrt uns, daß van Dyck während seiner ersten, das heißt während der Antwerpischen Periode, ungeachtet seiner damals schon fast vollkommenen Technik, innerlich und äußerlich doch nichts anderes gewesen ist, als ein Epigone, ein Schüler des mächtigen Rubens.

Schon vor seinen unmittelbaren Beziehungen zu dem Meister nahm er sich ihn zum Vorbilde und suchte ihn nachzuahmen. Sein „Betrunkener Silen“ ist sowohl der Auffassung als der Ausführung nach brutal „Rubenianisch“. Die Figur des betrunkenen Satyrgreises ist genau so, wie Rubens dergleichen Typen aufzufassen pflegte. Von vielen seiner geschichtlichen und religiösen Gemälde, welche er vor seiner Reise nach Italien gemalt hat, könnte man mit vollstem Rechte dasselbe sagen. Zum Beispiel der Sanct Martinus in der Kirche in Saventhem ist eine einfache Wiedergabe der Rubensschen Behandlungsweise desselben Vorwurfs.

Und hiermit hätte ich schon eine der größten Schwächen des Anton van Dyck angedeutet: seinen Mangel an eigener Erfindung, seine Armut der Phantasie. Auf den meisten seiner größeren Bilder sucht man vergeblich nach einer neuen, ihm gänzlich eigenen Gruppierung, ja sogar nach Typen, welche nicht denen des Rubens glichen.

Jedoch, neben diesen Kennzeichen seiner Schwäche finden wir auch schon in einzelnen seiner Arbeiten Andeutungen einer wachsenden Originalität, einer Ursprünglichkeit, die zwar viel mehr in einem andern Genre als dem obengenannten zur Geltung kommen wird, die aber Rubens und Jordaens wohl nie in einem solchen Grade besessen haben, nämlich eine vielleicht etwas weibliche Empfindsamkeit und eine aristokratisch edle Verfeinerung.

Schon in einzelnen seiner Bilder, welche, ohne gerade Porträts zu sein, doch als Porträts aufgefaßt worden sind, kommt diese doppelte Eigenschaft zur Geltung.

Seine „Not Gottes“, sowie all' seine größeren und kleineren Bilder aus dem Antwerpener Museum, seine Mystische Heirat des glückseligen Hermann Josef im Wiener Belvédère, Maria und Joseph mit den Donateurs im Louvre, Die heilige Familie in München, Maria mit dem Jesusknaben auf dem Schoß in Berlin, verdienen fast alle in gleichem Maße das Lob, welches Arsène Alexandre einem einzigen dieser Bilder zollte:

„Ils sont d'un sentiment si pur, si gracieux et si austère, d'une harmonie si grave et dans laquelle les portraits conservent presque tous la netteté et la précision des grands primitifs flamands avec un accent d'humanité moderne.“

Ich halte mich fest davon überzeugt — was man im allgemeinen und oft wohl mit Recht auch gegen die Studienreisen der nördlichen Künstler nach dem Süden einwenden mag, — daß van Dycks Aufenthalt in Italien, und besonders in Venedig, der Entwickelung seines Talentes in jeder Beziehung nützlich gewesen ist. Hat er doch im Studium des Veronese und Tizian die Mittel und Wege entdeckt, um endlich einmal der Tyrannei der Rubensschen Auffassung und Farbengebung zu entgehen.

Würde er es nicht von Veronese gelernt haben, dem Fleische, dem Rubens so leidenschaftlich alles opferte, einen weniger hervorragenden Platz einzuräumen, so hätte er gewiß nie die gewaltige Farbenpracht seiner ersten Arbeiten zu lindern und zu besänftigen, und — endlich — sein Streben nach Kraft der Körper und Heftigkeit der Bewegungen gegen Adel der Haltung, Keuschheit der Geberden, edlen Ausdruck der Züge umzutauschen vermocht.

Noch in einer anderen Beziehung haben die Italiener günstig auf den Geschmack van Dyck's eingewirkt. Sie haben, wenn ich es mit einem kleinen Anachronismus so bezeichnen darf, sein ihm schon angeborenes Dandytum ent-

wickelt. Gewiß, auch wenn er nie Italien besucht hätte, würde der junge, schöne Künstler, gefallsüchtig wie er war, die von Hause aus immer mehr oder weniger puritanischen niederländischen Maler an Eleganz und feinen Manieren überragt haben, aber ob er dann auch, wie es jetzt wohl der Fall ist, den vornehmsten aller Hofmaler, Velasquez, sogar in dieser Hinsicht übertroffen hätte, dies wage ich zu bezweifeln.

Van Dyck war so sehr zum P o r t r ä t m a l e r geboren, daß seine ersten Arbeiten, sein C h r i s t u s m i t d e n z w ö l f A p o s t e l n, sowie sein A l t e r M a n n aus dem Jahre 1613 wirkliche Porträts waren; daß er, sobald er die Werkstatt des Rubens verlassen hatte, kaum noch etwas anderes als Porträts malte.

Und man glaube nur nicht, daß die Persönlichkeiten, die er malte, ihn wie von selbst dazu gezwungen hätten, elegant und zierlich zu sein. Diese Behauptung würde einigen Wert haben, wenn es bloß Könige und Königinnen, Edelfrauen und Kammerherren, Kardinäle und Diplomaten gewesen wären, die ihm Modell saßen, und — wir wollen es nur aussprechen — wenn all' diese hohen Herrschaften sich auch persönlich durch angeborene Distinktion und Eleganz ausgezeichnet hätten!

Aber dem war durchaus nicht so!

Neben dem supereleganten K a r l d e m E r s t e n malte er den wohlbeleibten P r i n z e n v o n C r o y, neben den K i n d e r n K a r l s d e s E r s t e n das stecknadelkissendicke B a b y aus dem Antwerpener Museum. Und (um, ganz im Geiste des großen Meisters, den bereits vor 200 Jahren dahingeschiedenen Damen nicht lauter Schmeicheleien zu sagen), nicht alle die von ihm porträtierten Herzoginnen und Gräfinnen waren so auserlesen edel von Antlitz und Gestalt, wie die Mary Ruthven, Lady Venetia Digby, Maria Louisa Tassis, Margaret Lemon.

Und was soll ich jetzt noch sagen von der großen Reihe von Künstlern, die er, entweder in Farben oder mit der kalten Nadel, verewigte? Waren diese etwa a l l e schön wie Apollo, elegant wie Adonis? Und dennoch! Welch einen Eindruck guter Manieren, Gediegenheit, adliger Geburt, Höflichkeit machen diese alle nicht auf uns, ebensogut die B o h ê m e s aus der ungestümen Malerwelt des siebzehnten Jahrhunderts, wie der Kardinal Bentivoglio oder der gelehrte Scaglia in höchst eigener Person.

Es ist indessen noch etwas mehr als die ausgesuchte Darstellung der äußeren Formen und Manieren, die in den Bildern van Dyck's Bewunderung erregt. Obgleich in geringerem Maße als Rembrandt, ist auch er ein Psychologe, ein Menschenkenner.

Nicht der universale Ergründer a l l e r Menschenkinder, wie Rembrandt und Rembrandt allein es gewesen ist, sondern der philosophische Durchschauer der weiblichen Seele und einer besonderen Klasse von Männern und Frauen, nämlich derjenigen, welche betrübt sind, weil sie zu viel geliebt, und enttäuscht

worden sind, weil sie zu viel genossen haben; derjenigen, die sich nach dem Tode sehnen, weil sie das Leben mehr als zuviel durchgekostet haben.

Diese versteht er, wie nie einer vor ihm und bis auf Alfred Stevens nie jemand nach ihm sie verstanden hat.

Karl I. auf der Jagd im Louvre, Maria Louisa Tassis, Mary Ruthven, seine eigene Frau, Wolfgang Willem, Henry Liberti van Groningen und nicht am wenigsten die Henrietta Maria...

Welch eine Melancholie spricht aus diesen Zügen! O ja! eine Melancholie, die lächelt, eine Melancholie, die uns erinnert an das: „dakrua gelasasa“, das „durch Thränen Hinlächeln“ der alten Griechen! —

Betrachte zum Beispiel das feine, edle Profil der Henriette Maria in Windsor. Wieviel gestehen uns nicht diese schweigenden Lippen, Lippen, welche uns erinnern an Alfred de Musset und Heinrich Heine ..., Lippen, die gewiß zuviel geküßt haben und zuviel geküßt worden sind!

Und dann, man sehe bloß die Hände der van Dyck'schen Porträts, Hände, von denen man gewagt hat, zu behaupten, daß er sie ziemlich oft nach andern, bezahlten Modellen besonders dazu geschaffen hätte! Wie gehören sie notwendig und unzertrennlich zu diesen Köpfen, dieser Haltung, diesen Gestalten! —

Betrachte nur den Scaglia in Antwerpen, Bentivoglio in Florenz, den kleinen Prinzen auf dem Gemälde Die Kinder Karls des Ersten in Berlin, sogar das Bild des Croy, die einfach-bürgerliche alte Frau auf „Die Jungfrau mit den Donateurs“ im Louvre, — ich nenne hier nur die allerschönsten, — und sag' mir dann, ob diese Hände nicht sprechen, ob sie nicht in vollkommener Harmonie sind mit den edlen Zügen des Gesichtes.

Endlich hat auch van Dyck in seinen Porträts rein als Techniker eine Vollkommenheit erreicht, worin er nur von den Allergrößten überragt wird. Legte er doch in Italien alle Roheit, Härte und Steifheit ab. Erst in England, in der Periode, als er seine schönsten Porträts malte, entgeht er dem Einfluß des Tizian, besonders wo er rot, gold und grün malt.

Vollkommene Ruhe, vollkommene und vorzügliche Einheit, strenge und wohlthuende Harmonie, dies alles hat er jetzt gelernt, dazu eine Ausgeglichenheit auch bei der Verwendung der verschiedensten Farben, rein weiß auf tiefstem schwarz oder braun, schwarz und gold auf rotblau oder grün.

* * *

Ziemlich originell war nach dem Zeugnis eines seiner besten Freunde, Jabach, die Art und Weise, wie van Dyck seine Gönner behandelte.

Tag und Stunde, wann sie ihm sitzen durften, wurden im voraus ganz pünktlich vom Künstler selbst bestimmt. Wer sich auch immer als Modell eingefunden haben mochte, der Maler arbeitete nie länger als eine Stunde an demselben Bildnis.

War die Zeit vorbei, dann erhob sich der Meister, verbeugte sich höflichst, und der hohe Gönner durfte sich entfernen, indem sofort ein zweiter vom

Diener eingeführt wurde. Der „Palettenjunge" spannte inzwischen eine andere Leinwand auf die Staffelei, holte andere Pinsel hervor und überreichte dem Künstler eine neue Palette.

Während der ersten Sitzung wurde das Gesicht angelegt, die Haltung in breiten Zügen angegeben, die Kleidung im Umriß angedeutet. Während weniger als 15 Minuten zeichnete der Künstler alsdann mit Kreide die Körperform und die Einzelheiten des Kostüms. Das betreffende Modell borgte ihm seine Kleider, und die Schüler malten dann auf der von van Dyck angefangenen Skizze die Arbeit so weit fertig, daß der Künstler selbst, nachdem er jetzt Antlitz und Hände nach dem Leben ausgeführt hatte, die übrigen Teile, Hintergrund und so weiter, nach der Rubensschen Methode nur noch zu verbessern hatte.

Wenn er wirklich in dieser Weise verfuhr, dann erregt es unsere Verwunderung, daß nicht auf mehr, weit mehr Porträts der englischen Periode dieses Amphibische, wenn ich mich so ausdrücken darf, ins Auge fällt, das uns zum Beispiel auch in einigen Arbeiten des Rubens frappiert, so auf seinem Christus in der Hölle und Sanct Anna und Maria, beide in Antwerpen.

Entweder verstand es der Meister, seine Schüler so völlig mit seinem Geiste zu durchdringen, daß sie beinahe mit seinen Händen malten, oder er zauberte selbst derweilen mit seinem Pinsel, so daß ein paar Umrisse, ein paar Striche ihm genügten, um auch auf fremde Arbeit seinen Stempel zu drücken.

In beiden Fällen ein Rätsel, das uns mit Staunen und Bewunderung erfüllt!





Genrebilder der Weltgeschichte.

Von

Felix Poppenberg.

Auf der bekannten Shakespearebühne spielen sich auf dem großen offenen Vorderraum die offiziellen Geschehnisse, die Haupt- und Staatsaktionen ab. Im Hintergrunde aber auf kleinerer Runde gehen die intimeren, familiären Handlungen vor sich, die rein menschlichen.

Der großen öffentlichen Vorderscene mit ihren Freskolinien, ihrem Heldenmaß gleicht die Weltgeschichte, die über die Höhen wandelt, nur die Gipfel ins Auge faßt, die bedeutenden Thaten mit dem Griffel festhält und der die Menschen nur insoweit gelten, als sie mitten in der Maschinerie der Welt- und Geschichtsentwicklung stehen und sich rühren.

Nur der Mann am Steuer der Zeit interessiert sie, und seine Bewegung; der Mann in den Pausen des Lebens, in den müßigen Stunden häuslichen Seins geht sie nichts an.

Wir aber lieben die kleine intime Bühne mehr als die große, feierliche. Uns interessieren die Menschlichkeiten mehr als das Heroentum. Lieber als auf die Denkschriften an Standbildern und Triumphbogen hören wir auf die ungeschminkte Alltagssprache, die uns ein wahrheitsgetreueres, unretouchiertes Bild vom Fühlen und Denken vergangener Zeiten giebt als die Repräsentationsrhetorik.

Und lieber als auf den Reichstagen im Festgewande möchten wir die Menschen der Vergangenheit zu Haus belauschen, in ihrem Alltagsleben, in den Details ihrer Existenz und uns daraus ein Abbild wechselvoller Zeiten schaffen.

Solch kleines Welttheater im Gegensatz zum großen feierlichen Theatrum mundi der Geschichte schlägt jetzt ein kluger, nicht auf das Papierne, sondern auf das Menschliche ausgehende Kulturhistoriker auf, Georg Steinhausen.*)

*) Deutsche Privatbriefe des Mittelalters. Mit Unterstützung der Kgl. preußischen Akademie der Wissenschaften herausgegeben von Dr. Georg Steinhausen, Universitätsbibliothekar in Jena. I. Band: Fürsten und Magnaten, Edle und Ritter. Berlin 1899, R. Gärtners Verlagsbuchhandlung, Hermann Heyfelder.

Er spricht nicht selbst, bescheiden tritt er als Regisseur zurück hinter den Frauen- und Männergestalten, die er aus dem Staub der Archive zu quellendem Leben neu beschworen.

In ihren Privatbriefen, ihrer Correspondence intime läßt er sie reden; in der Weise ihrer Dialekte, ober-, mittel- und niederdeutsch, derb und drall; von ihrem Leben und Treiben, von ihren Interessen, ihren Pferden und Hunden, ihren Geldnöten, ihren Lustbarkeiten, ihren Familienfreuden und -leiden: ein Spiegel des christlichen Adels deutscher Nation.

* * *

An den kleinen deutschen Fürstenhöfen des Mittelalters kehren wir zu Gast ein. Nicht als lang Erwartete, für die besondere Vorbereitungen getroffen und ein mühsam aufgebrachter Pomp gerüstet ist, sondern als unvermutete Ankömmlinge, als alte Bekannte, vor denen sich niemand scheut und die man ungeniert auch hinter die Coulissen sehen läßt.

An diesen Höfen ist ein eintöniges Leben, kein italienisches Kulturraffinement. Die Tage dehnen sich. Die Vergnügungen sind derb und ungefüge. Alte Germanenstimmung liegt darüber: dicke Wälder, Jagd, Trunk und Bärenhaut. Das Programm ist primitiv und wiederholt sich immer: die jungen Gesellen tanzen, jagen, hetzen den Hirsch und sind fröhlich.

Manch einen gelüstets aus diesem Leben heraus, und Markgraf Johann von Brandenburg klagt (1473) seinem Vater Kurfürst Albrecht: daß er hier innen im Lande sitzt, nichts sieht und nichts lernt, denn allein zu Zeiten, „um lusts und Verfließung der Zeit wöllen", nach Rehen und anderem Wild zu jagen, und er beschwert sich, daß er sich auf „sich selber ganz versitzt" und nicht wisse: „So wir einst zu leuten kämen, wie wir uns gegen Fürsten und anderen mit ehrbitung und reden halten sollten und also ein niederlendischer landesfurst und Jäger bliben, der sein tag nichts gesehn noch gehort und ihm selbst, seinen landen und leuten wenig genutzen macht."

Der Brief gipfelt in dem Wunsch, zu dem Reichstag mitgenommen zu werden.

Der Vater schlug ihm die Bitte ab, und Johann antwortete resigniert: wollen wir thun als der gehorsame Sohn und länger ein jäger bleiben, als wir vor(her) gewest sind.

Ein Jäger bleiben — das ist die Parole der Zeit und das fürstliche Weidwerk blüht, vive le prince et ses chasseurs!

Die Jagdepisteln wanderten von einem Hof zum andern mit Ansagen, Fragen, Ratschlägen und Bitten. Ein allgemeines Hubertuskartell vereinigt die edeln Jäger zu gemeinsamer Förderung, daß sie sich in allen Fährnissen und jeglicher Notdurft hold und gewärtig wären.

Sie erbitten und senden sich gegenseitig Hunde, Hetzrüden, Winde, „die gut sein zu der rehe tod".

Die Sendung begleiten lange Personalien und curricula vitae der Vierfüßler.

Heinrich von Rechberg schickt dem Kurfürsten Ernst von Sachsen eine Koppel, drei Jagdhunde und einen Leithund. Und er hofft, sie werden „ihren Eltern nachschlagen". Sie kommen alle aus dem „land Schwitz". Der rote Hund hat heuer im Sommer vor der „Hirschvaißt" (Zeit, in der die Hirsche feist werden) sechs Hirsche allein erlegt und „der groß schwarz Jagdhund" soll sehr flink sein. Und wenn der Kurfürst nicht zufrieden mit ihrer Tüchtigkeit ist, so soll er ihnen die „schwänß abhaun" und sie ihm wieder schicken.

Solche Sendungen kommen nicht immer zu Dank. Die Herren haben ein derbes Vergnügen daran, sich anzuführen. Häufig aber ist der Empfänger der minderwertigen Hundesorte mindestens so gerieben wie der Absender und leuchtet dem lieben Vetter, der es so gütig gemeint, gründlich heim.

Wie Ulrich von Württemberg dem Kurfürsten Albrecht Achilles die Leviten liest, der hätte doch den Hunden, die er ihm zur Schweinhaz geschickt, lieber vorher in die Mäuler sehen sollen, sie wären eher über als unter achtzig Jahre alt.

Besonders beliebt ist die Hirschjagd. Auch Damen nehmen daran teil. Die Kurfürstin Anna, die Gattin des Albrecht Achilles, schreibt ihrem Mann von ihren Erfolgen.

Aus alten Elfenbeinschnitzereien wissen wir, wie der Gebrauch solcher Hirschjagd im XIV. Jahrhundert war. Die Jagdgesellschaft ist zu Pferd, die Damen führen den Falken auf der Faust. Die Hunde hetzen den Hirsch. Mit dem Schwert wird er abgefangen.

Für die Wildschweinjagd dienen wieder besondere Geräte. Graf Ulrich von Württemberg schickt dem Herzog Johann von Cleve einen „Swinspieß" und ein „Swinschwert mit einem rigel" (Querstange) nach seinen Landsitten.

Sehr à la mode ist die Falkenjagd, die Reiherbeize.

Das Dekorative dieses Sportes müssen die Alten selbst empfunden haben, kein anderer ist so häufig bildlich dargestellt worden.

Friedrich der Zweite, der ritterliche Kaiser, schrieb selber ein reichgeschmücktes Buch „de arte venandi cum avibus", auf dessen Miniaturen wir der edeln Beute und seinen geschwinden Gegnern in den Lüften begegnen, auf alten Spielkarten der Zeit steigt der Falke von seines Herrn und seiner Herrin Hand auf, dem stolzen Reiher den Tod zu bringen.

Eine wichtige Rolle spielen die Falkoniere, die Erzieher und Meister des Federspiels. Sehr rühmt Albrecht Achilles dem Grafen Ulrich den seinen, wenn der einen Falken vierzehn Tage hätte, so wollte er ihrer jeden so gut machen, als der „Koler, unser bester Falk, gewesen ist".

In diesen geographisch sehr bunten Briefwechseln ist aber auch noch von aparterem Wildpret die Rede. Aus dem Norden und dem Plattland führen die Schreiben König Maximilians in den Süden und in die Berge, und er kündigt dem Erzherzog Sigmund von Oesterreich an: „wir werden morgen gemsen jagen. Gott geb, daß wir morgen eine mit unser Hand fällen. Wir

tragen besunderen Haß von langen Zeiten zu denselben wilden tieren. Und wir richten hier ein Gejagd zu mit wilden wurmen, genannt die swarzen beeren; der seind gar vill hierumb."

In den Holzschnitten des Teuerdank sehen wir Maximilian bei diesem kühnen Weidwerk mit der Springstange über Abgründe setzend. Er will dies hochgemute Vergnügen auch andern zu teil werden lassen und plant ein großes Jagdfest bei Innsbruck: es wird mancher zu dieser Jagd vom Rhein, Kurfürsten und Fürsten und von allen Strömen deutscher Nation sein, die nie geglaubt hätten, daß sie solch Gebirg und andere seltsame Gejagd sehen sollten. „Ich hoff zu Gott", schreibt er, „daß solche Hörner da erlauten werden und so mancher wilde Weidgeschrei, daß das den Türken und andern bösen Christen ihr Ohr erschellen werden."

Neben der Jagd ist Hauptvergnügen das Turnier. Gründliche Beschreibung des Verlaufes, der einzelnen Stadien; Erörterungen, künftige Chancen; Dispute über die Maße der Stechpferde werden ausgewechselt. In die Stechgesellschaften vom Steinbock und vom Einhorn treten wir hospitierend. Das Turnier ist auch eine wichtige Programmnummer der höfischen Hochzeiten, „uff das die hochzeit nit ohn ritterspil ergeht und den schonen frauen ein kurzweyl gemacht werde".

Bei Markgraf Johanns' von Brandenburg Hochzeit 1476 ist die Tageseinteilung so: am Sonntag kommen die Gäste, am Montag wird gestochen, am Dienstag gerannt, am Mittwoch ist der Auszug.

Die Gastfreundschaft wird gern von den Brandenburgern geboten, aber sie hat ihre Grenzen. Man ist gut haushälterisch. Johanns Mutter, die treffliche Kurfürstin Anna, schreibt einmal an eine ihrer Töchter (1481), die zu ihr zurück will: „Doch bringt nicht mehr mit, denn den Zwerg und die Zwergin, den Thürhüter, den Sneider und Koch. Man kleidet euch und eur Gesind des Jahrs und giebt euch darzu einen Ehrerock und hundert Gulden, damit mußt ihr euch behelfen. Denn es ist nicht in der Mark, daß man viel Furstengemach verlege, man wollte denn mehr los werden, als man hätt'."

Die Boten, die die Sendschreiben von Burg zu Burg tragen, haben häufig außer diesen noch etwas im Mantelsack. Sie kommen nicht mit leeren Händen. Ein Geleitgeschenk ist meistens dabei. Nicht immer aus Noblesse und Freigebigkeit des Spenders. Die mittelalterlichen Menschen sind praktische Rechner, sie können den Wert der gegenseitigen Leistungen gut schätzen und wissen genau, daß sie aufeinander angewiesen sind und daß eine Hand die andere wäscht. Es blüht das Dedikationswesen; ein Nehmen und Geben; Bitten und Heischen; Versprechen und ungemein naives Mahnen zur Revanche. Mehr Tauschhandel als Schenken. Die Provinzen wechseln ihre Spezialitäten miteinander aus.

Der Sachsen-Lauenburger schickt nach Mecklenburg Lachse, die in Blankenese gefangen sind.

Die Württemberger spenden Wildschweinfleisch in Fässern. Die Klosterfrauen selbstgebackene Lebkuchen. Sehr begehrt sind die Biere, Braunschweiger, Bützower, Eimbecker, Wittstocker, Zerbster.

Eine Mecklenburger Aebtissin hat großes Begehr nach Speckseiten und bittet ihre „allerleveste“ Schwester, „denket up uns, wenn ji swine slan lasen, wi eten ganz gerne mettewurste und leverwurste, de de gut sind, ok ribbespeer.“

Aber nicht nur solcher Viktualienkommerz findet statt, auch alles andere für die Lebensführung Notwendige wird auf diesem Weg erworben, Waffen, Schilder, Schwerter; Kleidung, Mäntel, Hauben, Röcke, Schauben, Schleier; Schmuck, Gürtel, Ringe, Spangen, Münzen, Perlenschnüre, Reiherfedern.

Auch originelle Ueberraschung denkt man sich zu.

Der Herzog Wilhelm von Sachsen schickt den Herren Ernst und Albrecht von Sachsen zum neuen Jahr 1474 als Gratulation eine junge Löwin, und wünscht treuherzig, daß ihnen „dieselb lewynn wohl behaeglich waer, zu kurzweile und zeitvertreibe“.

Die glücklichen Empfänger des Löwentiers sollten drei Jahre später eine noch voluminösere Dedikation erhalten. Der König Wladislav von Böhmen bedachte sie mit einem Auerochsen. Er schickte ihn „von seltzsamkeit wegen“, da er ihn nicht habe behalten wollen, und er meinte freundlich, wenn ihnen selbiger Ochse angenehm sein wollte, daran würde er ausnehmendes Gefallen haben.

Ob die so kräftiglich Beschenkten sehr gerührt über die unterhaltsame Vergrößerung ihres Haushaltes durch so exotisch hohe Gäste gewesen sind, oder ob sie gebetet haben, Gott schütze uns vor unsern Freunden, darüber schweigen die Akten.

Aber die gütigen Geber konnten sich eigentlich solche eigenen Ueberraschungen ohne Bedenken gestatten, denn Herzog Albrecht hieß ja der Beherzte und durfte schon des Namens wegen durch Löwinnen, Auerochsen und ähnliche kleine Scherze sich nicht aus der Ruhe bringen lassen.

* *
*

Durch viele der Briefe klingt in unzähligen Variationen ein altes Lied, die ewige Geldnot. Vor allem scheinen die Frauen in dauernder Bedrängnis zu sein. Sie wenden sich an die Väter, Brüder, mit Vorliebe auch an die guten Oheime mit beweglichen Bitten um Hilfstruppen.

Die Markgräfin Margarete von Brandenburg schreibt an ihren Onkel Albrecht Achilles klagend, daß sie ganz entblößt ist und keinen Pfennig mehr hat. Auch hat sie große Notdurft an Hemden und Badkitteln. Und da sie gerade beim Wünschen ist, will sie auch „ein grün zendel“, eine Art Taffet „zu einer Schauben und einem unterrock“ haben, also einen seidenen Jupon.

Vor allem sind es die unglücklich verheirateten Fürstentöchter und die in mißlicher Lage zurückgebliebenen Witwen, die ihre Eltern um Unterstützung angehen.

So jammert die unglückliche Amalie von Veldenz (1481), die Tochter des kinderreichen Albrecht Achilles: „Hochgeborner furst, herzlieber Her und Fater. Ich klag euer Gnaden, daß ich sehr krank byn gewest und noch nit sehr gesund, und leid groß elend und Armut und hab weder heller noch pfenning und bin ganz in elend. Nun, recht herzallerliebster herr und fater, so bitt ich eur Gnad, als eyn dochter ihres lieben herrn und fater bitten soll, daß eur Gnad mir zweihundert Gulden wollt geben, daß ich das bad damyt bezal oder ich muß min Kleider versetzen. Nun hat ich in das bad gemußt oder ich mußt sein gestorben."

Einen ganzen Garderobenwunschzettel nach Kappen, Decken, Unterröcken, Pelzen, Schuhen schickt die Klosterfrau Anna, Herzogin von Mecklenburg, an ihre fürstlichen Vettern.

Besondere Geschmacksangaben fügt vorsichtigerweise die Markgräfin Barbara von Brandenburg 1453 bei.

Sie hat natürlich auch nichts anzuziehen und betraut ihre Brüder mit der Garderobenmission. Zu zwei Schauben — den bekannten langen Ueberkleidern des Mittelalters — will sie Stoff haben, rot und blau, und dazu noch ein rotgolden Tuch.

Den mittelalterlichen Lebemann mit dem Motto: Widersacher, Weiber, Schulden, ach kein Ritter wird sie los, vertritt der allzeit rauflustige Herr Pilgrin von Reischach. Die Korrespondenz über seinen Fall entbehrt eines gewissen Humors nicht. Handelnde Personen sind Pilgrin von Reischach und sein Freund Hans von Klingenberg. Ihre Namen zieren einen Wechsel, den der Jude Leo zu Villingen in Händen hat. Der Jude mahnt. Im Hintergrund geht Pilgrin von Reischachs — Schwiegervater Ulrich von Schinen auf. Aber nicht mit gefülltem Beutel, sondern mit billigen Ratschlägen.

Da wir gerade beim Geldpunkt sind, noch eine charakteristische Stelle über Handeln und Feilschen. Gräfin Elisabeth von Leiningen schreibt 1466 an Nikolaus Wynze in Worms, imponierend lapidarisch:

Als du uns von eynen damastenen Rock entboten hast und meynest, den umb 26 Gulden zu geben, da ist unser Meynung, daß wir dir 19 Gulden darumbe geben wollen.

* * *

Hier und da verstreute, schnell hingeworfene Aeußerungen öffnen weite Perspektiven auf die Vorstellungswelt der Zeit, die Auffassungen, die öffentlichen Zustände, die Sittlichkeit.

Da befiehlt ein Freund dem andern — es sind unsere alten Bekannten Hans von Klingenberg und Pilgerin von Reischach — seine Hausfrau, traut aber dem Frieden doch nicht ganz, denn er fügt hinzu: „doch sollet ihr sie nit minnen".

Die öffentliche Sicherheit charakterisiert der Rat an einen, der eine Reise thun will: er soll sich „lasen seeren een plat", eine Platte, eine Tonsur, um unter der Maske des Geistlichen ungefährdeter zu sein.

In hohem Schwunge steht der Aberglauben. Kurfürstin Margarete von Sachsen warnt ihre Söhne Ernst und Albrecht, die Löwin- und Auerochsenbesitzer, inständig 1472 vor einer Reise zum heiligen Grab. Denn von mehr denn einem, „der sich der Astronomey und Himmelsleuffte wohl versteht", ist zu erkennen gegeben, wie sich dies Jahr „erschreckliche, grosse, ungluckselige Zufaelle und selzane Geschicht sulle begeben".

Einen sehr leistungsfähigen Wahrsager empfiehlt Hans Metzger in Straßburg der Gräfin Margarete von Württemberg. Der weise Mann scheint mit Graphologie gearbeitet zu haben, denn er prophezeite nach auswärts brieflich, wenn man ihm nur „seinen Namen schribet in einem Zedel und darzu die Zit, da er geboren ist". Er erteilt Ratschläge in den intimsten Angelegenheiten, und viel Fürsten, Herren und Frauen suchen ihn auf. Das Honorar beträgt drei Gulden.

Einen wichtigen und drastischen Beitrag zur Sittengeschichte liefert der Brief eines bekümmerten Vaters an seinen leichtlebigen Sprößling.

Dieser Mahnbrief des Grafen Ulrich von Württemberg an Eberhard klingt wie eines der vielen Dramen vom verlorenen Sohn.

Der Vater ist entsetzt über die Verschwendung und die Liederlichkeit seines Erben. Er hält ihm seinen übermäßigen Aufwand vor, mehr denn siebenhundert Pferde habe er im Stall; mehr Hunde und Hundeknechte und Jäger, als er an Zahl weiß. Und das Gefolge, Kanzler, Kammerknechte, Scherer, Marschälle, Waffenmeister, reitende Boten, Falkner, Köche, Tafeldiener und edle Knaben. Viel schlimmer als dieser Haushaltungsluxus sei aber das Laster- und Luderleben, das er führe.

Ehren-Eberhard scheint ein Schlimmer gewesen zu sein. Der würdige Vater sagt, er hätte lieber „bei seinem biederen Weibe liegen sollen, statt seiner Büberei zu warten". Und er hält ihm seine skandalösen Klosterabenteuer vor, die sehr verwerflich, aber doch nicht ohne einen derben holzschnittmäßigen Humor sind.

Einmal sei er nach Kirchain gekommen und habe im Kloster zwei Stund nach Mitternacht einen Tanz angefangen. Sein Kanzler — allem Anschein nach ein treuer Diener seines Herrn — habe sich „inn ain zell gelegt in ain bett ohn derselben Klosterfraun wissen und willen. Da ist ein kleins Töchterlin hinein gegangen und hat gesagt: Inne, Gretelin, hast du so große Füß? Da hat er geschwiegen und ihr kein Antwort geben. Deß sind die Frouen inne geworden und sind hinaufgegangen in die Zell und hand ihn uffgehebt und ihn geheißen unsyberlich uffstan und hinweg gahn."

Der erzürnte Vater fährt fort: „Wollt Gott, daß ich an des Tochterlins statt gewesen waer, so wöllt ich ihn mit Gottes hilf mit einem eichen Federwisch bestrichen han, daß er sich nimmermehr in keiner Bett gelegt haett ohn ihr wissen und willen."

Noch mehr Fälle zählt er auf von dem „sündlich schändlichen Wesen",

das Eberhard und die Seinen in Kirchain mit „dannzen und schreien“ gehabt: „Das hat auch gewert lang nach Mitternacht.“

Der Alte schließt mit der Drohung, „wenn einer eine Klosterfrau umarmt, so ists ein Sünd, als umarmt einer seine Schwester“, und mit dem Stoßseufzer: „wenn Frauenfleisch ist billiger zu bekommen als Kalbsfleisch — Gott erbarm.“

In diesen Briefen ist wie in altdeutschen Witzbüchern Schimpf und Ernst. Schimpf ist der lustige derbe Schwank. Die Leute des Mittelalters nehmen kein Blatt vor den Mund. Sie lieben das saftige dralle Wort, und auch „das edele Frauenzimmer“ schreckt nicht vor einem „Zötelin“ zurück.

Heinz Seibot vom Rambach, ein nicht ganz zuverlässiger Ehemann, klagt dem Kurfürsten Friedrich von Brandenburg, daß seiner Hausehre allerlei zu Ohren gekommen sei, und nun liege ihm der „prediger alle nacht an der Seiten, und es sei taeglicher Krieg und predigen bey nächtlicher Weil“.

Aus der Fülle der Gestalten wachsen ein paar Gruppen, die nicht nur allgemeine, unpersönliche, zeitgeschichtlich interessante Züge beisteuern, sondern die uns menschlich nahetreten. Eine reiche Mappe voll Genrebildern aus dem Familienleben des fünfzehnten Jahrhunderts ist die Korrespondenz zwischen Albrecht Achilles von Brandenburg und seiner Gattin Anna.

Lebendig tritt die Gestalt dieses prächtigen Kurfürsten uns entgegen. Ungeschminkter und echter als auf dem konventionellen offiziellen Altargemälde der Stiftskirche von Ansbach, wo er im Ornat zu feierlicher Handlung kniet.

Hier in den Briefen spricht eine vollkräftige Persönlichkeit, ein Ritter und Jäger, ein trunkfester Zecher; Vollmensch, jeder Lust und jeder Strapaze gewachsen, um jedes Abenteuer freiend, immer die Hand am Schwert. Dabei ein kernhafter Haushalter, der seiner Frau gab, was ihr gebührt, Vater von zwölf lebendigen Kindern.

Er schreibt mit am frischesten und persönlichsten und hat den Schalk auf der Zunge, treibt gern mit andern seinen Witz, schont sich aber selbst auch nicht.

Er hat „gut Sweinhund und gut Fuchshund“ in seinem Schloß zu Ansbach und „ist König Artus hof hier mit jagen, stechen, hetzen, rennen und allerley kurzweyl“. Und des Abends sitzen sie beim Wein und „spotten der leute und sin frölich“.

Zum Ausgang dieses Vollblutlebens stellt sich ein ungebetener Gast, das Podagra, ein, und Albrecht Achilles muß als alter Mann noch seine Achillesferse kennen lernen. Aber er trägt's mit gutem Humor: „uff den Füßen sind wir so köstenlich worden, daß wir stets uff sechs Füßen gehn die Stiegen auff, und abe auf acht Füßen, der sind zween krank“.

Die Briefe zwischen Albrecht und seiner Frau Anna sind ein treulicher Ehespiegel der Zeit.

Er zieht gen Burgund auf Fehde. Sie bleibt daheim zu Ansbach. Die Boten wandern zwischen ihnen mit Zetteln. Sie schreibt: „hochgeborner furst". Er: „liebe Anna". Er schreibt kräftig und gepfeffert, ein derber Liebhaber, erzählt vom Lagerleben und mahnt sie guter Dinge zu sein, daß sie ihn nicht mager und bläßlich empfange, wenn er heimkomme. Etwas Strotzendes und Lebensfrohes liegt über seinen Briefen. Er will keine wehleidigen Gesichter sehen, sie soll nicht greinen, wenn auch einmal die Antwort länger dauert, ein Kriegsmann kann nicht allezeit an seiner Frauen Rocksaum hängen. Sie solle ihm fröhlich schreiben, „Narreteiding" einflechten; wolle sie ihm keine „närrische Dinge" schreiben, so mag er auch nicht antworten. Wenn sie aber scherzen will, da soll sie auch gute Antwort haben.

Der Fürstin Anna ist gar nicht nach Heiterkeit. Aber sie zwingt sich, auf den Ton einzugehn. Und es gelingt ihr, trotzdem man auf dem Grund der lieben Scherze die verhaltene Traurigkeit spürt.

Sie erzählt ihm von ihren Jungfrauen, wie sie sich über das Frühaufstehen zum Beten für den fernen Hausherrn beschweren und klagen, daß sie davon dürre würden. Und sie schließt, indem sie den fleischfreundlichen Herrn schalkhaft bei seiner Schwäche packt: „denn, wenn alle dürr und ungestalt werden, so ist die Schuld Euer, daß wir uns so sehr nach Eurer Lieb sehnen. Darum bitten wir Euer Lieb, daß Ihr schier kumt, eh wir ganz ungestalt waeren."

Aber ganz von Herzen kommt ihr das Possenwesen nicht und einmal schreibt sie gekränkt: „es nimmt mich seltsam, daß mich Euer Lieb beschuldigt, ich habe Euch nicht gut Schwenk geschrieben. Ich han es doch, so ir die Briefe alle lest, so grob gemacht, das seiner in der heiligen Zeit zu viel gewesen ist."

Und die Sehnsucht ihrer Liebe öffnet sich in den Worten:

„Die Wallfahrt will ich gern lassen anstehn bis zu Euren Ankunften, daß ich Euer Lieb zu einem Wallgefährten mög haben. Das ist mir das Allerliebst. Ob Ihr mich wohl etwas an der Andacht stört, will ich gern leiden und nicht achten, allein, daß ich Euer Lieb bei mir hab."

Die Trennung endigt Juli 1475 mit fröhlicher Heimkehr und Wiedervereinigung. Und Februar 1476 schreibt Frau Anna ihrer Mutter: „Wir lassen Euer Lieb wissen, daß wir von den Gnaden Gotts ein lebendiges Kind tragen."

Und stolz renommistisch verkündet's der derbe Albrecht dem Grafen Ulrich von Württemberg.

Viel Farbe und Leben haben auch die Briefe Teuerdanks, des nachmaligen Kaisers Maximilian.

Er, der junge Erzherzog von Oesterreich hat um Maria von Burgund geworben und muß seiner Geliebten nun den Abschied geben. Er empfiehlt das Mädchen seinem Vertrauten Sigmund Prüschenk.

Doch der Kummer wegen der Trennung von der herzlieben Rosina ist bald vergessen. Er schildert jetzt, ein begeisterter Frauenlob, dem Freund die Reize Mariens, die inzwischen seine Gemahlin geworden.

„Sie ist so lang als die Lauenburgerin, von Leib klein, viel kleiner denn die Rosina und schneeweis; ein prauns Haar, ein kleins Nasl, ein kleins Häuptel und Antlitz, praun und graue Augen gemischt, schön und lauter. Dann das Unterhäutel an Augen ist etwas herdann gesenkt, gleich, als (ob) sie geschlafen hiet, doch es ist nicht wohl zu merken.

Mein Gemahl ist eine gantze waidtmännin mit Falken und Hunden. Sie hat ein weiß windspiel, das liegt zu meisten theil alle Nacht bei uns."

* * *

So steigt aus Grüften der Vergangenheit blühend ein Reigen von Gestalten und zieht uns in seinen Kreis, daß wir teilnehmen an seinen lang verschollenen Leiden und Freuden.

Und wir grüßen sie in ihrer vollen Menschlichkeit. Marmor und starres Erz sind Fleisch geworden, und die papierne Weltgeschichte prangendes Leben.





Volksmund.

Von

Karl Freiherrn von Fircks.

War einst ein Fürst im Thüringer Land,
Ein wildes Blut, eine schlimme Hand,
Ein arges Herz ohne Zucht und Scheu,
In allen gottlosen Künsten frei.

Er zehrte trotzig auf seinem Schloß
Am Mark des Landes mit Knecht und Roß,
Er saß beim Mahle und zechte Wein
Und ließ die Armen zum Himmel schrei'n.

Wo aber im Lande schnob sein Pferd,
Da krochen die Kindlein hinter den Herd,
Und wenn sein Hifthorn im Feld erklang,
Bekreuzten Bub' und Dirne sich bang.

Da hat ihn einst, verirrt auf der Jagd,
Im Walde befallen die schwarze Nacht,
Der Regen strömte, sein Pferd ging lahm,
Und auf sein Horn keine Antwort kam.

Und wie er rang mit Nacht und Gezweig',
Und Roß und Reiter gingen zu Neig',
Durchs Wipfelrauschen und Windeswehn
Gleich Hammerschlägen hörte er's gehn.

Und wie dem Schall er entgegenritt,
Ein roter Schein durch die Zweige glitt,
Und wie er hastend sein Rößlein schalt,
Vor eine Schmiede kam er alsbald.

Dort stand, das Antlitz dunkel berußt,
Mit nackten Armen und zottiger Brust
Ein hochgewachs'ner, wilder Gesell
Und ließ den Amboß erklingen hell.

Der Reiter sah vom Sattel ihn an,
Gefallen mochte ihm nicht der Mann,
Doch niederströmte der Regen kalt,
Und Wind und Wetter hausten im Wald.

„He, Schmied am Herde, mein barfuß Pferd
Ließ sein Geschüh' auf des Hirsches Fährt',
So zeig' deine Kunst und währ' dich fein,
Weil ich mich wärm' an des Feuers Schein."

Der schwarze Recke eilte sich nicht,
Er sah dem Sprecher erst ins Gesicht,
Ging dann ans Werk mit gutem Bedacht
Und hatte des Gasts am Herde nicht acht.

Und wie er 's Eisen erhitzt' gemach
Und that mit dem Hammer den ersten Schlag:
„So schlag' ihn Gott, der des Armen Saat
Mit Rosseshufen heute zertrat!

„Der in die Herde mit bösem Mut
Die Meute führte, die Höllenbrut,
Und hinter dem fliehenden Hirten her
Hohnlachend hetzte die wilde Mähr'!"

Und wie er im Schein der Flammen bleich
Das Eisen streckte mit wuchtigem Streich:
„So streck' ihn Gott in Jammer und Not,
Deſſ' Freud' und Kurzweil Schrecken und Tod!

„Der blutestrunken den Becher schwingt,
In dem die Thräne der Witwe blinkt,
Der 's Brot der Waisen den Hunden bricht
Und Hohn der zitternden Unschuld spricht!"

Und wie den Hammer zum Streich er wog
Und drauf das sprühende Eisen bog:
„So beug' in rächender Hand ihn Gott,
Der mit den Herzen getrieben Spott!

„Der 's Band der Treue zur Geißel schürzt
Und mit dem Schwerte das Recht verkürzt;
Der 's Wort verfehmt und das Lied verbannt
Und nur die Furcht läßt walten im Land!"

Der Landgraf saß wie in schwerem Traum
Weitoff'nen Augs und atmete kaum,
Er saß mit Wangen wie Schnee so weiß,
Und all' sein Blut war starrendes Eis.

Ihm war, als säh' er, die Hand am Schwert,
Des Volkes Riesengestalt am Herd,
Wie's seine Ketten gewaltig bricht
Und seinen Groll in die Winde spricht.

Ihm war, als bieg' das sprühende Erz
Sich unter den Worten, und auf sein Herz
Da fielen die Schläge des Hammers dicht
Wie Gottes rächendes Strafgericht.

Da endlich schwieg der grausige Sang,
Und stumm von der Armensünderbank
Der Landgraf schlich, seine irre Hand
Des Rößleins Zügel tastend nicht fand.

Sein schwanker Fuß den Bügel nicht traf,
Auf seinen Augen lag es wie Schlaf,
Er kam zu Pferde, er wußt' nicht wie,
Und ließ dem Tiere des Heimwegs Müh'. . .

Wie er die einsame lange Nacht
Im dunklen Walde aber verbracht,
Das sagt die kündende Mär' nicht an,
Es fand der Tag einen andern Mann.

Er stieg vom Pferde, ein reuig Blut,
Im Sinn bekehrt, gewandelt im Mut,
Gewillt im Herzen, mit milder Hand
Zu bessern alle Schäden im Land.

Und bald darauf, er hatte nicht Ruh',
Dem Walde lenkt' wieder sein Roß er zu,
Den Mann zu sehen, der in der Nacht
So feine Arbeit an ihm gemacht.

Doch wie er ritt alle Weg' und Steg'
Im tiefen Wald, im dichten Geheg,
Nur Blätterrauschen und Nacht umher,
Die Schmiede aber traf er nicht mehr.





Peter Unts*) Brautwerbung.

Bild aus dem esthnischen Volksleben.

Von

E. von Rehren.

Peter Unts Eltern waren gestorben und hatten ihm den schönen großen Hof hinterlassen. Peter war also jetzt ein so reicher Mann, wie nur je ein esthnischer Bauer. Sechs Kühe standen im Stalle mit strotzenden Eutern und drei Pferde; Speck und Schinken hing im Rauchfang. Alles war da, was sich das Herz nur wünschen konnte — nur keine Frau.

Wenn Peter Unt abends allein in der Stube bei der Thranlampe saß, dachte er daran, daß es jetzt wirklich Zeit sei, auf die Brautschau zu gehen; denn es war wirklich zu langweilig so allein, so langweilig, daß Peter allabendlich seine Katzenfellmütze nahm und in den Krug ging. Am anderen Morgen schmerzte ihm dann der Kopf immer gehörig, und das bestärkte ihn noch mehr in seinem Vorsatze, bald eine Frau zu nehmen. Zwar — der Schönste war er nicht, und der eine Fuß war gar noch etwas länger geraten, als der andere, aber er hatte ja einen Hof — und das machte vieles wieder gut, was die Natur an ihm versündigt hatte.

Peter machte sich also eines schönen Morgens auf und ging zu seinem Onkel Hindrik Pert, dem Waldwächter, um diesen zu bitten, für ihn den Brautwerber zu machen.

„Tere Oenu**)," sagte er und nahm seine Katzenfellmütze ab, als er in die Stube trat, wo der Onkel Hindrik saß und „tari***)" trank, — „tere önu, ich hab's mir überlegt — ich muß eine Frau haben und Ihr sollt mein Brautwerber sein."

„Schon recht," sagte Oenu Hindrik. „Aber setze dich doch. — Hast du dir schon überlegt, wen du nehmen willst?"

„Nein Oenu," sagte Peter. „Ihr sollt mir raten."

---

*) Wolf. **) Guten Tag, Onkel. ***) Leichtes Bier.

„Hm, hm,“ machte Hindrik. — „Da wäre die Lena vom Gutskutscher.“

„Die wäre ganz gut — sie hat nur rote Haare.“

„Na, dann vielleicht des Loostreibers Tochter Maret?“

„Die — die soll einen gar zu bösen Mund haben.“

„Dann sind da zwei Schwestern — Karakassens Lisa und Trina, reiche Mädchen.“

„Die Lisa ist ein schnippisches Ding, und die Trina ist mir schon zu alt und häßlich — Zähne hat sie auch nicht mehr. Nein, die auf keinen Fall!“

Hindrik schüttelte den Kopf. „Du bist schwer zu befriedigen,“ sagte er; „doch halt — da ist ja noch des Dorfbäckers Ingel. Die wird aber große Ansprüche machen.“

„Macht nichts,“ sagte Peter und hüpfte hoch auf vor Freude. „Die Ingel, die ist schon die Rechte. Und ich habe ja einen Hof und sechs Kühe und drei Pferde!“

Ingel war die anerkannte Schönheit des Dorfes. Sie hatte den breitesten Rücken, die stärksten Hüften und die kräftigsten Arme. Ihr Haar war immer schön glatt mit Wasser gekämmt, und die Nase guckte wie aus zwei Preißelbeerhügeln zwischen den roten Wangen zum Himmel empor. —

„Also die Ingel,“ sagte der Onkel. — „Wann soll's denn sein?“

„Na, morgen, wenn's Euch recht ist.“

Dem Onkel war's recht, und Peter ging glücklich nach Hause. —

Am anderen Morgen zogen Peter und Hindrik in ihrem besten Staate zur Brautwerbung aus. Hindrik trug unter seinem Wams eine Flasche Schnaps, eine Schürze und ein rotes Halstuch zum Brautgeschenk. Das ganze Dorf wußte schon, — Gott weiß woher — daß Peter heute auf die Brautwerbung ging, und eine Schar Dorfkinder folgte den beiden in ehrfurchtsvoller Entfernung bis vor Ingels Haus.

Ingel saß mit ihrer Mutter am Ofen und spann. Beide sahen erstaunt auf, als die Brautwerber feierlich eintraten.

„Uns ist eine Taube entflogen,“ fing Hindrik an, „und wir kommen, Euch zu fragen, ob sie vielleicht in Euren Hof geflogen ist.“

„Ich weiß nicht,“ sagte die Mutter. „Hast du sie vielleicht gesehen, Ingel?“

Aber Ingel stand auf, und einen verächtlichen Blick auf Peter werfend, ging sie, ohne ein Wort zu sprechen, ins andere Zimmer.

Das war ein Korb und zwar ein in der gröbsten Form gegebener. Niedergeschlagen gingen die Brautwerber hinaus.

„Du bist selbst schuld,“ sagte Hindrik, als sie draußen waren. „Hättest erst sehen sollen, wie die Ingel von dir denkt.“

„Gehen wir zu Lena,“ seufzte Peter.

Die Dorfkinder folgten ihnen auch hierher nach. — Lenas Vater bedauerte sehr — seine Tochter wäre auf dem Gute beim gnädigen Fräulein

in Dienst getreten — übrigens sei sie mit einem Diener dort schon so gut wie verlobt.

Als die beiden wieder mit trauriger Miene herauskamen, fingen die Dorfkinder an zu lachen. —

„Jetzt sollen wir wohl zur Maret gehen?“ fragte Onkel Hindrik.

„Es bleibt wohl nichts anderes übrig,“ sagte Peter sehr niedergeschlagen. „Eine Braut muß ich heute kriegen, sonst bin ich vor dem ganzen Dorf blamiert und kriege im Leben keine Frau.“

Als sie aber in den Hausflur traten, hörten sie Maret drinnen so entsetzlich keifen, daß Peters Haare sich vor Angst sträubten und sie schleunigst umkehrten.

Die Dorfkinder hatten sich erwartungsvoll aufpostiert und empfingen sie mit einem großen Freudengeheul. Ein kleines Mädchen rief: „Peter Unt, Peter Unt kriegt keine Frau!“ und tanzte vor ihm her.

„Jetzt muß ich aber gerade eine kriegen,“ rief Peter wütend. „Gehen wir zur Lisa!“ —

Lisa und Trina, die beiden Schwestern, saßen ebenfalls am Ofen und spannen. Hindrik sagte sein Sprüchlein her und wandte sich dann zu den Mädchen mit der Frage: „Habt ihr die Taube gesehen?“ Da er aber ein schlechtes Gesicht hatte, sah er unglücklicherweise dabei Trina an und nicht Lisa, und ehe Peter noch den Irrtum berichtigen konnte, war das Unglück schon geschehen: Trina sprang auf, fiel — aller Sitte zuwider — Peter um den Hals und rief: „Du guter Peter, ich habe dich ja lange schon geliebt!“ — Dann wurde schnell der Tisch gedeckt, alle möglichen schönen Dinge wurden aufgetragen, und man feierte Verlobung.

Peter Unt machte ein sehr saures Gesicht, als er neben der alten Trina als ihr Bräutigam sitzen mußte, aber da war nun nichts mehr zu machen. Er fing aber immer freundlicher an dreinzusehen, als ihm Trina erzählte, sie bekäme sechs Feiertagsröcke, sechs Werktagsröcke und zwei Kühe mit; und als noch gar der Schwiegervater sagte, seiner Tochter gehörte auch noch ein Viertel der nächsten Ernte, da strahlte Peter ordentlich, und die alte Trina kam ihm gar nicht mehr so häßlich vor, wie früher. —

„Du mußt nicht böse sein, Peter,“ sagte Hindrik, als sie nach Hause gingen, — „ich kann wirklich nichts dafür . . .“

„Macht nichts, Oenu,“ sagte Peter, — „hast du gehört, was sie mitkriegt?“

„Es wird wohl so bestimmt gewesen sein, Peter!“

„Ja, Oenu, es hat wohl so kommen müssen!“

„Na gute Nacht denn, Peter!“

„Gute Nacht auch, Oenu!“

Und Hindrik wandte sich links nach Hause und Peter rechts.





Theaterspekulanten.

Im modernen Theater und in modernem Theater wird in vielfacher
spekuliert. Der Agent spekuliert in Stücken oder in den Gagen der S
spieler oder in beidem zugleich. Der Direktor legt sein Geld bald in
neuen Ballet, bald in einer neuen Dekoration, bald in einer „patriotischen"
führung, ja in verzweifelten Fällen sogar in einer ernsthaften Dichtung an.
spekulieren nicht schließlich auch die kleinen Damen, die „zum Theater" gehe
Triumphe zu feiern, die mit geistigen Dingen nichts, mit dem Gegenteil
aber sehr viel zu thun haben? Von diesen Spekulanten allen soll indesse
nicht die Rede sein. Wir haben uns eine andere Gattung ausgesucht, ei
sonders wohlgemästete und fortpflanzungsfreudige Species, die gefährlic
als alle Erscheinungen, die wir eben Revue passieren ließen, zusammen. E
die ehrlichen Leute, die in den schlechten Instinkten des Publikums speku
denen wir eine kleine freundliche Betrachtung widmen wollen. —

Der Andrang zum modernen Theater ist lebensgefährlich. Litterater
Schattierungen jagen mit unanständiger Hast dem Ziel des dramatischen E
entgegen, wobei ein Gedränge entsteht, so wüst und würdelos, wie man es
nur bei der Jagd nach dem Mammon wahrzunehmen gewohnt ist. Und
gleich zu sagen: in den meisten Fällen ist die Jagd nach dem Bühnenerfol
nichts als eine Jagd nach schnödem Gold. In den meisten Fällen, abe
wiederum nicht in allen. Der Kampf um die Scene hat trotz alledem
tieferen Grund, als die Banknotengier halbtalentierter und ganz gewisse
Litteraten. Die Bühne ist durch gesellschaftliche Zustände, auf die wir
unten zu sprechen kommen, zum Centrum — zwar nicht des Kunstlebens
behüte! — wohl aber zum Centrum der Kunstinteressen des Publikum
worden. Wer die Bühne hat, hat die Macht. Man kennt ihn und nennt il
kauft sogar seine Bücher. Der Ruhm in weiten Kreisen der Nation wird
nicht ausschließlich, aber doch fast ausschließlich von der Tribüne des T
herab erworben. Kein Wunder also, daß alle jungen Dichter, die irgendwie gl
ihr Talent dramatisch verwenden zu können, den großen Sturm aufs Theat
machen, obgleich sie dabei nicht immer in der besten Gesellschaft sind. Sie si
unter sogar in der denkbar schlechtesten und obendrein noch mit den denkbar

testen Waffen ausgerüstet. Die Theaterspekulanten, die sie sozusagen „kollegialisch" umdrängen, halten Mittel in den unsauberen Händen, mit denen kein Dichter, auch Schiller nicht, konkurrieren kann. Unter diesen Umständen wird es Pflicht der Kritik, die bedrängten Poeten herauszuhauen. Es wird Pflicht, die Spekulanten zu köpfen, um dem Publikum zu zeigen, daß die Köpfe leer sind, etwa bis auf einige Tricks und Kniffe, wie sie von betrügerischen Pferdehändlern auch besessen werden. Daher kommt eine Schrift Stiehlers, die den seligen Iffland in seiner grenzenlosen Armut zeigt, uns gerade gelegen. Was nämlich von Iffland gilt, das gilt dem Wesen nach Wort für Wort auch von den traurigen Handwerkern, die heute das Publikum materiell und geistig in des Wortes verwegenster Bedeutung auspowern.*)

Stiehlers Schrift hat eine ganze Reihe von Vorzügen, vor allen den, daß hier endlich einmal wieder eine ästhetische Aufgabe wissenschaftlich angepackt und auf Grund thatsächlichen Materials wissenschaftlich gelöst ist. Der Nachweis, daß Ifflands Stücke von A bis Z eine Kombination von rührseligen Motiven sind, ist glänzend gelungen, und auch die armseligen Kniffe, mit denen so ein Geistesriese das Publikum düpiert, sind gehörig aufgedeckt. Die pauvre Seichtigkeit der Ifflandschen Auffassung kann nicht besser geschildert werden, als Stiehler es in dem folgenden Satze thut. Für Iffland war, schreibt er, nur das moralisch, was die Familienbande respektierte. Bei ihm durfte die hausbackene Familienmoral auf dem Höhepunkte des Dramas nur darum durchbrochen werden, damit sie die geschickte Hand des moraldocierenden Dramatikers Iffland am Schlusse wieder fein artig, mit lehrreicher Hinausweisung etwaiger unmoralischer Böswichter, in ihre Enge eindämmen konnte. —

Sehr interessant ist, was Stiehler auf der sechsten Seite seiner Schrift mitteilt. Auch in der naiven „guten, alten" Zeit, in den Tagen Ifflands, kannte man bereits den — sensationellen Trick. Der Witwe seines Freundes Beil, erzählt unser Gewährsmann, ermöglichte Iffland dadurch ein Auftreten auf der Mannheimer Bühne, daß er das Schauspiel „Die Geflüchteten" zur Aufführung brachte, worin sie ihren Schmerz um den verlornen Gatten nur auf der Bühne ausfluten zu lassen brauchte, um als gute Schauspielerin erscheinen zu können. Wie gerührt mag Iffland gewesen sein, als die „Dame in Trauer" mit dem Gewinn des Abends in der Tasche und „dankbaren Thränen" auf den Wangen aus dem Theater schritt? In der That: Der Anblick könnte Steine rühren, wieviel mehr denn in der empfindungsseligen Periode das Herz eines empfindungsseligen „Dichters". Wir haben in Berlin ja mancherlei erlebt. Wir haben eine heruntergekommene Prinzessin, die Gattin eines flüchtigen Rechtsanwalts, und die Geliebte eines Banknotenfälschers auf der Bühne gesehen. Wir würden uns nicht im geringsten wundern, wenn eines Tages eine Totschlagsscene auf der Bühne von einem wirklichen Raubmörder ausgeführt würde. Au contraire! Da das System erst verendet, wenn es sich zur Grimasse verzerrt hat, schenken wir sogar hiermit strebsamen Unternehmern den rentablen Einfall. Wenn aber der Direktor einer angesehenen Bühne eine „echte" Witwe auftreten ließe, noch dazu die Witwe seines Freundes — das würde unsern Gleichmut doch erschüttern. —

*) „Das Ifflandische Rührstück, ein Beitrag zur Geschichte der dramatischen Technik." von Dr. phil. Arthur Stiehler. Hamburg und Leipzig. Leopold Voß.



Uebrigens war der schönen Seele Ifflands auch der Wert des Patriotismus nicht fremd, versteht sich: der Theaterwert des Theaterpatriotismus. Daß der ehrliche Mann, der an der Entnervung des deutschen Publikums so wacker mitarbeitete, kein tieferes Verständnis für die Not seines Landes hatte, versteht sich am Rande. Der „Patriotismus" erschöpft sich bei ihm in einer ebenso sentimentalen, wie verlogenen Fürstenverherrlichung. Auch heute wissen Direktoren die Reklamenotizen zu schätzen, die die Anwesenheit von hohen, höchsten und allerhöchsten Herrschaften in ihrem Theater ersterbend melden. Auch heute wird daher von Direktoren gewedelt, daß die Hunde sich vor Scham mit eingezogenen Schwänzen hinwegschleichen. Wenn man aber die modernen Schmeichler mit Iffland vergleicht, muß man doch mit einer gewissen melancholischen Freude zugeben, daß der zeitungsberühmte „Männerstolz vor Königsthronen" ein wenig, ein ganz klein wenig zugenommen hat. Der Ifflandsche Fürst ist ein vorzüglicher Mensch. Er „kämpft den schönen Kampf des Lebens in seinem Herzen, welchen Teil seines Volkes er am meisten lieben soll"; er schützt Witwen und Waisen; er nennt seine Soldaten „seine Kinder" und verbietet, sie gegen die Rebellen zu schicken, damit nicht Bruder gegen Bruder kämpfe; er begrüßt seine Braut als „zukünftige Mutter aller seiner Unterthanen". Er läßt bei einem bedenklichen Aufruhr die Thore seines Schlosses unbewacht offen stehen, um das Volk durch sein Vertrauen zu rühren, oder er tritt ohne Leibwache unter die bewaffneten Rebellen und rührt sie durch seine Worte. Stiehler hat das Kreuz auf sich genommen, Ifflands „patriotische" Rührmotive zusammenzusuchen und in zwei Kapiteln zusammenzustellen, so daß man bequem die ganze Skala des süßlichen Byzantinismus durchlaufen kann. Wenn man bedenkt, welchen Hintergrund die Zeit diesen loyalen Flötentönen gab, kommt einem das Grauen an. Iffland war ja ein Zeitgenosse Schillers, und man erinnere sich nur an das unsterbliche Bild, das dieser junge Titan in „Kabale und Liebe" von der verruchten Fürsten- und Mätressenwirtschaft des 18. Jahrhunderts gemalt hat. Man erwäge einen Augenblick, daß die Ifflandschen Fürsten, die ihre „Vereinsamung" beseufzen und das „Darben an Glückseligkeit" ihr Los nennen, daß diese Fürsten zu derselben Menschengattung gehörten, die Blut und Knochen ihrer Unterthanen („ihrer Kinder" würde der gute Iffland sagen) an das Ausland verkauften, um für den Erlös ihrer Lieblingsdirne Brillanten in die Ohren zu hängen. Man erwäge das, und man wird nicht umhin können, die Wahrheitsliebe und aufrechte Haltung des gefühlvollen Poeten geziemend zu bewundern. —

Aber nicht nur die „patriotischen" Rührmotive hat Stiehler aus den Dramen Ifflands herausgepickt und zusammengestellt, sondern die Rührmotive überhaupt. Etwa 80 Seiten, d. h. etwa die Hälfte seines Buches, hat er damit angefüllt, was am Ende mehr ist, als die Sache ihrem innern Werte nach beanspruchen kann. Dem Durchschnittsleser mag es schließlich scheinen, als habe sie gar keinen Wert oder doch nur einen ganz minimalen. Das wäre nun freilich ein böser Irrtum. Stiehler hat die Motive und Gestalten, durch die Iffland sein Publikum rührte, in verschiedene Gruppen zusammengefaßt. Man braucht nur eine Gruppe, etwa die der Tugendmotive, durchzulesen, um die Trivialität des dichtenden Mimen mit Händen zu greifen. Ja, man greift die Trivialität nicht nur mit Händen, man ist vielmehr sofort in der Lage, sie mit Stiehlers konkreten Beispielen zu belegen, und das ist für den Fachlitteraten allerdings

nicht ohne Wert. Es giebt ihm ein mit großem Fleiß gewonnenes und geordnetes Thatsachenmaterial an die Hand, das er bei seinen ästhetischen Arbeiten wie einen wohlgefüllten Speicher benützen kann. Trotzdem ist es der Abschnitt, in dem diese Motive zusammengestellt sind, der vor allem unsere Kritik herausfordert. Man braucht ihn nur durchzulesen, um mit fast zwingender Gewalt auf die historischen Bedingungen des Ifflandschen Rührstückes geführt zu werden. In dem ganzen Reichtum von Motiven habe ich nicht eins gefunden, das nicht durch die ökonomischen Lebensbedingungen des Kleinbürgertums verständlich geworden wäre. Es ist wahrhaftig keine belanglose Thatsache, daß ein ordinärer Geist wie Iffland in der glänzenden Zeit unserer Klassiker die breite Menge an sich reißen konnte. Die Thatsache ist vielmehr so unheimlich, daß wir allen Grund haben, uns nach einer historischen Erklärung umzusehen, wenn anders wir nicht am deutschen Volk ästhetisch verzweifeln wollen. Was Stiehler aber über die Epoche Ifflands sagt, ist dürftig, bleibt in fadenscheiniger Ideologie stecken und kann nicht einmal den bescheidenen Wert einer guten Schilderung der Zeitstimmung beanspruchen. Das ist um so bedauerlicher, als er mit seinem reichen Material an Iffland-Motiven zum wenigsten den Zusammenhang des Rührstückes mit dem Kleinbürgertum hätte nachweisen können. Die dürftige und enge Auffassung aller menschlichen Empfindungen, die in Ifflands Dramen herrscht, entspricht genau den dürftigen und engen Bedingungen, unter denen das Kleinbürgertum lebt. Aus dem bescheidenen Milieu hätte sich der bescheidene Geschmack erklären lassen, der an den Träbern Ifflands Gefallen fand, während ihm im Haus der Klassiker eine festliche Tafel gedeckt stand. Das Beängstigende des Rührstückkultus wäre dann geschwunden, denn was man in seinem inneren Zusammenhang begriffen hat, ängstigt nicht mehr. —

Wenn hie und da noch Leute bei den „Jägern" sentimentale Thränen weinen, so liegt es nicht — wie Stiehler meint — daran, daß sie „mit ihrem ganzen Wesen in der Empfindsamkeitsperiode stehen geblieben sind", was ihnen schon aus dem Grunde unmöglich sein dürfte, daß sie die Empfindsamkeitsperiode weder erlebt haben, noch auch nur dem Namen nach kennen. Vielmehr liegt es daran, daß auch heute noch — trotz der revolutionären Wirkung der großen Industrie — in manchem verlorenen Winkel das Kleinbürgertum in alter Ruhe gedeiht und darum naturgemäß auch den alten unleidlichen Geschmack entwickelt. Die Herrschaft freilich hat das Kleinbürgertum an die Bourgeoisie abgegeben, und daher spekulieren die geistigen Nachfahren Ifflands heute auch nicht in naiven Rührscenen, sondern — den schlechten Instinkten der Bourgeoisie entsprechend — in aufregenden Konflikten und pikanten Scenen, die so wenig oder so sehr naiv sind wie ein Börsenmakler in Berlin W.

Am Ende wird Stiehler einwenden, daß die hier geforderte historische Darstellung in eine rein ästhetische Arbeit nicht hinein gehöre, was in gewissem Sinne konsequent gedacht wäre, wenn ich dem Gedankengang auch mit dem besten Willen nicht zustimmen könnte. Aber auch vom rein ästhetischen Standpunkt aus bleibt Stiehler uns etwas schuldig. Er meint in der Einleitung, daß es schwer sei, den Unterschied zwischen Rührung und Rührseligkeit festzulegen, thut es schließlich aber dennoch, indem er die echte Rührung mit der tragischen Erschütterung identificiert. Was nun aber immer die Rührung sein möge: mit der tragischen Erschütterung hat sie nichts zu thun. Das geht schon daraus hervor, daß eine

kleine Straßenepisode rühren kann, während die tragische Erschütterung einen tiefen Blick in das Schicksal des Helden zur Voraussetzung hat. Ich gebe zu, daß es schwer ist, das Wesen des Rührenden begrifflich festzulegen, aber das ändert nichts an der Thatsache, daß wir uns mit Stichlers falscher Definition nicht zufrieden geben können.

In der Einleitung wies ich darauf hin, inwiefern Stichlers Schrift in unserer Zeit der Theaterspekulanten auch aktuelle Bedeutung habe. Ich will den Schluß an diesen Gedanken des Anfangs anknüpfen. Was der Verfasser über die Technik des Rührstücks sagt, ist belehrend auch in Bezug auf die heutigen Theatergeschäftsleute. Vor allem erfreut an der ganzen Arbeit die schlichte Solidität. Seitdem unsere Kritiker ihre dichterischen Götter in wilden Delirien feiern, gehen Sinn und Verstand und damit jede feinere ästhetische Bildung verloren. Es ist eben auch in der Litteratur so unendlich viel leichter, andächtig zu schwärmen, als gut zu handeln, d. h. als ehrlich zu arbeiten. Den Beschluß unserer Arbeit mag der Satz bilden, mit dem Stichler nicht nur Iffland, sondern auch seine modernen Vettern im innersten Kerne trifft. Ifflands Dramendichtung, sagt er, weist kein besonderes neues Kennzeichen auf. Sie führt alle ... Einflüsse, recht geschickt auf den Geschmack der Zeit spekulierend, ... mit besonders entwickelter Kenntnis dessen, was damals auf der Bühne wirksam war, zusammen. —

Erich Schlaikjer.



Vom jungen Eichendorff.

Goethe hat einmal in seinen Gesprächen mit dem braven Eckermann den geistreichen und deshalb nur in einem bestimmten Zusammenhang, aus einer augenblicklichen Stimmung heraus wahren Spruch gethan: Das Klassische nenne ich das Gesunde, das Romantische aber das Kranke. Seit dieser Zeit ist dieses persönliche Bekenntnis längst Gemeingut der Litteraturgeschichte und aller derer geworden, die der Romantik etwas am Zeuge zu flicken haben. Also ein Schlagwort, nichts weiter! Ein Glaubenssatz: Das Romantische ist das Kranke! Noch Theobald Ziegler in seinem neuesten Werke „Die geistigen und socialen Strömungen des 19. Jahrhunderts“ macht gelegentlich Gebrauch von dieser kühnen Verallgemeinerung. Ach! diese Schlagworte, diese „Ismen“ und „Richtungen“ — sie beherrschen ja schon lange unsere Litteraturgeschichte und veröden und verknöchern und versanden heute erst recht wieder unser ganzes litterarisches Leben. „Was will der Lärm über klassisch und romantisch! Es kommt darauf an, daß ein Werk durch und durch gut und tüchtig sei, und es wird auch wohl klassisch sein.“ Das ist auch ein Wort Goethes, und ein tüchtiges; dies sollten wir immerdar zu Ehren bringen. Es kann, auf heutige Verhältnisse angewendet, uns gegen Modetyrannei und Schulforderungen schützen und uns den Blick rein und hell erhalten für alles Gute, woher es auch komme; denn es verlangt individuelle Geschmacksbildung und individualisierende Beurteilung, ohne Voreingenommen-

heit. Es weist auf das Persönliche in allem hin: nicht das Gemeinsame in der allgemeinen Geistesrichtung einer „Schule", nicht die Grundsätze und Forderungen, auf welche die Genossen eingeschworen sind, machen die Bedeutung des Einzelnen aus: nur was er selbst durch seine persönliche Weltanschauung, sein persönliches Temperament und Können daraus macht, was er hineinlegt aus sich, das bildet den Wert des Dichters und hebt seine Leistung aus dem allgemeinen Rahmen der „Schule". Unter den romantischen Dichtern norddeutscher Herkunft hat sich wohl keiner dichterisch und persönlich so ausgelebt und zu einem zwar einfachen, aber desto einheitlicheren Dichtercharakter entwickelt, wie Joseph von Eichendorff. Durch und durch Romantiker, ist er doch auch „durch und durch gut und tüchtig," weil er in seinem Leben wie in seinem Dichten eine im Kern und in der Grundstimmung gesunde Persönlichkeit eingesetzt hat. Als Dichter ist er dem deutschen Volke vertraut wie nur einer; seine Lieder leben im Volke. Von seinem Lebensgange aber und seiner Entwickelung wissen wir nur wenig. Und das Wenige, was darüber in den gebräuchlichen Litteraturgeschichten steht, bedarf nach einer mir vorliegenden tüchtigen Arbeit von Hermann Anders Krüger noch der Verbesserung. „Der junge Eichendorff, ein Beitrag zur Geschichte der Romantik", heißt das Buch; bei Georg Maske in Oppeln ist es erschienen.

Krüger behandelt nur die Jugend des schlesischen Dichters, weil es die für ihn charakteristische und ausschlaggebende Zeit ist: Eichendorff blieb als Dichter wie als Mensch im wesentlichen, was er in seiner Jugend geworden. „Darin liegt ebenso seine Stärke, seine Einheitlichkeit — wie seine Schwäche, seine Einseitigkeit." Und schließlich gilt ja für jeden, was Geibel singt:

„Wie Zeit und Schicksal immer uns bilden mag,
Doch waltet machtvoll überm Scheitel uns
Der Stern der Kindheit fort. —"

Von der Jugend und von der Heimat also geht Krüger aus, um uns Eichendorffs Entwicklung vom Kinde zum Dichter darzustellen; denn „seine eigene goldene Jugendzeit, verlebt auf dem ihm heiligen Boden der schlesischen Heimat, verklärt in dem reinen, sonnenhellen Spiegel ungetrübter Erinnerung" ist der Ausgangs- und Endpunkt seiner Poesie. Diese süße Erinnerung erhält ihm jederzeit den sicheren Glauben an das Gute und Wahre, sie stählt immer von neuem seine Kraft und seinen Mut, und erhält den äußerlich alternden Dichter ewig jung, wie er dankbar selbst gesteht:

„Mein Gott, dir sag ich Dank,
Daß du die Jugend mir bis über alle Wipfel
In Morgenrot getaucht und Klang,
Und auf des Lebens Gipfel,
Bevor der Tag geendet,
Vom Herzen unbewacht
Den falschen Glanz gewendet;
Daß ich nicht taumle ruhmgeblendet,
Da nun herein die Nacht
Dunkelt in ernster Pracht."

Und dem Verfasser gelingt es, durch sorgfältige Benutzung des vorhandenen biographischen Materials, darunter noch ungedruckter Jugendtagebücher und Nachlaßmanuskripte, ein fein ausgemaltes Bild dieser bedeutsamen Jugend mit ihrer

sonnenhellen Lubowitzer Schloßherrlichkeit, dem merkwürdigen Breslauer Konviktsleben, den buntbewegten Haller und Heidelberger Studentenjahren zu geben. Umgebung und Zeithintergrund, Kulturelles wie Persönliches sind dabei verständnisvoll berücksichtigt. Krüger konnte für seine Arbeit, wie gesagt, unveröffentlichte Jugendtagebücher, die von 1800 bis 1808 reichen, benützen; daneben als zweite Hauptquelle die Memoirenbruchstücke „Erlebtes“, die der Greis kurz vor seinem Tode verfaßte. Es ist nun bewundernswert und verrät feinste psychologische Schulung, wie der Verfasser beide Quellen, auch da wo sie sich zu widersprechen scheinen, harmonisch zu vereinigen und zwischen Thatsachen und Eindrücken im Leben des Dichters zu unterscheiden weiß. Mit den philologischen Tugenden der Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit im Zusammentragen alles Wichtigen und der Schärfe des Urteils verbindet der noch jugendliche Biograph den Feinblick des Künstlers für das Werden und Wesen einer Persönlichkeit. Die Liebe zu seinem Gegenstand macht ihn nicht blind für dessen Schwächen, aber sie bringt Wärme und Leben in die Darstellung. Auf vier wichtigeren Schauplätzen spielt sich die Jugend Eichendorffs (1787—1809) ab: Lubowitz, Breslau, Halle und Heidelberg. Neben der Heimat nimmt Heidelberg den obersten Rang ein; für des Dichters Naturanschauung ist die Neckarstadt beinahe ebenso maßgebend geworden wie Lubowitz. Aber schon in Halle gewinnt sein ganzes Denken und Fühlen jenen idealromantischen Zug, der seit Heidelberg fast der Grundzug des Eichendorffischen Charakters genannt werden kann. Eine Berichtigung einer seither allen Litteraturgeschichten geläufigen, von dem Biographen Hermann von Eichendorff, dem Sohne des Dichters, übernommenen Ansicht liegt in dem zwingenden Beweise Krügers, daß der junge Eichendorff dem romantischen Dreigestirne Görres, Arnim, Brentano nicht als persönlicher Gefährte nahetrat, sondern als bewundernder Jünger gegenüber stand; „den Kern und Mittelpunkt seines Lebens in Heidelberg“ bildete die Freundschaft und der Verkehr mit dem „Afterromantiker“ Graf Löben (Isidorus Orientalis). Durch den ethisch-nationalen Geist von Görres wurde der idealromantische Zug in Eichendorff allerdings schon damals gestärkt; aber in religiöser Beziehung überwucherte in Heidelberg und in den folgenden Jahren noch Graf Löbens schwächlich ungesunder und schwärmerisch religiöser Einfluß. „Erst als Eichendorff wieder die erfrischende Waldesluft seiner schlesischen Heimat atmen und sich ruhig und ungestört auf sich selbst besinnen konnte, streifte sein Talent auch diese lästige Fessel ab und schuf schlichte, aber tiefergreifende Gedichte, die ungetrübt und unverfälscht den vollen, edlen Gehalt seiner einfachen, wirklich gesunden Dichternatur wiederzugeben vermochten.“

Im zweiten Teil seiner Arbeit untersucht Krüger Eichendorffs Gedichte bis 1809 in Bezug auf ihre Entstehung und Veröffentlichung, Metrik und Sprache, ihre Stellung in der Zeitlitteratur und ihren Inhalt; ferner den Jugendroman „Ahnung und Gegenwart“, namentlich den 1. Band in derselben Richtung. Ein Schlußkapitel legt die erhabene Auffassung des jungen Eichendorff vom Beruf des Dichters dar; dieses Dichterideal seiner Jugend hat er späterhin treu bewahrt und zu verwirklichen gestrebt, zu seiner Jugend, dem Idyll seiner Jugend auf dem Boden seiner Heimat, kehrte er immer wieder zurück. „Ritter und Prophet blieb auch für den alternden Eichendorff der Dichter.“ — „Die märchenhafte Pracht der Romantik selbst war verblichen, ihre Vertreter teilweise schon vergessen, aber das Lied, das ihr „letzter Ritter“ ihr nachgesungen, blieb unver-

gessen und übt noch heut seinen wunderbaren Zauber auf uns alle, die es hören. Die Persönlichkeit, wenn auch noch so schlicht und einfach, überlebt eben alle Macht und Pracht der „Richtungen“ und „Schulen“. Darum ist das Romantische auch das Gesunde, wenn nur sein Träger „durch und durch gut und tüchtig“ ist. Und so behält Goethe wieder einmal recht, im Widerspruch zu denen, die sein lebendiges Wort zum Schlagwort erniedrigen. **Karl Berger.**



Deutsche Lieder in polnischem Gewande. Eine originelle und recht interessante Erscheinung hat vor kurzem der polnische Büchermarkt gebracht: „Gaudeamus! Spielmannslieder“ (Piesni wedrownego grajka) von Rudolf Baumbach, Viktor von Scheffel und Julius Wolff, in Uebersetzungen von Czeslaw Jankowski, Juljan Letowski, Wladyslaw Nawrocki, Andrzej Niemojewski und Wlodzimierz Zagorski. (Warschau, G. Centnerszwer, 1899.) Unter dem Leitspruch

> Wer nicht liebt Weib, Wein und Gesang,
> Der bleibt ein Narr sein Leben lang,

sind hier einige der fröhlichsten Lieder dieser Sänger flotten Burschentums in polnischem Gewande gegeben. Czeslaw Jankowski, welcher im vorigen Jahre bereits auch eine wertvolle Sammlung moderner polnischer Lyrik unter dem Titel „Jung-Polen im Liede“ (Mloda Polska w piesni) herausgegeben hat, schickt dem Büchlein, dessen Inhalt in die Abteilungen: Weib — Wein — Gesang — und abermals Weib — gruppiert ist, als Prolog Baumbachs Verse vorauf:

> Bin ein fahrender Gesell,
> Kenne keine Sorgen.
> Labt mich heut der Felsenquell,
> Thut es Rheinwein morgen.
> Bin ein Ritter lobesan,
> Reit auf Schusters Rappen,
> Führ den lockren Zeisighahn
> Und den Spruch im Wappen:
> Lustig Blut und leichter Sinn,
> Hin ist hin, hin ist hin.

Wir finden da wieder die traurige Geschichte des Härings, der eine Auster liebt, das nicht minder rührsame Lied von dem Derwisch am Toten Meere, der in schönster Minnestunde zu Asphalt versteint, und viele andere jener übermütigen Ergüsse heitrer Jugendlust, die immer und immer wieder beim vollen Glase Tausende jugendlicher Herzen in ihr Reich harmloser Freude bannen und Tausenden sangesfroher Kehlen verderblich werden; Jung-Werners Abschiedslied aus dem „Trompeter von Säkkingen“ bildet den Schluß dieses bunten Reigens.

Es ist nun gewiß ein verdienstliches Werk, den polnischen Freunden froher Laune einen Strauß deutschen Humors zugänglich zu machen, doch will es mir scheinen, als trügen die allermeisten dieser Lieder ein so echt deutsches Gepräge, und erhielten vor allem erst durch ein heimatliches Milieu die rechte wirkende

Kraft, daß sie in der Fremde trotz guter Uebersetzungen — und solche liegen hier vor — wohl kaum mehr als mehr oder weniger verstandene Kuriositäten sein werden, welche man ob ihrer Eigenart vielleicht bewundert, die aber doch immer fremd bleiben. Einige allerdings sind so trefflich übertragen und so völlig polnischem Wesen angepaßt, daß sie sich volles Bürgerrecht erwerben müssen; hier habe ich hauptsächlich die meisterhafte Uebersetzung eines kleinen Baumbach'schen Liedes durch Andrzej Niemojewski im Auge, übrigens die einzige, die dieser junge polnische Dichter, einer der bedeutendsten modernen Lyriker seiner Nation, zu der Sammlung beigesteuert hat. **Georg Adam.**

Das Skizzenbuch meines Lebens. Von Dagobert von Gerhardt (Amyntor). Zweiter Teil. Breslau, S. Schottlaender, 1899.

Seinem ersten, bereits in dritter Auflage erschienenen autobiographischen Skizzenbuch hat Dagobert von Gerhardt nun einen zweiten Band hinzugefügt. Dieser zeigt uns im wesentlichen, wie aus dem waffenfreudigen Sprößling einer altpreußischen Offiziersfamilie infolge einer Kriegsverwundung und langjähriger Krankheit der Denker und Dichter sich entwickelt; von den Jahren 1865 und 1866 bis herauf in den Anfang der 90er Jahre führen diese Erinnerungen. Der Verfasser weiß uns manche interessante Mitteilung aus seinem Soldatenleben im Krieg und Frieden („Im goldnen Mainz", „Vor Metz", „Eine Forderung zum Zweikampf") zu machen und manch glänzendes Bild aus dem Hofleben („Ein Fest auf der Pfaueninsel") zu entrollen; an Fürsten und Feldherren, namentlich unsre drei deutschen Kaiser, Moltke u. a., auch an Männer von Kunst und Wissenschaft (Graf Schack, Ed. v. Hartmann, Prof. Schweninger) knüpfen sich viele Erinnerungen des Verfassers. Aber am wertvollsten bleiben doch die Mitteilungen über die inneren Erlebnisse und Zustände dieses „Bildungsaristokraten", der erst mit dem Schwert, später mit der Feder, aber immer mit Leib und Seele, für Thron und Altar, für Kaiser und Reich focht. Mir ist sein „socialpolitisches Credo" zu romantisch und — unpolitisch, aber als persönliches Glaubensbekenntnis eines Mannes, der den Mut hat, er selbst zu sein, muß ich es hochachten. Es ist viel gutes Gefühl und starker Mannessinn darin. **Karl Berger.**

Bismarck als Redner. Ein Studie von Christian Rogge, Marinestationspfarrer in Kiel. Kiel, J. Eckardt. 1899. 32 Seiten. Preis 50 Pfg.

Rogge hat uns, abgesehen von fachwissenschaftlichen Arbeiten, bereits ein hübsches Buch über Carlyle geschenkt. Selbst ein tüchtiger Redner, ist er befähigt, den größten Redner der Neuzeit zu verstehen und zu würdigen. Das Schriftchen ist ein willkommener Beitrag zur Bismarcklitteratur, würde aber meines Erachtens noch eine Erweiterung erfahren dürfen. Auch könnte der Verlag vielleicht jenes Bild hinzufügen, das den Kanzler im Reichstage am 9. März 1888 darstellt. **Joh. Quandt.**





Breve und Index.

Ein Stimmungsbild aus dem katholischen Leben.

Im Vordergrunde des Interesses steht zur Zeit die schon länger erwartete päpstliche Kundgebung über den sog. *Amerikanismus*. Was wollte und will der Amerikanismus? Ihren Namen erhielt diese Richtung innerhalb der katholischen Kirche von dem Lande, in dem sie zuerst von dem Stifter der Paulistenkongregation P. *Hecker* in systematischer Weise vertreten wurde. Man muß nun aber von vornherein den Irrtum abstreifen, es sei diese Bewegung etwas spezifisch *Amerikanisches*, von rein nationalem und territorialem Einzelwerte. Wir erinnern zur Vorsorge daran, daß Card. *Manning* in *England*, wie *Spektator* in den kirchenpolitischen Briefen der ‚Allgemeinen Zeitung' zuerst hervorgehoben hat, sodann eine Reihe *französischer* und *slavischer* Theologen und endlich Prof. Dr. *Schell* in Würzburg und seine Freunde in zusammenfassender Weise *dasselbe* Programm verfochten. Von vornherein geben wir zu, daß eine *sachliche* Bezeichnung, wie Aktivismus, Progressismus, Kommunionismus, oder vielmehr *aktiver Katholizismus* weit zutreffender wäre, als der an das Schreckgespenst des kirchlichen Nationalismus immerhin erinnernde Name Amerikanismus.

Der Aktivismus ist gerade der ausgesprochene *Gegensatz* jeder nationalen *Einseitigkeit*, aber nicht nur insofern diese etwa centrifugal in der Kirche auftritt, sondern auch gegenüber dem Hange zu absolutistischer *Centralisierung*, wie sie besonders von dem *Romanismus* und dem in seinem Dienste stehenden *Jesuitenorden* erstrebt wird. Er rechnet vielmehr mit den *realen*, historisch gegebenen Verhältnissen. Die Verschiedenheit der Individuen und Nationen betrachtet er nicht nach antiker und mittelalterlich-scholastischer Auffassung als notwendiges Uebel, sondern als Mittel zur allseitigen Entwickelung, *Aktualisierung*, Bethätigung *aller* Anlagen zu thatkräftiger Vollkommenheit, auf Grund der realen Wechselwirkung aller Faktoren. Er harmoniert so mit der relativ-individualistischen Geschichtsauffassung, indem er nicht auf dem mittelalterlichen Standpunkte des religiösen *Separatismus* steht, der einen „*katholischen*" *Staat* als reale Größe zur Voraussetzung hat, und diesen mit Anwendung von *Gewaltmitteln* (Inquisition) erstrebt oder erhält; sondern die Verschiedenheit der konfessionellen

und religiösen Anschauungen gilt ihm vorab als gegebene Größe. Eine Einigung auf dem Boden der objektiven Wahrheit, so wünschenswert sie auch nach allen Seiten ist, soll nur durch geistige Erhebung, durch Versöhnung, Verständigung, Ueberzeugung auf der Grundlage der Gewissensfreiheit verwirklicht werden. Die Anschauungen des Aktivismus knüpfen also mehr an die der altchristlichen Zeit, als an die des Mittelalters an; die Waffen des Feuers und des Schwertes, die der Byzantinismus zuerst ergriffen hat, sind nicht die seinigen. Naturgemäß ist darum auch sein schärfster Gegner der Separatismus (katholische Absonderung, entsprechend dem Pharisäismus), den der Jesuitenorden auf Grund des Syllabus als den korrekten katholischen Standpunkt hinstellt, ohne Rücksicht darauf, daß der Syllabus eben die mittelalterlichen kirchenpolitischen Verhältnisse zum Typus hat. Er ist die letzte moderne Form des kirchlichen Gewaltsystems, das ausgesprochen oder stillschweigend das Mißtrauen auf die geistige Siegeskraft der Wahrheit im Glauben und in der wissenschaftlichen Ueberzeugung zur Voraussetzung hat. Ihm ist darum das christliche Ideal eine Sache der Dressur und der Zucht, Religion und Christentum sind ihm identisch mit extremem Kirchentume, dessen Höchstes die Hierarchie mit ihren Vertretern ist. Um nun seine durch den modernen Geist ebenso wie durch die neuesten Bewegungen in der katholischen Kirche von Tag zu Tage mehr gefährdete Position zu verstärken, hat der jesuitische Separatismus in mehr realpolitischer als ehrlicher Tendenz die Grundsätze des Aktivismus, welche die berechtigten Aufgaben jeder einzelnen Nation innerhalb der Gesamtkirche betonen, dazu mißbraucht, um die Parole auszugeben, es handele sich um einen feindlichen Gegensatz der Nationen unter einander. Weil z. B. die Vertreter des Deutschtums in Nordamerika, mit dem nach Münster i. W. nunmehr berufenen Washingtoner Professor Schroeder an der Spitze, Vertreter des Separatismus, besonders auf dem Gebiete der geistigen Bildung, des interkonfessionellen Verkehrs und des Schulunterrichtes (Pfarrschulen) sind, während die nordamerikanische Partei mit ihrem Führer Erzbischof Ireland ihren universalen Blick auf das Ganze, dem jedes einzelne Mitglied der Kirche dienen soll, gerichtet hält, — geben die Separatisten die Losung aus: Hie Deutschtum, hie Amerikanismus! und gewinnen so auf überaus billige Weise für ihre jesuitischen Tendenzen den Ruhm deutschpatriotischer Gesinnung. — Anderseits war es aber auch kein Wunder, daß die nordamerikanischen Bischöfe, die in den deutschen Vertretern des ultramontan-jesuitischen Separatismus das Haupthindernis ihrer universalen, katholischen und darum auch wahrhaft nationalen Thätigkeit sahen, zu größerer Nachgiebigkeit gegen jenen seither nicht geneigt waren.

Sobald die Politik der Verhetzung der Nationen gegeneinander, die gewisse Organe der deutschen ultramontanen Presse, offenbar auf höheres mot d'ordre, in ihrer eigentümlichen „Moral" pflegen, aufgegeben wird, sobald die amerikanischen Bischöfe das wahre Deutschtum als nicht exklusiv ultramontan, jesuitisch und separatistisch (nach Schroeders Muster) erkannt haben, werden auch sie ihr „Antideutschtum" aufgeben. Ganz ähnlich verhält es sich mit Slaven und Franzosen. Die Ausbreitung des universalen, modernen Ideals, und damit die Christianisierung der Neuzeit, muß gehemmt werden, und dazu benutzt man die nationale Verhetzung. Der bekannte unhistorische Sinn der Römer leistet dabei die besten Dienste. —

Kein Wunder, daß es den fortgesetzten Machinationen schließlich gelungen ist, Leo XIII., den hochbetagten Greis, nach langem Sträuben zu einer Diskreditierung des Aktivismus unter dem Titel „Amerikanismus" zu veranlassen. Man sprach dabei auch von einem „Germanismus", der ein Pendant zum „Gallikanismus" bilde. — Wer einiges von Kirchengeschichte versteht, weiß aber sehr gut, daß diese episkopal-nationale Bewegung mit den rein geistigen Bewegungen der neuesten Zeit nicht die mindeste Aehnlichkeit hat. —

Mit dem päpstlichen Breve hat sich thatsächlich kein einziger innerkirchlicher Vertreter des „Amerikanismus" betroffen gefühlt, so sehr auch die ultramontane Presse den gegenteiligen Schein aufrecht zu erhalten bestrebt ist. Die Erzbischöfe Ireland und Keane, sowie Abbé Klein beeilten sich, ihre Unterwerfung kundzuthun, freilich in der überschwenglichsten Weise. Indes muß man bedenken, daß man auf den Kurialstil nur im Kurialstile wirksam antworten kann. — Auch Professor Dr. Schell in Würzburg erklärte seinen Gehorsam gegenüber der fast gleichzeitig im ‚Osservatore Romano' veröffentlichten Verfügung betreffs seiner Schriften. Hierauf werden wir später zurückkommen. —

Wir haben hier nur zu konstatieren, daß das päpstliche Breve lediglich ein Phantom verworfen hat, nämlich das Zerrbild Maignens, was aber die Gegner des Aktivismus keineswegs abhält, das Breve als gegen den Aktivismus selbst gerichtet hinzustellen, obwohl dieser mit den verurteilten Anschauungen nicht das geringste gemein hat. In der liberalen Presse thun dies diejenigen Organe, welche ein für allemal die katholische Kirche mit der in ihr rückschrittlich wirkenden, übermächtigen Jesuitenpartei identifizieren. Eine Belehrung ist diesen Blättern gegenüber zwecklos. — Kein überzeugter Vertreter des Aktivismus ist veranlaßt, seine bisherigen, berechtigten und durchaus kirchlichen Anschauungen, die im Wortlaute des Breve sogar ihre Bestätigung finden (freilich nicht in der Tendenz der Machinatoren), nunmehr abzuwerfen. Der hierarchische Organismus der katholischen Kirche, begründet auf dem Boden des Auktoritätsprinzips, bietet in der That eine, freilich in unserer Zeit wenig verstandene und gewürdigte Elastizität, die dazu befähigt, die Vorteile der Auktoritätsverfassung zu genießen, ohne daß man durch die notwendigen Schattenseiten derselben wesentlich gehemmt würde. Rein disziplinäre Kundgebungen, wie Bücherverbote und dergl. verlangen eben zwar jurisdiktionellen Gehorsam („Silentium obsequiosum"), nicht aber ein Opfer der Ueberzeugung. Mag Galilei sein: „e pur si muove!" wirklich gesprochen haben oder nicht, es kennzeichnet wenigstens den gesicherten Standpunkt des katholischen Gelehrten gegenüber peinlichen disziplinären Maßregeln, ja selbst Verfolgungen. — In eine kritische Reflexion hierüber wollen wir nicht eintreten; wir könnten sonst unschwer zeigen, daß der Beigeschmack von Realpolitik hierbei leicht durch eine andere Organisation und größere Vorsicht in der Ausübung des kirchlichen Hirtenamtes sich beseitigen ließe. Solche Reflexionen würden doch beiläufig um einige Jahrhunderte zu frühe kommen, weil bekanntlich die kirchliche Bureaukratie kein ausgesprochenes „Prinzip des Fortschritts" ist, es ja auch nicht sein kann.

Das päpstliche Breve hebt hervor, es dürften keine Glaubenslehren

preisgegeben werden, um Andersgläubige zu gewinnen, die Leitung der Seelen durch den heil. Geist, sowie die selbständige Ueberzeugung dürfe nicht zur Ausschließung der kirchlichen Aemter führen; es solle keine schroffe Gegenüberstellung von aktiven und passiven, keine Ueberschätzung der natürlichen, gegenüber den übernatürlichen Tugenden, keine Verachtung der Ordensgelübde gelehrt werden. Im übrigen könne sich die kirchliche Disziplin den Bedürfnissen der Zeiten und Nationen anbequemen. Auch wolle bei Andersgläubigen nicht überwiegend böswilliger Irrtum angenommen werden. — Wer wird nun durch diese Aufstellungen getroffen? Das Breve enthält nichts, was nicht jeder Vertreter des Aktivismus mit vollster persönlicher Ueberzeugung bekannt hätte! Von dieser abzugehen, besteht auch jetzt keine Veranlassung. Pflicht und Rat sind in der christlichen Ethik von den Aktivisten am wenigsten von einander gesondert worden, Gebot und Freiheit fordern und fördern sich in concreto. —

Aehnliche Anschauungen, wie die im Breve getadelten, sind höchstens von den sog. abbés évadés in Frankreich (Charbonnel, Bourrier und Genossen) vertreten worden. Diese aber hatten sich ja schon längst von der katholischen Kirche feierlich losgesagt, so daß es einer neuen Verurteilung ihrer Unkirchlichkeit nicht bedurft hätte. —

Wir müssen also in unserer Annahme bestärkt werden, es sei mit dieser scheinbaren Verwerfung von der Partei, die sie herbeizuführen wußte, nur ein Vorstoß beabsichtigt. Es sollte durch das Breve real mehr erreicht werden, als ideal in ihm grundgelegt ist. Zur Erleichterung dieser Aufgabe hatte ja Maignen sein von den Jesuiten hochgepriesenes, von anderen als Pamphlet gebrandmarktes und zurückgewiesenes Buch: ‚Le père Hecker est-il un saint?‘ verfaßt, in welchem den Amerikanisten ähnliche Vorwürfe gemacht wurden, wie sie vom Breve vorausgesetzt sind.

Einen Kommentar zu dieser Auffassung bietet uns nun das kirchliche Verbot fast sämtlicher Werke des Würzburger Professors Dr. Schell durch die Indexkongregation. Man beachte von vornherein wohl: Nicht bloß seine seit 1897 erschienenen Broschüren: ‚Der Katholicismus als Prinzip des Fortschritts‘ und ‚Die neue Zeit und der alte Glaube‘, sondern auch seine schon seit 1889 (also vor 10 Jahren) herausgegebene Dogmatik und seine Apologie (‚Die göttliche Wahrheit des Christentums‘) sind jetzt plötzlich als kirchlich bedenklich hingestellt worden. Weitere Maßnahmen gegen andere, freier gesinnte Theologen sollen noch bevorstehen.

In dem päpstlichen Breve ist kein Präjudiz für die Gründe des Verbotes gegeben. Ohne daß der Verfasser gehört wurde, ohne Bezeichnung von Gründen oder Irrtümern, ohne Möglichkeit eines Appells sind die Bücher bezw. ihre Lektüre auf dem bloßen Disziplinarwege (eine Lehrauktorität steht der Kongregation des Index nicht zur Seite) verboten worden.

Was sind nun wohl die Gründe dieser unter dem Zeichen des Anti-Amerikanismus getroffenen Maßnahme? Nach der ganzen Sachlage handelt es sich nicht um die Verurteilung einzelner Sätze oder eines Systems, sondern um die Unterdrückung derjenigen nicht-ultramontanen und -jesuitischen Richtung in Theologie und Kirche, welche den modernen Geist und sein Fortschrittsstreben

auf theoretischem und praktischem, spekulativem und historischem und empirischem, dogmatischem und ethischem Gebiete christianisieren will, dadurch, daß die Vertreter des Christentums, zumal in der Theologie, die Fortschritte unserer Zeit mit dem lebendigen Geiste des Christentums zu durchdringen trachten, damit auf dem Boden der Wechselwirkung der einzelne in das Gottesreich hineinwachse und hineinlebe, und dieses in jedem Dasein und Gestalt gewinne, nicht durch Zwang und Dressur, sondern durch die Wahrheitskraft der Ueberzeugung des Verstandes und Willens, des ganzen Menschen. Es ist dies die konsequente Durchführung der katholisch-thomistischen Weltanschauung. Darin liegt der Vorzug, aber auch das „Gefährliche" dieser Richtung gegenüber dem übermächtigen, wenn auch verknöcherten Jesuitismus, mit seiner skotistisch-molinistischen Auktoritäts- und Willkürmetaphysik, der gegen dieselbe nun einen umgekehrten Kulturkampf führt. — Die treibenden Faktoren der Maßregelung waren die Vertreter des jesuitischen Separatismus und der kirchlichen Reaktion überhaupt. Ihre Agitation wurde erfolgreich, sobald sie einige französische Bischöfe für die gegen Schell zu erhebende Anklage auf „planmäßige Revolutionierung" des theologischen Denkens und kirchlichen Lebens gewonnen hatten. In Frankreich fühlte man nämlich das alte liebgewordene System der Seminartheologie und des hierarchischen Absolutismus durch die Regungen eines neuen Geistes sehr bedenklich bedroht.

Die von Professor Dr. Schell auf den Rat aller interessierten kirchlichen Kreise abgegebene Gehorsamserklärung ist von vielen innerhalb und außerhalb des kirchlichen Lagers mißdeutet worden. Seine Erklärung war der einzige Weg, um den Vorwurf der kirchlichen „Revolutionierung durch die That zu widerlegen und dem Bruche mit der Kirchengemeinschaft (Exkommunikation) vorzubeugen. Damit hätte sich freilich ein Hauptwunsch seiner Gegner erfüllt, nämlich nicht bloß ihn, sondern auch seine ganze theologische und praktische Richtung und Schule aus der Kirche zu beseitigen, das ganze weitere Lehren und Arbeiten innerhalb der Kirche nach seinem Programme praktisch unmöglich zu machen. — Ein Widerruf seiner Anschauungen selbst ist von ihm weder gefordert noch abgegeben worden; dem Verbote seiner Schriften konnte er sich ohne einen solchen legal unterwerfen. Ob die Angelegenheit auf dem Disziplinarwege nun erledigt ist, wird allerdings erst die Zukunft lehren. Die Extremen im kirchlichen Lager hatten freilich, wie die Presse es an den Tag legte, einen Widerruf und dann eine Beseitigung Schells erwartet; daher auch die Bestrebungen auf dieser Seite, die Gehorsamserklärung zum „Widerrufe" zu stempeln. Auf nichtkirchlicher Seite, wo ein wenig Sektiererei und erfolglosen Lärmes gegen die Kirche als solche erwünscht gewesen wäre, übertreibt man die Bedeutung der Erklärung ebenfalls, durch Ableierung des Themas: „Laudabiliter se subiecit!" nach bekannten Melodieen.

Möchte sich einstweilen der Wunsch erfüllen, daß solche kirchliche Verbote, die zudem von den katholischen Gebildeten, von den Gelehrten ganz zu schweigen, weder beobachtet werden, noch beobachtet werden können, und darum dem Ansehen der Kirche selbst schaden, in dieser Form sich nicht wiederholen! —

Ueberaus bedauerlich sind allerdings die Folgen, welche diese „Maßregelung" für die geistigen Bewegungen in der katholischen Kirche haben wird.

Wie ein kalter Reif hat es sich wieder einmal auf eine Blüte des frischen Strebens gelegt, eine dem neuzeitlichen deutschen Geiste kongeniale Theologenschule zu begründen. Die Gegner im *reaktionären* Lager wußten dies ja just in dem Augenblicke in der *brutalsten* Form herbeizuführen, da seitens Leos XIII. kein Widerstand mehr zu befürchten war. Um die Mittel war und ist man dabei niemals verlegen, wie die Geschichte dieses Jahrhunderts allein schon beweist. Denunziation, persönliche, gehässige Angriffe und Verdächtigungen sind dabei das gelindeste; eine gefügige Presse, die dafür als Muster einer religiösen, für Wahrheit, Freiheit und Recht eintretenden Publizistik gepriesen und empfohlen wird, steht unweigerlich jedem Winke der „Oberen“ zu Diensten. Ein in der letzten Zeit in Schells Angelegenheit erschienener, vielbesprochener Artikel kann als Musterleistung hierin gelten; der Erzbischof von München wurde darin als Gönner der „unkirchlichen“ Richtung Schells, sowie der angeblich planmäßig betriebenen „*Revolutionierung*“ des theologischen Denkens und des kirchlichen Lebens denunziert. Gleichzeitig erfolgten Angriffe auf andere katholische Gelehrte, insbesondere Universitätstheologen, denn auf die Beseitigung oder wenigstens möglichste Untergrabung des Ansehens der theologischen *Universitätsfakultäten*, die von der extremen Partei unabhängig sind, ist es vor allem mit abgesehen. Den Inquisitoren und Denunzianten hat sich in besonders wirksamer Weise der Münchener Kirchengeschichtsprofessor Dr. *Knöpfler* entgegengestellt durch die in der ‚Deutschen Litteraturzeitung‘ gegebene vortreffliche Charakterisierung der jesuitenfreundlichen Gegner Schells, *Braun* und *Höhler*, die ihrer Schule alle Ehre machen, ja ihre Meister übertroffen haben, und ihres Gebahrens.

Nach unseren Darlegungen können wir die Frage aufwerfen, und sie ist schon, von Freunden klagend, von Gegnern höhnend gestellt worden: *Ist also der Katholicismus kein Prinzip des Fortschritts?* Sollen wir, da wir in unserer kirchlichen *Treue* ebensowenig als in der *Wahrhaftigkeit* unserer Ueberzeugung keinen Augenblick wanken, die wissenschaftliche Arbeit und den Fortschritt auf dem theologischen Gebiete, und dann auch auf den mit ihm enge zusammenhängenden profanen Wissensgebiete, aufgeben? Sollen wir den inner- und außerkirchlichen Gegnern das Feld kampflos räumen, sollen wir die vorwärtsstrebenden, wissenschaftlichen und wahrheitsuchenden Kräfte der Kirche entfremden lassen? Lockt nicht Ruhe und Beschaulichkeit, fromme Anerkennung bei geistiger Unfreiheit zur fügsamen Eingewöhnung auf die vorgeschriebenen Geleise?

Doch fort mit der gleißenden Versuchung des trägen *Pessimismus*! Vorteile und Bequemlichkeit suchen wir ja nicht, und zu Opfern sind wir bereit. Und wer will wider uns sein, wenn *einer* für uns ist, der König der *Wahrheit*? *Der treue, große Gott!!!*

An Leid und Enttäuschung wird es freilich nicht fehlen. — Die *Regierungen* und die *Diplomaten* werden in Zukunft, zumal wenn das Streben nach Beseitigung der Rückständigkeit im katholischen Lager gehemmt wird, wenn diejenigen „gemaßregelt“ werden, welche *Gewissensfreiheit* und *Fortschritt* als Kleinodien der *Kirche* reklamieren, noch weniger als bisher bereit sein, ihrerseits zur Beseitigung der „Imparität“ durch Berücksichtigung kirchlich gesinnter Kräfte mitzuwirken, z. B. bei Besetzung der akademischen Lehrstühle und

der höheren Beamtenstellen. Die fortschrittlichen und freigesinnten kirchlichen Kräfte erfreuten sich ja seit dem Ende des Kulturkampfes, wie im Anfange dieses Jahrhunderts der Gunst der staatlichen absolutistisch gesinnten Kreise weit weniger als die Adepten der ultramontan-jesuitischen Schule mit ihrem lammfrommen Mienenspiele. — —

Wenn aber die kirchliche Hierarchie, in einseitigem Vertrauen auf die Macht der Auktorität, fortfährt mit der Unterdrückung oder Behinderung des wissenschaftlichen Fortschrittes, so darf es sie auch nicht wunder nehmen, wenn sie nicht mehr als führende, sondern als hemmende Macht betrachtet wird, der Schritt um Schritt jeder kleine Fortgang mühevoll abgerungen werden muß. Die Vertreter der ultramontanen Presse und Partei haben dagegen noch nichts eingewendet. Und doch kann die Wissenschaft, auch die kirchliche, des ernsten Wahrheitssinnes für philosophische, historische und naturwissenschaftliche Thatsachen nicht entraten. Thatsachen mögen, wie ein neuzeitlicher Historiker sagt, oft unbequem, manchmal sogar „unverschämt" sein, aber keine Dialektik, weder Schmeichelei noch Maßregelung, vermag wirksam gegen sie aufzukommen! —

Man mag mit dem Scheine einiger Berechtigung sagen, Schell hätte seine Fortschrittsgedanken nicht in die populären Kreise schleudern, er hätte sich an die Gelehrtenwelt wenden sollen. Ueber die Opportunität dieser Maßnahme läßt sich ja streiten. Warum hat man dann aber nicht bloß seine „populären" Broschüren, sondern auch fast den ganzen Ertrag seines wissenschaftlichen Lebens und Forschens gleichzeitig und ohne Angabe von Gründen in die Acht erklärt? — Wird nicht schließlich durch so brutale Maßnahmen bloß die Bewegung gefördert, deren Losung heißt: „Los von Rom!"? Werden nicht die gebildeten Kreise der Kirche noch mehr entfremdet? Wenn man in Schells Bemühen, zum Denken anzuregen, eine „planmäßige Revolutionierung des katholischen Klerus und Volkes" sieht („Germania"), so muß doch erwogen werden, daß in der Gegenwart niemand bereit ist, auf das Denken zu verzichten, daß die theoretische „Revolutionierung" durch die Denker der einzige Weg zum Auf- und Ausbau der Ordnung und zur Verständigung und Versöhnung ist, und daß die gewaltsame Hemmung von Ideen nach dem Ausweise der Geschichte gar zu leicht den Aufruhr auf praktisch-kirchlichem Gebiete erzeugt.

So wenig das bewegte Rad der Zeiten sich aufhalten läßt, das denjenigen zermalmt, der sich nicht mit ihm fortbewegt, ebensowenig wird sich die kirchliche Bewegung hemmen lassen! Sie steht und fällt nicht mit einer Persönlichkeit, sondern nur mit der ganzen Christenheit, die von ihr ergriffen ist! Wenn es selbst gelänge, einen Wortführer des Fortschrittes zum Schweigen zu verurteilen, so wird ein anderer, vielleicht noch eindringlicherer, seine Stimme erheben! Wie ein Phönix aus der Asche, so wird auch der katholisch-kirchliche und theologische Geist aus dem Kampfe mit der Reaktion sich aufs neue emporschwingen zu Licht und Leben:

„Wenn du dich nicht selbst verloren,
Leitstern Recht dir bleibt und Wahrheit,
Wenn du Gott zum Ziel erkoren,
Führt der Geist dich stets zur Klarheit!"

Auch in unsere Klagen mischen sich also die Hoffnungslieder des jungen Lenzes. Die Auferstehungsklänge, die einen Faust aus seinem todbringenden Brüten wecken, werden auch die kirchlichen Fortschrittskräfte dem Leben wiedergeben, bis die Reaktion überwunden ist! Numquam retrorsum!

„In ihm war Leben, und das Leben war das Licht der Menschen!“ so wird der Heroldsruf (Joh. 1, 4) auch weiter die Jahrtausende durchdringen! . . .

Siegfried Zeitlers.



Rudyard Kipling.

Als ein enthusiastischer Bewunderer der unvergleichbaren Schriften Ihres Gemahls erwarte ich mit Unruhe Nachrichten über seine Gesundheit. Möge Gott sein Leben erhalten für Sie und für alle, die ihm dankbar sind für die herzerschütternden Worte, in denen er die Thaten unserer gemeinschaftlichen Rasse besungen hat. Wilhelm.

So telegraphierte letzthin Kaiser Wilhelm II. an die Gemahlin Rudyard Kiplings, als dieser in der Krisis einer Lungenentzündung zwischen Tod und Leben schwebte. Des Kaisers herzliche Worte drückten das einmütige Gefühl aller civilisierten Nationen, ganz besonders natürlich der englischen aus, für die der Tod Kiplings nicht nur das Verstummen eines großen Schriftstellers, sondern einen nationalen Verlust bedeutet hätte. Denn es ist Kiplings besonderer Ruhm, daß er die Sympathie aller Klassen, der gebildeten wie der ungebildeten, beherrscht. Ein enthusiastischer Imperialist in lebendiger Wechselwirkung mit dem vielseitigen Streben der englischen Rasse, voll festen Glaubens an ihre Zukunft, ist er sozusagen ihr Wortführer geworden.

Kaum fünfunddreißig Jahre alt, hat Kipling erreicht, was wenigen in diesem Alter beschieden ist — er hat dem zur Neige gehenden Jahrhundert durch einen frischen männlichen Ton neues Leben abzugewinnen gewußt und unzähligen seiner Zeitgenossen den Glauben an die alten Ideale zurückgegeben. Allem Verwerflichen und Pessimistischen in Kunst und Litteratur ist er entschieden entgegengetreten, nie hat er seine gesunde, aufrechte Weltanschauung von den krankhaften und unreinen Instinkten der Zeit beugen lassen; der Geist seiner Schriften wie der aller wahrhaft großen Künstler ist immer hoffnungsfreudig, rein und männlich und kann nur kräftigend auf seine Generation wirken.

Kipling ist der berufene Erzähler von kürzeren Geschichten. Durch den Ton von Wirklichkeit, der jede seiner Skizzen auszeichnet, sowie durch die Gewandtheit seiner knappen und treffenden Ausdrucksweise reißt er seine Leser zur Bewunderung hin. Man glaubt seine Gestalten greifbar vor sich zu sehen. In Indien geboren und nach den in England zurückgelegten Schuljahren daselbst als Journalist thätig, ist Kipling tief in das geheimnisvoll träumerische Wesen

des indischen Volks, seiner Sitten und Ueberlieferungen eingedrungen, und so hat er sie uns auch in seinen Büchern oft lebendig vorgeführt. In seinen Kasernengeschichten haben wir den britischen Soldaten, wie er leibt und lebt; in den "Jungle Books" verleiht er den wilden Tieren das Vermögen der Sprache, und unter seinen gestaltenden Händen wird selbst das Panzerschiff ein lebendes Wesen. Was auch sein Gegenstand, unverkennbar bleibt das Geniale seiner Auffassung und die Urwüchsigkeit seiner Darstellung. Er giebt uns auch einen ganz neuen Einblick in die Organisation der englischen Oberherrschaft in Indien, die Schwierigkeiten der unzähligen Beamten, die mit heroischer Selbstverleugnung, unbekannt und ungelobt, ihre Schuldigkeit thun. In der That, die Moral aller seiner Schriften ist die Moral des Kaiserreichs — „treu und geduldig"*) — und dadurch hat Kipling unmittelbaren Einfluß auf das englische Volk gewonnen, darum wurde die Gefahr seines Ablebens als eine nationale Gefahr betrachtet.

Kipling mißt sich nicht den Titel eines „Dichters" bei. Trotzdem sind seine Verse mit all ihrer gelegentlichen Herbheit und krampfhaften Heftigkeit die männlichsten, gewandtesten und frischesten in der modernen englischen Dichtung. Es sind vor allem Volkslieder; "Tommy Atkins" (Spitzname des britischen Soldaten) erkennt in ihnen mit Begeisterung sein eigenes Porträt, und wo nur ein englischer Matrose die Segel hißt oder ein Ruder führt, da sind auch Kiplings Reime an der Tagesordnung.

Während Kipling, der Schriftsteller, allgemein bekannt ist, ist Kipling, der Mensch, in gewissem Sinne Einsiedler. Sein Ruhm hat ihn sozusagen in sein Gehäuse zurückgetrieben, und man sagt, daß es keinem der Londoner Salons je gelungen ist, ihn als „Löwen der Saison" einzufangen und der großen Welt vorzuführen. Diejenigen aber, die das Glück haben, ihn näher kennen zu lernen, fühlen sich von der Geradheit und Wahrhaftigkeit einer unwiderstehlichen Persönlichkeit, die sich giebt, wie sie ist, angezogen. Der Blick der kurzsichtigen Augen ist durchdringend, die etwas derbe Sprache schneidig und entschieden, sein Gang der eines Menschen, der nicht gewohnt ist, die Zeit zu vertrödeln oder die niederen Annehmlichkeiten des Lebens auszubeuten. Der Mann hat seine Arbeit zu thun, und er thut sie. Hat man einige Zeit seine Gesellschaft genossen und ruft sich nachher sein eifriges Wesen, seine sprudelnde Beredsamkeit, die sonderbar geteilte Brille und die nachlässige Kleidung zurück, so bleibt der Gesamteindruck mehr der einer elementaren Naturkraft als eines Kulturmenschen am Ende des neunzehnten Jahrhunderts. **C. M. Capper** (London).

---

*) Die „Treue" des britischen Kaiserreiches dürfte in Deutschland einem lebhaften „Schütteln des Kopfes" begegnen. D. T.



Allerlei Musik.

Im scheinbaren Mittelpunkt des modernen musikalischen Lebens steht noch immer die Oper. Die Oper hat nicht nur anziehende Eigenschaften musikalischer Natur, sondern auch gesellschaftlicher. Seit alten Zeiten ist sie eine Versammlung besserer Stände und, je mehr nach dem Süden zu, desto mehr überwiegt die Bedeutung der Logen diejenige der Bühne. Bei uns ist seit Wagners Reformen wieder einmal die Bühne als der wichtigere Faktor anerkannt worden, und der Deutsche, wenn er in die Oper geht, hat nicht bloß seinen besten Anzug an, sondern schärft auch sein Gehirn, er betrachtet den Abend als ein Stück ernster Geistesarbeit.

Wagners Reformen sind soweit ganz gut durchgedrungen. Das Licht wird während der Aufführung verfinstert, die Thüren bleiben während der Ouverture geschlossen, man macht sich keine Besuche in den Logen, solange der Vorhang aufgezogen ist, man kümmert sich um Text und Noten auch schon vor dem Abend, man spricht auf der Bühne deutlicher, singt nicht mehr so sehr ins Publikum hinein, kürzt die Stücke weniger, behandelt sie überhaupt nicht bloß als Folie für Kehlenvirtuosität, hat auch das Orchester tiefer gelegt, nur leider komponiert man auch ruhig weiter Wagner'sch. Die Wagner'schen Allüren nützen nichts, wenn man nicht aufhört, in seinen Spuren zu wandeln. Für Epigonen reformierte er nicht die Bühne. Man würde ihm am besten folgen, wenn man so selbständig wäre, wie er war.

Die beiden bedeutendsten seriösen Nach-Wagner'schen Opern, „Guntram" von Richard Strauß und „Ingwelde" von Schillings, bewegen sich leider in diesen Epigonenbahnen. Aber sie beherrschen die Sprache Wagners ganz wunderbar. Sie haben seine Musikanschauung völlig erfaßt und mit nobler Erfindung neu aufleben lassen. Eine solche Fülle musikalischer Einbildungskraft, wie in ihnen steckt, weist sonst kein zeitgenössisches Opernwerk auf. Sie sind gesättigt mit melodischen und harmonischen Gedanken allerletzter Kultur. Das Werk von Strauß ist zurückhaltender und erlebte bisher leider nur wenige Aufführungen. Das von Schillings ist entgegenkommender und befindet sich zur Zeit auf einem Triumphzuge durch Deutschland, dessen erste Stationen Wiesbaden, Karlsruhe, Schwerin, Bremen heißen. Gerade die kleineren deutschen Opernbühnen leisten zur Zeit mehr für die Propaganda neuer Sachen, als die großen Weltbühnen. Karlsruhe unter Mottl, und Schwerin unter Zumpe sind Apostelstädte für die moderne Oper geworden. Die Sorgfalt und der Ehrgeiz sind hier größer als in den erbgesessenen Kulturen.

Während diese seriösen Werke sich ganz in den Wagner'schen Bahnen bewegen, aber in ihrer musikalischen Arbeit bedeutsamer ausfielen, ist es mit einigen komischen und Volks-Opern genau umgedreht. Sie lassen das Letzte an Erfindung missen, sind aber gegen Wagner selbständiger. Vielleicht dürfte man dieses vorziehen. Urspruch's „Das Unmöglichste von Allem", nach einem alten spanischen Stoff, hält sich dabei mehr in Mozart'schem Stile, während Eugen d'Alberts „Abreise" einen galanten Stoff anno 1750 im Sinne des modernen Naturalismus anfaßt, ohne viel Ensembles und überhaupt ohne alle die Stilisierung, die der älteren komischen Oper eigentümlich ist. D'Alberts Werk ist überaus einfach in

der Faktur, aber es ist im Ton und in der Thematik so vorzüglich gelungen, daß es vorderhand an der Spitze der deutschen komischen Oper steht. Die Volks-Opernversuche, wie Kienzls „Evangelimann“ oder Siegfried Wagners „Bärenhäuter“ sind im Genre nicht so rein oder noch zu unbedeutend. Ueber Siegfrid Wagner kann man nach diesem Werke noch nicht endgiltig urteilen; es ist schwach, aber nicht gerade ärmlich; oft mehr konfuse als dünn — das Löblichste daran ist die Selbständigkeit gegen den Vater. Kienzls Werk ist noch zu sehr durchsetzt von Einflüssen der zum größten Teil unkünstlerischen und rohen „veristischen“ Oper Neuitaliens, als daß des Autors spezifische Begabung für den bürgerlichen Volkston rein herausträte. In seinem neuesten Werke, dem „Don Quixote“, hat er sich leider von dieser fruchtbaren Linie wieder entfernt. Ein zwar recht künstliches, aber doch ehrliches und vornehmes Volksstück wie Humperdincks „Hänsel und Gretel“ steht vorläufig noch ohne Rivalen da. Die beste und wichtigste Oper nach Wagner ist nicht von Bungert, nicht von Goldmark, nicht von Mascagni oder Leoncavallo geschrieben worden, sondern vom alten Verdi. Dieser wunderbare Künstler hat in seinem „Falstaff“ mit einem gänzlich neuen, vornehmen und geistreichen, spielerischen und dennoch logischen Stil die Epoche der modernsten Oper eröffnet, ohne daß der Eröffnung bis jetzt ein würdiges zweites Werk gefolgt wäre.

Bei der verhältnismäßigen Unfruchtbarkeit der deutschen Oper konnten sich die Konzerte in auffallender Weise entwickeln. Während in früheren Zeiten öffentliche Konzerte wesentlich der Vorführung neuer Werke, meist unter Leitung des Komponisten, gewidmet waren, wobei auch die Improvisation zu ihrem Recht kam, hat sich namentlich durch Liszts Beispiel in neuerer Zeit das objektive, historische Konzert stark in den Vordergrund gedrängt. Sowohl im Orchesterkonzert, wie an den Solistenabenden setzt sich heut das Programm in der Regel aus einer, hoffentlich stets gut angeordneten, Reihenfolge berühmter älterer Werke zusammen. Das Konzertwesen steht unter dem Zeichen der Interpretation. Selbst bedeutende Tonschöpfer können sich diesem historisch-litterarischen Zug nicht verschließen. Es ist bezeichnend, daß Wagner mit der neunten Symphonie Beethovens Bayreuth einweihte. Die Konzerte gewinnen zugleich eine cyklische Form, sie treten meist in einer Folge von Abonnementsabenden auf, und auch die Solisten lieben es seit Liszt, wenn sie ein echtes Zeugnis ihrer höchsten Begabung ablegen wollen, eine Reihe von Abenden zu veranstalten, in denen die von ihnen gepflegte Gattung nach allen Richtungen hin durchgenommen wird. Busoni zeigte in dieser Weise neulich durch eignen Vortrag die Geschichte des Klavierkonzerts auf, Reisenauer, der der „Solidität“ wiedergewonnene treffliche Pianist, reihte mehrere Abende von Scarlatti bis Liszt aneinander, Amalie Joachim, die schmerzlich Vermißte, gab historische Liedercyklen, selbst in Orchesterkonzerten befolgte man die Methode, für jeden Abend eine Beethoven'sche Symphonie zu reservieren. Die Mittel der Ausführung sind aufs höchste gesteigert, so daß man die Blüte des modernen Konzertwesens wohlberechtigt der Blüte der italienischen Oper zu Beginn dieses Jahrhunderts an die Seite stellen darf. Wir haben in d'Albert, Eduard Risler und Reisenauer drei erstklassige Pianisten, wir haben in der Landi, der Sembrich, der Lilli Lehmann und anderen erstklassige Gesangskünstlerinnen, wir haben in Berlin allein zwei vollendete Orchester, einen unübertrefflichen Gesangverein (von Siegfried Ochs), der sich jüngst mit den unsagbar schönen quattro

pezzi sacri von Verdi ein Denkmal setzte, hervorragende Kammermusiken, wie das edlere Joachimquartett und das temperamentvollere Böhmische Streichquartett, ausgezeichnete Dirigenten wie Strauß, Weingartner, Nikisch, Mottl, Levi, Richter, Mahler, Steinbach wirken in kleinerem oder größerem Kreise, und unter ihnen bietet Weingartner zum erstenmal den reinen Typus eines internationalen Dirigenten, der absolut von dieser Thätigkeit ohne feste Anstellung existiert. Das größte Konzertleben Europas weist Berlin auf, wo in einem Winter beinahe tausend öffentliche Konzerte gezählt werden, von den jubelumrauschten Virtuosenabenden bis zu den auf Selbstkosten veranstalteten Soireen bemitleidenswerter Dilettanten, die sich sogar mit einer mäßigen Berliner Rezension in der Provinz Erfolge versprechen. Eine Unsumme von Kunst und Dilettantismus, eine unermeßliche Fülle von Glück und Elend bietet ein einziger Berliner Konzertwinter, und es wäre die Musikgeschichte unserer Zeit nicht zu schreiben, wenn man nicht diese Konzertkultur, die in ihrer Art eine ganz singuläre Erscheinung ist, nach allen Verzweigungen, vom Künstler bis zum Publikum, analysierte.

In diesem großen Milieu giebt es sachlich nicht viel Neues. Einige Importartikel, wie die für uns wertlosen Oratorien des in Italien so hoch gepriesenen Don Lorenzo Perosi, werden sofort abgethan. Alles geht auf die möglichst gute Interpretation und den Genuß schon bekannter Sachen. Konzerte unbekannter Komponisten oder ganzer Gruppen (wie z. B. der Jungrussen) kommen wohl vor, stehen aber fast wie Kuriositäten in der großen Schule, wo selbst im Interpretieren — wie die Brahms-Abende von Steinbach oder Lamond zeigen — eifrig spezialisiert wird. Aber die Geschichte ist schon gerecht. In der Zeit, da man litterarisch-historisch sich gern vergnügt, tritt die eigene Produktion zurück. Es gleicht sich von selber aus. Auf dem Felde des Soloinstruments, des Klaviers, der Violine und anderer, wird allerlei Tüchtiges, von d'Albert oder dem Skandinavier Stenhammer, geschaffen, aber es weist keine neuen Bahnen. Nur das Lied und die symphonische Dichtung ist fruchtbar. Für das Lied sind viele junge begabte Musiker, wie Sigmund v. Hausegger, eifrig und erfolgreich thätig, vor allem hat Hugo Wolf eine übergroße Anzahl von Liedern geschaffen, die aus frischester Erfindung, feinstem Gefühl stammen und das Klavier in neuer, naturalistischer Weise als Begleiter verwenden. In der symphonischen Dichtung ist Richard Strauß der Führer. Ob er die weniger günstige Form der Nebenordnung befolgt, wie in seinem Till Eulenspiegel, Zarathustra, Don Quixote, oder mehr eine runde geschlossene Form, wie namentlich in seinem besten Werk „Tod und Verklärung" oder seinem neuesten „Heldenleben", immer ist er ein Kühner und Mutiger, der nicht abgetretne Pfade gehen will. Aehnlich in seinem künstlerischen Naturell wie Berlioz, folgt er mit wohl abwägendem Verstande den sich drängenden symphonischen Problemen und läßt sich gern durch den Klang, durch das Orchester fortführen, dessen Technik er unnachahmlich versteht. Nachdem Brahms von uns gegangen ist, gebührt ihm die Krone der deutschen Musik.

Oskar Bie.



Tam-Tam.

Von den Berliner Bühnen.

Tam-Tam! Nur hereinspaziert, meine Herrschaften! Hier ist zu sehen die Wunderziege Eudoxia, das rätselhafte Tier mit den vier Hörnern und den fünf Beinen. Die größten Gelehrten, meine Herrschaften, haben diese Wunderziege in Augenschein genommen. Aber sie haben das Wunder nicht erklären können, meine Herrschaften. Die Wunderziege Eudoxia ist die einzig lebende Ziege auf der ganzen Welt, die vier Hörner und fünf Beine hat. Fünf Beine! Vor ein paar Jahren hat ein Konkurrent von mir eine Ziege mit sechs Beinen gezeigt. Das war keine echte Ziege, meine Herrschaften, und waren keine echten Beine. Bitte, überzeugen Sie sich, meine Herrschaften, daß alles wahr ist, was ich Ihnen von der Wunderziege Eudoxia gesagt habe. Hier auf diesem Zettel finden Sie die Gutachten von dem königlich serbischen Hoftierarzt und der Tierarzneischule in Christiania. Bitte einzutreten, meine Herrschaften, Vorstellung und Erklärung beginnen sogleich. Tam-Tam ...

Ich entsinne mich ja noch so gut des seltsamen Mannes in dem maisgelben, mit Flecken übersäten Sommerpaletot, mit den roten, wulstigen Händen und den schweren Siegelringen am Zeigefinger, mit den schiefgetretenen Zugstiefeln und dem riesigen roten Korallenknopf in der schäbigen Atlaskrawatte. Er schrie, wie ich nie wieder einen Menschen habe schreien hören. Maßloser Stolz lag in seiner heiseren Stimme, wenn er von den vier Hörnern und den fünf Beinen sprach; Haß und Verachtung bebten aus seinen Worten, wenn er der Konkurrenz gedachte, die ein Bein mehr hatte liefern wollen. Aber den Namen des Wundertiers selbst, dem er zum Hüter und Herold bestellt war, sprach er mit einer Zärtlichkeit aus, als habe ihm diese Mißgeburt aus dem Ziegenstall siebenmal das Leben gerettet. Und allemal, ehe er seinen Spruch begann, in dem niemals ein Wort, eine Gebärde sich änderte, schlug er mit dem unbarmherzigen Klöppel auf die freihängende gelbe Metallscheibe: Tam-Tam! Es ging uns Kindern durch Mark und Bein. Und wenn er geendet hatte, raffte er mit der linken Hand den schmutzig-roten Vorhang zurück, mit der Rechten aber schlug er noch lauter, noch unbarmherziger das Metallbecken. Natürlich sind wir damals in scheuer Ehrfurcht eingetreten in die wackelnde Bretterbude. Es kostete unseren letzten Nickel. Ich erinnere mich noch gut, wie sie aussah, die Wunderziege. Sie war klein und mager und hatte für den ersten Blick vier Beine, wie jede andere minder berühmte Ziege, deren Besichtigung keinen Nickel kostet. Wir auf dem „zweiten Platz" durften nicht nahe herantreten an das seltsame Tier, das dummglotzend in seinem unreinlichen Bretterverschlag stand und mit dem kurzen Stumpfschwanz wedelte aber wenn wir unsere Augen recht anstrengten, so sahen wir an der linken Brustseite, nicht weit vom Vorderbein, einen Gegenstand baumeln. Der Gegenstand war grau, schlecht behaart, vielleicht acht Centimeter lang und sah aus wie eine besonders häßliche, verlängerte Warze. Aber der Mann in dem mais-gelben Sommerpaletot, der die „Erklärung" begann, legte die dicke Hand mit den vielen Siegelringen auf den gescheckten Rücken der mageren Wunderziege Eudoxia und belehrte uns, daß dieser graue Auswuchs

ein — fünftes Bein sei, und daß der serbische Hoftierarzt und die Professoren der Tierarzneischule von Christiania maßlos erstaunt über diese nie beobachtete Erscheinung gewesen seien und sich herabgelassen hätten, ihre höchste Befriedigung über die Ziege und ihn, den Entdecker, den Mann mit den Siegelringen, auszusprechen.

Wie oft in meinem späteren Leben habe ich an die Wunderziege Eudoxia denken müssen und an ihr fünftes Bein, das sie vor allen Ziegen der Welt auszeichnete; und auch an den serbischen Hoftierarzt, den sie so sehr zu begeistern vermochte! Ich bin diesen „Wunderziegen" noch so oft begegnet; Eudoxia hieß keine mehr und ein Bein zuviel hatte auch keine. Aber es waren eben doch Wunderziegen, zur Berühmtheit und Goldquelle aufgelobt und ausgeschrieen von einem Mann mit heiserer Stimme und vielen Siegelringen und — nicht zu vergessen — einem gelben Metallbecken. Und das gelbe Metallbecken, das so gell, so durchdringend, so grausam gebieterisch klingt, das lockt die Kleinen herein und die großen Harmlosen und ihre armen Groschen in einen übelriechenden Ziegenstall. Tam-Tam!

Die echten Tam-Tams, die in Europa ein so wichtiger Hausrat aller in die Höhe Strebenden geworden sind, werden immer noch in China und Persien hergestellt. Die Metallmischung, die jenen durchdringenden Ton in seiner ganzen Unverschämtheit ermöglicht, haben erstaunlicherweise die Mitteleuropäer noch nicht nacherfunden. Aber zu benutzen haben sie das Produkt geheimnisvoller chinesischer Industrie gelernt. Und solange die Kunst nach Brot gehen muß, und solange sich an das leichtsinnige Künstlerherz die eklen Parasiten des Talentes gierig anschmiegen, und solange von des Lebens Gütern allen der Ruhm das höchste doch bleibt, werden wir es immer heraus hören aus dem heiligen Zug zum Tempel des Apollo. Die Stimmen der Singenden, die Lieder der Dichter, das Pathos der Redner übertönt's, die Zweifler macht's nervös, die Andächtigen stört's und es erschreckt, entzückt, begeistert, verführt die blöde Menge, das unselige Lockmittel aller Urteilslosen, das Lieblingsinstrument jungen Ehrgeizes und brutaler Geldgier, das Instrument, dessen grelle Mißtöne die neuen Ideale ins Leben führen und den Todeskampf der überlebten begleiten — Tam-Tam! Tam-Tam!

Mir scheint manchmal, die Bosheit schlitzäugiger Chinesen, vorausahnend, daß Europa sich langsam und unerbittlich in das Reich der Mitte teilen wird, hat dem verhaßten Kontinent noch ein Danaergeschenk ersonnen, einen Fluch und eine Geißel vermacht in diesem mißtönenden Erz.

* * *

Es ist kein übler Gedanke, ist ein Einfall, eines echten Satirikers würdig, dies alles beherrschende Tam-Tam einmal in seiner ganzen brutalen Herrlichkeit zu schildern. Es könnte ein satirisches Zeitbild werden, modern und doch im Stile der „Wolken" des Aristophanes. Nur müßte der böse Fehler des Lieblings der Athener vermieden werden: er wollte die verhaßte Kaste der Sophisten, die sich so herrlich auf das Tam-Tam verstanden, diese heuchlerische, gleißnerische Brut der sprachgewandten Wortverdreher treffen und traf die schlichte Idealgestalt des wahren Philosophen, das Kleinod seiner Zeit, den Sokrates. Er wollte die mit allen Wünschen am Leben und seinen Gütern hängenden Maulphilosophen geißeln, und er geißelte den stillen Mann, der im Angesicht des Todes

dem Asklepios einen Hahn zu opfern befahl. Ihr Ziel muß die Satire vor allem kennen, sonst wirkt sie matt oder unwahr, kämpft gegen Windmühlen oder macht sich zur Mitschuldigen eines blinden, ungerechten Hasses, der nicht witzig ist, nur rachsüchtig, der nicht den Irrtum mit spitzen Pfeilen bekämpft, sondern dem Erfolg den Kranz aus den Haaren reißen möchte. Ein feiner, kluger Schriftsteller, wie Feodor von Zobeltitz, einer von den nicht häufigen Männern der Feder, dessen sympathisches Auftreten als Mensch die heitere Eleganz seiner besseren Arbeiten nicht Lügen straft, hätte sich sein Ziel aufmerksamer besehen sollen, ehe er einen so wundervollen Stoff, anstatt ihn zu formen, zerbrach. Eine kecke, kleine Ungerechtigkeit gegen irgend einen Lebenden, ein deutliches, karikiertes Vorbild hätte man ihm nicht übel genommen. Ein guter Witz entschuldigt viel. Ich weiß nicht, ob es wahr ist, aber ich habe jüngst in einer Zeitung gelesen, daß der russische Zar in seinem Petersburger Schlosse ein Zimmer hat, ganz austapeziert mit — Karikaturen, die witzige Künstler aller Länder von dem Selbstherrscher aller Reußen entworfen haben. Vielleicht hätte das suchende Auge des Dichters auch an der Spitze der modernen Bewegung einen Mann gefunden, der großdenkend genug gewesen wäre, den Spott wie der Zar zu ertragen, den Spott über den übereifrigen Korybantenlärm, der seine bescheidensten Thaten und Gedanken begleitet. Aber Zobeltitz kennt sein Ziel nicht, oder will es nicht kennen. Er schickt seine Pfeile blind ins Blaue, so kann er sich nicht wundern, daß sie nicht treffen, und daß niemand seinen Meisterschuß oder sein sicheres Zielen lobt. Er zeigt uns in seiner Komödie „Tam-Tam" einen verarmten Baron, der Bilder malt, von denen niemand redet und von denen er selbst im tiefsten Herzensgrund nicht viel hält. Ein dunkler Ehrenmann, Besitzer eines Bureaus, das der Aufgabe dient, die Salons seiner reichen Kunden mit frischen Berühmtheiten zu versorgen, hat durch ein unseliges Mißverständnis den jungen Baron in seine Klauen bekommen. Der Nieverlegene erfindet eine Riesenerbschaft, die der adlige Künstler in Indien gemacht haben soll, und — so sehr sich der Pseudoerbe auch wehrt — von Stunde an ist der Maler ein gemachter Mann. Man kauft seine Bilder, man redet von ihm, man reißt sich um seine Gesellschaft. In einem der Salons, die sich seinem jungen Ruhm aufgethan, erobert er sich das Beste selbst, das Herz eines jungen Mädchens, die in all dem Ungesunden, Hypernervösen, das sie umgiebt, ein frisches, gesundes Geschöpfchen geblieben ist und seinem ehrlichen Streben eine gute Kameradin zu sein verspricht. Das war nicht leicht, so zu bleiben, denn der Salon dieser humoristisch gezeichneten Verwandten der Sudermann'schen Frau Alda ist erfüllt von Tagesgrößen, decadenten Poeten, nervösen Musikern, schwärmenden Symbolisten, einem ganzen Schwarm zudringlicher, gespreizter Narren, die sich's im Hause des „Mannes seiner Frau", des Mäcen wider Willen, bequem machen und die sämtlich reif sind für die Zwangsjacke. Schließlich findet der junge ehrliche Künstler, von einem derben, nach langer Indienfahrt heimgekehrten Onkel und der tapferen, kleinen Geliebten wacker unterstützt, Mut und Kraft, das goldene Netz zu sprengen, das ihm der pfiffige Schuft von Agent über den Kopf geworfen. Er will ehrlich sein im Leben und Erfolg; er zerschlägt dem Geschäftskundigen selber das Tam-Tam, reinigt das Haus seiner zukünftigen Schwiegereltern und steht am Ende des letzten Aktes da: verlobt, wie es die gute Schwanktradition gebietet, und doch ein freier Mann, wie es die ernstere Komödie liebt ... Die ganze Schale seines

Hohns wollte Zobeltitz auf die modernen Tam=Tam=Schläger gießen; aber seine Hand war unsicher, er hat daneben gegossen. Typen, wie er sie bringt, existieren nicht und erwecken nicht die Illusion der Wahrheit, selbst wenn, wie das geschah, ein hypermoderner Musiker die Maske eines wohlbekannten Kollegen trägt. Schade um die Idee, schade um den Willen, schade um das schöne Talent des sympathischen Autors, schade um das Stück! Es ist nicht lustig genug, um zu unterhalten; es ist nicht beißend und ätzend genug, um das bitterböse Instrument unserer Zeit ein bißchen zerstören zu helfen.

* * *

Das bitterböse Instrument unserer Zeit! Der gute Hinz schlägt es für den braven Kunz, und der brave Kunz erweist sich dankbar und erkenntlich, wenn der gute Hinz die herrliche Musik nötig hat. Von Wien herüber trugen preisende Klänge in letzter Zeit häufig einen neuen Namen, an den sich das reichsdeutsche Ohr gewöhnen sollte: Hugo von Hofmannsthal. In Zeitschriften zerstreut fand man ein paar nicht üble Gedichte, die seinen wohlklingenden Namen trugen. Die „Freie Bühne“ errang für ihn im Vorjahre mit einem Einakter Erfolg. Nun hat er im „Deutschen Theater“, auf der künstlerischsten Bühne Berlins, mit zwei Stücken einen Abend gefüllt. Am selben Abend — 18. März — hat man in Wien den Autor vor die Rampe gerufen, ihm zu danken für das zweiaktige Märchen: „Die Hochzeit der Sobeïde“ und die „Scene“, die er benennt: „Der Abenteurer“. In Berlin hat das zweite, ein mit Geist und Grazie aus dem Leben des vorigen Jahrhunderts geschöpftes Spiel, bescheidene Hörer freundlich angesprochen. Das erste hat gelangweilt und verstimmt. Nur ein Häuflein Unentwegter, die dem Autor „verwandt und zugethan“ waren, hat emsig geklatscht. Die Verwandten sind entschuldigt. Die anderen —? Hofmannsthal marschiert an der Spitze der Wiener Decadenten. Das Weiche, Müde, von Leben und Handlung Abgewandte, das Spielen mit Worten, mit malenden Klängen ist ihnen gemeinsam. Es ist eine blasierte Poesie; sie heuchelt wohl mal Leidenschaft, aber sie hat keine. Es ist jene Blasiertheit, über die man als Motto die Worte aus Dingelstedts viel zu früh vergessenem, prächtigem Gedichtcyklus „Ein Roman“ setzen könnte:

Blasiertheit, Weltschmerz, ja, so nennt ihr's wohl,
Und treibt damit aus Mode Spott und Spiel!
Ahnt ihr, wie dem zu Mut ist, welchem hohl
Und morsch sein Leben überm Kopf zerfiel;
Der des Genusses, wie der Arbeit satt,
Mit jedem Wahn auch jedes Reizes bar,
Zu nichts mehr Lust, an nichts mehr Freude hat,
Dem nur zu mühsam oft das Sterben war . . .

Fritz Mauthner hat einmal, in einer Vorrede, glaub' ich, zu dem lustigen Büchlein „Nach berühmten Mustern“ ein gutes Wort von den „Marodeuren des Erfolgs“ geschrieben. Seit die Wiener Decadence anfängt, Erfolg zu haben, fehlen ihr die Marodeure nicht. Sie haben unter anderen Fahnen vergebens zu siegen gesucht, nun ziehen sie dem neuen Feldzeichen nach. Sie kommen kaum selbst vor den Feind; sie müssen eben die Vordern für sich kämpfen lassen. Aber sie machen ein großes Waffengetöse, um ihre Zahl, ihren Mut und ihre Tapferkeit zu zeigen. Und all das Waffengetöse — wie es am 18. März im Parkett

und von der Gallerie dröhnte — ist für das feinere Ohr, das hellhörig den wahren Erfolg scheidet von dem brutal erlärmten Erfolg einer Clique, nichts weiter als das unleidliche Tam-Tam, Tam-Tam. Die „Hochzeit der Sobeïde“ verdankt ihren sogenannten Erfolg dem Tam-Tam einiger Decadenten. Für eine psychologisch vertiefte Novelle ist der Stoff nicht schlecht. Zum zweiaktigen dramatischen Märchen verwebt, verlor er den Glanz und wurde ein langweiliges orientalisches Muster. Sobeïde ist ein armes Mädchen, das dem reichen, viel älteren Manne von den hungernden Eltern verschachert wird. Sie hat den seltsamen Mut, — den ähnlich Claire im „Hüttenbesitzer“ schaudervollen Angedenkens beweist — in der Hochzeitsnacht ihrem zärtlich nahenden Gatten zu gestehen, daß sie nur aus Zwang die Seine geworden ist. Sie wird von einem Anderen träumen in seinen Armen, von dem jungen, schönen Assad, dem schlanken Sohn des Teppichhändlers, dem sie nicht angehören durfte, weil er arm ist, wie sie. Der enttäuschte Gatte verschmäht es, das Weib zu besitzen. Er öffnet ihr selbst das Thürchen in die Freiheit. Sie soll die Hochzeitsnacht in Assads Armen liegen. Halb wahnsinnig von dem erhofften Glück will sie in Assads Haus. Sie findet ihn, aber anders, ganz anders, als sie ihn gesucht. Er hat sie belogen; sein Vater ist nicht arm, er ist reich, sehr reich, und der alte Lustgreis und der junge Sohn sind wetteifernd hinter den schönen Weibern her. Eine hübsche Witwe, die von beiden begehrt wird, hat sie eben entzweit. Da kommt Sobeïde, um Assad sich selbst zu schenken. Assad hat kein Mitleid, kein zärtliches Wort mehr für die sklavische Liebe des geängstigten Weibes, das ihn suchen kommt und Liebe flehend seine Knie umfaßt. Sein Herz hat längst andere Götter. Er läßt die Aermste von einem Diener nach Hause geleiten — zu ihrem Hause, das ihr die verzeihende Großmut des Gatten zu verlassen erlaubt hat. Sie schleicht sich beim Morgengrauen in den Garten und auf dem hohen Turm und stürzt sich kopfüber von dort herab. In den Armen des verzeihenden Gatten stirbt sie ... Das ist die Handlung. Sie ist langweilig gedehnt und in Verse gegossen, deren Bilder bald schwülstig, bald trivial sind. Nur an einigen Stellen erhebt sich die Sprache zu edlem, lyrischem Schwung. — Auch im „Abenteurer“ macht ein Weib die schmerzliche Entdeckung, daß sie nur eine kurze, bald vergessene Episode war im Leben des Mannes, der sie zum Weibe gemacht und ihre Träume beherrscht hat. Ein Abenteurer — Casanovas geschmeidige Gestalt schwebt dem Dichter vor — kehrt unter falschem Namen nach Venedig zurück, aus dessen Bleikammern er einst entfloh. Niemand erkennt ihn, als die gefeierte Sängerin, für die er nicht der erste, der einzige Mann war. Sie ist längst verheiratet mit einem vornehmen Venetianer, aber der Anblick des Geliebten ihrer Jugend, des Mannes, der sie zum Weib gemacht, läßt alles zurücktreten vor dem erinnerungsvollen Zauber süßer Vergangenheit. Nach einem Fest, in verschwiegener Nacht schleicht sie sich zu ihm. Er ist alt geworden; sie sieht es nicht. Er ist ein frivoler Abenteurer; sie merkt es nicht. Sie ist ein noch immer schönes Weib für ihn, nichts mehr; sie erkennt es nicht. Da beginnt er zu reden von dem, was sie als Liebstes tief in der Brust trägt, von jenen Tagen voll Leidenschaft und seliger Thorheit; er redet davon ohne Schmerz, ohne Wonne, ohne Sehnsucht — redet und ... verwechselt sie mit einer Andern! Schaudernd sieht sie ein, daß sie für ihn nur eine kurze Station auf dem wilden, heißen Lebensweg gewesen ist, nur eine Nummer im langen Register seiner Siege,

nur eine Blume wie viele andere im Herbarium seines Gedächtnisses. Sie geht von ihm mit dem tiefen Ekel der Enttäuschung in der Brust. Er bleibt zurück, nicht ärmer, nicht reicher, als er war, und sinnt, rasch getröstet, auf neue Liebe, neue Abenteuer .... Es ist ein Stückchen, dem des Meisters Kainz treffliche Kunst das Leben lieh und den Erfolg sicherte. Es huscht das feine, ironische Lächeln eines wirklichen Poeten durch diese Scenen. Und wenn der Dichter dieser Scenen wächst und sich selbst erkennt und sein wahres Talent, wenn er die Koketterie seines Decadententums abstreift und sich der Schlichtheit befleißigt, dann wird er kein Abenteurer der Litteratur bleiben, dann kann er bald unter den Rittern stehen und des Tam-Tams entbehren.

* * *

Ich will nicht untersuchen, wieviel von dem Erfolg, den der junge, talentvolle Georg Hirschfeld (am 18. Febr.) mit seiner Komödie „Pauline“ am „Deutschen Theater“ hatte, auf Rechnung einer Vetternschaft zu setzen ist, die das chinesische Becken zu schlagen versteht. Man soll aus diesem amüsanten kleinen Lustspiel voll hübscher, individueller Züge keine litterarische That machen wollen. Gewiß nicht. Aber man soll sich freuen, daß ein junger Mann, der noch wachsen kann und wachsen wird, es verschmäht, auch wenn er lustig ist, bei den billigen Kadelburgiaden in die Schule zu gehen. Es ist eine Dienstbotengeschichte, die er uns erzählt. Dienstmädchen werden litteraturfähig. Die Heldin des „Fuhrmann Henschel“ ist Magd gewesen; in den Mittelpunkt hübscher kleiner Novellen hat Georg von Ompteda Mägde gestellt; und nun schreibt Hirschfeld eine Komödie, in der er uns drei Stunden lang einzig für den kleinen Herzensroman einer Magd interessieren will. Ich finde, es gelingt ihm. Mit Mißtrauen, Mißtrauen gegen die Pauline und ihren Verfasser, liest man zunächst den Theaterzettel. Er führt nicht weniger als fünf „Liebhaber der Pauline“ auf, einen Kunstschlosser, einen Pferdebahnschaffner, einen Schneider, einen Turnlehrer und einen Packetfahrtbriefträger. Aber die Sache ist nicht so schlimm. Die Pauline ist ein Mädchen, die sich freut, daß sie hübsch ist, und die im Punkt der Liebe recht nüchtern und praktisch denkt. Ihr einziger Wahlspruch: „Alles mitnehmen, nichts hergeben“ hat ihr Herz und Leib gesund erhalten. Drall und appetitlich in ihrem blauen Kleid, mit den nackten, rötlich schimmernden Armen, die saubere weiße Schürze vorgebunden, so herrscht sie bei Maler Sperlings im Küchenreich, empfängt auch da ihre Liebhaber, aber nur um sie zu foppen, zu necken, zu „verhetzen“ und kleine Geschenke, die die Freundschaft erhalten, huldvoll entgegenzunehmen. Auf ihre Herrschaft läßt sie nichts kommen. Sie ist überhaupt ein Mädchen, wie es jeder junge Haushalt auch außerhalb der Bühne sich wünschen könnte, bedacht auf den Vorteil der Herrschaft, ehrlich, mitteilsam, ohne aufdringlich zu sein, leichtsinnig, ohne eine gefährliche Grenze zu überschreiten, in den Wochentagen eine unermüdliche Arbeiterin und am Sonntag ein fideler Kerl in dem Tanzlokal in der Hasenheide. Eine Reihe feiner, liebevoller Beobachtungen steckt in der kleinen Komödie. Das mag ihr Pardon erwirken für die Armut an Handlung. Denn daß die Pauline sich nicht entschließen kann, unter den Fünfen eine Wahl zu treffen; daß zuletzt der eifersüchtige Kunstschlosser ihr eine Scene im Tanzlokal macht; daß sie ihn schließlich weicher und gütiger findet, als seine rauhe Schale ahnen ließ, und daß sie ihn denn doch nimmt — das ist nicht sonderlich interessant. Aber der Charakter der

Pauline ist fein entwickelt und dargelegt, Sprache und Gehaben dieser Leute, die mit schweren Schuhen über die Hintertreppe kommen, ist gut beobachtet und wiedergegeben, und so wirkt das Ganze gerade auf den litterarischen Feinschmecker so übel nicht. Freilich gerade die Feinschmecker lieben es nicht, sich an der Zubereitungsstätte ihrer Genüsse, in der Küche, lange zu verweilen, und wäre die Küche so sauber, wie sie die Pauline hält. Die moderne Kunst hat die Könige und Helden verächtlich ins Exil geschickt. Sie steigt gern ausgetretene Treppen und kehrt keuchend bei den Armen ein unterm Dach. Im feuchten, muffigen Hinterhaus setzt sie sich mit den Hungrigen zum kargen Mahl und steigt in die Kellerkneipen hinab zu den Verbrechern und Trunkenbolden. Die Kunst, die so thut, stellt den notwendigen Rückschlag dar gegen den faulen Prunkzauber, gegen das öde rhetorische Gepränge der Epigonen, die so gern die toten Majestäten benutzten und geschminkte Leichen im verblichenen Glanz gaben für lebendige, atmende Menschen. In der „Hinterhaus-Poesie", wie sie ihre Gegner mit billigem Witz gern nennen, hat eines bis jetzt im Scenarium gefehlt: die Küche; es hat das Stück gefehlt, das in der Küche und nur in der Küche spielt. Ich sage, es hat gefehlt. Und doch, es war da; nur kannten es eben die Modernen nicht. Ob Hirschfeld es kannte, bleibt dahingestellt; es würde an der Wertung seiner Arbeit nichts ändern. Anfang des Jahrhunderts gab es in Frankreich eine gern gesehene Posse „Les cuisinières". Diesem französischen Vorbild ist der sehr witzige, und später häufig bestohlene Frankfurter Lokaldichter Karl Malß gefolgt und hat eine sehr lustige, einaktige Dialektposse geschrieben: „Die Jungfern Köchinnen". Als am Premièren-Abend der „Pauline" einige übereifrige Gegner des Küchenpersonals oder des Verfassers oder — seines Glaubens versuchten, den Beifall niederzuzischen, da fiel mir die Malß'sche Vorrede, die er später zur Buchausgabe seiner „Jungfern Köchinnen" geschrieben, wieder ein. Es war ihm das Prädikat, das ich auch auf die „Pauline" angewendet fand, von zartfühlenden Kritikern nicht erspart worden. Man nannte seine kleine Komödie ob ihrer Stoffwahl „gemein". Und lächelnd antwortete der Verfasser: „Aber, was nennt ihr denn gemein, ihr Ungemeinen? Was nicht bloß natürlich und wahr, sondern zugleich einer Sphäre des Denkens und des Ausdrucks, welche die sogenannte untere Klasse umgiebt, entnommen ist ... Ein Glück ist, daß die Menschen aller Orten und Klassen sich äußerst ähnlich sehen, und daß insbesondere die dii minorum gentium der Küche und des Pferdestalls ziemlich genau die Fehler und Lächerlichkeiten der dii majorum gentium, d. h. ihrer Herrschaften abspiegeln, nur mit mehr Aufrichtigkeit, Frische und Keckheit. Wer seine Zeitgenossen im allgemeinen abschildern will, findet unter jeder Sorte derselben die dazu erforderlichen Stifte und Farben." Das wurde vor zwei Menschenaltern in Frankfurt geschrieben und klingt, als wolle es heute des jüngsten Berliners jüngste Komödie verteidigen. Aber man kann auf dem Standpunkt von Karl Malß stehen, der wahrhaftig der „moderne" ist, und kann in Georg Hirschfelds Komödie behaglich gelächelt haben und dennoch der Ansicht sein, daß an den Ort, wo sich nun einmal der tierische Ernährungsprozeß für uns Menschen vorbereitet, in die Küche die Tragödie der Zukunft nicht häufig einkehren kann und wird. Der Patschuliduft der Kamelien-Damen mag überwunden sein, aber der Geruch nach Schnittlauch, Zwiebelfett und Schellfisch bleibt auch nicht lange modern. Auch die Kunst geht wohl mal durch die

Küche, freut sich an den blanken Töpfen, am prasselnden Herdfeuer und der drallen Pauline, die so flink und fröhlich mit Else-Lehmann-Routine mit Geschirren und Kasserollen herumhantiert. Aber was der neugierigen und gründlichen modernen Kunst einmal in guter Laune einfiel, kann und wird nicht bei ihr zur Gewohnheit werden.

* * *

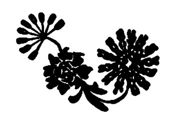
Was sonst der Monat noch an Premièren brachte, ist rasch zu erledigen. Wolfgang Kirchbachs „Letzte Menschen", die im „Neuen Theater" als zweite Darbietung der historisch-modernen Festspiele freundlichen Beifall fanden, liegen längst als Buch vor. Ueber die letzten Dinge macht sich jeder seine besonderen Gedanken; es ist da gefährlich, der Phantasie der anderen das Werk eigener Phantasie aufzuzwingen. Man kann der Frage dichterisch nachgehen als Satiriker, wie als Philosoph. Kirchbach hat beides zugleich versucht in ein und demselben Werk. So wurde das Drama zerfahren, wenig übersichtlich und stillos. Sein Humor ist nicht leichtflüssig, seine Symbolik mühsam und wunderlich. Es ist nicht die Offenbarung einer großen Poetenseele, sondern das erklügelte Werk eines Mannes, der hübsche Gedanken in Versen zu äußern vermag, der den „Faust" bewundert und Boecklin liebt, der über die Alltäglichkeit hinausmöchte und doch zum Großen, Neuen, Erhebenden die Wege nicht findet. Das Buch zu lesen verlohnt sich wohl, denn es hat schöne Einzelheiten, und sein Verfasser ist keiner vom Dutzend. Das Buch dramatisch zu beleben, verlohnte sich nicht; es ist auch gespielt ein Buch geblieben. Nur die tiefste Weisheit im Bunde mit genialstem Humor durfte an das Tempelthor klopfen, hinter dem diese letzten Fragen gelöst werden. Und was ein späterer Großer dort findet, ist wohl lachende Fröhlichkeit und tiefe Melancholie in seltsamem Gemisch, ist ein Sterbelied und ein Triumphgesang des Lebens im Angesicht des Todes. Vielleicht kommt der große Meister nie. Vielleicht kommt er bald. Und dann wird Kirchbach mit Ehren als sein Vorläufer zu nennen sein.

* * *

Hugo Lubliners Lustspiel „Das fünfte Rad" mag noch erwähnt sein. Herr Lubliner ist nicht ganz so witzig und lange nicht so boshaft, wie Oskar Blumenthal. Er kennt das Publikum, oder er kennt doch wenigstens das Publikum, das nach des Tages Last und Mühe ins Theater geht, ein Späßchen zu belachen, einen Verkannten zu Ehren gebracht und junge Liebe „öffentlich verlobt" zu sehen. Für dieses Publikum schreibt Herr Hugo Lubliner nicht ohne behaglichen Witz seine Stücke, die Litteraturgeschichte mag sie alle „fünfte Räder" nennen, die nur so mitlaufen, aber nichts tragen und nichts vorwärts bringen; bescheidene Zeitgenossen denken anders. „Ein einziger Hanswurst, der in unsrer Stadt einkehrt," pflegte ein berühmter Arzt zu sagen, „trägt mehr zur Gesundheit der Einwohner bei, als zwei Dutzend Aerzte. Denn Lachen verlängert das Leben." Nun, so werden sich viele Belustigte bei Herrn Lubliner bedanken können. Und ich denke, seine Tantiemen erreichen rasch die Höhe der Einnahmen von zwölf Aerzten. Und das bedeutet im Zeitalter der Influenza und Neurasthenie nicht wenig... Ein armer Maler heiratet ein sehr reiches Mädchen. Die Mutter Geering glaubt, sie habe die Partie gemacht. Aber der Zuschauer weiß, daß der Vater Geering, ein self-made man, der ein gutes Herz und eine mangelhafte Beredsamkeit hat, die Partie gemacht hat. Das ist nicht überwältigend

belustigend, aber es ist mit freundlichem Humor nach vielgespielten Mustern erzählt. Es ist ein Stückchen, um bescheidene Gemüter zu amüsieren, höhere Töchter nicht zu verletzen, alten Herren zu erzählen, daß sie eigentlich bei all ihren Schrullen prächtige Kerle sind, jungen Männern Mut zu machen, um reiche Erbinnen anzuhalten, und die vielgeprüfte Kritik nicht allzusehr zu langweilen. Ehe es aufgeführt wurde am Königl. Schauspielhaus, war es schon an ein paar andern Bühnen angenommen, sagten die Zeitungen. Als es mit Erfolg gegeben war, haben sofort so und so viele Bühnenleiter das Lustspiel erworben, sagten die Zeitungen. Acht Tage später hatten schon einundzwanzig Bühnen — ich denke es waren einundzwanzig — das Aufführungsrecht erworben, sagten die Zeitungen. Jetzt sind's in Deutschland schon über drei Dutzend Bühnen und in Amerika bereitet man's vor, sagten die Zeitungen. . . .

Und als ich das las mit Namen und Zahlen, gedachte ich wehmütig lächelnd der Wunderziege Eudoxia, und ich sah wieder den seltsamen Mann im maisgelben Paletot mit den vielen Flecken und der schäbigen Atlasschleife das grelltönende chinesische Metall schlagen. . . . Tam-Tam! **Rudolf Presber.**



Stimmen des In- und Auslandes.



Ein Modephilosoph aus der römischen Kaiserzeit.

Houston Stewart Chamberlain, der sich durch sein großes Prachtwerk über Richard Wagner einen geachteten Schriftstellernamen erworben hat, veröffentlicht in der „Zukunft" (Nr. 24, VII. Jahrg.) eine ungemein fesselnde Episode aus einem Kapitel seines demnächst (bei Bruckmann in München) erscheinenden Buches „Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts". Der Auszug behandelt den auch heute noch durch seine „Göttergespräche" u. s. w. bekannten spätgriechischen Schriftsteller und Freigeist Lucian (geb. um 125 n. Chr., † um 180). In der geistvollen, anregenden Charakteristik Chamberlains dient nun der vielgerühmte „griechische Voltaire" als „typisches Beispiel dafür, daß in einem nationalität- und rassenlosen Chaos selbst hohe geistige Beanlagung nichts wahrhaft Großes und Bleibendes hervorzubringen vermag".

„Geboren an den Ufern des Euphrat, unfern den ersten Ausläufern des taurischen Gebirges (in denen noch energische Stämme indoeuropäischer Herkunft wohnten), lernt der Knabe neben der syrischen Landessprache auch griechisch radebrechen. Er zeigt Talent für Zeichnen und Bildhauerei und wird zu einem Bildhauer in die Lehre gegeben, doch erst, nachdem ein Familienrat stattgefunden hat, um zu beraten, wie der Junge am schnellsten zu recht viel Geld kommen könne.

Diese Sorge ums Geld bleibt fortan das ganze Leben hindurch, trotz der später angehäuften Reichtümer, der Leitstern — nein, das wäre zu schön gesagt —: der treibende Impuls dieses begabten Syrers; in seiner Schrift „Nigrinus" gesteht er mit beneidenswerter Ungeniertheit, das Liebste auf der Welt sei ihm Geld und Ruhm, und noch als alter Mann schreibt er ausdrücklich, er nehme die ihm von Commodus (dem Gladiatorenkaiser) angebotene hohe Beamtenstelle des Geldes wegen an. Doch mit der Kunst wird's nichts. In einer hochberühmten, doch meines Wissens bisher von keinem Historiker nach ihrem wahren Inhalt gewürdigten Schrift, „Der Traum," sagt uns Lucian, weshalb er die Kunst aufgab und es vorzog, Jurist und Litterat zu werden. Im Traume waren ihm zwei Weiber erschienen: die eine „sah nach Arbeit aus", hatte schwielige Hände, das Gewand über und über von Gips befleckt, die andere war elegant angezogen und stand gelassen da; die eine war die Kunst, die andere — wer es nicht schon weiß, wird es nie erraten — die andere war: die Bildung!... Die arme Kunst bemüht sich, durch das Beispiel von Phidias und Polyklet, Myron und Praxiteles ihren neuen Jünger anzueifern, doch vergeblich; denn die Bildung thut überzeugend dar, die Kunst sei eine „unedle Beschäftigung"; den ganzen Tag bleibe der Künstler in einem schmutzigen Kittel über seine Arbeit gebückt, wie ein Sklave; selbst Phidias sei nur „ein gemeiner Handwerker" gewesen, der „von seiner Hände Arbeit lebte"; wer dagegen statt Kunst die „Bildung" erwähle, dem stünden Reichtum und hohe Aemter in Aussicht, und wenn er auf der Straße spazieren gehe, dann würden die Leute einander anstoßen und sagen: „Schau, da geht der berühmte Mann!" Schnell entschlossen, springt Lucian auf: „Das unschöne, arbeitvolle Leben verließ ich und trat zur Bildung über." Heute Bildhauer, morgen Advokat; wer ohne Bestimmung geboren ist, kann alles erwählen; wer nach Geld und Ruhm geht, braucht nicht in die Höhe zu schauen und riskiert also nicht, wie der Held des deutschen Kindermärchens, in den Brunnen zu fallen. Man glaube nicht, jener „Traum" sei etwa eine Satire; als Rede gab ihn Lucian in seiner Vaterstadt zum besten, als er sie später einmal, mit Gold und Lorbeeren bedeckt, besuchte; der Jugend von Samosata hielt er — er selbst sagt es — seinen Lebenslauf als Beispiel vor. Welche bittere Satire ihr ganzes Schicksal auf das Leben der wahrhaft Großen bedeutet, verstehen solche Menschen, sonst so geistvoll, nie.

„Nun, Lucian hatte die Bildung erwählt; um sie zu erwerben, begab er sich nach Antiochien. Athen war freilich noch immer die wahre Hohe Schule des Wissens und des Geschmackes, galt aber für altmodisch; das syrische Antiochien und das angeblich hellenische, doch bereits im zweiten Jahrhundert mit fremden Elementen durch und durch getränkte Ephesus übten eine weit stärkere Anziehung auf die internationale Jugend des römischen Reiches aus. Dort studierte Lucian das Recht und die Beredsamkeit. Doch als intelligenter Mensch empfand er peinlich die Mißhandlung der griechischen Sprache durch seine Lehrer; er erriet den Wert eines reinen Stiles und setzte nach Athen hinüber. Bezeichnend ist, daß er nach kurzen Studien daselbst als Anwalt und Redner aufzutreten sich erkühnte. Alles hatte er inzwischen gelernt, nur nicht, was sich schickt; die Athener brachten es ihm bei. Sie lachten über den „Barbaren" mit seinen angelernten Fetzen fremder Bildung und gaben ihm damit einen Wink vom Himmel: er entwich nach einem Ort, wo man es mit dem Geschmack nicht so genau nahm, nach Massilia. Diese phönizisch-diasporische Hafenstadt hatte eben durch die Ankunft

Tausender von palästinischen Juden ein so ausgesprochenes Gepräge erhalten, daß sie einfach „die Judenstadt" hieß; doch kamen hier Gallier, Römer, Spanier, Ligurier, alles Erdenkliche zusammen. Hier, in Neu-Athen, wie ihre Einwohner mit zarter Anerkennung ihres eigenen Geisteswerkes Massilia zu nennen liebten, lebte Lucian viele Jahre und wurde ein reicher Mann; die Advokatur gab er auf, — dazu hätte er lateinisch gründlich studieren müssen; außerdem war die Konkurrenz groß, und schon in Antiochien hatte er als Jurist keinen besonderen Erfolg gehabt. Was diese reich gewordenen Leute am nötigsten brauchten, war Bildung, „moderne" Bildung und Anstandslehre. War nicht gerade „Bildung" Lucians Ideal, sein Traum gewesen? Hatte er nicht in Antiochien studiert und sogar in Athen „öffentlich geredet"? Er hielt also Vorträge; die Zuhörer verhöhnten ihn aber nicht, wie in Athen, sondern zahlten jedes Honorar, das ihm zu fordern beliebte. Außerdem reiste er in ganz Gallien als bestellter Prunkredner herum, damals ein sehr einträgliches Geschäft: heute die Tugenden eines Verblichenen feiernd, den man niemals im Leben sah, morgen zur Verherrlichung eines religiösen Festes beitragend, das zu Ehren irgend einer lokalen gallorömischen Divinität gegeben wurde, deren Namen ein Syrer nicht einmal aussprechen konnte. Wer sich von dieser Rednerei eine Vorstellung machen will, sehe sich die „Florida" des gleichzeitigen, aber afrikanischen Mestizen Apulejus an; es ist eine Sammlung kürzerer und längerer oratorischer Effektstücke, geeignet, in jede beliebige Rede eingeschoben zu werden, um dann, als scheinbar plötzliche Eingebung, die ganze Versammlung durch den Reichtum des Wissens, den Witz, die Empfindungstiefe des Redners zu verblüffen und hinzureißen; da liegt alles nebeneinander „auf Lager": das Gedankentiefe, das fein Pointierte, die geistreiche Anekdote, das devot Unterthänige, das von Freiheitsgelüsten Strotzende, ja, die Entschuldigung, nichts vorbereitet zu haben, und der Dank für die Standbilder, mit denen man den Redner überraschen könnte. Gerade solche Dinge malen einen Menschen, und ihn nicht allein, sondern eine ganze Kultur oder, um mit Lucian zu sprechen, eine ganze „Bildung". Wer den Fürsten Bismarck in einer seiner großen Reden mühsam nach dem Worte ringen gehört hat, wird mich schon verstehen.

„Mit vierzig Jahren kehrt Lucian Gallien den Rücken; sich in einem bestimmten Orte niederlassen, sein Geschick mit dem irgend eines Landes dauernd verbinden: das kommt ihm nicht bei. Nationen gab es außerdem nicht; kehrt Lucian jetzt vorübergehend in seine Heimat zurück, so geschieht es ebenfalls nicht aus einem Herzensbedürfnis, sondern, wie er selbst aufrichtig gesteht, „um sich denen, die ihn arm gekannt hatten, reich und schön gekleidet zu zeigen". Dann richtet er sich auf längere Zeit in Athen ein, schweigt aber diesmal still, studiert fleißig Philosophie und Wissenschaft, — in dem redlichen Bemühen, endlich herauszufinden, was sich wohl hinter dieser ganzen vielgerühmten hellenischen Kultur verberge. Daß dieser Mann, der zwanzig Jahre lang „hellenische Bildung" gelehrt und dabei Reichtum und Ehren eingeheimst hat, plötzlich merkt, er habe niemals auch nur das erste Wort von dieser Bildung verstanden, das ist ein fast rührender Zug und ein Beweis ungewöhnlicher Begabung. Daher habe ich gerade ihn herausgesucht. In seinen Schriften findet man auch neben den Wortwitzeleien und den vielen guten Späßen, und außer dem Talent, flott zu erzählen, manche scharfe, bisweilen vom Schmerz durchzuckte Bemerkung. Was konnte aber bei diesem Studium herauskommen? Wenig oder nichts. Wir Menschen sind

eben nicht Brettsteine; man wurde in Athen ebensowenig ein anderer durch gelehrten Unterricht, wie man heute in Berlin, wie es Herr Virchow von dem Einfluß der dortigen Universität erhofft, eine „schöne Persönlichkeit" wird, wenn man nicht bei der Immatrikulation schon eine war. Das Wissen des Menschen ist an nichts so eng geknüpft wie an sein Sein, mit anderen Worten: an seine bestimmte Art, zu sein, seine bestimmte Organisation. Plato meinte: Wissen sei Erinnerung; die heutige Biologie deutet dieses Wort ein wenig um, giebt dem Philosophen jedoch recht. In einem durchaus inhaltreichen Sinne darf man behaupten: jeder Mensch kann nur wissen, was er ist. Lucian empfand selbst, alles, was er bisher gelernt und gelehrt habe, sei bloßes Flitterwerk: Thatsachen, nicht die Seele, aus der diese Thaten erwuchsen, die Hülle, doch ohne den Leib, die Schale, doch ohne den Kern. Und als er nun endlich das einsah und die Schale aufbrach: was fand er? Nichts. Natürlich nichts. Erst bringt die Natur den Kern hervor, die Schale ist eine spätere Accrescenz; erst wird der Leib geboren, dann hüllt man ihn ein; erst schlägt ein Heldenherz, dann werden die Heldenthaten vollbracht. Lucian konnte als Kern nur sich selbst finden: sobald er sich die Fetzen römischen Rechtes und hellenischer Poesie vom Leib riß, entdeckte er einen begabten syrischen Mestizen, einen Bastard aus fünfzig ungeklärten Blutmischungen, denselben, der mit dem sicheren Instinkt der Jugend Phidias als einen Handwerker verachtet und für sich das erwählt hatte, was bei möglichst wenig Mühe möglichst viel Geld und die Bewunderung des gemeinen Trosses einbrächte. Alle Philologen der Welt mögen versichern, Lucians Bemerkungen über Religion und Philosophie seien tief, er sei ein kühner Kämpfer gegen Aberglauben u. s. w.: nie werde ich es ihnen glauben. Lucian war ja unfähig, zu wissen, was Religion, was Philosophie überhaupt sind. In vielen seiner Schriften führt er alle möglichen „Systeme" nach einander auf, z. B. im „Ikaromenippus", im „Verkauf der philosophischen Charaktere" u. s. w.; immer ist es das Alleräußerlichste, was er ergreift, das formelle Moment, ohne das die Kundgebung eines Gedankens nicht möglich ist, das aber wahrlich mit dem Gedanken selbst nicht verwechselt werden darf. Ebenso geht's mit der Religion. Aristophanes hatte gespottet wie später Voltaire; bei diesen beiden Männern ging aber die Satire aus einem positiven, konstruktiven Gedanken hervor und überall leuchtet die fanatische Liebe zur eigenen Volksart durch, zu dieser festen, bestimmten Blutgemeinde, die jeden von ihnen mit ihren Traditionen, ihrem Glauben, ihren großen Männern umfing und trug. Lucian dagegen spottet wie Heine: es ist kein edles Ziel, keine tiefe Ueberzeugung, kein gründliches Verstehen vorhanden; wie ein Wrack auf dem Ozean treibt er ziellos herum, nirgends daheim, nicht ohne edle Regung, doch ohne einen Gegenstand, dem er sich hätte opfern können, hochgelehrt, doch ein Muster jener Bildungsungeheuer, von denen Calderon sagt, daß sie alles wissen, nichts erfahren.

„Eins aber verstand er, — und das macht auch seinen ganzen Wert als Schriftsteller für uns aus: er verstand den Geist, dem er glich, nämlich die ganze bastardierte, verkommene, entartete Welt um ihn herum; er schildert sie und geißelt sie, wie es nur einer konnte, der selbst dazu gehörte, der ihre Motive und ihre Methoden aus eigener Erfahrung kannte. Hier fehlte der Kern nicht. Daher die köstlichen Satiren auf die Homerkritiker, auf den bis auf das Mark der Knochen verderbten Gelehrtenstand, auf die religiösen

Schwindler, auf die aufgeblasenen, roh ignoranten Millionäre, auf die ärztlichen Quacksalber u. s. w. Hier wirkten sein Talent und seine Welterfahrung zusammen, um Außerordentliches zu stande zu bringen. Und damit ich meine Schilderung nicht unvollendet lasse, will ich noch hinzufügen, daß jener zweite Aufenthalt in Athen, wenn er den Lucian auch nicht lehrte, was Mythologie und Metaphysik, noch was heldenhafte Gesinnung sei, doch für ihn die Quelle neuer Einnahmen wurde. Dort wandte er sich nämlich fleißig der Schriftstellerei zu, schrieb seine Göttergespräche, seine Totengespräche, wahrscheinlich überhaupt die meisten seiner besten Sachen. Er fand eine leichte dialogische Form (wofür er sich den Ehrentitel „Prometheus der Schriftsteller" beilegte!); im Grunde genommen sind es gute Feuilletons, so wie man sie früh zum Kaffee noch jetzt gern liest. Sie brachten ihm, als er sich nun wieder auf Reisen begab und sie öffentlich vortrug, Unsummen ein. Doch auch diese Mode ging vorbei; oder vielleicht hatte der ältere Mann auch nur das Nomadisieren satt. Er ließ das eine Erbe, hellenische Kunst und Philosophie, liegen und wandte sich zum anderen, zum römischen Recht: er wurde Staatsanwalt (sagen die einen), Gerichtspräsident (sagen die anderen) in Aegypten und starb in diesem Amt.

„Ich glaube, eine einzige solche Laufbahn führt uns das seelische Chaos, das damals unter dem einförmigen Gewande des streng verwaltenden römischen Imperiums verborgen lag, deutlicher zu Gemüt als manche gelehrte Auseinandersetzung. Man kann von einem Manne wie Lucian nicht sagen, er sei unmoralisch gewesen; nein: was man an einem solchen Beispiel einsehen lernt, ist, daß Moral und Willkür zwei einander widersprechende Begriffe sind. Menschen, die nicht mit ihrem Blute bestimmte Ideale erben, sind weder moralisch noch unmoralisch, sondern einfach „amoralisch". Wenn ich mir ein Modewort für meinen Zweck zurechtlegen darf: sie sind diesseits von Gut und Böse. Sie sind auch diesseits von Schön und Häßlich. diesseits von Tief und Flach. Der Einzelne vermag es eben nicht, sich ein Lebensideal und ein moralisches Gesetz zu erschaffen; gerade diese Dinge können nur bestehen, wenn sie gewachsen sind. Darum war es auch sehr weise von Lucian, daß er es trotz seines Talents zeitig aufgab, dem Phidias nachzueifern. Ein Schönredner für die Marseilleser konnte er werden, auch ein Gerichtspräsident für die Aegypter, ja selbst ein Feuilletonist für alle Zeiten, ein Künstler aber nie, — und ein Denker ebensowenig."

Ist das nicht der Typus des geistreichelnden Modephilosophen, wie er zu allen Zeiten der Zersetzung auf der Oberfläche zu erscheinen und den halbgebildeten und seichten Köpfen gewaltig zu imponieren pflegt? Des geschickten litterarischen Jongleurs, der mit den tiefsten Problemen der Menschheit gleißende Künste übt — ohne in seinem, bei aller sonstigen „Veranlagung" engen Hirn und Herzen überhaupt *fähig* zu sein, die Bedeutung jener Probleme in sich aufzunehmen? Des sich *selbst zum Zweck* setzenden Talentes, das nur Eines versteht: die Entartung um sich herum, und nur zu Einem gut ist: diese Entartung bloßzulegen, weil sie sein eigenes Lebenselement ist? Des *spekulativen internationalen Machers*, der bei all seinen freigeistigen Tiraden doch nur *ein* Ziel im Auge hat: möglichst viel *Geld zu verdienen* und nebenbei seine dreiste *Eitelkeit* zu befriedigen? Und es ist — sagen wir es nur ruhig heraus — leider Gottes auch ein wahrhaft „*moderner*" Typus! **G.**



Das Zeichen des Kreuzes.

„Wie ist die Christenheit zu diesem Symbol gekommen?“ fragt P. Paul Blau in der von Georg Lasson herausgegebenen „Kirchlichen Monatsschrift“. (XVIII. Jahrg., Heft 6.) „Die bloße Thatsache der Kreuzigung Jesu würde allein noch nicht genügend die Wahl des Kreuzes als Sinnbild seiner Religion rechtfertigen, wäre diese nicht gefordert durch die Bedeutung seines Kreuzestodes. Es ist bemerkenswert, daß die christliche Symbolik nicht den Propheten, den Rabbi, den Wunderthäter Jesus von Nazareth, sondern den gekreuzigten Christus in der Bildsprache verewigt hat. Daß das Kreuz unser Zeichen ist, ist eine laute Predigt der Thatsache, in der das Werk Jesu gipfelt.

„Seltsamerweise hat das Kreuz sich ohne menschliches Zuthun, ja im Gegensatz zu dem eigenen Fühlen und Wollen der ersten Christen zum Symbol herausgebildet. Denn so laut auch Pauli Bekenntnis, daß er nichts wisse als allein Christum den Gekreuzigten, in der ersten Christenheit fortklang, so lebendig auch die Erinnerung an den Tod Christi durch die wöchentliche Feier des Freitags erhalten wurde, so trat doch in der Bildsprache jener Zeit, wie sie uns in den Katakomben erhalten ist, das Kreuz gänzlich zurück. Das Kreuz war den Juden ein Aergernis und den Heiden eine Thorheit. Man verhöhnte die Anbetung eines gekreuzigten Messias, wie jenes Bild beweist, das den Christen Alexamenos darstellt, wie er einem an ein Kreuz gehefteten Eselskopf Kußhände zuwirft. Deshalb vermieden die ersten Christen die bildliche Darstellung des Kreuzes, um ihren Glauben und ihren Herrn vor heidnischen Spöttereien zu schützen. Nur die Sitte des Kreuzschlagens fand sich nach dem Zeugnis Tertullians auch damals schon vor. Es entsprach dies ganz dem Charakter jener Epoche der Kirchengeschichte, in der das Christentum von Veräußerlichung noch frei war.

„Seine Verwendung im christlichen Kultus verdankt das Kreuz Konstantin, der im Kampfe gegen Maxentius bei Saxa rubra über der sinkenden Sonne jenes Kreuz gesehen mit der Umschrift: „in diesem siege!“ und auf Grund einer im Traum empfangenen Weisung das Labarum mit dem Monogramm Christi zum Feldzeichen seiner Legionen gemacht hatte.

„Nach Theodor Zahn (Skizzen aus dem Leben der alten Kirche. 2. Aufl. Seite 220) war diese Annahme des Kreuzeszeichens zum Feldzeichen nicht einmal ein unzweideutiges Bekenntnis Konstantins zum Gotte der Christen. Zahn sagt: Man darf nicht vergessen, daß das Kreuz in den mannigfaltigsten Formen als heiliges Symbol viel älter ist als das Christentum. Gerade die von Konstantin gewählte Form, das schräg liegende Kreuz, in der Mitte von einem senkrechten Stabe durchschnitten, der oben geöhrt ist, war unter den Christen damals noch nicht lange üblich. Dagegen findet es sich zum Verwechseln ähnlich auf Münzen asiatischer Fürsten des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts, und zwar als Feld- und Siegeszeichen. Auch den gallischen Soldaten, woraus Konstantins Heer größtenteils bestand, war das schräge Kreuz als heiliges Symbol aus heidnischer Zeit, vielleicht selbst als Bannerzeichen nicht unbekannt.

„Daraus schließt Zahn, daß Konstantin sich ausdrücklich zum Monotheismus habe bekennen wollen, ohne doch den einen Gott, um dessen Verehrung willen er auf seiten der Christen steht, geradezu den Gott der Christen zu nennen. Aber

doch war der Schritt, den er that, für die Geltung des Christentums und des Kreuzeszeichens entscheidend. Vollends, seit die Kaiserin-Mutter Helena bei ihrer Jerusalemsfahrt im Jahre 326 angeblich das echte Kreuz Christi aufgefunden hatte, war das Kreuz hoffähig geworden. Und alsbald entwickelte sich eine je länger je mehr, fast bis zum Fetischismus sich steigernde Verehrung des Kreuzes. Schon Chrysostomus konnte triumphieren, daß dies einst so verachtete Zeichen jetzt hochgehalten werde. Seiner äußeren Verbreitung entsprach der Eifer, mit dem es auf allen Gebieten des kirchlichen Lebens gepflegt wurde. Die kirchliche Baukunst verwertete es in der ausgiebigsten Weise. Der byzantinische Stil brachte es wie in der Linienführung der Grundmauern, so in der quincunxförmigen Stellung der Kuppeln, der romanische Stil ebenso im Grundriß, aber auch in der Bildung der Gewölbe zum Ausdruck. In der Gotik läßt es sich bis in die Kreuzblume hinauf als beherrschendes Motiv verfolgen. Kunstvolle Kruzifixe und malerische Darstellungen des Gekreuzigten schmückten die Kirchen. Die Fürsten trugen das Kreuz auf ihrer Krone und die Armen trugen es als Amulett am Halse. Die Priester webten es in ihre Stolen, die Kreuzfahrer hefteten es auf ihre Schultern, die Ordensritter zeigten es auf ihren Mänteln. Die Kirche feierte mehrere Feste zu Ehren des Kreuzes, der Aberglaube benutzte geweihte Kreuze zu Exorcismen, Krankenheilungen, Wunderkuren und entwürdigte damit das Kreuz zu einem mit magischen Kräften ausgerüsteten Fetisch. Man stand trotz der Warnungen etlicher erleuchteter Geister in Gefahr, über dem Kreuze den Gekreuzigten selbst zu verlieren und die Anbetung des Herrn in abgöttische Verehrung seines Marterwerkzeuges zu verzerren.

„Diesem grobsinnlichen Zuge entsprach die Praxis der Askese. Auch das Wort Pauli vom Kreuzigen des Fleisches samt den Lüsten und Begierden wurde in grobsinnlicher Weise vermaterialisiert. Es galt als höchste Andacht, die Kreuzespein des Heilands am eigenen Leibe zu wiederholen, und es sind wahrhafte Bravourstücke, zu denen sich diese Askese verstieg, bis sie in der Stigmatisation ihren Höhepunkt erreichte.

„Daß in dem Kreuz die geschichtliche Grundlage des Christentums ihren Ausdruck finde, ist schon oben erwähnt. Noch nach einer anderen Seite entspricht es ganz dem Gesamtcharakter unserer Religion. Es ist nämlich das Kreuz kein Natursymbol. Nirgends innerhalb der organischen wie anorganischen Natur begegnet es uns als eine irgendwie hervorragende, ihr eigentümliche Form; selbst das Sternbild des südlichen Kreuzes ist so wenig kreuzgestaltig, daß nur eine von christlichen Gedanken befruchtete Astronomie, und auch sie erst um 1520, darauf kommen konnte, in ihr das Symbol des Christentums wiederzufinden. Das ist bezeichnend. Natursymbole eignen sich nur für Religionen, die ihre Entstehung wie ihren Schwerpunkt im Diesseits haben. Indem aber das Christentum das Kreuz als Sinnbild erhalten hat, ist seine Erhabenheit über alle Naturreligionen ausgedrückt und ihm selbst der Charakter der übernatürlichen Offenbarungsreligion zugesprochen.

„Indes nicht nur auf den Gesamtcharakter, sondern auch auf den Inhalt unserer Religion hat das Kreuz seine sinngemäße Beziehung. Schon die alte Welt kannte es als ein Sinnbild des Verderbens, des Fluches. Hatte es doch die römische Justiz als Folterwerkzeug für Verbrecher, besonders für verbrecherische Sklaven in Gebrauch. Und daß Cicero mit Recht die Kreuzigung die

grausamste und schimpflichste Todesstrafe nennt, das können wir erfahren, wenn wir in der Passionsgeschichte auf die Schmerzensseufzer des Heilands am Kreuz, wie auf die Spottreden der Menge unterm Kreuz lauschen. Aber wenn dann das Kreuz die tiefste Schmach und das äußerste Verderben bezeichnete, wie ist es möglich, daß — um mit Rob. Prutz zu sprechen, —

Daß eine Welt so gottbeseelt,
So voll von Wonne um und um
Zu ihres Glaubens Symbolum
Sich — einen Galgen hat erwählt?

Es erklärt sich daraus, daß in Israel das Kreuz doch auch ein Zeichen des Heils war. Zwar hat auch das alte Aegypten eine kreuzähnliche Hieroglyphe für den Begriff „Leben", den „Nilschlüssel", zwar lassen die vorderasiatischen Religionen in dem Venusspiegel, als Attribut der Lebensgöttin, dem Swastikakreuz als Bild der lebenspendenden Sonnenstrahlen, und ähnlichen Zeichen unzweifelhaft eine Beziehung zwischen Kreuz und Leben erkennen. Indessen ist kaum anzunehmen, daß aus dieser heidnischen Symbolik die christliche hervorgegangen ist. Bedeutsamer ist für unsere Frage die in der Offenbarung Johannis 7, 3 aufgenommene Stelle: Hesekiel 9, 4. Nach ihr sollten diejenigen, welche aus den hereinbrechenden Gerichten errettet werden sollten, an der Stirn mit einem „Zeichen", wie Luther übersetzt, wörtlich: mit einem „Taw" gezeichnet werden. Das Taw ist der letzte Buchstabe des hebräischen Alphabets, entspricht unserm T und hatte, wie altjüdische und phönizische Münzen beweisen, damals die ausgesprochene Gestalt eines Kreuzes. Hier ist, was in der klassischen Heidenwelt Zeichen des tiefsten Verderbens war, im Judentum schon umgebogen in ein Sinnbild des Heils, bis im Christentum endlich sich die Synthese dieser beiden Ideenreihen vollzieht . . .

„Das Kreuz ist, wie Köstlin ausführt, ein Verwandter des Sterns, aber ‚es ist ein Stern mit abgenommenen Strahlen, es bedeutet Verzichtleistung auf alles Funkeln und Glänzen', — so ist es das Sinnbild der Erniedrigung unseres Heilandes, der gehorsam war bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuz. Dieser Tod ist ein Versöhnungstod, und auch davon kann man etwas aus dem Kreuzeszeichen herauslesen. Das Kreuz stellt dar die Verbindung senkrechter und wagrechter Linien zu einem harmonischen Gefüge, die Versöhnung zweier gänzlich sich widersprechender, ja auseinanderstrebender Richtungen zu einer abgeschlossenen Figur . . . Und sind auch viele, von denen noch heute Paulus mit Weinen sagen mußte: ‚die Feinde des Kreuzes Christi', begegnen wir vielfach bald der kühlen Kreuzesverachtung eines tugendstolzen, selbstgerechten Pharisäertums, das einen gekreuzigten Erlöser entbehren zu können glaubt, bald dem glühenden Kreuzeshaß eines verblendeten Haufens, dem alle Religion ein Greuel, das Kreuz Christi aber besonders ein Dorn im Auge ist, es gilt doch auch heute noch: in diesem Zeichen wirst du siegen!"



Verbrechen und Wahnsinn im Drama und im modernen Roman.

„Wer häufig das Theater besucht" — schreibt der bekannte italienische Kriminalanthropologe Cesare Lombroso in der Nuova Antologia — „und das moderne Drama mit dem antiken, ja auch nur mit dem Drama von vor wenigen Jahren vergleicht, der muß staunen über den gewaltigen Unterschied in der Charakterisierung der handelnden Personen und vor allem über die überraschende Häufigkeit, mit der man Verrückte oder Verbrecher zu Helden nimmt. Wir sind dahin gelangt, daß es uns z. B. als selbstverständlich erscheint, in einem neuen Ibsen'schen Stück, wenn nicht lauter, so doch mindestens drei oder vier Wahnsinnige oder Schufte unter den handelnden Personen zu finden, von denen jede so besonders eigentümliche, charakteristische Merkmale besitzt, daß sie von einem Psychiater oder Kriminal-Anthropologen gezeichnet zu sein scheinen; und sind die Personen nicht direkt verrückt, so werden sie mindestens von so heftigen und seltsamen Leidenschaften bewegt, wie wir ihnen im Leben niemals begegnen, ja selbst in einem wissenschaftlichen Werk als unwahrscheinlich empfinden würden, die wir aber auf der Bühne oder auf den Seiten eines modernen Romans anstandslos acceptieren.

Ibsen giebt z. B. in seinen Gespenstern das exakteste Bild der allgemeinen progressiven Paralyse, die außerordentlich häufig, in derselben Form wie bei seinen Helden bei Männern von ungewöhnlicher geistiger Regsamkeit auftritt, besonders wo erbliche Belastung vorliegt; bei solchen Leuten findet man, wie er es meisterlich schildert, neben Apathie gleichzeitig lebhafte Impulse, Verkehrung aller Instinkte und geistige Verwirrung, die hie und da durch geniale Geistesblitze unterbrochen wird; nur irrt der Dichter darin, daß er alle Merkmale einer großen Anzahl Erkrankter auf ein einziges Individuum anhäuft und auf diese Weise das Bild übertreibt; so in den Gespenstern, so in Nora, wo er den Atavismus und die erbliche Belastung übertreibt, wenn er den kranken Sohn denselben irrigen Satz wiederholen läßt, den der Vater äußerte, von dem er die traurige Krankheit ererbte."

Nachdem Lombroso auch noch die durch erbliche Belastung mit verbrecherischen Anlagen ausgestattete Figur der Regine in den Gespenstern kurz beleuchtet, geht er zu den andern Ibsen'schen Dramen über. In Hedda Gabler sieht er eine an Neurose leidende Frau, deren Zustand durch die Schwangerschaft noch reizbarer geworden ist. Sie verbrennt das Manuskript ihres ersten, treulosen Geliebten, das diesem Ruhm einbringen sollte. — „Wie bei allen Verbrecherinnen liegt etwas Männliches in ihrem Wesen, von klein auf wußte sie mit dem Revolver umzugehen." In den Stützen der Gesellschaft liefert Ibsen nach Lombroso den Beweis, wie die politischen Agitatoren gleichzeitig häufig Schurken und Neurastheniker seien. In Gabriel Borkman führt er uns den reinen Typus des Bankdefraudanten vor, der nicht mordet, nicht schändet, aber sich die seiner Bank anvertrauten Gelder aneignet in der Illusion, mit den gestohlenen Summen Wunderwerke zu vollbringen, die ihm das einzige sichern, was seine Lebensfreude ausmacht: die Macht. Ein sehr häufig vorkommender Fall bei Bankerotteuren, der erst kürzlich in einem hervorragenden Werk des Italieners Laschi: La delinquenza bancaria in überraschender Weise behandelt worden ist.

Die vollständige Abwesenheit jedes Gemüts- und moralischen Empfindens läßt ihn die Frau opfern, die er liebt, um die Wünsche eines Mitschuldigen zu begünstigen, der ihm für seine erträumten Unternehmungen von Nutzen sein kann; er hat einen treuen Freund, der, obgleich durch ihn vollständig ruiniert, ihn jeden Tag besucht, um ihm den Balsam der Bewunderung darzubringen, während alle anderen ihn verlassen; aber er stößt ihn von sich, als dieser ihn nicht völlig von jeder Schuld freispricht und an seiner Rückkehr zur Macht zweifelt. Borkman verlangt nach gründlichstem Durchstudieren seines Falls, nach Aufstöberung der geringfügigsten Kleinigkeiten, volle Absolution für sich: „Denn das Geld anderer hat er zu großen Zwecken benützt, er wollte die Meere mit einander verbinden, die Millionen, die in Form von Metallen im Schoß der Erde ruhen und nach Licht und Befreiung schreien, erlösen." —

Hier finden wir Genie und Größenwahndelirien nebeneinander: Borkman vernimmt den Gesang der Metalle, er fühlt das Beben der Lastschiffe, die durch ihn befreit werden wollen. Daneben verschwinden für ihn Gewissen, Pflichtgefühl, Redlichkeit. Er glaubt, daß ihm, als genialem Menschen, alles gestattet sei, selbst die Wesen, die ihn am meisten liebten, seiner Chimäre zum Opfer zu bringen: — „Ich bin ein Napoleon, der bei seiner ersten Schlacht zum Krüppel gemacht wurde;" und er träumt davon, wieder zur Macht zu gelangen. —

Lombroso geht nun in seinem bemerkenswerten Essai zu dem modernen Roman über und weist nach, daß z. B. in den Büchern Dostojewskis die absolute Mehrzahl der Personen aus Verrückten, hauptsächlich Epileptikern, besteht, wenn es nicht geborene Verbrecher (delinquenti nati) sind, wie er sie in seinem Totenhause mit all jenen unzweifelhaften Merkmalen schildert. Mit derselben Meisterschaft zeigt er uns als ein echter Kriminal-Anthropologe in Raskolnikoff im Gegensatz zu den geborenen Verbrechern den Typus eines Gelegenheitsverbrechers: „Der Held dieses Romans" — sagt er — „neigt zum Wahnsinn, er ist, wie er selbst zugiebt, rachsüchtig, neidisch und voller Eigenliebe. So arm, daß er verhindert ist, seine Studien fortzusetzen, hat er eine ihn leidenschaftlich liebende Schwester, die gegen ihr natürliches Empfinden sich entschließt, eine Ehe einzugehen, um ihm helfen zu können. Da hört er von einer alten, nichtswürdigen Wucherin sprechen, der einige ihrer Kunden den Tod auf den Hals wünschen; und nun entsteht bei ihm nach und nach der Entschluß, sie zu ermorden; er bereitet sein Alibi ebenso sorgfältig vor, wie seine Mordwerkzeuge und führt das Verbrechen so aus, daß keinerlei Verdacht auf ihn fallen kann; aber dann ist er bestürzt — und das ist (sagt Lombroso in seiner rubrizierenden Manier) der Beweis, daß er kein geborener, sondern Gelegenheitsverbrecher (Kriminaloid) ist. Durch einen geschickten Polizeispitzel dazu getrieben, legt er eines Tages unerwartet ein umfassendes Geständnis ab, indem er auseinandersetzt, daß er den Mord in dem Gedanken geplant habe, daß Napoleon auch keinen Augenblick gezögert haben würde, das Leben eines Greises oder einer Greisin zu vernichten. Für ihn zerfallen die Menschen in zwei Klassen, in gewöhnliche und ungewöhnliche: Die Gewöhnlichen, die dem Gesetz gehorchen müssen, und die Ungewöhnlichen, denen alles gestattet sein muß, um ein gestecktes Ziel zu erreichen."

Lombroso geht dann ausführlich auf die Helden der Zola'schen Romane ein. In der Bête humaine ist Jacques Lantier der mit allen typischen Eigenschaften behaftete geborene Verbrecher; bei ihm paaren sich die erotischen

Leidenschaften mit der Mordlust, die stets bei ihm durch den Anblick der frischen, kräftigen Muskulatur junger Weiber geweckt ward. Lombrosos Meinung nach begeht der Dichter nur den einen groben technischen Fehler, daß er den Mörder erst ein langwährendes und ihn völlig befriedigendes Liebesverhältnis mit der Frau haben läßt, die er dann tötet.

„Das eine schließt das andere aus, wenigstens verhielt es sich so bei all den Fällen, die ich zu beobachten Gelegenheit hatte.“

In L'Assommoir schildert Zola den Alkoholisten, den Schwärmer in L'Œuvre.

„Auch Daudet zeichnet in Jack jene Art Geisteskranker, die die Mitte halten zwischen Schwärmer und Idioten, die ich mit dem Wort Ueberspannte bezeichnen möchte, wie Goncourt in seiner Fille Elisa uns einen wundervollen Typus des epileptisch psychischen Zustandes giebt, der häufig bei den Prostituierten auftritt.“

Lombroso greift nach dieser Charakterisierung der modernen Theater- und Romanfiguren auf das antike Theater und den Roman der Alten zurück. Er sagt unter anderm: „Alle Romane und Novellen des Petronius, des Apulejus sind zwar reich an pornographischen, mythologischen, wunderbaren oder satyrischen, möglichst unwahrscheinlichen Abenteuern, aber niemals findet sich darin eine Charakterzeichnung nach dem Leben oder ein Verrückter mit den echten Merkmalen einer wirklichen Krankheit. Wenn in den griechischen Tragödien wohl der Gedanke der Vererbung durchblickt, in Gestalt des Fatums, wenn dann und wann die heftigsten Leidenschaften mit überzeugender Gewalt zu uns sprechen, wenn uns die Anomalien und Rasereien des Ajax und der Dejanira, des Orest und des Oedipus, die Trauer eines Phyloktet bis ins Innerste ergreifen, so ist ihnen doch allen etwas Typisches gemein, es fehlt der reale Boden: es sind Wahnsinnige, wie sie in keinem Irrenhaus der Welt zu finden sind, die uns als symbolische Wesen erscheinen, wie sie den Vorstellungen aus der Götter- und Heldenwelt entsprechen. Ausgenommen im Euripides finden wir kaum eine spezifisch geschilderte Persönlichkeit in den Dramen, noch, abgesehen von den „Persern“ des Aeschilus und wenigen anderen, einen der zeitgenössischen Geschichte entlehnten Stoff . . .

„Bis vor einem Jahrhundert — fährt Lombroso fort — bis zu Goldini und Molière, hielten wir uns an drei Humoristen und Tragiker der Dekadenz. Wir erwärmten uns, ohne zu viel Feuer, für Orest und Klytemnestra, und für Begebenheiten, die bei uns nicht das geringste Echo weckten. Trissino, Maffei, Alfieri zeichneten mehr oder weniger auch nur auf einer Seite Tyrannen, auf der andern die Tyrannisierten, ohne daß sie sich durch wesentliche Merkmale von einander unterschieden.

Auch bei Schiller und Goethe erwärmen wir uns mehr für die Handlungen, als für die Charaktere, selbst Faust und Gretchen scheinen mir nicht Gestalten von ausgeprägtem Charakter. Es sind herrliche Schatten, aber nebelhafte, verschwommene, die allerdings ein Symbol verkörpern, wie z. B. die Litteraturgeschichte, die Geschichte des Schönen, die Skeptik, die als Folge der Wissenschaft auftritt; und alle diese werden uns in einer Anzahl interessanter, ergreifender Handlungen vorgeführt, aber ohne sich in eine feste Gestalt zu fügen. Von Faust wissen wir nicht, ist er zu gut oder zu schlecht, denn ganz willkürlich begeht er

oder läßt er, gerade wie es ihm paßt, jede mögliche Schandthat begehen. Er ist ein mit Leidenschaft der Forschung ergebener Gelehrter, der aber nur allzuoft — angeregt oder suggeriert vom Teufel (oder vom Zweifel) — das Forschen nach Wahrheit über dem Forschen nach Genuß vergißt und der allen Forschungstrieb, der ihn in den Augen Gretchens und Helenas so bedeutsam erscheinen ließ, beiseitesetzt, bis zu dem Moment, in dem er allerdings beschließt, ein Volk zu retten; das aber thut er erst im allerletzten Augenblick, als er im Begriff ist zu sterben und keinen Genuß mehr zu erwarten hat.*) Auch Margarete ist nur ein Mädchen, wie viele andere, die sich durch männliche Schönheit blenden läßt, und das einzig Rühmenswerte an ihr ist, daß sie mutig zu sterben weiß, um mit dem Tod die Sünde zu sühnen, die mehr des Teufels Schuld, als ihre eigene ist . . ."

Lombroso versucht dann weiterhin in geistvoller Weise die Gründe für das Nicht-Vorhandensein wirklicher Verbrecher und Geisteskranker in den Werken des Altertums nachzuweisen. Zunächst führt er die Thatsache auf das einfache Gesetz zurück, das bei jedem Organismus, wie bei jeder Arbeit beobachtet wird: daß man vom Einfachen zum Zusammengesetzten geht; wie man früher beim Strafgesetz nur das Verbrechen, niemals den Verbrecher studierte, während jetzt beide studiert werden; ebenso wie ursprünglich in der Medizin nur die Krankheit untersucht wurde, während man jetzt vor allem den Kranken studiert, so hat sich im Drama allmählich zu dem Studium der vorzuführenden Handlung, auch das Studium der die Handlung ausführenden Personen gesellt. Auf diese Weise ist eine neue Kunst erstanden, die unsere erstarkte Intelligenz besser befriedigt und uns weite Horizonte öffnet. Und es ist ganz natürlich, daß der Dramatiker bei dem Studium nach dem Leben so hervorspringende Charaktere, wie sie Geisteskranke, Ueberspannte und Verbrecher liefern, sich nicht entgehen lassen konnte — für ihn bedeuten sie eine Fundgrube scenischer Effekte, ohne daß er sich von dem Wahren oder Wahrscheinlichen zu entfernen braucht.

Aber einen anderen, weit materielleren Grund für die Erscheinung der Geisteskrankheit auf dem Theater sieht Lombroso in der großen Zunahme der Gehirnkrankheiten im wirklichen Leben. Mit dem Fortschritt der Kultur hat sich der Wahnsinn verhundertfacht. Wo noch vor wenigen Jahren ein Irrenhaus genügte, bedarf es jetzt deren fünf oder sechs. — Es würde zu weit führen, auf Lombrosos höchst interessante Auslassungen über diesen Gegenstand hier noch näher einzugehen. Das oben Gesagte beweist er an der Hand einer Reihe statistischer Ziffern aus aller Herren Ländern. Etwas beruhigend wirkt der Nachsatz, daß durch die Einrichtung der großen Irrenhäuser wohl eine große Anzahl Geisteskranker, von deren Vorhandensein man sonst nie etwas gewußt hätte, zu Tage traten und daß infolge der vorgeschrittenen Intelligenz eine beträchtliche Zahl der Verbrecher jetzt zu den Geisteskranken gezählt wird und so die Ziffer bedeutend erhöht. Immerhin bleibt der Prozentsatz im Vergleich zu früheren Zeiten ein erschreckend hoher.

„Wie die Statistik sich allmählich der Geschichte, der Politik, der Religion bemächtigt, so ist die Psychologie in Roman und Drama eingedrungen und beansprucht den Löwenanteil für sich. Und weit entfernt, vom Publikum abgelehnt

*) Für den „Faust" fehlt Lombroso offenbar das rechte Organ. Ein bei Romanen häufig festzustellender Mangel. D. T.

zu werden, wie seiner Zeit Euripides und bis zu einem gewissen Punkt auch Shakespeare, werden die Autoren, die von der Psychologie Gebrauch machen, oder auch Mißbrauch mit ihr treiben, vom Publikum nur desto mehr bewundert, und mit Stolz sehen wir, wie Zola aus dem Verbrecher in seinem Jacques eine unsterbliche Gestalt meißelt, und Dostojewski in seinem Totenhause und Raskolnikoff den geborenen Verbrecher und den Kriminaloiden meisterlich schildert."

In einer Art von Nachwort greift Lombroso noch auf drei Geistesheroen zurück: Dante — Euripides — Shakespeare. „Es scheint vielleicht zunächst ein Widerspruch zu dem oben Gesagten, wenn ich hinzufüge, daß auch im Altertum in großen Zwischenpausen Dramatiker, Dichter, Schriftsteller, wie Shakespeare, Dante, Euripides auftauchten, die ihr beobachtender und schöpferischer Instinkt dazu trieb, sich nicht mit den einfachen Handlungen zu begnügen, sondern Charaktere zu studieren, und die sich sofort der dramatischen Kraft jener Wahnsinnigen und Verbrecher bewußt wurden und sie demgemäß für ihre Arbeiten verwerteten. So Euripides in seiner Helena, die bis in ihr Greisenalter ihre Eitelkeit bewahrt und einen Teil der Haare, die sie am Grabe der Schwester als Opfer darbringt, zurückbehält, um nicht die letzten Ueberreste ihrer einstigen Schönheit zu verlieren. Ebenso finden wir menschliche Züge in seinem Orest, seiner Medea und Phädra. Euripides führt das, was wir heute Verwicklung, Intrigue nennen, und von der seine Kollegen Aeschilus und Sophokles noch nichts wußten, zuerst auf der Bühne ein.

„Dante schildert in seinen Verdammten in der Hölle Charaktere, die meine Schule dem geborenen Verbrecher zuschreibt. Besser aber noch trifft Shakespeare den Typus der Verbrecherin mit allen charakteristischen Merkmalen z. B. in Lady Macbeth. Kühl bei der Ausübung des Verbrechens, geschickt bei der Ueberlegung, ist sie hysterisch und somnambul, und in ihren Anfällen wiederholt sie die Bewegungen und die Worte, die das traurige Verbrechen begleiteten.

In Hamlet ist es die Zweifelsucht, die der Geisteskrankheit den Stempel aufdrückt. Bei Ophelia verursachen die enttäuschte Liebe, der Tod des Vaters, der fast unter ihren Augen erfolgt, eine Art Wahnsinn, die wir heute mit Geistesverwirrung bezeichnen.

Im König Lear ist es senile Geistesschwäche, moralischer Wahnsinn.

In der Anwendung und dem Mißbrauch von Geisteskranken und Verbrechern auf der Bühne ist unserer Zeitepoche der Genius Shakespeares vorausgeeilt, denn dem Genie ist keine Zeit gemessen, Jahrhunderte und Jahrhunderte eilt er der Zukunft voraus. Und wohl zu merken ist, daß das Genie gerade deswegen von den Zeitgenossen verfolgt und verlacht wird. So erging es vor allem Euripides, wovon selbst in den Possen des Aristophanes sich Anspielungen finden; und erst unsern Zeiten war es vorbehalten, die psychiatrische Seite in Dante und Shakespeare zu begreifen, die man bis dahin für grobe, scenische Effekte genommen hatte."

E. Gagliardi.





Was mich der „Türmer“ schauen ließ.

Wenn es still im ganzen Hause; wenn es Abend geworden; wenn mein Geist und meine Seele Feierstunde halten und sich — von Freude oder Schmerz — ausruhen wollen, dann lasse ich mich vom „Türmer“ hinauftragen auf seine Lebens-Warte und schaue mit ihm. Er zeigt mir, was es zu schauen giebt, und sagt mir, wie er es auffaßt. Und in meiner Seele spiegelt sich dann alles wieder und verwebt sich mit meinem eigenen Ich. Und so gebe ich das, was mich der „Türmer“ zu erkennen lehrte, ihm selbst wieder. Es ist sein Eigentum. —

Heft 4: „Kindheitstraum“ von Carl Frhr. von Fircks. Dieses Gedicht ist mir, vor allem, wie so manches andere Wort, wieder ein Beweis unveränderlicher Heimatsliebe. Diese Treue ist ein rührender Zug. Hat denn die Heimat eine überflutende Fülle von Glück und Frieden gegeben? Das glaube ich nicht. Das Gedicht erinnert mich auch an meine eigne Kindheit. Gestalten tauchen auf — verschwinden — neue kommen.

In N., bei B.s zum Abendessen. Die große, altertümliche Wanduhr tickt unaufhaltsam — die Zeit verrinnt. Es ist so hell im Zimmer und so traulich ... Wir haben Besuch und plaudern alle durcheinander, groß und klein. Baronin E. ist bei uns. Ich nenne sie Tante. Sie ist immer sehr gütig gegen mich, legt oft ihren Arm um meine winzig kleine Person und spricht viel mit mir über allerhand Ernstes. Ich fühle mich zu ihr hingezogen, denn sie ist gedankenreich, und ich strebe unbewußt zum Licht. Einmal bringe ich ihr mein „Stammbuch“ und bitte sie, zaghaft und schüchtern, etwas einzuschreiben. Es stehen allerhand herzzerreißende, jammervoll-greuliche Liebesergüsse darin von einer Freundschaft „bis ans Grab“, „ewiger Liebe“, „Rosen, Tulpen, Nelken“ — —. Da schreibt „Tante E.“ mit ihrer großen Handschrift hinein: „Hast du einen schweren Kampf zu kämpfen, so thue es selbständig und allein. Das nur stählt die Kraft; fremdes Mitleid zersplittert sie.“ Wie mir diese Worte imponierten! Ich mußte immer an sie denken. Das Stammbuch flog längst in den Ofen. „Tante E.s“ Worte flogen mit. Unvergeßlich sind sie mir auch heute noch — nach 14 Jahren — aber etwas anders denke ich doch darüber als damals. — Ich glaube nicht, daß Mitleid unsere Kraft zersplittert. Echtes Mitleid wird aus Liebe — allgemein-menschlicher oder persönlicher — geboren, darum kann sie unsere Kraft erhalten und den Sturm in uns klären und zur Ruhe bringen. Mitleid

ist etwas Heiliges. Wie schön klingt es: mitleiden. Das heißt ja: Dein Leid mit dir tragen, als wär's mein eigenes. —

Alle sitzen in N. im Kaminzimmer am Kamin. Ich auch. — Ich bin ein kleines träumerisches und tief verschlossenes Ding. Wie liebe ich das trauliche Kohlenlicht, das die Glut im Kamin an Winterabenden im Zimmer verbreitet! Wir schweigen alle. Ich schaue in das glimmende Feuer — mein Kinderherz spinnt Träume — nicht nur glückliche, auch leise Wehmut spinnt es mit hinein .... Draußen fallen Schnee-Sternchen vom Himmel — fallen reich und lautlos. „Kling — ling — ling — ling — ling.“

Wir horchen auf. Ein Schlitten hält vor der Hausthür. „Ah!“ Tante E. und Tante R. sagen es. Baron W. tritt in unsern Kreis. Man fragt und erzählt. Ich aber bin stumm: Ich fühle mich zu schüchtern, um mitzusprechen. Aber ich sehe Baron W. sehr viel an. Mir kommt er so schön vor mit seinen weißen Haaren und dem klugen, gütigen Antlitz. Und plötzlich kommt eine solche Traurigkeit über mich. Ich habe ja so lange keinen Vater mehr .... habe Vaterliebe nie gekannt. —

Und bin ich in meinen Kindheitserinnerungen nun viel zu weitschweifig und auch viel zu persönlich geworden, so ist ganz allein der „Kindheitstraum“ von Fircks daran schuld. Darin, daß dieses Gedicht so stark auf den Leser wirken kann, liegt schon ein Beweis für seine tiefe Schönheit. Ja, es ist schön!

„Bismarcks Gedanken“ 2c. von Schiemann habe ich noch nicht gelesen. Ich will erst das Buch selbst, ganz unbeeinflußt von jeder Kritik, kennen lernen.

„Die beiden Schwestern“ von Eckstein hat mich nicht gefesselt und ist mir nicht sympathisch. Am besten gefällt aber doch der Schluß, weil er psychologisch das sonst so Unnatürliche motiviert.

„La bonne chanson“ ist voll glänzender, schimmernder und süßer Poesie.

Der Titel: „Hypnotismus“ ist mir sehr interessant, aber lesen muß ich das in einer andern Stimmung als heute.

„Im Garten Eden.“ Ist das ein Gedicht oder ein wundervolles Gemälde eines großen Malers? Welch lichte, fleckenlose Schönheit darin! Und Trauer läßt dieses überweltliche Gemälde nicht in uns aufkommen, denn es liegt ein heiliger Trost in ihm.

Wie mutterseelentief und mutterherzenweich ist doch „Ein Dämmerungssieg“ von O. Kreutzberger!

Wie schön! rief ich aus, als ich Lösungen der Frage: „Zufall oder Fügung“ erblickte. Aber die erste Lösung hat mich gar nicht gepackt: Sie ist mir zu gelehrt. Das klingt sehr ungebildet. Ja? — Es ist mir aber wirklich — zu gelehrt. Der Verstand nimmt es auf — und meine Seele hat nichts davon. Wenn etwas auf mich wirken soll, dann muß es auch die Saiten meiner Seele berühren und erklingen lassen. Die zweite Lösung von D. L. G. ist weniger gelehrt, als lehrreich und geistvoll und spricht zu meiner Seele.

Ich möchte wissen, was der Türmer für eine Antwort auf die Zufall oder Fügung-Frage hat. Im allgemeinen liegt für mich aber etwas sehr Zartfühlendes darin, daß der Türmer nicht oft eigene Abhandlungen 2c. bringt.

„Türmers Tagebuch“*) .... Wie viel Wahrheitsdrang im Tagebuch!

*) Hier und weiter unten hat der T. aus naheliegenden Gründen mehrere Sätze unterdrücken müssen. Es ist auch so noch weit über sein etwaiges Verdienst nachgeblieben.



Mitten drin ein wenig Spott und etwas Bitterkeit, aber alles verklärt durch warme Menschenliebe und treuen Gottesglauben.

„Wir alle müssen den Platz ausfüllen, auf den wir gestellt sind.“ Der Türmer wird ihn ausfüllen zum Segen und auch zur Freude vieler. Wie glücklich muß der Türmer sein, daß er etwas zu geben hat .... Was ist jeder ertragene Schmerz, jedes nachklingende Weh gegen das selige Bewußtsein, eine Mission an seinen Nebenmenschen erfüllen zu wollen und, so Gott will, zu können! **Eine unbekannte Freundin des Türmers.**

„Ein Heldendrama der Wirklichkeit.“

Der Türmer hat in seinem Märzheft den bestechend interessant geschriebenen Aufsatz unter obigem Titel abgedruckt; ein gar ungläubiger Leser desselben ward dabei an das Wort eines früheren Hochschullehrers erinnert: „Lesen Sie dies Buch; es giebt nichts Geistreicheres, aber es ist natürlich alles nicht wahr.“ — Der geehrte Verfasser des Heldendrama zeigt uns den größten Kampf der Geschichte, wie er soeben mit Bewußtsein entbrannt ist und zu Ende geführt werden wird: den Kampf des Menschen mit der Bakterienwelt. Erst nachdem dieser — zweifellos zu Gunsten des Kulturmenschen — entschieden sein wird, ist „der letzte Adler des Prometheus erlegt“, und was dann kommen wird an Menschheitsentwickelung, ist noch nicht auszudenken, es wird aber einem endlosen Triumphzug durch die Schöpfung gleichen. — Die Kleinwesen haben ursprünglich das Leben in die unbelebte Natur eingeführt, sie haben sich aus einzelligen Wesen in Zellstaatenkomplexe entwickelt, in zwei gewaltige Reihen, die Tier- und die Pflanzenwelt.

Erst heute, wo eine gewisse absolute Anpassung der Tierwelt an die Schöpfungsbedingungen stattgefunden hat, kann sich die Natur völlig auf ihre Anfänge besinnen und kann den Kampf der Kulturmenschheit gegen deren unablässig thätige Untergraber, gegen die berühmten „Einzeller“, mit Beihilfe des Gehirns hinausführen, nachdem bisher nur die Gewebskomplexe als solche gegen die Bakterien zu kämpfen vermochten. Hat schon bisher der Mensch die Natur unter sein Joch gebeugt, so wird er sie endlich widerspruchslos beherrschen, wenn vollends ausgerottet ist, was uns Krankheit und Seuche bringt!

Ja, ja, die Botschaft hör' ich wohl! Und was könnte, was dürfte ich dagegen einwenden? Eine ganze Weltanschauung dringt da auf uns schwache Leser des Türmers ein, ein großes bakterielles Bekenntnis, welches sich ausgesprochen unter den Schutz der „Jahrhundertneige“ stellt und die Morgenröte neuer großer Dinge verkündet. Darf man bei so wohlgemeintem „Erkenntnismondaufgang“ überhaupt opponieren? — Nun nehme ich mir einmal den Mut, darüber einiges zu schreiben; die Bakteriengeschichte gefällt mir schon lange nicht, und ich meine, sie könne auch unmöglich den Türmer begeistern,*) der — wie ich zu meiner Befriedigung sehe — auf seinem Auslug zwar die Hand übers Auge

* Siehe unten „Nachschrift“.

hält, um sich gegen Blendung zu schützen, aber weder ein Fernrohr noch ein Mikroskop zur Seite hat. Offenbar fühlt er mit Goethe, der einmal den Ausspruch that: „Fernrohre und Vergrößerungsgläser verderben den natürlichen Sinn des Menschen." Die Gelehrten haben es zu allen Zeiten fertig gebracht, über große, jedermann zugängliche Thatsachen und Gruppen von Thatsachen hinwegzuschauen zu Gunsten kleiner Thatsachen und kleiner Beziehungen, welche nur dem Fachmann bekannt und zugänglich waren, welche sich der Kontrolle des Volkes, oder der einfachen Empfindung Ungelehrter entzogen. Kleine Thatsachen und Beziehungen wurden mit ungeheurer Achtung und Wichtigkeit behandelt; große Thatsachen, weite offene Ausblicke wurden umgangen, wodurch dann das eigentliche Kastenwesen in der Wissenschaft, wie auch im Priestertum aller Kulturvölker sich bilden konnte. — Wir haben heutzutage wieder eine Wissenschaft, welche in Gefahr steht, ihre Fühlung mit der Tagesansicht der Welt, mit der Laienempfindung, mit dem offenen Wahrheitssinne zu verlieren. Tausende fühlen das, aber sie schweigen schüchtern, weil sie keinen Ausweg sehen und weil ihrem Mißtrauen bestechende Thatsachen von der andern Seite entgegengehalten werden, angesichts derer sie sich dann nicht mehr orientieren können. Das bakterielle Zeitalter ist angebrochen und ein Babel der Verwirrung mit ihm. In weiten Kreisen ist es nicht bekannt, daß auch innerhalb der Wissenschaft höchst verschiedene Meinungen über die Kleinwesen bestehen; aber unter dem Schutz der experimentellen Methode, welche beliebige Thatsachen in Fülle schafft, ohne vorläufig eine Kontrolle durch längst erhärtete große allgemeine Fakten zuzulassen, vermehrt und erhöht sich immer noch der Respekt vor den Mikroben in allen wissenschaftlich angehauchten Kreisen. Dafür aber wird tiefer und tiefer der Riß zwischen Volksempfinden und wissenschaftlicher Medizin, oder anders ausgedrückt: zwischen einer Art Wahrheit und einer andern Art Wahrheit. Welche wird siegen?

Nach meiner festen Ueberzeugung siegt der Laie, und der Mediziner sieht sich nach einer Reihe von Enttäuschungen aus dem Bakterienkult ins offene Feld unbefangener Lebensbeobachtung zurückgeworfen, wie denn auch im Türmer schon ausgesprochen wurde, daß die Heilkunst heutzutage das Gute nehme, wo sie es findet, ganz im Gegensatz zu der doktrinären Grundrichtung der Bakterienforschungsmethode. — Zeiten voll Zwiespalts ähnlicher Art sind günstig für höhere, für philosophische und religiöse Weltbetrachtung: der Mensch wird durch das Unverständliche im Widerspruch von hochbewerteten kleinen Thatsachen und den großen Thatsachen seiner direkten Wahrnehmung auf eine höhere Ebene der Betrachtung hingewiesen. Freilich, für die bakterielle Weltanschauung bedarf er der Religion nicht. Das Leben beginnt hier bei den „Einzellern" und alles macht sich von selbst, wenn das erste winzige Protoplasmaklümpchen sich in der anorganischen Welt eingenistet hat. Der Mensch am Ende der Entwickelungsreihe hat dann eine vortreffliche Stellung inmitten der Lebewesen: „der Grashalm reift ihm zur Kornähre, die Urwaldranke trägt ihm Trauben", wie es im „Heldendrama" heißt. Aber so gar einfach liegt die Sache doch nicht. Der Entwickelungsgedanke in so weitgehendem Sinne ist doch zunächst ein Postulat der auf sich selbst gestellten Vernunft, welche nur durch diese Forderung eine Welterklärung findet. Tolstoj macht darauf aufmerksam, daß uns in geschichtlicher Zeit keine Getreidearten, keine Hülsenfrüchte oder Haustierarten zugewachsen sind; die Kartoffel und den Mais haben wir von den Indianern Amerikas übernommen.

Die Kulturwelt fand sich also schon in ihren Anfängen im Besitz alles Wichtigen und Wertvollen für die Lebenshaltung. Wir haben zwar große Fortschritte in der Technik aufzuweisen, aber nur geringe (Varietätenbildung) auf dem Gebiete des Lebensbestandes dieser Erde. Auch sehen wir, daß freudiges Leben, hohes Alter, inniges Empfinden weniger die Stätten sucht, wo moderne Kräfte sprühen, als die bäuerlichen und bürgerlichen Kleinverhältnisse. Kaum dürfen wir deshalb auf eine neue Entwickelungsära der Menschheit unter dem Zeichen des jetzigen Fortschritts hoffen, sofern Dauer, Glück und Zufriedenheit damit gemeint wäre. — Aber die Bakterien, die Bakterien! Sie sollen ja die Hauptrolle spielen, jetzt positiv durch ihre Anwesenheit, im glücklicheren Weltalter negativ durch ihr Fehlen.

Sind Bakterien? Zweifellos, aber diese Frage ist himmelweit geschieden von der: was **bedeuten** Bakterien? Hier steht Pettenkofer gegen Koch. Man kann getrost behaupten, daß die Bakterien erst in Retorten und in abgeschlossenen Instituten zum Ansehen gelangen konnten, das sie heute besitzen; bei der Betrachtung im freien Lebenswettkampfe erweisen sie sich als Nichtigkeiten. Dafür sprechen selbst wissenschaftlich konstatierte Thatsachen. Kaninchen, welche sehr leicht der Infektion von Tuberkelbacillen erliegen, bleiben gesund, sobald man ihnen einen großen freien Raum mit Erde, Sand, Grünfutter und Bewegungsmöglichkeit anweist. Ich will aber hier nicht weiter auf einzelne neu konstatierte Verhältnisse eingehen, will nur einige logisch notwendige Schlußfolgerungen aus allgemein bekannten Thatsachen aufstellen, um das Thörichte des Mikrobenbekenntnisses ins Licht zu stellen:

1) Es giebt keine absolut tödliche Mikrobenkrankheit. In allen Seuchen und in ihren verschiedensten Arten giebt es Genesungsfälle. Sehr viele Infektionskrankheiten enden regelmäßig mit Genesung. Dies beweist, daß in dem Verhältnis des Menschen zum „Einzeller" bei einem gewissen Punkte ein Umschwung eintritt, wo der menschliche Organismus sich sieghaft erweist trotz Anwesenheit einer enormen Zahl von Mikroben. Von Stund an sind sie für ihn untergeordnete Werte. Ein Schluß aus diesen Thatsachen läßt sich nicht abweisen: Man bewirke diejenige Veränderung des Menschen, welche den Umschwung vermittelt, künstlich, wobei sehr verschiedene Wege denkbar sind. Die erzielte Veränderung macht sodann den Menschen gefeit (immun) gegen die Angriffe der Kleinwesen. Wir brauchen also nicht eine Ausrottung der Bakterien, sondern eine Seuchenfestigkeit des Menschen.

2) Alle großen und kleinen Epidemien zeigen — auf ihrer Höhe angelangt — Umschlag zum Erlöschen, welches dann nach kürzerer oder längerer Zeit erfolgt. Die Anzahl der Bakterien ist auf der Höhe der Epidemie eine ungeheure; Menschen sind auch noch genug vorhanden, um die Seuche zu erhalten; dennoch geht diese wieder zurück. Das Studium gerade dieser Verhältnisse ist höchst interessant. Es ist das Forschungsfeld des hochverdienten greisen Pettenkofer. Die jedermann sichtbaren Thatsachen zwingen uns zu der Annahme, daß außer der Anwesenheit von Bakterien und Menschen auch noch andere Einflüsse nötig sind zur Seuchenerzeugung, oder mit andern Worten, daß die Gattung Mensch der Gattung bestimmter Einzeller nicht ohne weiteres als Nährmittel ausgeliefert ist, daß vielmehr zur Krankheit stimmende Momente unbekannter Art hinzutreten müssen, um eine Seuche zu entfachen. Hieraus folgt abermals, daß

die Heilkunst nicht genötigt ist, die Bakterien zu beachten oder ihre Vernichtung zu fordern; sie könnte und sollte ihre Aufgabe beim Menschen anfangen, hier die Bedingungen erforschen und den Hebel einsetzen, den großen „Zellstaat“ auf das Niveau der Seuchenfestigkeit zu bringen.

3) Wenn die vorstehenden Thesen der Wirklichkeit entsprechen, so können wir den vielgebrauchten Begriff der Krankheitsursache nicht ohne weiteres auf die Kleinwesen, die sich an Krankheiten beteiligen, anwenden. Ein Funke ist wohl Ursache einer Explosion, aber doch nur dort, wo zündfähige Spannkräfte angehäuft sind, wo eine ganze Kette von verschiedenartigen Einzelgliedern das letzte Schlußstück planmäßig oder zufällig eingefügt erhält. Ein Bakterium kann Ursache einer Krankheit und einer Epidemie werden, soferne ebenfalls die natürlichen Schutzwehren, womit der Schöpfer sein Meisterwerk ausgestattet hat, niedergelegt oder eingerannt sind; andernfalls nicht. Niedergelegt werden aber die Schutzwehren durch schlechte Lebensführung, durch Unmaß in Arbeit und Genuß, durch Mangel, Entbehrung menschenwürdiger Wohnung, Kleidung, Nahrung. Eingerannt werden die Schutzvorrichtungen durch direktes absichtliches Verbringen pathogener Bakterien in Blut und Gewebe des Menschen oder auch untergeordneter Tiere mittelst Impfung. — Ich habe hier den Ausdruck gebraucht: Meisterwerk des Schöpfers. Ich ziehe diesen Ausdruck eigentlich dem „Zellenstaat“ in Anwendung auf den Menschen vor, obwohl ich der Ansicht bin, daß der Ausdruck „Zellen“, den ich beiläufig bemerkt schon bei Paracelsus in entsprechender Auffassung gefunden habe, sehr gut bezeichnet, daß die Erscheinung des Organismus ein Gefäß von Lebenskräften sei und daß eine „Centralmonade“ im Sinne von Leibniz ganz wohl in diesem Zellenstaate Platz finden könne, wie die Königin im Bienenhause, die so recht eigentlich das Leben und die Zukunft der organisierten Tiergesellschaft repräsentiert. Mir scheint aber, daß auch vom entwickelungsgeschichtlichen Standpunkt aus die Bakterien nicht so ernst und wichtig genommen werden dürfen. Handelt es sich beim Menschen um die vollkommenste, universalste Anpassung, bei den Bakterien um eine ernste Krankheitsursache, so müssen wir fragen: Warum hat die Natur den Menschen nicht mit der Möglichkeit ausgerüstet, diese grimmigen Kleinfeinde sinnlich wahrzunehmen? Die Entwickelung aus natürlichen Ursachen ist doch nur denkbar unter der Voraussetzung, daß stete fortschreitende Anpassung an die natürlichen Bedingungen der Umgebung stattfand. — Wenn nun fünftausend und mehr Jahre keine Empfindung der Bakterien ins menschliche Bewußtsein gelangte, so müssen wir doch wohl schließen, daß dieselben zu den wesentlichen, existenzbedrohenden Feinden des Menschen nicht gehörten. Und wohin sollte es kommen, wenn wir z. B. den Schwindsuchtsbacillus ausrotten könnten? Würde dann die Menschheit ungestraft schnöden Ausschweifungen sich hingeben können? Wäre es ihr dann freigestellt, bekannte Gesetze der Gesundheitslehre in Bezug auf Wohnung, Luftreinheit, Ernährung nach Belieben zu überschreiten? Welch ein Widersinn, anzunehmen, daß ein kommendes goldenes Zeitalter bakterienfreier Menschen alle naturgemäßen Folgen von Laster und Elend nicht mehr kennen würde, auch dann nicht, wenn die Menschheit die Kelche bitterer Not, wie auch der schnöden Genußsucht noch immerfort verkosten und leeren würde! — Hier, ja hier liegen die wahren Ursachen der Seuchen und der chronischen Siechtümer des menschlichen Geschlechts, und hier, nur hier gilt es Abhilfe zu schaffen, aufzuklären, zu

heben und zu kräftigen! Dann können uns alle Bakterien der Welt gleichgiltig sein, das Heldendrama wird dann eine würdigere Fassung erhalten, und weniger ungleiche Kräfte werden sich gegenübertreten: nicht mehr der Mensch als Zellenstaat und der Einzeller, das Bakterium, sondern gigantische Mächte beiderseits, gut und bös, menschlich, dämonisch, göttlich, wie es stets gewesen!

Die heutige Medizin weiß in hohem Grade zu schätzen das Zusammenwirken der Naturkräfte in einem verletzten oder erkrankten Organismus; sie hat es gelernt, sich mancher früheren Eingriffe zu enthalten, sie bescheidet sich, zuzuwarten und die meist so befriedigenden Ergebnisse jener still auf die Erhaltung und Heilung des Organismus hinwirkenden Thätigkeiten zu beobachten. — Weiß nun der Herr Verfasser des „Heldendrama“, was er damit meint, daß er die „neue Situation“ feiert, welche darin gegeben ist, daß nunmehr „die Gehirnzellen als die berufenen Helfer der längst im Kampfe stehenden Gewebszellen sich mit ihrer ganzen Riesenmacht etablieren“? Auf dieses Eingreifen findet das Wort des Dichters Anwendung:

„Unwissenheit ist Gottes Fluch; das Wissen
Jedoch, wo Weisheit ist zu schwach als Leiter,
Wirft wie ein wildes Roß umher den Reiter!“

Mit der Thätigkeitsaufnahme der Gehirnzellen sind wir auf das Gebiet fehlbarer und diskutabler Verhältnisse übergetreten, während wir vorher der immanenten Weisheit unsrer Leibesorganisation anvertraut waren, welche wir in so vielen Fällen bewundern lernten!

Ich will nicht sagen, daß wir nicht wissen, nicht meditieren, nicht forschen sollten! Wir müssen aber dabei stets auf den Grund gehen. Dazu gehören aber berufene Geister, welche über dem Blick ins Kleine, ins wissenschaftlich Abgeschlossene und Unzugängliche, die Schau ins offene Leben wahrlich nicht vergessen dürfen! Leben ist in erster Linie eine Kunst und keine Wissenschaft. Wir alle haben teil an der Kunst, sind alle brüderlich geschart und ausgestattet; nur eine kleine Schar von Menschen arbeitet „wissenschaftlich“ und genießt dabei das Vorrecht, außerordentlich kleine Dinge sehen und vergrößern zu können. Wie das physische Auge mittelst seiner scharfen Waffen aus kleinen Wesen große Dinge macht, so folgen ihm gerne die Gehirnzellen in der Beurteilung, bis die Centralmonade der Vernunft wieder mächtig in die Zügel fällt und das wilde Roß des Wissens zur Krippe und zur Pflicht zurücklenkt!

Tübingen, 11. März 1899. **Emil Schlegel**, prakt. Arzt.

Nachschrift. Ohne irgendwelchen Anspruch auf wissenschaftliche Autorität erheben zu wollen, kann der Türmer doch nicht umhin, dem verehrten Herrn Einsender ein ehrliches, lautes: „Bravo!“ zuzurufen. Ueberhaupt verwahrt er sich dagegen, daß die „Stimmen des In- und Auslandes“, die er seinen Lesern zur Orientierung vermittelt, nun auch durchweg und durchaus seine, des Türmers, Anschauungen und Ueberzeugungen wiedergeben sollen. Der Türmer will eben seine Leser möglichst über alle wichtigeren Strömungen und Strebungen unserer Zeit auf dem Laufenden erhalten. Nur fest auch dem Gegner ins Auge geschaut und ihn mit seinen eigenen Waffen bekriegt! Totschweigen ist dumm, feige und unehrlich! **Der Türmer.**



Dem durch meinen Aufsatz „Hypnotismus" beunruhigten Leser zur Antwort.

Es wäre wünschenswert, wenn endlich einmal die gerade bei religiösen Menschen leider so häufig zu findende Furcht vor „Wissensthatsachen", von der selbst Männer wie Luther, Melanchthon und Schleiermacher nicht frei waren, die instinktive Abneigung gegen diese Thatsachen einer anderen Anschauung der Dinge Platz machten. Was sind Wissensthatsachen denn anderes als Offenbarungen Gottes in der Natur? Und die sollten mir den festen Boden meines Glaubens erschüttern können? Lehrt die Geschichte nicht je und je, daß sie, obzwar anfänglich oft als Waffen gegen den Glauben gemißbraucht, schließlich, recht verstanden, doch immer nur zur Vertiefung des Glaubens beigetragen haben?

Mein Standpunkt ist die Hauptsache. Wie ich die einzelnen, losen Thatsachen des Wissens zu einem System, einer Wissenschaft, einer Weltauffassung verbinde, das ist ausschlaggebend.

Mein „Wissen" hat mich noch nie gehindert, mich der inneren Erfahrung meines Glaubens zu beugen, nur meine „Wissensüberhebung", mein Wille. Nur wenn mir der Schöpfer der Welt im Herzen schon lange entbehrlich ist, kann und werde ich sein Nichtvorhandensein, seine Ueberflüssigkeit aus den wenigen wirklichen Thatsachen der Entwickelungslehre folgern. Zu behaupten, daß diese Folgerung notwendig darin enthalten sei, ist unberechtigt, logisch unmöglich.

Weil die mit dem Fuchsschwanz geschlagene Schellackplatte elektrisch wird, folgere ich nie und nimmer, daß nun die Elektricität eine Funktion des Fuchsschwanzes oder der Schellackplatte sei, vielmehr weiß ich, daß diese Dinge nur die jeweiligen, materiellen Träger sind, welche nur die Kraft der Elektricität vermitteln. Ebensowenig berechtigt bin ich darum aber auch, weil die Gehirnsubstanz die Vermittlerin meines Seelenlebens ist, nunmehr zu schließen, mein ganzes Seelenleben selbst sei nur eine mechanische Funktion eben dieses materiellen Gehirnes.

Zu dieser Schlußfolgerung geben mir auch die Thatsachen des Hypnotismus keine Berechtigung, vielmehr bezeugen sie in jedem Falle die große Uebermacht dessen, was wir „Geist" nennen, also der angeblichen Funktion der Materie über diese Materie selbst.

Wenn ich für die hypnotisierte Versuchsperson den Tisch im Zimmer verschwinden lasse, so hebe ich den mechanischen Vorgang des Sehens im materiellen Gehirn, die Funktion des Sehens, nicht im mindesten auf, die Person vermeidet es, sich an dem Tisch zu stoßen; wohl aber verhindere ich, daß dieser Vorgang des Sehens in der Materie die Bewußtseinsschwelle in das geistige Gebiet übertritt. Mein geistiges „Ich" schiebe ich gewissermaßen in die Person des anderen ein, ich bin nunmehr der in ihr Handelnde, das wirkende Agens.

Wirft diese Erscheinung nicht einen köstlichen Lichtstrahl auf eine so viel geschmähte und verhöhnte christliche Lehre, den Angelpunkt des ganzen Christentums, auf die Lehre von der „geistigen Macht des Bösen", die von außen als Versucher an den Menschen herangetreten sei? Wer mag auf Grund dieser Thatsachen die „Möglichkeit" des Wirkens einer solchen fremden geistigen Macht noch

leugnen? Werfen sie nicht fernerhin ein Licht auf den paulinischen Ausspruch: „Ich wirke; doch nun nicht ich, sondern Christus wirket in mir?“

In schöner Folgerichtigkeit weisen die Thatsachen des Hypnotismus der persönlichen Verantwortlichkeit erst die richtige Stelle an. Wie ich auf Seite 317 und 318 im 4. Heft des Türmers ausdrücklich betont habe, ist der Gehorsam des Hypnotisierten nur scheinbar automatisch. In allen Fällen, in denen sonst keine moralische Minderwertigkeit des Betreffenden vorliegt, findet ein innerlicher, geistiger Kampf zwischen dem von mir suggerierten Hang zur thörichten oder unsittlichen That und dem eigenen Besserwissen, dem Pflichtgefühl, kurz dem Gewissen statt. Für diesen Hang und inneren Drang ist die Person nur relativ verantwortlich, fühlt es auch so; dieser Hang macht sie, wie auch sonst im gewöhnlichen Leben, höchstens beengt, unglücklich und traurig. Für das Nachgeben, die Willensentschließung, die That fühlt sie sich aber voll verantwortlich. Ich weiß es nicht mehr, welcher Kirchenvater einst den Ausspruch that: „O Menschenseele, die du von Natur eine Christin bist!“ Das aber weiß ich, daß dieser Kirchenvater ein offenes Auge für die Thatsachen des Wissens hatte. Je tiefer wir überhaupt in die Erkenntnis christlichen Wesens und christlicher Religion eindringen, desto mehr wundern wir uns über die nüchterne, reale Denkweise, die uns überall entgegentritt.

Also nicht einmal die wohl zu beachtende Macht der Suggestion vermag mein mir innewohnendes Verantwortlichkeitsgefühl zu unterdrücken, sie muß vielmehr dieses ihr zum Trotz bestehende Gefühl, wenn auch widerwillig, als Thatsache anerkennen. Darum nur immer mit dem fröhlichen Mut eines Christen jeder „Wissensthatsache“ ins Gesicht geschaut! Sind's wirkliche Thatsachen, so sind sie göttlich und widerstreiten tieferer Glaubenserkenntnis nie und nirgends.

Daß wir durch unsere Eltern, Erzieher, überhaupt unsere Umgebung unwillkürlich „suggeriert“ werden — man fürchte sich doch nicht vor dem Wort —, daß wir alle Kinder unserer Zeit sind, hat die Weisheit des Volkes von alters her erkannt und in ihren Sprichwörtern ausgedrückt. Freies und Unfreies liegt eben im Menschen nebeneinander. Dasselbe lehrt auch die christliche Religion und mahnt damit an die ungeheure Verantwortlichkeit der führenden Geister einer Zeit. Immer wieder predigt sie: „Hütet euch vor der Welt!“ Nicht, um uns „weltflüchtig“, sondern um uns „welttüchtig“, zu Männern mit festem Boden unter den Füßen zu machen.

Dem verehrten Einsender möchte ich aber noch eine Wissensthatsache zum Nachdenken mitgeben, die mich beim Studium des Hypnotismus und der Geisteskrankheiten (ich bringe beides in keinen Zusammenhang) innerlich so oft beschäftigt hat, weil sie zu dem vorher Gesagten in Beziehung steht.

Ist wirklich unser ganzes Seelenleben eine Gehirnfunktion, nach welcher Gutes und Böses nach bestimmten mechanischen Gesetzen zu stande kommt, wie kommt es denn, daß in „Geisteskranken“ immer nur der Hang zum Bösen, zum Zerstören zum Vorschein kommt, daß sie im besten Falle „harmlos“ sind, daß sich aber nie und nimmer ein „krankhafter“ Hang zum Guten zeigt? Da scheint mir die mechanische Aus- und Einschaltetheorie denn doch absolut zu versagen.

Dr. med. **Fritz Meyer.**





Goethe als „Festredner“ und sein Honorar. — Von Denkmälern im allgemeinen. — Freudiges Christentum. — Gedanken einer Greisin. — Künstlerstolz vor Laienurteilen.

Wenn dies Tagebuch in die Hände der Türmerleser gelangt, werden sie den Schwall der mehr oder minder „poetischen“ Osterartikel wohl schon glücklich überstanden haben. Von Zeit zu Zeit sieht der politikbeflissene Tagesschriftsteller auch den Alten von Weimar gern. So sicher dieser ihm zu Pfingsten mit dem schätzbaren: „Pfingsten, das liebliche Fest, war gekommen“ unter die Arme greifen muß, so fest hat er sich verpflichten müssen, alljährlich zu Ostern den wackeren Faust antreten zu lassen: „Vom Eise befreit sind Strom und Bäche ...“ So ist solch unnützer Dichtersmann und Civilist, wie der Wolfgang, auch in unserem realpolitischen Zeitalter noch mit einigem Nutzen zu verwenden, sei's auch nur sozusagen als vereideter Festredner.

Berechnete man nach mäßigen Sätzen das Honorar, das besagter Dichtersmann für die seit vielen Jahrzehnten dem deutschen Volke zu Fest- und Feiertagen geleisteten Dienste liquidieren könnte, so kämen vielleicht schon jene 50000 Mk. zusammen, die kürzlich vom Reichstage als Beitrag zu einem Goethedenkmal in Straßburg gefordert wurden. Aber gewichtige Stimmen erhoben sich dagegen. Von durchschlagender Wirkung war namentlich der Einwand, Goethe sei in Straßburg überhaupt noch kein Dichter gewesen!! So kam auch der Humor zu seinem Rechte, und das wird den alten Olympier bei der ganzen Verhandlung am meisten gefreut haben. Anders als humoristisch war sie ja wohl kaum zu nehmen. Wenigstens nicht von demjenigen, den nur je eine Ahnung von Goethe's Bedeutung für unsere gesamte Kultur und Kunst beschlichen hat.

* * *

Uebrigens bin ich durchaus kein Denkmalschwärmer. Ich kann es ganz gut verstehen, wenn jemand grundsätzlich gegen alle Denkmäler ist und große

Männer lieber durch Stiftungen in ihrem Geiste geehrt wissen will. Wo aber Unsummen für „Monumentalbauten“ ausgegeben, wo jeder einigermaßen verdiente General und mittelmäßige, in weitesten Kreisen unbekannte Fürstlichkeiten in Stein „verewigt“ werden, wo das Setzen „patriotischer“ Denkmäler thatsächlich fabrikmäßig betrieben und das ganze Land damit überschwemmt wird — da, sollte man meinen, müßten deutsche Volksvertreter für einen Geistesfürsten wie Goethe auch noch etwas mehr übrig haben, als das unfreiwillige Bekenntnis höchst sonderbarer Begriffe von seinem Leben und Schaffen.

* * *

Aber Goethe war ja ein „großer Heide“! Und in parteipolitische Bekleidungsstücke ist er nun gar nicht hineinzustecken. Die nähmen sich ja an seiner Riesengestalt auch gar zu drollig aus — wie Kinderhöschen und -Jäckchen am Leibe eines Potsdamer Gardegrenadiers! Nein, das wollen wir dem Alten nicht anthun, daß wir auch nur versuchten, ihn da hinein zu stecken. Aber mit dem „Heidentum“ Goethe's wird schon viel zu lang grober Unfug verübt. An anderer Stelle habe ich den Nachweis unternommen, daß auch Goethes letzte Weisheit in die des Christentums mündete. Goethe ist soviel Heide wie Faust, nicht mehr und nicht weniger. Das Bedürfnis, große Menschen nach möglichst landläufigen Begriffen abzustempeln, ist ja echtmenschlich, aber auch echt kleingeistig. Wie lächerlich ist z. B. der Streit darüber, ob Bismarck „konservativ“ oder „liberal“ war! Unser Herrgott schenkt uns die Großen, damit wir uns an ihnen und ihren Werken erfreuen, nicht, damit wir kleinlich schulmeisternd an ihnen herummäkeln. So werden Gegensätze konstruiert, die mindestens nicht notwendig sind. Ich meine, man kann der gläubigste Christ von der Welt sein und doch an Goethe seine helle Freude haben. Namentlich, wenn man im Christentum nicht nur eine Religion düsterer Härte, qualvollen Leidens und Sterbens verehrt. Die Passion ist notwendig, leiden muß der Gläubige und der Ungläubige, und wenn das Christentum uns lehrt, wie wir das Leiden ertragen sollen, so verschärft es das nicht, sondern es mildert das Leiden, es tröstet uns darin mit unendlichem Troste. Es scheint mir deshalb grundfalsch, den Schwerpunkt der christlichen Lehre auf das Leiden zu legen, gerade als ob dieses erst durch Christus und das Christentum auf die Welt gekommen sei! In solchem Lichte stellt sich in der That unsere Religion weiten Kreisen der ihr Fernstehenden dar, während es doch umgekehrt mit dem „Heiden“ Goethe heißen müßte: „Christ ist erstanden, — Freude den Sterblichen!“

Christi Tod war ein freiwilliger Opfertod für unser Heil. „Sein Leben aber war freudige That, Lehre, Ermahnung, Wohlthun, Barmherzigkeit.“

* * *

Ich citierte da soeben einen Satz aus einem Buche, das mir gerade vorliegt: „Der Lebensabend einer Idealistin“ von Malvida von Meysenbug (Berlin, 1899, Schuster & Loeffler). Eine Greisin legt darin ihre Gedanken, Erlebnisse und Erfahrungen nieder. Eine Greisin? Nun, ich wünschte unseren „Jungen“ und „Jüngsten“ diese jugendliche Frische und Klarheit, dies jugendliche Feuer! Mir scheint es gar, als gingen bei ihr Temperament und Schwärmerei noch manchmal mit der behutsamen Weisheit des Alters durch. Malvida von Meysenbug, die ehemalige Freundin Richard Wagners, Nietzsches, Jakob Burckhardts und vieler anderen europäischen Berühmtheiten, ist keine dogmengläubige Christin. Ihre Urteile über die positiven Bekenntnisse halte ich mindestens für philosophisch und historisch sehr anfechtbar. Sie ist eben auch ein Kind ihrer Zeit, und diese Zeit liegt schon weit — zurück. Darüber indessen wollen wir uns heute nicht mit ihr auseinandersetzen. Vielleicht findet sich später einmal Gelegenheit, eingehend auf das Werk zurückzukommen. Man mag sich grundsätzlich dazu stellen, wie man will — es enthält auf alle Fälle einen seltenen Reichtum an eigenartigen, tiefen und feinen Gedanken, dazu ist es in einem beinahe klassischen Stile geschrieben. Ich glaube mir den Dank der Türmerleser zu verdienen, wenn ich einige, ohne peinliche Auswahl herausgegriffene Bemerkungen hierhersetze:

„Die Natur ist mitleidlos; umsomehr ist das Mitleid das wahrhaft Ethische, das Bewußte im Gegensatz zu dem Unbewußten.“

„Das Leben erreicht zuweilen einen Punkt, wo in der Seele nur noch Schweigen ist, wo wir darauf verzichten, noch gegen das Schicksal zu kämpfen, und das Haupt beugen.“

„Das ganze Leben wird nach und nach Erinnerung, und es ist seltsam, diese innere Welt zu sehen, welche mit so vielen geliebten Bildern bevölkert ist, die da ihre Unsterblichkeit gefunden haben, während ihre irdische Erscheinung verschwunden ist, gerade wie das Licht der Sterne, welches uns noch zukommt, wenn die Himmelskörper selbst längst zerstört sind.“

„Es giebt Dinge in der Natur, deren Anblick beinah auf uns wirkt wie ein großes Ereignis, die uns befreien von der Last der persönlichen Existenz, indem sie uns dem Unendlichen, dem universellen Dasein vereinen. So ist das Meer.“

„Das Herz schließt endlich seine Pforten zu. Es ist ein Pantheon, in welchem schon alle Nischen mit geliebten und verehrten Bildern besetzt sind; für neue ist kein Raum mehr da.“

„Freundschaft ist persönliche Sympathie ohne Beimischung von Leidenschaft, und daher unegoistisch. Die Definition des Aristoteles: ‚Freundschaft ist, wenn man alles thut, was der andere will, ohne an sich selbst zu denken‘,

scheint mir nicht vollständig. In der Freundschaft ist die Erkenntnis thätiger als der Wille; in der Liebe ist es umgekehrt; daher ist in der Freundschaft Ruhe, in der Liebe Unruhe."

„Eine sehr schlimme Art der Koketterie beruht auf dem Reiz, bis an die äußerste Grenze des Versuchbaren zu gehen und sich dann kalt vor dem letzten Schritt zurückzuziehen. Es ist die Koketterie der Neugierde, die Vivisektion der Gefühle. Man giebt Gift, um zu sehen, wie der andere zappelt und sich vor Schmerzen krümmt. Diese Sucht der Gefühlsanatomie findet sich häufig bei den Frauen der sogenannten ‚guten Gesellschaft', welche ihre Stellung nicht verderben, sich nicht kompromittieren wollen, es aber sehr lieben, in andern zu experimentieren und leicht bewegliche Naturen vorwärts zu treiben, um, mit der Lorgnette vor den Augen, zuzusehen, wie gewisse Gifte wirken. Diese raffinierte Verderbtheit der Seele ist eine der häßlichsten Erscheinungen unter den Gebrechen der modernen Gesellschaft. Sie schon in einem jungen Mädchen zu finden, ist über alles Maß schmerzlich und empörend."

„Duclos, ein französischer Moralist des XVIII. Jahrhunderts, sagte von den frivolen Frauen seiner Zeit: ‚Ces femmes qui donnent à Dieu ce que le diable ne veut plus.' Welche entsetzliche Kritik, und wie wahr auch noch heutzutage."

„Die alltäglichen Menschen fragen immer ‚wozu führt das?' Als wenn eine vornehme Seele sich immer mit dem Krämergedanken der endlichen Zahlung abgeben könnte! Im edelsten Sinne glücklich gewesen sein, wenn auch nur wenige Stunden, ist besser als ein ordinäres Rechenexempel mit dem Leben abschließen, um gut versorgt zu sein, und der Schmerz, den man nachher leiden muß, ist erhabner und fördernder, als alle zum äußeren Ziel gelangte Philisterhaftigkeit."

„Freundschaft kritisiert nicht in der Stunde des Leidens, sagt nicht nüchtern verständig ‚wenn du es so oder so gemacht hättest', sondern öffnet einfach die Arme und spricht: ‚Ich frage nicht, ich urteile nicht, hier ist ein Herz, daran ruh aus.' Ja, wenn man immer im voraus wüßte, wie man handeln müßte, dann gäb' es keinen Irrtum. Die Freundschaft rät und warnt vorher; nachher liebt sie, das nur ist die echte; die falsche macht es umgekehrt."

„Der einzige Schmerz, welcher unversöhnbar ist, ist der Schmerz des Egoismus. Die selbstlose Tugend hat Frieden auch in der tiefsten Trauer. Sie ist das wirkliche Selbst mit der rechten Würde ohne Anmaßung. Der Egoismus ist das schlechte Selbst, das ewig Verwundbare. (Ich unterscheide hier scharf Egoismus von Individualismus.)"

„Aeschylus rühmte von sich, daß in keinem seiner vierundachtzig Dramen die ‚Liebe‘ vorkomme. Käme man in der modernen Welt nur auch einmal so weit.“

„Die Reue ist keine Kraft, sagte ein Freund. Ja, sie ist doch eine, wenn es die wahre Reue ist, sagte ich, denn sie ist der Anfang des Wiedergutmachens.“

* * *

Auch mit „Kunst“ hat sich der Reichstag beschäftigt. Ein zur Ausschmückung des Vorraums vor dem Sitzungssaale bestimmter Fries von Stuck und zwei Stimmzettelurnen von Hildebrandt wurden einer scharfen „Kritik“ unterzogen. Dabei fielen auch für den Erbauer des „Hohen Hauses“ und Leiter der Ausschmückungsarbeiten, Meister Wallot, einige familiäre Liebenswürdigkeiten ab. Die Einzelheiten sind ja aus der Tagespresse bekannt; genug, daß die „Kritik“ sich zum Teil in Formen bewegte, die man nicht als parlamentarisch zulässig betrachtet hätte, handelte es sich beispielsweise um einen königlich preußischen Schutzmann und nicht eben ausgerechnet „nur“ um Künstler. Beurteiler, die mit hartnäckiger Konsequenz von einem „Gemälde“ sprechen und dabei ständig einen dekorativen Fries im Auge haben, an den doch ein ganz anderer Maßstab zu legen ist, sollten in ihren kritischen Offenbarungen mindestens einige vorsichtige Zurückhaltung beobachten. Das macht nebenbei noch einen sehr „vornehmen“, „staatsmännischen“ Eindruck. Leider aber hat es daran gefehlt. Es wurde über Kunst und Künstler mit einer Unbefangenheit „von oben herab“ geurteilt, die ja in ihrer, von aller grauen Theorie unangekränkelten Frische recht belebend auf die Stimmung der „hohen Hausherren“ wirkte, die feinen Nerven der abwesenden Künstler aber, auf deren Kosten das Amüsement veranstaltet wurde, minder angenehm berühren mußte. Insoweit also ist der gewaltige Entrüstungssturm, der sich in der gesamten deutschen Künstlerschaft — fügen wir vorsichtshalber hinzu: bis auf weiteres — erhoben hat, wohl zu begreifen.

Aber die Herren Künstler gehen dabei doch entschieden zu weit. Sie wenden sich nicht nur gegen die Form der reichstägigen Kritik, sie wollen überhaupt „dagegen protestieren, daß der Reichstag, der aus Laien bestehe, sich in Kunstsachen ein Urteil anmaße“. Das aber ist, mit Verlaub zu sagen, Künstlerhochmut, genau so wie der im Reichstage angeschlagene Ton Laienhochmut war. Der eine ist ebenso zurückzuweisen wie der andere, der Unterschied ist nur der, daß der Laie sich dabei dem Künstler gegenüber entschieden im Vorteile befindet, da dieser notgedrungen die Kritik des Laien über sich ergehen lassen muß. An dieser, vielleicht brutalen Thatsache kann auch der empfindlichste Künstlerstolz nichts ändern, sofern eben der Künstler nicht gewillt und in der Lage ist, zu seinem Privatvergnügen zu schaffen. Wer sich aber in das Licht der Oeffentlichkeit stellt, muß sich eben gefallen lassen, so von ihr beleuchtet zu werden, wie es dieser Oeffentlichkeit gegeben ist. Nicht ein-

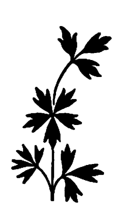
mal das physikalische Licht im Ausstellungsraum kann sich der Künstler nach Belieben wählen! Eine Kunst nur für Künstler ist ein Unding. Wo es das dennoch giebt, ist die Kunst nicht viel wert. Das dürfte wohl auch bei dem Stuck'schen Friese zutreffen. Denn der gefällt, wie jetzt ziemlich allgemein zugegeben wird, überhaupt niemanden, außer Herrn Stuck selbst. Dem sonst bewährten Meister ist eben einmal ein Werk mißglückt, was ja auch sonst zuweilen vorkommen soll. Das Laienurteil des Reichstages hat also in der Sache selbst dem anders urteilenden Künstler gegenüber ganz recht, und auch derartige Fälle sollen noch öfter vorkommen. Daß aber dem Reichstage, dem Hausherrn, die Befugnis abgesprochen werden soll, über die Ausschmückung seines eigenen Heims zu entscheiden, kann nur mit schonender Berücksichtigung sehr reizbarer Künstlernerven sachlich gewürdigt werden.

Mit dem modernen deutschen „Künstlerstolz" ist es überhaupt ein eigen Ding. Er läßt gar oft vermissen, was man beim Künstler zuerst finden sollte: die künstlerischen Maße, sozusagen die vornehme Distanz, die richtige Perspektive. Was ich meine, wird vielleicht am besten aus einigen Betrachtungen von Ferdinand Avenarius klar werden, bei dem wohl niemand Voreingenommenheit gegen die Künstler vermuten wird. Der sagt nämlich im „Kunstwart":

„Wo ist die Gelehrten- und Künstlerrepublik, von der man so viel geschrieben hat? Seid ihr Männer, so zeigt es zunächst einmal dadurch, daß ihr euch von all den Dingen frei macht, die nur schmeichelnde Nichtigkeiten sind. Aber heute scheltet ihr auf die Regierung, und morgen, wenn eine Hoheit einen Hofratstitel oder ein Ordensband vergiebt, so küßt ihr die Hand. Sie mag eine ganz vortrefflich respektable Hand sein, aber sie gehört zu demselben Kopfe, den ihr eben erst mit vollem Recht als urteilsunfähig in euren Angelegenheiten bezeichnet habt. Urteilsunfähig, wenn er euch schlecht, urteilsfähig, wenn er euch dann gut behandelt — werte Herren, das geht nicht an. Jetzt seid ihr auf den Reichstag böse; wirft er euch Aufträge aus, so hat er plötzlich Erleuchtung in Sachen der Kunst. Keine Ausstellung wird bei uns eröffnet, ohne daß ihr ehrfurchtsvoll wie einer Offenbarung den Worten der Majestät lauschtet, die zum ersten Male in ihrem Leben drei Blicke auf das Lebenswerk eines Künstlers wirft. Kein Denkmal kann gesetzt werden, ohne daß ihr irgend einen unbescholtenen Prinzen zum „Protektor" der Sache macht. Kommt ein Minister nicht zum Festessen eines alten Poeten, so kränkt euch das, macht man eine europäische Berühmtheit mit achtzig Jahren zum Ritter eines Ordens, den jeder brave General mit sechzig Jahren hat, so entzückt es euch. Das alles, während ihr ganz genau wißt, daß jene staatlichen Autoritäten Sachverständige für euer Schaffen nicht sind und nicht sein können, das alles also, während ihr die Werturteile, die diesen Auszeichnungen zu Grunde liegen, als ganz unerheblich erkennen müßt. Und ihr verlangt, daß jene Autoritäten in der Tiefe des Herzens euch achten sollen? Achtung aber, das gerade ist es, was wir beim Reichstag wie bei der Regierung

vor allem brauchen, Achtung vor der uns heiligen Welt, deren Thore auch den andern als Tempelthore erscheinen müßten, nicht als Tingeltangelthüren, die nur der Kassierer bewacht. In die Republik der Geister kann nur eintreten, wer sich innerlich frei gemacht hat davon, Autoritäten gelten zu lassen oder nicht gelten zu lassen je nachdem, ob sie ihm als Menschen nützen oder schaden, ob sie ihn beleidigen oder aber ihm schmeicheln. Wer so weit ist, dem ist das Treiben im Reichstage so gleichgiltig wie das der Begas, Werner und Knackfuß, er weiß, daß die Kunst, die uns vorwärts führt, in keiner Partei gemacht wird, oder auch in allen, wo freie Menschen sind, aber weder mit Majestäts-, noch mit Majoritätsbeschlüssen. Wer führen will, muß die Füße frei haben."

Das Laienurteil im allgemeinen, sagen wir: die Wirkung des Kunstwerks auf die für Kunst überhaupt empfängliche Laienwelt, wird immer das letzte und bedeutungsvollste Wort sprechen. Immer war die Kunst für das Volk — im besten Sinne — da, nicht umgekehrt. Ein anderes ist das durch Rücksichten nach oben und unten freiwillig unterbundene Schaffen, wie es Avenarius geißelt, ein anderes das Ringen des echten, des seltenen Künstlers: aus freier Seele heraus ein Eigenes zu gestalten, das doch ein Ewig-Menschliches ist und als solches auch den Laien mit wahlverwandter Kraft im Innersten ergreift. Ein wahrhaft großes Kunstwerk braucht auch das Urteil des „Laien" nicht zu scheuen, sofern der Laie nicht nebenbei noch ein ganz unausstehlicher Banause ist. Und selbst solcher Käuze soll es freilich in dieser wunderlichen Welt die schwere Menge geben ...



Briefe.

Grf. D., W. Für das liebenswürdige Entgegenkommen verbindlichsten Dank. Mußte noch in letzter Stunde aus technischen Gründen zurückgestellt werden. Höchst wahrscheinlich im nächsten Hefte.

A. H., A. Das ist recht, daß Sie sich vertrauensvoll und mit Namensunterschrift an den Türmer wenden. Von „Uebelnehmen" ist natürlich gar keine Rede, im Gegenteil: der T. ist für offene Aussprache immer dankbar. In Ihren Urteilen kann er Ihnen freilich nur in einem gewissen Sinne beipflichten. Sollten Sie, gnädige Frau, den rein künstlerischen Wert, auf den es ja bei einem Kunstwerke wohl in erster Linie ankommt, die durchsichtig feine psychologische Analyse der Charaktere, den folgerichtigen Aufbau der Handlung u. s. w. nicht doch unterschätzen? Sie citieren einen Ausspruch von Vetter: „Die Schilderung der physischen und seelischen Krankheit, ohne die der entgegenwirkenden Gesundheit, überhaupt des Bösen, ohne die des überwältigenden Guten, — ist eine Lüge, ist selbst ein Krankhaftes, ein Böses!" Aber ist denn die rührende Gestalt des lieblichen jungen Mädchens, das inmitten einer solchen Umgebung rein geblieben ist und bleibt, nicht in der That ein Bild der „Gesundheit" gegenüber der seelischen Krankheit um sie herum, des „Guten" gegenüber dem „Bösen"? Davon abgesehen, muß der Vetter'sche Satz, wie alle derartigen allgemeinen Regeln auch mit großer Vorsicht aufgefaßt werden. Es sind dabei verschiedene Grenzlinien zu beobachten: der größere oder kleinere Rahmen der Handlung (ob Roman, Novelle, Stimmungsbild u. s. w.), vor allem die Aufgabe, die der Dichter selbst sich gestellt hat. Es geht doch nicht an, dem Künstler vorzuschreiben, was er bilden soll. Und wer die Nacht schildert, leugnet darum noch keineswegs den Tag. Die Behauptung, daß die „Schilderung des Bösen, ohne die des überwältigenden Guten" an sich schon eine „Lüge" sei, läßt sich also in dieser Allgemeinheit nicht aufrecht erhalten, so sympatisch die Weltanschauung, so wahr auch der philosophische Grundgedanke darin ist. Aber trotz alledem: ganz unrecht haben Sie mit Ihren Ausführungen nicht. Es ist sehr zu bedauern, daß viele unserer begabtesten Dichter vorzugsweise nur die Schattenseiten aufsuchen und besonders, daß sie fast ausschließlich erotische Probleme behandeln. In Hinsicht auf das letzte wird aber gerade von den „familienfrommen" Schriftstellern am meisten gesündigt — als gäbe es am Ende des neunzehnten Jahrhunderts auf der lieben Gotteswelt gar keine höheren Interessen, als daß der Hans seine Grete kriegt. Das Verdienst dieser Art von „Reinheit" ist denn doch nur ein sehr negatives und nicht viel höher einzuschätzen, als — verzeihen Sie, ich finde keinen besseren Vergleich — als die „Stubenreinheit" eines wohlerzogenen Hauskaters. Im übrigen: der Türmer steht so ziemlich mit allen für ihn in Betracht kommenden namhaften deutschen Erzählern in Unterhandlung, aber es ist leider nicht an dem, daß er nur zuzugreifen brauchte, um etwas absolut Vollendetes, ihn selbst durchaus Befriedigendes zu erhalten, sondern er kann nur aus dem zur Verfügung stehenden Material das Wertvollste auswählen. Eine Reihe der ihm sympathischsten hervorragenden Erzähler wird er nach und nach in seinen Blättern erscheinen lassen, aber unmöglich kann er etwas bieten, was im gegebenen Augenblicke überhaupt nicht da ist. Freundlichen Dank für das lebhafte teilnehmende Interesse!

N., Riga. Schönen Dank und Gruß! Auch Ihnen das Obengesagte zur freundlichen Kenntnisnahme. Aber warum anonym?

L. St., H. Der Abdruck des schwungvollen Gedichtes aus dem Jahre 1860 würde heute doch wohl veraltet erscheinen. In dem andern stört uns nach wie vor die Mittelstrophe: „blüh'nden" — „glüh'nden". Gewiß ist der Inhalt die Hauptsache, aber erst aus der Vereinigung beider: des schönen Inhalts und der schönen Form, wird das Kunstwerk geboren. Würden Sie nicht einmal auch in der „Offenen Halle" das Wort ergreifen? Ergeb. Gruß!

Paris, rue de Louvre. Der lieben Türmergemeinde in der Seinestadt auch an dieser Stelle herzlichen Gruß und Dank für die freundlichen persönlichen Wünsche.

N. L. W. Dank für das Begrüßungsgedicht. Abdrucken kann es ja der Türmer aus bekannten Gründen nicht. Das zweite Gedicht ist, wie Sie selbst sagen, etwas unklar. Verbindl. Gruß.



Freimund-Sachsen. Ihre Wünsche sollen nach Möglichkeit berücksichtigt werden. Zur „Gesangbuchpoesie“ ist ja inzwischen schon eine Zuschrift in der „Offenen Halle“ veröffentlicht worden. Das wohlwollende Urteil über „P. u. Ch.“ hat den Verf. sehr erfreut.

A. R. „Einen Gruß aus weiter Ferne! Von Italien — aus einem einsamen weißen Marmorhaus, halb verdeckt von dunkeln, leise rauschenden Cypressen und duftenden Orangenstauden mit darin versteckten glänzenden, glühenden Orangen. — Und vor der Freitreppe das Meer, das rätselhafte, schwermütige, ewig wechselnde Meer, und darüber ein italienischer blauer Himmel! — Schön, ja — aber ach, wie fehlt mir der Schnee — unsre dunklen Tannen, unser lieber, deutscher Winter! Gruß Dir also, Freund Türmer, und Glück-Auf für 1899!“ — Herzlichen Dank, wenn auch durch die Umstände leider etwas verspäteten.

W. Z., Berlin. Auch Sie bitten wir, die verspätete Antwort zu entschuldigen. Der Türmer kommt öfter mit dem Raum gar sehr ins Gedränge. — Sie mögen in Bezug auf das betr. Buch vielleicht recht haben, aber unmöglich kann der Türmer alle ihm zur Besprechung übersandten Bücher selbst lesen. Da muß er sich schon auf die Gewissenhaftigkeit und Urteilsfähigkeit seines kritischen Generalstabes verlassen dürfen. Uebrigens wird ja auch abweichenden Ansichten, sofern sie sachlich vorgetragen werden und es sich um Fragen von allgemeinem Interesse handelt, in der „Offenen Halle“ gastfreundliche Aufnahme gewährt. Der Türmer will überhaupt nicht unfehlbar erscheinen. Anti-Kritiken würden freilich im allgemeinen zu weit führen. — Die andere Frage werden wir noch weiter in Erwägung ziehen, aber wir glauben nicht, daß Ihre Auffassung notwendig ist. Für die Haltung der betr. Gestalt wären ja auch noch andere Erklärungen möglich, wenn selbst die nächstliegende nicht zutreffen sollte.

Ein Brief für viele. Wieder mußte eine Anzahl „Briefe“ aus rein technisch-räumlichen Gründen zurückgestellt werden. Das ist dem Türmer selbst am allerunangenehmsten, aber er kann es leider vorläufig noch nicht ändern. Dafür berücksichtigt er auch alle in Betracht kommenden Zuschriften, so daß „der Draht“ zwischen ihm und seinen Freunden niemals „abreißt“, und jeder auf Antwort sicher rechnen darf, wenn auch hier und da einmal mehr „über lang“ als „über kurz“. Das ist denn doch wenigstens aufrichtig gesprochen. Und — nicht wahr, lieben Freunde? — „Uebelnehmen“ giebt's doch zwischen uns nicht? Wenigstens bittet Sie herzlichst darum Ihr getreuer

Türmer.

Alle Freunde des Türmers werden freundlich gebeten, den Prospekt, der diesem Hefte beiliegt, in ihrem Bekanntenkreise zu verbreiten. Besten Dank dafür im voraus!

Zur gefl. Beachtung! Alle auf den **Inhalt** des „Türmers“ bezüglichen Zuschriften, Einsendungen u. s. w. sind **ausschließlich an den Herausgeber, Berlin SW., Bernburgerstr. 8,** zu richten. Bücher zur Besprechung können auch durch Vermittelung des Verlags an den Herausgeber befördert werden. Für **unverlangte** Einsendungen wird **keine Verantwortung** übernommen. **Entscheidung** über Annahme oder Ablehnung von Handschriften kann bei der Menge der Eingänge in der Regel **nicht vor frühestens 4 Wochen** versprochen werden. **Kleineren Manuskripten** wolle man **kein Porto** zur Antwort beifügen, da diese in den **„Briefen“** erfolgt und **Rücksendung nicht verbürgt** werden kann. Alle auf den **Versand** und **Verlag** des Blattes bezüglichen Mitteilungen wolle man **direkt an diesen** richten: **Greiner & Pfeiffer, Verlagsbuchhandlung in Stuttgart.** Man **abonniert** auf den „Türmer“ bei **sämtlichen Buchhandlungen und Postanstalten** (Reichspost-Zeitungsliste Nr. 7557), auf besonderen Wunsch auch bei der Verlagshandlung.

Verantwortlicher und Chef-Redakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß, Berlin SW., Bernburgerstr. 8.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



Photogravure Bruckmann



Monatsschrift für Gemüt und Geist.

Herausgeber:

Jeannot Emil Frhr. von Grotthuss.

„Zum Sehen geboren, Zum Schauen bestellt."

Lynkeus, der Türmer. (Faust II.)

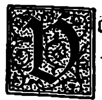
I. Jahrg. Mai 1899. Heft 8.

Jean Racine.

(Gestorben am 21. April 1699.)

Von

Paul Seliger.

on allen Dichtungsarten hat die Dramatik in Frankreich am längsten unter dem Banne der mittelalterlichen Anschauungen gestanden: in der Zeit, wo besonders die Epik unter dem Einflusse der Renaissance nach dem Vorbilde spanischer und italienischer Poesie rasch eine reiche Blüte entwickelte, blieb die dramatische Litteratur von dem neuen Geiste noch völlig unberührt. Die Aufführungen waren nach wie vor Handwerkern ohne jede künstlerische Bildung überlassen, und auch die an deren Stelle tretenden wandernden Gruppen von Berufsschauspielern (des hommes qui n'ont métier autre que farcerie, wie ein zeitgenössischer Schriftsteller sie geringschätzig nennt) konnten das Schauspiel nicht aus sich selbst heraus zu künstlerischen Leistungen emporheben.

Es war verhängnisvoll für die ganze fernere Entwickelung des französischen Dramas, daß der Anstoß hierzu aus der Fremde, aus Italien, kommen sollte. Dort war das Zurückgreifen auf die Antike in Form und Inhalt während der Renaissancezeit beinahe selbstverständlich. Fast wie ein Programm der gesamten zukünftigen Entwickelung des französischen Dramas bis in den Anfang unseres Jahrhunderts hinein liest sich die Vorrede zu der Uebersetzung der ariostschen Suppositi von Charles Estienne, die 1543 zu Lyon erschien und später in Paris neu aufgelegt wurde. Als einziges Heilmittel für die verderbte französische Dramatik wird das Zurückgehen auf den alten Brauch empfohlen. Aus der Farce solle wieder die Komödie des Terenz mit ihrer regelrechten Einteilung in fünf Akte, von denen jeder wiederum mehrere Scenen umfasse, erstehen. An Stelle des Verses des antiken Musters solle jedoch die Prosa treten. Auch ein neues Haus, das auf bequemen, amphitheatralisch gebauten Sitzen auch einem anspruchsvolleren Publikum größere Behaglichkeit biete, wird von Estienne verlangt.

Diese Forderung wurde 1548 erfüllt, als die Passionsbrüderschaft ein besonderes Schauspielhaus errichtete: le théâtre de l'hôtel de Bourgogne. Das Parlament erteilte ihr ein Monopol für die Theateraufführungen in Paris, verbot aber zugleich die Darstellungen der Leidensgeschichte Christi sowie anderer heiliger Mysterien und ließ nur „anständige, ehrbare, profane Theaterstücke zu, in denen niemand beleidigt oder beschimpft werde".

Wie für das Lustspiel Terenz, so wurde für das ernste Schauspiel Seneca maßgebend. Die erste nach diesem Muster gebildete Renaissancetragödie ist Etienne Jodelles Cleopâtre captive (gedruckt 1547). Das Drama besteht aus fünf Akten, Orts- und Tageseinheit ist getreu gewahrt.

So fand Corneille bei seinem Auftreten schon eine feste Tradition vor, und es ist nur ein folgerichtiges, bewußtes Fortschreiten auf diesen Bahnen, wenn er auch theoretisch von dem antiken Theater ausgeht und keinen höheren Richter in Sachen der Aesthetik anerkennt als Aristoteles, den er einmal notre docteur unique nennt. Den aus dem Altertume herübergenommenen formalen Grundsätzen blieb auch der zweite große Dramatiker der französischen Tragödie treu, Jean Racine. Auch er zwängte seine Tragödien in das Prokrustesbett der „aristotelischen Regeln" und verzichtete dadurch von vornherein auf die mächtige dramatische Wirkung, die durch eine lebensvolle, bewegte Handlung erzielt wird. Es war ein unermeßlicher Schade für die französische Bühne, daß die englische Dramatik so wenig Einfluß auf sie ausübte. Macaulay bezweifelt, ob eines der vierzig Mitglieder der französischen Akademie im siebzehnten Jahrhundert — und auch Racine gehörte zu ihnen — ein englisches Buch in seiner Bibliothek gehabt oder Shakespeare, Jonson, Spenser auch nur dem Namen nach gekannt habe. Soviel an ihm lag, hat Racine allerdings diesen Mangel durch eine staunenswerte Meisterschaft in der Charakteristik wett gemacht, indem er den Wechsel, das Auf und Nieder der Empfindungen in

einer Weise zur Darstellung brachte, die bis dahin unerhört war und die auch später nur von wenigen wieder erreicht wurde: auf dieser Meisterschaft beruht auch sein Anspruch, zu den Größen der Weltlitteratur gezählt zu werden.

Jean Racine wurde am 22. Dezember 1639 zu La Ferté Milon in der Grafschaft Valois geboren, wo sein Vater königlicher Steuereinnehmer war. Im Januar 1641 starb die Mutter, eine geborene Sconin, wenige Tage nach der Geburt eines Mädchens, und zwei Jahre später folgte ihr der Vater ins Grab. Der beiden Waisen nahmen sich die Großeltern an. Bis zum Jahre 1652 blieb der Knabe in dem Städtchen und genoß eine sorgfältige Erziehung. Der jansenistische Geist, der schon lange in La Ferté Milon verbreitet gewesen war, hatte durch den vorübergehenden Aufenthalt dreier Häupter der Sekte, die sich hierher geflüchtet, neue Stärkung erfahren und sollte auch später auf des Dichters Leben nachhaltigen Einfluß gewinnen. 1652 kam der Knabe in das Collège zu Beauvais, von da 1655 nach Port-Royal, der berühmten jansenistischen Hochschule, wo er unter der Leitung von Lancelot und Le Maistre, die damals auch in La Ferté gewesen waren, sich die gründliche Kenntnis des Griechischen erwarb, die später so bedeutungsvoll für sein dichterisches Schaffen werden sollte. Besonders waren es Sophokles und Euripides, die ihn anzogen, und dieser seiner Vorliebe für das griechische Drama ist er Zeit seines Lebens treu geblieben — ein Umstand, der ihn sehr zu seinem Vorteil von der Mehrzahl der zeitgenössischen Dramatiker unterschied, die sich vorwiegend an ihre lateinischen, italienischen, spanischen Muster anlehnten. Auch zu eigenen poetischen Versuchen wurde er angeregt.

1658 verließ Racine Port-Royal und setzte zunächst seine Studien zwei Jahre lang in dem Collège d'Harcourt in Paris fort. Dann galt es, sich für irgend einen Beruf zu entscheiden. Zur Rechtswissenschaft, zu der ihm die Freunde aus Port-Royal rieten, fühlte er keine Neigung und zog es vor, ein zielloses Leben zu führen, in dem er sich einzig und allein der Dichtung widmete. Er schrieb zwei Theaterstücke, „Amasie" und „Les amours d'Ovide", von denen aber nichts erhalten geblieben ist, und eine Ode zur Vermählung Ludwigs XIV. mit der Infantin Marie Therese von Spanien (La nymphe de la Seine à la Reine), in der er sich schon als Meister in den höfischen Künsten der Schmeichelei zeigte und die ihm denn auch ein königliches Gnadengeschenk von hundert Louisdors einbrachte. Eine Aussicht, durch seinen Onkel Sconin, bischöflichen Generalvikar zu Uzès im Languedoc, eine Pfründe zu erhalten, wurde getäuscht, trotzdem er längere Zeit bei seinem Verwandten theologische Studien getrieben hatte. Er kehrte nach Paris zurück, innerlich froh, der Fesseln, die später vielleicht sehr drückend für ihn geworden wären, entgangen zu sein. Selbst in Uzès hatte er nach einem dramatischen Stoffe gesucht; jetzt kehrte er mit voller Entschiedenheit zu seiner Lieblingsneigung zurück. Um sich Bühnenkenntnis und Einsicht in die Technik des Dramas zu erwerben, trat er in persönlichen Verkehr mit den Schauspielern. Es war nur natürlich,

daß seine Familie und die Freunde in Port-Royal ihn deswegen als einen Verlorenen betrauerten.

Die ersten zwei erhaltenen Stücke Racines, „La Thébaïde ou les frères ennemis“ und „Alexandre le Grand“, unterscheiden sich allerdings noch wenig von den gleichzeitigen Dramen anderer Dichter. Sie haben nur insofern Bedeutung für ihn gehabt, als er mit ihnen den ersten schwersten Schritt in die Oeffentlichkeit that: die „Thébaïde“ wurde 1664 zum erstenmal im Palais-Royal, dem Theater Molières, aufgeführt und errang zwar keinen bedeutenden, aber immerhin beachtenswerten Erfolg; sie erlebte fünfzehn Vorstellungen. — Schon am 4. Dezember 1665 wurde „Alexandre“ auf demselben Theater aufgeführt: der Erfolg aber entsprach nicht den Erwartungen Racines und seiner Freunde; sie schoben die Schuld auf die mangelhaften Leistungen der Schauspieler, und der Dichter überließ sein Stück auch dem Theater des Hôtel de Bourgogne, das für die Tragödie geeignetere Kräfte besaß, zur Aufführung. Molière war über dieses Verhalten mit Recht empört und brach alle Beziehungen zu Racine ab. Erst später wurden sie wieder angeknüpft, aber sie blieben rein äußerlich.

Man erzählt, Racine habe Corneille den „Alexandre“ zur Beurteilung vorgelegt, von diesem aber eine mürrische Abweisung erfahren. Dadurch gereizt, habe er die Bahnen des älteren Dichters verlassen. Dem sei nun, wie ihm wolle: auf jeden Fall ist es nur ein äußerer Anlaß zur selbständigen Bethätigung seiner Kraft gewesen.

Von da an beginnt die Zeit seiner Meisterschaft: in rascher Folge erschienen Andromaque (1667), Britannicus (1669), Bérénice (1670), Bajazet (1672), Mithridate (1673), Iphigénie (1679) und Phèdre (1677) und länger als ein Jahrzehnt davon getrennt Esther (1689) und Athalie (1691). Zwischen Andromaque und Britannicus liegt die aristophanische Komödie „Les plaideurs“, in der der Richterstand verhöhnt wird.

Die „Andromaque“ gilt neben „Phèdre“ und „Athalie“ als das Hauptwerk Racines, ja nach Voltaire wäre sie überhaupt die erste Tragödie der französischen Bühne, wenn sie von einigen übertriebenen Liebesscenen (scènes de coquetterie et d'amour) frei wäre.

Die Gattin Hektors ist eine der sympathischsten Gestalten des klassischen Altertums. Von den antiken Dramatikern haben ihr Schicksal Euripides in seiner „Andromache“ (auch in den „Troades“ läßt er sie auftreten) und Seneca behandelt. In beiden Dichtern fand auch Racine die Unterlage zu seinem Werke; er entnahm ihnen jedoch nur im allgemeinen die Umrisse der Dichtung und ist im einzelnen durchaus selbständig seinen Weg gegangen. Zunächst erkannte er mit richtigem Blicke, daß, wenn der Stoff nicht geradezu abstoßend auf seine Zeitgenossen wirken sollte, eine Umwandlung des Geistes des griechischen Dramas mit ihm vorgenommen werden mußte, und so versetzt er uns an Stelle der barbarischen Zustände, die uns Euripides schildert, wo das erbar-

mungsloseste Kriegsrecht über den Gefangenen, gleichviel welchen Standes und Geschlechts, waltete, in eine Zeit, die Achtung vor der gefallenen Größe besitzt. Ein großer Fehler des Stückes ist allerdings der, daß Andromaque am Ende von der Bühne vollständig verschwindet (sie tritt das letzte Mal in der ersten Scene des vierten Aktes auf) und daß sie, nachdem Pyrrhus, der ungetreue Verlobte Hermiones, der Tochter des Menelaos, von Orestes auf Antrieb Hermiones unmittelbar nach der Vermählung mit Andromaque ermordet worden ist, die Herrschaft über Epirus behält — ein Zug, in dem der Dichter der Sentimentalität seines Zeitalters ein sehr unkünstlerisch wirkendes Zugeständnis gemacht hat. Andromaques Liebe und Treue gegen den verstorbenen Gatten und gegen ihren Sohn Astyanax (nach der griechischen Ueberlieferung ist dieser bereits bei der Eroberung Trojas getötet worden) wird auf das rührendste geschildert, so daß man sogar von christlichen Zügen in ihrem Charakter gesprochen hat.

Den Gegensatz zu der sanften, ergebenen Andromaque bildet ihre Nebenbuhlerin Hermione. Alles ist bei ihr tobende Leidenschaft. Sie fühlt sich von Pyrrhus verschmäht, und ihre Eifersucht kennt keine Grenzen. Die Schlußakte bringen eine großartige Steigerung in ihrem Charakter: ihr Haß wächst, so daß er sich nur in dem Blute des einst so Geliebten genug thun kann, und doch brütet sie dumpf vor sich hin, wenn sie ernstlich über die beabsichtigte That nachdenkt. Und als ihr Orestes die Kunde bringt, sie sei gerächt, erstarrt sie in Entsetzen und unterbricht die wortreiche Erzählung nur mit abgerissenen Worten: Il est mort und Qu'ont-ils fait? — ein außerordentlich feiner Zug — dann aber bricht sie in ihrer ganzen Leidenschaftlichkeit los und verflucht den Mörder.

Von allen Figuren der Racineschen Tragödien kommt an Großartigkeit der Charakteristik nur Phèdre der Hermione gleich. Von ihrem ersten Erscheinen an, wo sie krank und zum Sterben entschlossen auf der Bühne erscheint, bis zu der Schlußscene, wo sie Gift genommen hat, nimmt sie die Teilnahme des Zuschauers vollständig gefangen. Phèdres Leidenschaft ist schon bei ihrem ersten Auftreten so glühend, daß kaum eine Steigerung mehr möglich erscheint, und doch bringt der Dichter das scheinbar Unmögliche zu stande. Der Gipfelpunkt des Ganzen ist aber der dritte Akt, der uns die verschmähte, in ihrem Empfinden tödlich getroffene Frau zeigt, die aber — und das war nur der großen Kunst Racines möglich darzustellen — niemals, auch nicht in dem Auflodern ihres wilden Racheverlangens, königliche Würde und Hoheit vermissen läßt. Allerdings hat Racine viel aus Euripides und Seneca zum Teil wörtlich übersetzt, so z. B. gleich zu Anfang die berühmten Worte: Que ces vains ornements, que ces voiles me pèsent u. s. w., sowie den Aufschrei, als Oenone den Namen Hippolytes nennt: C'est toi qui l'as nommé! —

Die „Phèdre“ bildet insofern auch einen Wendepunkt im Leben des Dichters, als er sich, angewidert durch die niederen Kabalen, die sich an die Aufführung des Stückes knüpften, nunmehr ganz von der Bühne zurückzog.

„Esther“ und „Athalie“ nehmen eine Sonderstellung ein, da sie vom Dichter nicht für die öffentliche Aufführung bestimmt, sondern auf Wunsch der Frau von Maintenon für die Erziehungsanstalt St. Cyr geschrieben wurden. Erst lange nach dem Tode des Dichters erschienen beide Stücke auf der öffentlichen Bühne.

„Esther“ ist in ganz einfachen Zügen gehalten mit absichtlicher Vermeidung jedes Aufwallens der Leidenschaft und jeder tieferen Charakteristik. Das Stück wirkt beinahe wie ein mittelalterliches Mysterium, das nur auf den frommen Sinn der Zuschauer Rücksicht nimmt und gläubige Versenkung in die biblische Erzählung zur Voraussetzung hat. Jede kunstvolle, rein menschliche Motivierung der Ereignisse mußte für eine solche Gesinnung überflüssig, ja geradezu störend sein, da sie das wunderbare Walten der Vorsehung verdunkelt hätte.

„Athalie“ dagegen, die von manchen als Racines reifstes Werk betrachtet wird, zeigt in Aufbau und Charakterisierung außerordentliches dramatisches Leben. Die größten Gegensätze stoßen feindlich aufeinander: auf der einen Seite steht Athalie mit ihrem Ratgeber Mathan, die Vertreter weltlicher Tyrannei und des Götzendienstes, zu dem sie von dem Jehovakulte abgefallen sind, auf der anderen der in starrer Rechtgläubigkeit beharrende Hohepriester Joad und der offene, gerade Soldat Abner, kein hervorragender Denker, aber um so zuverlässigerer Charakter. Beide Teile bekämpfen sich mit allen Mitteln der List und Gewalt, bis endlich Athalie unterliegt.

Auch die Sprache Racines ist hier auf ihren Höhepunkt gelangt, sowohl in der Wucht des Dialogs, als auch in den eingefügten Chorliedern, die an die Hoheit und Würde der Psalmen erinnern.

Gleichzeitig mit der Abwendung von der Bühne war ein innerer Umschwung in dem sittlich-religiösen Empfinden Racines eingetreten. Es kamen ihm Zweifel, ob er sich auf dem richtigen Wege befinde und ob nicht die Prüfungen, die ihm auf seiner dramatischen Laufbahn entgegentraten, eine Schickung des Himmels seien, der ihn dadurch auf andere Bahnen lenken wolle. Dazu kam, daß der Dichter, der sich des höchsten Wohlwollens des Königs zu erfreuen hatte, wohl auch dem Einflusse unterlag, den die Hinneigung des Hofes zu kirchlicher Frömmigkeit auf ihn ausübte. War doch die Frau von Maintenon inzwischen allmächtig geworden! Racine wollte sogar in ein Kloster eintreten, und nur mit Mühe konnten ihm seine Freunde von Port-Royal dies ausreden. Sie rieten ihm aber zur Ehe, freilich nicht mit einer ihm geistig ebenbürtigen Gattin, sondern mit einer Frau, die, selbst von orthodoxer Frömmigkeit erfüllt, den Dichter auch auf diesem Boden festhalten könnte. Cathérine de Romanet, eine gute, aber sehr beschränkte Frau, wurde die Gattin des Dichters.

Racine, der unterdes geadelt und zum Hofgeschichtsschreiber ernannt worden war, sollte sich doch noch die Ungnade des Königs zuziehen. Es wird

erzählt, er habe auf Wunsch der Frau von Maintenon eine Denkschrift verfaßt, wie den Leiden des Volkes, das er in erster Linie auf die unausgesetzten Kriege zurückführte, abzuhelfen sei. Ludwig XIV. aber habe, als ihm die Denkschrift zu Gesicht gekommen, ausgerufen: „Glaubt er alles zu verstehen, weil er gute Verse machen kann? Will er Minister werden, weil er ein großer Dichter ist?" — Racine, dem die Gunst des Monarchen Lebensbedingung war, litt bei seiner Reizbarkeit schwer darunter, daß er sich nun auf einige Zeit vom Hofe entfernt halten mußte. Auch seine Gesundheit war schwankend. Eine schon längere Zeit bestehende Leberkrankheit kam zum Ausbruch und raffte ihn am 21. April 1699, im Alter von 59 Jahren, dahin.

* * *

Die klassische französische Tragödie bietet für uns Neuere lediglich historisches Interesse; niemand denkt daran, am wenigsten in Frankreich selbst, sie oder auch nur ihre wesentliche Kunstform aus ihrem Grabesschlummer, in dem sie seit mehr als hundert Jahren ruht, zu neuem Leben zu erwecken. Auch in Deutschland, wo doch mehr Unbefangenheit gegenüber fremden dichterischen Hervorbringungen herrscht als anderswo, giebt sich selten noch jemand die Mühe, Corneille oder Racine aus ihren Werken selbst kennen zu lernen. Wir lassen uns vielleicht in unserem Urteil noch jetzt zu sehr von Lessing beeinflussen, der sich in dem leidenschaftlichen Kampfe gegen das französische Uebergewicht, den er allerdings nicht sowohl gegen Racine als gegen Corneille und Voltaire führte, doch wohl zu manchen Ungerechtigkeiten und Uebertreibungen hinreißen ließ. Aber die französische Tragödie hat fast durch anderthalb Jahrhunderte den Geschmack nicht nur Frankreichs, sondern der ganzen gebildeten Welt beinahe ausschließlich beherrscht, und eine so gewaltige Erscheinung fordert es unabweislich, daß wir sie nicht nur mit Schlagworten wie langweilig, schwülstig, steif abthun, sondern uns auch bemühen, tiefer in das Wesen der so geschmähten Kunstgattung einzudringen und aus diesem ihre so mächtige und dauerhafte Nachwirkung zu erklären.

Zunächst allerdings stoßen wir auf einen klaffenden Widerspruch zwischen dem Inhalt, der mit wenigen Ausnahmen dem griechisch-römischen Altertume entlehnt ist, und dem sprachlichen Ausdruck, der durchaus das Gepräge des französischen Hoftons unter Ludwig XIV. trägt. Die auftretenden Personen reden sich mit vous, madame, monsieur, seigneur an, die Männer bewegen sich den Frauen gegenüber in den Ausdrücken der höfischen Schmeichelei, die den Alten ganz und gar fremd, und zumal gegen Sklavinnen, über die das grausamste Kriegsrecht waltete, geradezu unerhört war. In Racines „Iphigénie" aber redet Achille seine Sklavin Eriphile mit Worten an, wie sie kein Hofkavalier einer Dame gegenüber höflicher und zierlicher zu setzen vermocht hätte:

Madame, je ne sais si, sans vous irriter,
Achille devant vous pourra se présenter.

Und doch hat Eriphile kurz vorher von ihm gesprochen als dem

vainqueur furieux,
Qui toujours tout sanglant se présente à mes yeux,
Qui la flamme à la main, et de meurtres avide
Mit en cendres Lesbos . . .

Dergleichen Widersprüche, die aber weder Dichter noch Publikum störten, ja von ihnen vielleicht gar nicht bemerkt wurden, finden sich in mehr oder weniger ausgeprägter Art in allen französischen Tragödien jener Zeit.

Wie die Sprache die der Hofgesellschaft war, so traten die handelnden Personen auch in dem Hofkostüm auf: so erschien Achille in Racines „Iphigénie“ in Handschuhen und weißen Strümpfen, auf dem Kopfe einen kleinen Hut mit weißen Reiherfedern, den er höflich abnahm, wenn er zu „Damen“ sprach; Agamemnon trug ein mit goldenen Treffen und Fransen besetztes Staatskleid und führte seine Tochter, die ebenfalls mit kostbarer Seidenrobe bekleidet war, zierlich an der Hand in tadellosem Tanzschritte zum Opferaltar. Ebenso war die Scene im Geschmacke der Zeit ausgestattet. Die Bühne, die im Parke von Versailles aufgeschlagen war, stellte einen langen Laubengang dar, zu beiden Seiten von Springbrunnen eingefaßt, die mit künstlichen Felsgrotten abwechselten. Rings herum lief eine Balustrade, auf welcher kostbare Porzellanvasen mit Blumen prangten.

So wunderlich uns Jetzigen, die wir an eine streng „historische“ Bühnenausstattung gewöhnt sind, auch alles das erscheinen mag, so muß man doch einerseits daran festhalten, daß der eigentliche Kunstwert einer Aufführung von derlei Aeußerlichkeiten unabhängig ist; andererseits läßt es sich auch nicht leugnen, daß das Ganze in dem innigen Zusammenklang von Sprache, Umgangsform, Kleidung und Bühnenausstattung, die nichts anderes war als die herkömmliche Ausschmückung der Räume bei den Hoffestlichkeiten, einen durchaus harmonischen Eindruck machen mußte. Fiel auch nur eines dieser Momente weg, so wurde die Störung dieser Harmonie sofort in empfindlicher Weise bemerkbar: so z. B. bei „Bajazet“, der ausnahmsweise in einer Art von türkischem Kostüm gespielt wurde. Während man früher an der Uebertragung fremden Volkstums in die Formen der modernen französischen Gesellschaft nicht den mindesten Anstoß genommen hatte, eben weil sie in ihrer Gesamtheit beobachtet worden waren, wurde man hier stutzig. Man bemerkte sofort den Widerspruch, und der Dichter mußte es sich sagen lassen, daß man zwar türkisches Kostüm sehe, aber doch nur Franzosen höre. Daß man auch sonst an Stelle der Griechen und Römer nur Franzosen gesehen und gehört hatte, kam niemand zum Bewußtsein. — In dieser Unfähigkeit, fremdes Volkstum in seiner Reinheit aufzufassen, liegt die größte Schwäche des französischen Geistes, aber aus derselben Quelle entspringt auch seine größte Stärke, die Energie, mit der die Forderung erhoben wird, daß alles, was in Frankreich gefallen soll, das Gepräge der eigenen Nationalität trage — ganz im Gegensatze zum deutschen Volke, das zwar das

feinste Verständnis für fremden Geist und die außerordentlichste Anpassungsfähigkeit an diesen zeigt, ebendeswegen aber der Gefahr leichter ausgesetzt und ihr leider zu oft vollständig unterlegen ist, würdelos die eigene Art zu Gunsten der fremden aufzuopfern.

Einem anderen Zuge des französischen Geistes, der Vorliebe für Reglementierung, entspricht auch die Hartnäckigkeit, mit der man an den durch die ganze Art und Weise der griechischen Bühne bedingten „drei Einheiten des Aristoteles" (des Ortes, der Zeit und der Handlung) festhielt, trotzdem die Verhältnisse des modernen Theaters sich von Grund aus geändert hatten und dadurch die Notwendigkeit der Einheiten des Ortes und der Zeit weggefallen war. Bei der griechischen Bühne darf man es nie vergessen, daß die Tragödie aus dem Dithyrambos hervorgegangen ist, der ursprüngliche Bestandteil somit die Chöre waren. Der Dialog hat sich erst allmählich zu dem Träger der Handlung entwickelt, die deswegen sich stets — auch bei Euripides — in den einfachsten Linien aufbaute und auch aufbauen konnte, da die Stoffe selbst allen Hörern von Jugend an vertraut waren. Die geringe Tiefe der Bühne; die Beschränkung der Zahl der Schauspieler auf drei, über die das griechische Drama nie hinausgegangen ist; die durch die riesigen Dimensionen der Theater notwendig gemachte künstliche Vergrößerung und Verbreiterung der menschlichen Gestalt durch Kothurn und entsprechende Kleidung und die dadurch bedingte Gemessenheit und Ruhe aller Bewegungen; der Gebrauch der Masken, in denen Schallinstrumente angebracht waren —: alles das verhinderte das Zustandekommen einer Handlung auf der Bühne selbst und machte das Auskunftsmittel der bloßen Erzählung der Katastrophe unumgänglich.

Alle diese Voraussetzungen trafen bei dem modernen Theater nicht mehr zu, und wenn trotzdem das, was bei den Griechen aus der Natur der Dinge mit Notwendigkeit hervorgegangen war, in seiner vollen Strenge auf die ganz veränderten Verhältnisse übertragen wurde, so darf man sich nicht wundern, wenn eine anders denkende Nachwelt der klassischen französischen Tragödie den Vorwurf des Mangels an Beweglichkeit, Lebendigkeit, Naturwahrheit gemacht hat.

Die Mitwelt aber erblickte in dieser strengen Befolgung der „Regeln" die unerläßliche Bedingung eines dramatischen Kunstwerkes. Das geht am deutlichsten daraus hervor, daß, seitdem die Forderung der „drei Einheiten" aufgestellt war, die dramatischen Dichter sich trotz vereinzelten Widerspruchs willig unter sie beugten und allen Scharfsinn aufboten, den Aufbau der Handlung ihnen anzupassen — ein Bestreben, das allerdings die ästhetische Wirkung ihrer Stücke insofern beeinträchtigt, als dadurch etwas Ausgeklügeltes, verstandesmäßig Nüchternes in sie alle hineingekommen ist.

Waren nun auch die formalen Grundsätze, nach denen Corneille und Racine, die hervorragendsten Vertreter der französischen Tragödie des siebzehnten Jahrhunderts, ihre Stücke schufen, dieselben, so zeigt sich doch in dem Geiste,

der beider Werke durchdringt, ein bedeutender Unterschied. Das haben beide allerdings gemeinsam, daß ihre Dramen in den Anschauungen der gebildeten Aristokratie, deren geistiger Mittelpunkt der Hof war, wurzelten. Aber Corneille, der beim Tode Mazarins (1661), nachdem Ludwig XIV. die Zügel der Regierung selbständig in die Hand genommen, 55 Jahre alt war, vertrat im wesentlichen die Zeit Ludwigs XIII., unter dem der Geist der Fronde immer noch nicht ganz erloschen war. In „Cinna", in „Sertorius" lebt noch etwas von ihm. Ganz anders wurde dies unter Ludwig XIV., dessen Epoche Racine verkörpert. Hier hat aller politische Ehrgeiz aufgehört und sich unter die Allgewalt des Königtums gebeugt. Die Stoffe, die Racine wählte, trugen daher auch einen viel allgemeiner menschlichen Charakter als die Corneilles: Liebesleidenschaft wurde das Motiv, in dem sich der Dichter am liebsten erging und in deren Darstellung er die größte Meisterschaft entfaltete. Auf der Zeichnung von Charakteren wie Andromaque, Hermione, Phèdre beruht denn auch wesentlich seine dichterische Bedeutung. In dieser Lust am psychologischen Analysieren begegnete er sich mit einer Hauptrichtung der Zeit, die dieses von Descartes gelernt hatte. Dazu kommt die außerordentliche Beherrschung der Sprache: man kann sagen, daß Racines Dichtungen den Höhepunkt des Französischen im siebzehnten Jahrhundert darstellen. Allerdings hatte auch er mit dem allgemeinen Charakter der Sprache zu kämpfen, die sich mehr zur rhetorischen als zur poetischen Darstellung eignet und besonders in dem Alexandriner ein Versmaß geschaffen hat, das der höchsten Kunstübung bedarf, um überhaupt ästhetisch zu wirken.

Aber um so mehr Bewunderung verdient Racine, der nur einen so spröden Stoff zur Verfügung hatte und aus ihm doch Werke schuf, die in ihrer Art als Meisterwerke gelten dürfen. Wenn man somit auch zugeben mag, daß die klassische französische Tragödie ihre Herrschaft im Auslande hauptsächlich der Nachahmung Ludwigs XIV. verdankte, dessen Geschmacksrichtung an fast sämtlichen Höfen Europas als maßgebend galt, so hätte sie doch nicht so lange und so ausschließlich das Feld behaupten können, wären ihr nicht auch bedeutende innere Vorzüge eigen gewesen.





Horch, horch!

Von

Maurice von Stern.

Am Waldessaum beginnt es sich zu röten,
Ins Zimmer tastet heil'ger Schimmer schon.
Da dringt zu mir vom Garten her ein Flöten,
Ein dumpfer, trunk'ner, weltverzückter Ton.
Wie Herzweh, Frühling, Jugendheimweh mahnen
Will mich der Laut, der mir die Brust bewegt.
Wie Morgenröte schwebt zu mir ein Ahnen:
Horch, horch, die Amsel schlägt!

Wie Stimmen, strömend aus des Frührots Fluten,
Begrüßt mich der berauschte Vogelsang.
Aus Seelentiefen jubelndes Verbluten,
Und Erdenweh und -Lieb' in einem Klang.
Du kleiner Vogel, 's ist die Mutter Erde,
Die sehnend sich in deinem Liede regt.
Ihr Atem stockt in lauschender Gebärde —
Horch, horch, die Amsel schlägt.

O, liebe Erde, laß den Vogel flöten
Von allem Glück und allem Weh in dir!
Im Amselschlag und in den Morgenröten
Bewegst du zaubrisch auch die Seele mir.
So heimatfroh will sich das Herz mir dehnen.
Heil dir, o Erde, die uns alle trägt!
Es brennt mein Herz in qualvoll-süßem Sehnen —
Horch, horch, die Amsel schlägt!





Nur einen Tag noch —

Skizze von S. Hoechstetter.



Nur einen Tag noch — nur den einen Tag noch, der lichtglühend heraufkommt hinter düsteren Bergen, der frühlingsschön die Welt begrüßt — nur den einen Tag noch — — —

In meinen alten Garten muß ich gehen. Ein Stück davon liegt tief im Morgendämmern, in kühler Keuschheit.

Die dunkle Eibe blickt verträumt auf den Epheu, der sich um ihre Wurzeln rankt — in schmerzlichem Düster schläft die stille Gartenecke.

Aber darüber hin, an den Rand der hohen, zerbröckelnden Mauer, fällt schon das Morgenlicht — das strahlende, helle.

Mein Auge bohrt sich in das schwarze Grün der Eibe — das Grabesgrün. Aber ich will nicht an Gräber denken — nicht an Vergehen — und doch sagt mir mein Herz immer wieder:

Nur einen Tag noch — nur diesen Tag noch.

Die Luft umgiebt mich so kühl und rein.

Ich schreite hinunter über die alten, ausgetretenen Steintreppen.

Der Weg ist feucht — Regennässe beugt die Grasbüschel.

An den Fliederknospen hängen klare, helle Tropfen, und von den kahlen Weidenzweigen rinnen ganz leise kleine Bächlein.

Wenn sie hinunterfallen in das Blaugrün des stillen Flusses, giebt es einen schwankenden Kreis, der sich bald wieder verliert in der ruhigen Fläche.

Die Wiese jenseits des Wassers ist schon grün, und die Morgensonne macht sie noch grüner und lebendiger.

Alles atmet Feuchtigkeit und Morgenkühle.

Wie leises, zurückgehaltenes Atmen aus junger Menschenbrust höre ich das Erwachen des Gartens.

— — Ich fühle mein Herz klopfen in dem zitternden Klang:

Nur diesen Tag noch!

O — ich will ja versuchen, an etwas anderes zu denken. Soll ich nicht noch eines fremden Gedankens fähig sein, heute? — — —

Die Gartenbeete sind schon frisch gegraben — die Wege neu aufgeschüttet. Alles sieht so hoffnungsfroh aus.

Man wartet auf den Frühling.

Ich trete in die kleine Laube am Fluß und sehe dem Wasser zu, wie es so langsam fließt — — mir ist, als fühlte ich jede Sekunde, die langsam, langsam kommt und geht — jede Minute von dem einzigen Tag.

Ich denke nichts — aber alles Vergangene wird mir so lebendig — Erinnerung fühle ich deutlicher als je zuvor.

Und langsam, langsam rückt nun auch die Sonne weiter — — —

Sie spielt mit meinem Wasser, und macht es hell und durchleuchtet, daß man bis auf den Grund sieht —

Ja — hörst du es auch, mein Herz?

Nur einen Tag noch —

Ich kann nicht ruhig bleiben.

Nun gehe ich zu dem Gebüsch, unter dem ich als Kind so oft gewesen, Jasmin, Weißdorn und Flieder, aus dem man Pfeifen schneiden kann, wenn der Saft die Rinde lockert. Wie oft war ich hier unter den Zweigen und habe geträumt.

Veilchen wachsen da.

Sie sind schon halb verblüht.

Ich will mich einmal wieder hinunter legen.

So — das ist gut.

Die Sonne hat den Boden schon etwas warm gemacht, und ein weicher Frühlingsduft herrscht um mich.

Später blühen die Narcissen.

— — Was war doch immer das Sehnsuchtsziel?

Ich schloß die Augen, und dann nahm das Licht um mich rote Farbe an — ein leuchtendes, tiefes, dunkles Rot.

Ich glaubte in einer Kirche zu liegen — an den Stufen des Altars, von dem ein müdes Gottbild auf mich herab lächelte.

Die Wölbung der Kuppel war zerbrochen — Grasbüschel und wildes Löwenmaul wuchsen an dem Gemäuer, und die Sonne sah darauf herein.

Die hoffnungssichere Ruhe, die über alten Gotteshäusern liegt, senkte sich auf mich — und die große Stille des Mittags schien mir zuzulächeln.

Nichts weiter — nichts, was an sich Glück bedeuten konnte.

Das mußte erst kommen — von selbst — unverdient — vom Himmel herab durch die zerbrochene Kuppel des alten Gotteshauses.

Ein kindlicher Gedanke — vielleicht erhofft als Symbol der Zukunft? — —

Mir ist, als hörte ich von ferne leises Donnergrollen.

Ein Frühlingsgewitter?

Mir ist, als erbebte die ganze Landschaft in einer halb ahnungsvollen, seligen Freude — als müßte ein Wunder kommen.

Träume ich denn wieder?

Nur einen Tag noch — den einen Tag.

Ich will zu der alten Eibe gehen. Nirgends giebt es einen so schönen Eibenbaum, wie in meinem Garten. Aus Eibenholz schnitzte Locksley seine Bogen, die den Pfeilen das sichere Ziel gaben.

Pfeile der Sehnsucht — Sehnsucht?

Nun liegt Sonne auf meiner Eibe — Morgensonne.

Ich will nicht daran denken — nein — ich kann die Zeit nicht fühlen.

Und immer klingt es mir wieder: einen Tag noch — einen Tag noch. —

Ich trete auf die Terrasse hinaus.

Nun habe ich den weiten Blick —

Im Morgenglanz ruht mein Besitz.

Alles glüht und schimmert.

Brechen schon die weißen Apfelblüten aus den Bäumen?

Das Land schmückt sich, weil der Frühling kommt.

In zärtlicher Erwartung steht es — stumm — gebannt noch — der Erlösung harrend.

Ich kann nicht mehr ruhig sein — nein — ich muß mich bewegen — fliegen wollte ich.

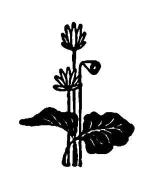
In meine Arme möchte ich alles nehmen — die Schönheit um mich, die Sonne — den Frühling.

Und mein Herz jubelt, als höre es das Wort zum erstenmal — mein Herz jubelt und mein Mund muß es hinaus rufen in den Frühling — in die Sonne — — nur einen Tag noch —

Nur diesen Tag noch, der lichtglühend heraufkommt hinter düsteren Bergen, der frühlingsschön die Welt begrüßt:

Nur diesen Tag noch — —

Ohne dich.





Weib und Katze.

Von

Paul Verlaine.



Sie spielte mit ihrer Katze,
Und wunderbar war es zu schau'n:
Die weiße Hand und die weiße Tatze
Sich streiten im Abendgrau'n.

Unter schwarzem Spitzenbesatze
Barg listig die glatten Klau'n
Diese niedliche Hexenfratze:
Dolchklingen wär' mehr zu trau'n.

Auch die andre that zierlich in allem
Und versteckte die stahlscharfen Krallen,
Doch dem Teufel wurde nicht bang . . .

Und es blitzten im Kämmerlein,
Wo lusthell ihr Lachen erklang,
Vier Funken im Phosphorschein.

Deutsch von **Albero.**





Frauenuniversitäten?*)

Von

stud. med. Frau **Helene Friederike Stelzner.**

s giebt genug blödsinnige Frauenfreunde und Weibsverderber unter den gelehrten Eseln männlichen Geschlechts, die dem Weibe anraten, sich dergestalt zu entweiben und alle die Dummheiten nachzumachen, an denen „der Mann" in Europa, die europäische Mannhaftigkeit krankt — welche das Weib bis zur „allgemeinen Bildung", wohl gar zum Zeitungslesen und Politisieren herunterbringen möchten. Man will hier und da selbst Freigeister und Litteraten aus den Frauen machen."

So schrieb Nietzsche, dem die Frauenbewegung und Emancipation als das traurige Ende alles dessen vorschwebte, was er von den vergangenen Jahrtausenden unter dem schönen Begriff „Weiblichkeit" überkommen hatte. So sehr erschien ihm die Frau als Freie und Gelehrte aller Schrecknisse Abgrund, daß er in dieser Weise selbst gegen das eigene Geschlecht rast, wenn es sich für etwaige Bildungsgelüste der Frau aussprechen sollte.

Jene Zeit, als Nietzsche diese Herrenmoral produzierte — du lieber Gott, das war noch eine goldene Zeit. „Aus den Frauen Freigeister und Litteraten machen", das war für ihn der Gipfel des Unweiblichen, Widrigen, Lächerlichen. Wehe, wenn er noch erlebt hätte, wie das Frauenstudium sich seitdem weiter entwickelt hat, wie das Weib sich sogar in die Medizin hereindrängt und so zu unendlichen Kämpfen und Widersprüchen aufreizt!

---

*) Ich bitte, den Abdruck dieses Aufsatzes nicht mißzuverstehen. Mein Ideal von Weiblichkeit ist die Frau im Anatomiesaal gerade nicht. Aber es ist noch so vieles andere in der Welt, und nicht zuletzt auch in der Frauenwelt, nicht ideal. Dennoch muß damit gerechnet werden. Oder sollte etwa das aufgeputzte Salon- und Ballgänschen, das jedes ernsthafte Gesprächsthema als taktlose und beleidigende Zumutung empfindet, einen idealen Typus darstellen? Die Frage des Frauenstudiums ist kein bloßer Gedanke mehr, über dessen Verwirklichung man verschiedener Ansicht sein kann, sondern Thatsache. Hier wird sie nun von einer Frau, einer Züricher Studentin der Medizin, von dem für sie berufsgemäß gegebenen Standpunkt aus beleuchtet. Daß der Türmer auch entgegengesetzten Anschauungen bereitwilligst Aufnahme gewähren wird, braucht er wohl kaum noch zu betonen. Der Herausgeber.



„Die Frauen Freigeister und Litteraten," das hat heute schon gar nicht mehr den vollen Klang der Kriegsdrommete, wo das halbe Deutschland der Frau die Konzession gemacht hat, sie möge ruhig an die Universitäten kommen und studieren, soweit Mittel und Kräfte reichen, am besten aber Litteratur und Kunstgeschichte, nur nicht — Medizin. — Schriftstellernde, politisierende und philosophische Frauen — das läßt sich schon hören. Das ist ja auch gar kein neuer Typus; ihn kannte man längst, und man verehrte ihn zu allen Zeiten, wenn in der einen oder der anderen Richtung eine Umwälzung vor sich ging, seien es nun Blut- oder Blüteepochen gewesen, wie die Revolutionen oder die verschiedenen goldenen Zeitalter. Freigeister- und Litteratentum, das läuft dem Wesen des Weibes nicht so durchaus zuwider, wie Nietzsche glaubte, und dem Studium der Philosophie mit ihren Anhangsdisciplinen steht weder die Tradition, noch sonstiges Vätererbe entgegen. Da war es denn kein Wunder, daß sich „Weibsverdreher" in Hülle und Fülle fanden, die in dieser Richtung helfend und fördernd auf die Frauen einwirkten. Daß es etwa gleicherweise Männer geben könnte, welche die Frau zur Aerztin entweiben möchten, das erschien Nietzsche einfach unmöglich, und darum unterließ er es, ihrer Erwähnung zu thun.

Männer, die sich heute mit der Sache des weiblichen Medizinstudiums befassen müssen, beschränken sich fast ausnahmslos darauf, die, wie es ihnen scheint, dabei arg gefährdete Weiblichkeit retten zu wollen. Blättern wir z. B. in dem vor ca. zwei Jahren erschienenen Buch, das die Urteile aller hervorragenden Männer Deutschlands über das Frauenstudium enthält, so wird die Freude darüber, daß nicht alle sich gegen die Frau als Medizinerin aussprechen, getrübt durch die Erfahrung, daß jene Minderheit fast ausnahmslos den Standpunkt vertritt, es seien eigene Frauenuniversitäten zu gründen, das gemeinsame Studium beider Geschlechter durchaus verwerflich.

Es kam ferner der 26. deutsche Aerztetag zu Wiesbaden, auf dessen Tagesordnung die Frage stand, ob Frauen zum Studium der Medizin zuzulassen seien.

Welche Fülle von Kurpfuscherei und verachteter Halbleistungen würde es wohl zeitigen, wenn die Vorschläge des ersten Teiles der Verhandlungen durchgegangen wären, welche dahin zielten, den Frauen das Medizinstudium unter günstigeren Bedingungen zu gestatten als den Männern. Schlau ausersonnen, Pater Lamormain, das wäre der vollständige Tod unserer wissenschaftlichen Bethätigung. Einer der Hauptredner des Tages, Herr Professor Penzoldt, ließ es sich besonders angelegen sein, im Anfang seiner Rede sich zu Gunsten eines höher ausgebildeten weiblichen Heilgehilfenstandes auszusprechen, um gegen den Schluß seinen höchsten Trumpf auszuspielen, indem er einem verblichenen Gespenstlein auf die Beine half, einem Gespenstlein, das durch die Art modernen Lebens längst überholt ist: das Bild der echten deutschen Frau, der Frau in Küche und Haus. Wie kommt Herr Penzoldt dazu, eine so strenge Scheidung

zu machen zwischen Hausfrau und Medizinerin, zwischen der echten deutschen und der klugen Frau?

Wir Deutschen sind nun einmal das Volk der Dichter, Denker und Träumer, sonst hätten wir in all dem modernen Leben und Treiben um uns wohl auch unsere Heiligenschreine etwas mehr der Gegenwart angepaßt und suchten das Bild des echten deutschen Weibes nicht nur in Haus und Küche. Dort war ihr Arbeitsfeld vor hundert Jahren, dort buk sie Brot und spann das Linnen, kochte Seife, braute Bier und kelterte Wein, kurz, besorgte all das, was ihr heute Industrien aller Art in die Hände arbeiten. Die königliche Stellung in Küche und Haus ist damit zu einer Art Sinekure herabgesunken, die Intelligenz, die früher aufgewandt werden mußte, den komplizierten Haushalt zu leiten, liegt brach, wenn man der Frau nicht gestattet, auf neuen Gebieten ihre Kraft zu zeigen. Ist es ihr so leicht gemacht, die physische Atmosphäre des Hauses klar zu erhalten, so sollte man ihr Gelegenheit geben, auch auf die geistige verbessernd einzuwirken. Die moderne echte deutsche Frau soll eine verständige Genossin des Mannes, seine Mitarbeiterin im Reiche der Gedanken werden, wovon wir schöne Beispiele in den Ehen haben, wo Mann und Frau gemeinsam gelehrte Berufe ausüben.

Ist nicht in vielen Fällen heute der Mann der erwerbende, mit Geschäften überladene Teil, und die Frau ein ewig forderndes, nach Vergnügen hungriges und dabei unbefriedigtes Geschöpf? Das hat sich aus dem Bilde echter deutscher Weiblichkeit herauskrystallisiert. Was nach Professor Penzoldt die Jünglinge besingen und die Männer im Herzen tragen sollen, das wird wohl im Lauf der Jahre ein modernes Gewand annehmen müssen, in einer Zeit, welche die alten Götter stürzt und neue Werte schafft. Sahen wir doch, daß trotz der antiquierten Stimmung des Wiesbadener Aerztetages folgende Thesen der Herren Dr. Sachs und Dr. Reich-Breslau angenommen wurden:

1) Die Vorbildung der Frauen muß die gleiche sein wie diejenige der Männer.

2) Die Ausbildung und Prüfung der Frauen muß die gleiche sein wie die der Männer.

3) Insbesondere dürfen die Frauen nicht unter Außerachtlassung der allgemeinen ärztlichen Grundlage nur oder wesentlich zu einzelnen Zweigen der Medizin zugelassen werden.

Leider hatte man vergessen beizufügen, daß die Ausbildung auch an den gleichen Bildungsstätten zu erfolgen habe.

Aber nach den Urteilen der Gelehrten und nach den Verhandlungen der Aerzte kam die Antrittsrede des Rektors der Berliner Universität, Professor Waldeyer, und anschließend daran ein praktischer Fall. Wie bekannt, hatte er ganz ausdrücklich betont, daß er im Prinzip nicht gegen Medizin studierende Frauen sei, sofern F r a u e n u n i v e r s i t ä t e n gegründet würden, und als einige Abiturientinnen aus Helene Langes Mädchengymnasium, denen man für ein

Semester den Besuch naturwissenschaftlicher Vorlesungen in Berlin gestattet hatte, darum einkamen, auf dem Präpariersaal arbeiten zu dürfen, da setzte er seine Idee in die Praxis um und lehnte das Gesuch ab, indem er nochmals betonte, daß er, soweit seine Macht reiche, das gemeinsame Studium beider Geschlechter an derselben Hochschule nie fördern werde.

So hatten drei Kompetenzen sich zur Sache geäußert: das Buch der Professoren, der deutsche Aerztetag und der Rektor der größten deutschen Hochschule. Alle drei, soweit sie der Angelegenheit überhaupt ein „Für" zuerteilen, lehnen strikte das gemeinsame Studium ab. Man hatte die Dinge in allen Richtungen erwogen, nur eins hatte man vergessen, sich die Verhältnisse, wie sie etwa an Schweizer Universitäten herrschen, wo Mann und Weib fröhlich nebeneinander arbeiten, einmal anzusehen oder gar die beteiligten Kreise, Studenten und Studentinnen, um ihr Urteil zu fragen. Wir überlassen es unseren Kollegen, einmal gelegentlich von ihrer Seite die Sache zu beleuchten, und beschränken uns darauf, zu hören, was die studierenden Frauen zur Gründung von Frauenuniversitäten sagen.

Es ist durchaus nicht angenehm, immer wieder das Wort in eigener Sache zu ergreifen, um so mehr als wir genau wissen, welch unpopuläre Erscheinung das Weib ist, welches ad rem mulieris spricht, und welch große Gefolgschaft Nietzsche sich herangezogen hat mit der These:

„Das Weib will selbständig werden, und dazu fängt es an, die Männer über ‚das Weib an sich' aufzuklären — das gehört zu den schlimmsten Fortschritten der allgemeinen Verhäßlichung Europas."

Faktisch und praktisch kann die Frauenfrage bei den bestehenden socialen Einrichtungen ja nur vom Manne gelöst werden. Dabei weiß das Weib genau, daß selbst jene Männer, die mit der Frauenbewegung sympathisieren, ihr Empfinden dafür bei geeigneten Anlässen höchstens in ein Lächeln der Verlegenheit umsetzen, und trotz Nietzsche muß das Weib immer wieder die Männer über „das Weib an sich" aufklären. Ganz besonders nötig erscheint uns dies, wenn es sich um das Medizinstudium der Frau handelt, einmal weil die komplizierten Gefühle einer solchen bei den Rauhigkeiten und Härten des Weges kaum vom anderen Geschlechte nachempfunden werden können, das andre Mal, weil die Männer draußen im Reich verhältnismäßig wenig noch von Studentinnen und Aerztinnen gesehen haben und sie so, um Vorteile und Schäden der Sache zu erspähen, größtenteils auf ihre Phantasie angewiesen sind. Und so kommt ein drittes hinzu, das vielleicht den klaren Blick der Starken etwas zu trüben im stande ist, ihre Urteile etwas herrenmoralisch erscheinen läßt:

Alle, die sich zur Sache geäußert haben, betonen besonders, was für ihn, den Mann, dabei auf dem Spiele steht, wie ihm schaudert vor Mädchenhänden, die mit dem Secier- und Operationsmesser herumwirtschaften, wie ihm graust vor zarten Mädchenohren, die von Männern und vor Männern brutale Wirklichkeiten hören müssen. Der Mann betrachtet es geradezu als Beleidigung, wenn

das Weib sich so leicht des Zaubers entkleidet, mit dem er es seit Jahrhunderten umwoben, wenn es leichten Herzens den Strahlenkranz vom Haupte nimmt, unter dem es für ihn rührend und reizend war.

Alle diese Faktoren mögen zusammengewirkt haben, daß Autoritäten — wie jene Autoren des vorerwähnten Buches der Professoren, ferner die versammelten deutschen Aerzte und im speziellen Fall Professor Waldeyer — sich gegen gemeinsames Studium der beiden Geschlechter aussprechen, und soviel vom Weibe ist noch in uns, daß wir mit einer gewissen Rührung vernehmen, wie man es gut mit uns meint, wie man uns schonen will.

O ja, im ersten Augenblick klingt es gar verlockend, eine Damenuniversität; aber die schon erhobene Hand sinkt herab, ohne nach dem Dargebotenen zu greifen; denn ein Danaergeschenk ist es, aus dem hervorquellen wird alles, was unser Ansehen von vornherein in der Wissenschaft untergraben, unsere Anstrengungen nutzlos machen muß.

Welcher Art sich die Herren wohl eigentlich eine Frauenuniversität vorstellen? Will man die Sache wirklich im Kern treffen, so müßten logischerweise auch die Lehrstühle mit weiblichen Kräften besetzt sein. Nun betrachte man den circulus vitiosus! Man will ein staatlich geordnetes Studium nicht zulassen in Deutschland, ehe Frauenuniversitäten gegründet sind. Woher nehmen wir dann aber staatlich approbierte Docentinnen?

Plant man dagegen, die Lehrstühle mit männlichen Kräften zu besetzen, so ist die Sache in der Richtung, in der sie den betreffenden Herren bedenklich erscheint, um nichts gebessert. Denn wenn auch nur ein einziger Mann unter hundert Hörerinnen sich findet, so bleibt er doch ein Mann, und wir bleiben Mädchen, und wir haben wiederum beide Geschlechter vertreten, und wir sind dem erstrebten Ideal noch genau so fern wie früher, als wir an gewöhnlichen Hochschulen unsere Studien absolvierten. Denn um einen Ausdruck für höhere Töchter zu brauchen: Falls die Sache überhaupt unpassend ist, so sinkt und steigt die Skala des Unpassenden doch nicht etwa mit der größeren oder geringeren Anzahl anwesender Männer.

Treten wir auf die Angelegenheit näher ein, so werden wir bald herausfinden, daß der Schwerpunkt des Bedenklichen wohl hauptsächlich in den gemeinsamen Semestern in der Anatomie zu suchen ist. Gegen gemeinsames Hören von Naturwissenschaften hat ja selbst Professor Waldeyer nichts einzuwenden trotz der dabei zur Sprache kommenden Zellteilungs- und Kopulationsvorgänge. Und was die Kliniken anbetrifft, so ist die Frau weder in den Kranken- noch Operationssälen eine neue Erscheinung. Der Sinn für den Präcedenzfall, der bei uns Deutschen ganz besonders gut entwickelt ist, fühlt sich angenehm berührt bei dem Gedanken, daß man das Wirken des Weibes am Krankenbett bis in das Sagengrau hinein verfolgen kann. Elisabeth, Landgräfin von Thüringen, legte mit eignen Armen aussätzige Bettler auf ihr Lager, ihnen ihre Wunden zu verbinden; von einer Herzogin von Liegnitz ist es bekannt, daß sie es als

ihre Lebensaufgabe betrachtete, als hilfreicher Engel in den Spitälern mit Hand anzulegen, und im letzten deutschen Kriege erlebten wir es, daß eine große Anzahl edler Mädchen und Frauen hinauszog in die Lazarette, ohne daß nur einmal das Wort gefallen wäre, sie schaden ihrer Weiblichkeit. Im Gegenteil, die Frau als Krankenpflegerin wird hochgepriesen und den Medizinerinnen zu hundertenmalen der Vorschlag gemacht, es sich doch dabei genügen zu lassen und nach nichts Weiterem zu streben. Und daß der Krankenpflegerin nichts erspart bleibt von alledem, was den Herren bedenklich erscheinen mag, das weiß jeder, der auch nur von fern mit der Sache zu thun hatte.

Die Anatomie böte demnach den Hauptangriffspunkt, und wir halten es deswegen für geboten, unsere Erfahrungen in dieser Richtung darzulegen. Lassen wir einmal ganz beiseite, welche Wirkung es auf den Herrn der Schöpfung ausübt, die schwache Gefährtin sich in den Hallen der Anatomie für seine Begriffe entweiben zu sehen, und richten wir unser Augenmerk nur darauf, wie die Schauer jenes Ortes auf das Weib selbst wirken, wirken müssen. Es ist zwar nicht bon ton in den beteiligten Kreisen, über die inneren Kämpfe, welche zu Beginn der Studien unausbleiblich sind, zu sprechen. Die Kommilitoninnen erwähnen oft genug, daß, wer Medizin studiert, über die kleinlichen Weiberbedenken hinaus sein müsse, und so bildet sich eine wie oft mühsam erzwungene Forschheit heraus. Wir können nicht umhin, uns auf den als veraltet geltenden Standpunkt zu stellen, daß die Frau, auch die moderne, mit zarterem Gefühls- und Empfindungsleben ausgestattet ist als der Mann, die Eindrücke der ersten Semester darnach auch bei der Stärksten verschärfte sein müssen. Jede Frau ist nun einmal mehr oder weniger Künstlerin, wenn nicht ausübende, so doch empfindende, und mit feinem ästhetischen Gefühl ausgestattet, betritt sie jenen Ort, welcher, von jeher schaurige Phantasien anregend, auf Dichter- und Künstlernaturen gewirkt hat; so veranlagt, kommt sie auf den Präpariersaal, sieht schaurige Nacktheit und arbeitet mit Tod und Verwesung.

Was würde der alte Geheimrat Goethe für Augen machen, wenn er plötzlich wieder aufstehen könnte aus seiner Gruft an der rauschenden Ilm und etwa, wie früher so oft, den seebespülten Züricher Gestaden einen Besuch machte. Stadt, Kanton und Eidgenossenschaft würden sich bemühen, ihm das Schönste und Interessanteste, was ihre Gemarkungen bieten, zu zeigen, und ihm sicherlich eines Tages einen Gang nach der Universität vorschlagen. Er, der für Medizin und Naturwissenschaften immer ein großes Interesse hatte, würde zweifellos der Anatomie zustreben, um zu sehen, wie die fortschreitende Kultur seine Ratschläge für jenes Institut ausgenützt habe. Beim Anblick, der sich ihm da böte, würde er mit Schmerzen der Winke und Vorschläge gedenken, die er Wilhelm Meister im dritten Buch der Lehrjahre in den Mund legt und die dahin gehen, Muskel- und Nervenpräparate in möglichster Naturtreue in Wachs zu modellieren, um das Zerschneiden menschlicher Leichname überflüssig zu machen, was für das Gefühl der jungen Studierenden so verletzend sei. Und Goethe hatte nur männ-

liche Mediziner im Auge, als er schrieb: „Landesverräter mögen gevierteilt werden, aber gefallene Mädchen in tausend Stücke anatomisch zu zerfetzen, will sich nicht mehr ziemen.“ Wie würde ihm zu Mut werden, wenn er heut das Treiben an einer Schweizer Hochschule sähe, wo junge Leute beiderlei Geschlechts über die toten Leiber armer Männer und Frauen gebeugt stehen und mit scharfem Messer dem Urgrund alles Wissens nachgehen? Sein künstlerisches Empfinden sträubte sich mit allen Kräften gegen die anatomische Thätigkeit überhaupt, diese nun gar einem Mädchen zugeteilt — —!

Es ist vielleicht kein Zufall, daß die Malerei, sich um die Grenzen des Schönen doch längst nicht mehr kümmernd, sich dieses Sujets, der Frau in der Anatomie, noch nicht bemächtigt hat. Sträubt sich vielleicht ein letzter Rest traditionellen Schönheitsgefühls gegen diesen Stoff?

Es mag wohl sein, denn die Frau auf dem Präparierboden hat wirklich für den ungewöhnten Geist etwas Grausiges. Mancher Anfängerin mag das Wort Dr. Olshausens, des Direktors der Universitäts-Frauenklinik zu Berlin, in den Ohren klingen, wenn sie das erste präparatorische oder auch das erste klinische Semester anfängt. Er sagt:

„Ich vermute, daß die allerwenigsten Frauen eine Idee von dem haben, was das Studium der Medizin erfordert, und daß die wenigsten die Schwierigkeiten ahnen, mit denen das Studium verbunden ist, wenn es zu ersprießlichen Resultaten führen soll.“

Ob er bei den Schwierigkeiten außer den geistigen und körperlichen auch die — ich möchte sagen — ästhetischen mit im Auge hatte, ist nicht ersichtlich; jedenfalls ist ein Mann kaum im stande, nachzuempfinden, was ein Weib fühlt, das zum erstenmal durch die Thür eingeht, über welcher in Paris z. B. tröstend die goldenen Worte stehen: „Hic mors gaudet vitae succurrere“. Darum sei es mir hier erlaubt, meine eigenen Erfahrungen niederzulegen: In Zürich ist die Sache weniger feierlich. An jedem der beiden Portale hängt eine Papptafel mit der Aufschrift: „Der Eintritt ist nur Medizinern gestattet“. Dies und der durch Karbol und Jodoform etwas übertäubte Leichengeruch bringen schon in gehörige Stimmung. Wir treten ein, und ein aufgeregtes Traumgefühl kommt über uns. Es ist ja bei der Frau nicht allein das Entsetzen vor Tod und Verwesung, sondern noch ein anderes, vielleicht angezüchtetes, jedenfalls mächtig vorhandenes, die Furcht vor dem Unverhüllten. Es ist ein Glück, daß alle, Herren und Damen, Professoren und Hörer, Assistenten und Anatomiediener mit großem Geschick ihre Gedanken verbergen und so selbstverständlich aussehen, als sei es das Natürlichste von der Welt, daß junge Mädchen in großen, die Gestalt verhüllenden Schürzen sich hier mit einem halben Kadaver abschleppen, dort mit großem Eifer für ihren Mitarbeiter einen Muskel strammen u. dgl. m.

Der erste Tag in der Anatomie wird wohl für jede unvergeßlich sein. Ich erinnere mich noch, wie mir zu Mute war, nachdem ich meine Nummer

erhalten und mich in die ungewohnte Umhüllung der großen, alles deckenden Anatomieschürze geworfen hatte. Mit Gewalt mußte ich mich immer wieder daran erinnern, daß dies Wirklichkeit war, daß ich, die nie zuvor den Leichnam eines Menschen gesehen hatte, hier zur Rechten eines toten Mannes stand, und mein Mitpräparand, ein junger Bursch von etwa zwanzig Jahren, zur Linken. Ich könnte die Scene noch zeichnen, wie uns beiden vor Angst und Aufregung die Messer in der Hand zitterten und wir unserer Arbeit, der neuen Thätigkeit ungewohnt, scheue und prüfende Blicke zuwandten. Dann kamen mir die Lenau'schen Verse in den Sinn:

„Wenn diese Leiche lachen könnte, traun!
Sie würde plötzlich ein Gelächter schlagen,
Daß wir sie so zerschneiden und beschaun,
Daß wir den Tod hier um das Leben fragen."

Und bei dem „wir" dachte ich an uns Damen. Selbstverständlich haben nicht alle in gleicher Weise unter den ästhetischen Skrupeln zu leiden. Auch unter den Frauen giebt es solche, — und sie sind vielleicht die geborenen Medizinerinnen — die sofort ohne jedes andere Empfinden als den Durst nach Wissen auf ihr Präparat losstürzen, mit megärenhaftem Behagen in den Eingeweiden wühlen und unbedenklich das Gesicht in die fetttriefenden Hände stützen, während die Augen mit unheimlicher Weisheitsgier die Geheimnisse der toten Leiber erforschen. Wie oft beschlich mich im Anfang ein Grauen, wenn von irgend einer Seite des Präparierbodens der Professor eine pathologische Veränderung eines Organs konstatierte; da jagten sie dann, Hyänen gleich, auf die Fundstelle los. Haare und Kleider fliegen und die Hände zucken, den andrängenden Jünglingen zuvorzukommen und sich möglichst zuerst in das kranke Organ einzukrallen. Wir konstatieren mit Freuden, daß eine derart rohe Gier zu den seltenen Ausnahmen gehört.

Glücklicherweise heißt es auch hier, „auf das Wie kommt's an", und auch der rauhe ärztliche Beruf kann durch weibliche Anmut geadelt werden. Ich erinnere mich, oft eine schlanke schöne Blondine beobachtet zu haben. Sie war meine Oase der Schönheit in dieser Sahara des Häßlichen. Auch sie litt im Anfang entsetzlich in dieser Gesellschaft toter nackter Körper und lebender junger Männer. Wir haben uns manchmal Trost zugesprochen, und sie behandelte die Dinge nach einem gewissen System. Zuerst versuchte sie, ganz sachlich zu werden, zu vergessen, daß sie ein Weib sei und bisher den Männern anders gegenüber gestanden habe als hier in den Hallen der Wissenschaft. Damit legte sie wohl für das Gros der Männerwelt einen Reiz ab, wurde aber dafür in langem Ringen und Kämpfen eine tüchtige Genossin und Mitarbeiterin der Kollegen. Aber leicht streift sich die alte Schlangenhaut nicht ab, und wer einmal damit geboren ist, dem fällt sie auch nicht so ohne weiteres herunter. Da heißt es sich zerren und krümmen und biegen und ducken, und noch ist da ein Stück hängen geblieben und dort ein Streifen festgeheftet.

Ferner erleichterten sich viele meiner Kolleginnen das ästhetische Mißbehagen an der Arbeit dadurch, daß sie Gesicht und Leib der Leiche, sofern sie nicht gerade an diesen Teilen arbeiteten, stets mit Tüchern verhüllten, ganz besonders aber das Gesicht, eine Maßregel, die ich nie bei einem Manne wahrgenommen habe.

Daß es trotzdem für die meisten eine unendlich schwierige Aufgabe ist, aus Liebe zum Studium alle diese Widrigkeiten zu überwinden, daß das Gefühl für das unserer Kultur und Erziehung Zuwiderlaufende vollständig erhalten, daß das Entsetzen vor den sich aufdrängenden Zuständen ein in der innersten Natur begründetes ist, das alles drückt sich am besten durch die Nervosität aus, die der ganzen Anatomie ihren Stempel giebt. Es ist nicht die Nervosität schwacher Seelen, die sich in Thränen und Abspannung äußert, sondern die künstlich unterdrückte, die sich Bahn macht in haltlosem, dem Ernst des Ortes zuwiderlaufendem Lachen, in blitzenden Augen und in hochroten Wangen, durch übermäßiges Arbeiten hervorgerufen.

Darin zeigt sich der innere Schmerz, die Scham, die Verlegenheit, welche die Zähne zusammenbeißt und nach ablenkenden Aeußerlichkeiten sucht, nach etwas, das den augenblicklichen trostlosen Zustand vergessen machen soll. Und dann kommt nach vollendetem Tagwerk die Abspannung, und in das einsame Studentenstübchen zurückgekehrt, werden Ströme von Wasser verbraucht, um alle in der Anatomie aufgenommenen Unreinigkeiten wegzubringen, und in dem Raume, der noch durch allerlei mitgebrachten Mädchenkram an die frühere Zeit erinnert, denkt sie wohl darüber nach, an wieviel Häßlichem sich ihr Empfinden heut wundgestoßen, und sie wünscht, sie könne wie dem Körper, so der Seele jeden Tag ein reinigendes Bad angedeihen lassen. Statt dessen krampft ihr die Angst vor dem, was noch kommen wird, das Herz zusammen, und manche, die in redlicher Arbeit ihre Vorstudien betrieb und mit Eifer und Begeisterung die naturwissenschaftlichen Semester absolvierte, legt wohl beim Weiterschreiten nach der Anatomie und den Kliniken das Messer beiseite und zieht es vor, lieber in die Masse zurückzutauchen, als sich ihres weiblichen ästhetischen Empfindens zu entledigen.

Am besten sind noch immer die daran, die mit Andacht und Autoritätsglauben alles aufnehmen, was ihnen geboten wird, nur von der Idee beseligt, daß dies zur Erreichung ihres Zieles gehöre, und ich erinnere mich immer gern einer im Leben außerordentlich prüden Deutsch-Engländerin, die mit den gläubigsten und unschuldigsten Augen die unglaublichsten Aufklärungen verlangen konnte. An ihr war alles unverfälschte Naivetät, die reine Eva vor dem Sündenfall, nur ist anzunehmen, daß Eva mit besserer, natürlicherer Geistesveranlagung ihr paradiesisches Wesen trieb. Und wie unsere Stammmutter von dem Wunsche beseelt war, klug zu werden wie Gott, so gingen die ehrgeizigen Wünsche Fräulein Ethels dahin, dereinst unsern Göttern zu gleichen, den gestrengen Herren, die, mit silberner Pincette bewaffnet, von Tisch zu Tisch gehen und Worte der

Weisheit sprechen. Sie war so glücklich veranlagt, nie eigene Reflexionen anstellen zu wollen. Sie blieb das unschuldige Mädchen, als welches sie an die Hochschule gekommen war. Offenbar nahm sie die Wissenschaft mit einem besonderen geistigen Kaumagen auf, in den geduldig alles hineingeschafft wurde, wovon sie sich überzeugt hatte, daß „wir das wissen müssen". Damit war es für sie zur heiligen Angelegenheit geworden. „Was wir wissen müssen", d. h. was etwa im Repetitorium oder gar im Examen gefragt werden konnte, das bekam Heimatsrecht in ihrem armen kleinen Kopfe; was der Docent sagte — und sei es die widrigste Materie gewesen — das lernte sie auswendig mit derselben Inbrunst, mit der sie ein Heine'sches Liebeslied gelernt hätte, wenn es verlangt worden wäre. Sie war der Typus des weiblichen Büfflers und in ihrer Art recht glücklich.

Schließlich ist diese schlimmste Zeit ja nur ein Uebergangsstadium. Wer gesund ist an Seele und Leib, wird das Unbehagen schon nach einigen Wochen überwinden, wird verlernen, in der konventionellen Weise weiblich zu empfinden, und wird, je weiter er vorwärts dringt, um so fester das segensreiche Endziel ins Auge fassen und die schlimme Gegenwart darüber vergessen. Schon im 3.—5. Semester, wenn man den zweiten Kurs Anatomie arbeitet, denkt man gewöhnlich nicht mehr daran, was man im ersten Kurs durchgemacht hat, sondern ist sachlich genug geworden, nur Interesse und Freude an der Arbeit zu haben.

Die Sache ist immerhin ernst genug, um schwächer Organisierte vom Medizinstudium abzuhalten, denn nicht, wie Herr Dr. Henius-Berlin sagte, „die in nervöser Beziehung am meisten Belasteten und Ueberanstrengten drängen dem Studium zu", sondern das Studium mit seinen Konsequenzen wäre wohl im stande, einen nachhaltigen Stoß auf Gemüts- und Nervenleben auszuüben.

Nun war so viel von der Anatomie die Rede und so wenig vom gemeinsamen Studium. Ich habe ganz vergessen, unserer lieben Kollegen mehr als flüchtig Erwähnung zu thun; aber dies kennzeichnet den Ton an unserer Hochschule — ich spreche von Zürich — vollständig. Das Verhältnis zwischen Student und Studentin löst sich bald in ein Gefühl allgemeiner Kollegialität auf; wir sind alle hier, um zu lernen, und in den Auditorien und Arbeitsräumen nur von diesem einen glühenden Wunsch beseelt. Wir sind alle so zufrieden mit den herrschenden Zuständen, daß wir, selbst wenn wir von den Frauenuniversitäten einen Vorteil für unser Studium erhofften, gar nicht gern von dem Bestehenden abgehen würden — trotz der Schmerzen, die uns die gemeinsame Anatomie im Anfang bereitete.

Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß wir Frauen, sobald man die Hochschulen nach Geschlechtern trennte, nur verlieren könnten. Die besten Lehrkräfte würden bei den Männern sein, ebenso die besten Lehrmittel — wir sehen schon das arme Aschenbrödel von Frauenuniversität in irgend einem schönen Städtchen Deutschlands sein verachtetes Dasein fristen, sehen es die größten

Anstrengungen machen, für voll genommen zu werden, und hören, wie es trotzdem niemals rechte Anerkennung genießt. Und warum eigentlich soll es überhaupt ins Dasein gerufen werden? Weil es uns einige Wochen lang Unbehagen verursacht, mit männlichen Kollegen zwischen anatomischem und klinischem Material herum zu wirtschaften? Oder fürchtet man gar, wie die Hallenser Kliniciſten sich ausdrücken, „daß in die Stätten ehrlichen Strebens mit den Frauen der Cynismus einziehe“?

Aber nein, daran dürfen wir gar nicht denken; dagegen spricht die ablehnende Haltung, welche der Aufruf der Klinikerschaft zu Halle gefunden hat. Dieser Protest ist überhaupt das Seltsamste — um ein unparlamentarisches Wort zu vermeiden — was die fin de siècle gezeitigt hat: der Medizin studierende Jüngling, welcher sich voll Entsetzen ausmalt, „welche peinlichen und jeder Schamhaftigkeit spottenden Situationen der gemeinsame klinische Unterricht hie und da herbeiführen muß“, wie es in dem Aufruf heißt. Wir, die wir andere Verhältnisse kennen gelernt haben, wir wissen genau, die Situationen an sich sind nicht peinlich und jeder Schamhaftigkeit spottend; aber sie werden es unter den beschmutzenden Gedanken, die unser reines Streben herabwürdigen. Wir, die Betroffenen, müssen zu vergessen suchen, in welche Richtung man unser Empfinden drängen wollte; sonst wäre es uns unmöglich, mit der ruhigen Sachlichkeit weiter zu gehen, die unsern Weg bisher kennzeichnete.

Wer dennoch eine Demoralisation beider Geschlechter durch das gemeinsame Studium fürchtet, dem können wir nichts Besseres raten, als nach Zürich zu kommen und sich die Verhältnisse da einmal gründlich anzusehen. Wir laden ihn ein, unsere gesellschaftlichen Abende, unsere jours fixes, kurz, alle jene Zusammenkünfte zu besuchen, wo wir ohne Operationsmäntel und Präparierschürzen nur zum Zwecke fröhlichen Ausruhens zusammenkommen. Wohl hat die Konversation eine etwas andere Färbung als in den Kreisen höherer Töchter, sie ist vielleicht intensiver und schärfer umrissen; es kommen natürlich ab und zu Scherze vor, die in das Gebiet der Fachsimpelei gehören; aber der Ton ist ein durchaus wohlanständiger, und niemandem wird es einfallen, Dinge, die man beim Studium in der selbstverständlichsten Weise gemeinsam behandelt, in frivoler Absicht hier zum Gesprächsthema zu machen. Natürlich sind die Mehrzahl unserer Kommilitonen Schweizer, und sie in ihrer derben, geraden Art eignen sich wie kein anderes Volk für das Experiment gemeinsamen Studiums. Sollte es in Deutschland wirklich nicht gehen, daß Herren und Damen nebeneinander studieren, so müßten wir die Schuld in erster Linie unseren lieben Landsleuten beimessen. Aber wir glauben nicht, daß sie bei richtiger Leitung nicht dahin zu bringen wären; denn wie oft haben wir hier gehört, daß fertige deutsche Kollegen voll Neid sahen, unter welch anmutigen Bedingungen hier studiert wird, welch nette Freundschaften — manchmal auch innigere, fürs Leben dauernde Beziehungen — hier geschlossen werden, welch veredelnden Einfluß gemeinsame Arbeit auf den Verkehr der Geschlechter ausübt. Fragt man die

Vorgesetzten, so erhält man die Antwort, daß mit den studierenden Damen ein regeres Streben, ein fleißigeres Voranschreiten an die Hochschule gekommen ist.

Und all die guten Seiten will man übersehen wegen des Phantoms verletzter Weiblichkeit? Deshalb will man für die guten gemeinsamen Universitäten einseitige und ganz sicher nicht auf der Höhe stehende Institute gründen?

Wenn die leitenden Kreise nur uns fragen wollten, die wir alle im Anfang unseres Studiums unser kleines Martyrium durchgemacht haben — einstimmig würden wir antworten: „Wenn auch — wir wollen keine Frauenuniversitäten.“

Ja, wir möchten die Idee, solche zu gründen, geradezu als einen Keil betrachten, der gegen das Voranschreiten des weiblichen Studiums eingetrieben wird.

Bedenken wir nur die Umständlichkeit, ehe ein derartiges Institut überhaupt ins Leben gerufen ist, und wenn wir es haben, so wird es an allen Ecken und Enden fehlen, an den Sammlungen, am Leichenmaterial, an Operateuren und Operationssälen, womöglich sogar an Patienten. Und das Publikum wird schließlich zu den auf einer solch mittelmäßigen Anstalt Ausgebildeten auch nicht das rechte Zutrauen haben, und aller Fleiß und alle Mühe werden vergebens aufgewendet sein.



Die Rosawolke.

Von

Maurice von Stern.

Eine Rosawolke sah ich schweben
Gestern sanft am Abendhimmel hin.
Schon begann ihr Dunstgewand zu weben
Sterngekränzt die Schlummerkönigin.

Nachts im Traum, vom Sommervogel-Volke
Dicht umgaukelt, das wie Blüten schien,
Sah ich noch die abendrote Wolke
Schwimmend über Waldeswipfel ziehn . . .

In den Garten bin ich morgens 'gangen,
Steh' erstaunt, es ist mir wie ein Traum:
Meine Rosawolke seh' ich hangen,
Zart wie Flor, im alten Apfelbaum!

Liebe Wolke, kamst vom Wind getrieben
Himmelher, und senktest dich zu tief.
In den Aesten bist du hangen 'blieben,
Da der Baum in Frühlingswonne schlief.





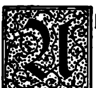
Julia Poppäa.

Von

Isabella Kaiser.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von **W. Henckel.**




Als Publius Claudius in die Arena des Cirkus trat, erhob sich ein rasender Lärm: Aeußerungen des Unwillens und jauchzende Beifallsrufe.

Ganz Rom war hier versammelt, von den Plebejern der Subura an bis zu den Cäsaren des Palatinischen Hügels.

Man jauchzte ihm zu wegen seiner Kühnheit: hatte er es doch gewagt, in das Haus eines römischen Konsuls einzudringen, während die Frauen das Fest der Mater magna Cybele feierten.

Insultiert aber wurde er wegen der ruchlosen, unerhörten Missethat: seinetwegen mußten die Frauen ihre Feier einstellen und die Heiligtümer verhüllen.

Nun sollte er seinen Liebesfrevel büßen. Herausfordernd trat er dem Tode wie andere dem Siege entgegen; er hatte das Leben gebändigt, dem Schicksal getrotzt — Julia Poppäa geliebt. Als er die Schwelle der Arena überschritt, galt ihr sein erster Blick; er sah nichts als ihr goldgepudertes, rotblondes Köpfchen, und als sie ihre Blicke auf ihn richtete, trat er mit elastischen Schritten näher, wie wenn ihn Wolken ins Reich der Glückseligen leise emportrügen.

Er sah nur sie allein und begrüßte sie mit einem das Geheul und Gejauchze der Menge übertönenden Salve Domina!

Sie war keine illyrische Sklavin, keine freigelassene Phöbe, auch die Patrizierin Tertia war sie nicht, noch auch eine von den Vestalinnen; seine Liebe hatte sich bis zu den höchsten Höhen, bis zu Julia Poppäa, der Cäsarentochter, verstiegen.

Dort oben, in der kaiserlichen Loge, auf dem Elfenbeinsessel saß sie, und neben ihr mit heiterem Antlitz ihr Vater Augustus, dessen geschorenen Kopf ein

Lorbeerkranz bedeckte, der mit weißen Bändchen befestigt war. In den klaren Augen des Kaisers lag eine wie die Sonne blendende, göttliche Kraft.

Publius Claudius verschmähte das Ave Caesar! der dem Tode geweihten Gladiatoren. Er hatte den Eitelkeiten des Lebens entsagt, für ihn gab es jetzt weder Götter noch Cäsaren — nur ein Weib existierte noch für ihn.

Mit einem Blick maß er diese Volksmenge, die sich nach der Wollust sehnte, ihn im Todeskampfe unterliegen zu sehen.

Es waren hier Gallier, Germanen, Syrier von den Ufern des Orontes, Griechen aus Hellas; Senatoren in der Toga und dem Laticlavius, Ritter, Prokonsuln, Decemvirn und Kriegstribunen, auch Vestalinnen, Priester der Isis und Cybele mit Aehrenbündeln, orientalische Tänzer in scharlachroten Kappen, Amulettenkrämer und Diebe, Zauberer aus Chaldäa, eine Herde langhaariger Sklaven mit durchlöcherten Ohren, und mit der Toga praetexta bekleidete Kinder, deren Augen vor Grausamkeit glänzten, wie die junger Wölfe.

Die Menge lechzte nach dem aufregenden Schauspiel: ein Mann, ein Patrizier, dieser durch seinen Reichtum und seine Beredsamkeit berühmte Publius Claudius ging um der schönen Augen eines Weibes willen, und weil es ihr so beliebte, in den Tod.

Wird er sterben? Ungewißheit schwebte über dieser Volksmenge und erregte sie. Der Verurteilte sollte über sein Schicksal selbst bestimmen. Alle Augen folgten seinen Schritten, die zwischen Leben und Tod hin- und herschwankten. Ein solches Schauspiel ist noch weit aufregender als die Kämpfe der Athleten auf dem Marsfelde, aufregender als die Schiffskämpfe auf dem Tiber, als die Wagenrennen im Cirkus, als die bei der römischen Jugend so beliebten trojanischen Spiele, und unterhaltender als die Tänze asiatischer Prinzenkinder.

Es war dies eine neue Art von Todesstrafe. Zwei Pforten führten zur Arena des Cirkus; die eine stand mit einem tiefen, engen Gang in Verbindung, der zu einer Höhle führte, und in ihr befanden sich zwei Tiger aus der Tartarei, die, durch langes Fasten schier verschmachtet, auf Beute lauerten. Die andere Pforte führte zu der Halle einer patrizischen Jungfrau, die in einen Brautschleier gehüllt war.

Beide Pforten sahen einander ähnlich, beide waren hermetisch verschlossen und verrieten weder das Gebrüll der wilden Tiere, noch den Gesang der Jungfrau. Der Verurteilte mußte sein Schicksal den Göttern anheimstellen, sich von seiner inneren Stimme leiten lassen. Er hatte die Wahl: entweder Schande und Tod oder Liebe und Leben; er mußte zwischen den Zähnen der Tigerin und den Armen der Jungfrau wählen.

Publius Claudius sah die Pforten gar nicht an, er blickte nur auf Poppäa; in ihren Augen wollte er sein Urteil lesen. Sie allein, die Tochter der Cäsaren, kannte das Geheimnis der Kellergewölbe des Cirkus! — hier die wilden Bestien, dort die Jungfrau. Nur sie allein konnte durch ein Zwinkern ihres Augen-

lides, durch ein Zeichen mit ihrem rosigen Finger ihn retten oder zum Tode verdammen . . . Publius erwartete dies Zeichen.

Er war wie umhüllt von dem blutgierigen Verlangen einer bestialischen Menge, die seinen Willen hypnotisierte. War dieses Volk doch nicht wegen eines Idylls, sondern um einer Tragödie willen hierher gekommen. Blut wollte es sehen, nicht Rosen!

Publius blickte Poppäa an und erinnerte sich . . .

Hingerissen von seiner Leidenschaft, war er in der Verkleidung einer Lautenschlägerin in den Palast eingedrungen, denn er war bartlos und seine Gestalt voll Anmut, wie die eines Epheben. Abra, der Poppäa Sklave, hatte ihn in das von den Ranken der Weinrebe verhüllte Zelt seiner Herrin geführt, dort in die Nähe des heiligen Drachens und der Bildsäule der bona dea Cybele.

Am folgenden Tage befahl der Senat eine Untersuchung wegen Schändung des Heiligtums. Die Centurionen klopften an seine Thür und rissen ihn von seinem Lager aus Cypressenholz. Seine Sklaven im Atrium wehklagten und wünschten, er möchte lieber ein Maultiertreiber vom Albanergebirge als der Publius Claudius sein, den man mit dem Strick um den Hals zur Seufzerbrücke schleppen wird.

Er aber in seiner Liebestrunkenheit schritt wie von Wolken getragen dahin; er empfand es als eine Gunst des Schicksals, sein Leben wie eine Kriegsbeute zu den Füßen der Vielgeliebten hinwerfen zu können.

Den Bildsäulen des Sieges zulächelnd, trat er in die Arena, Leben und Tod in seiner Macht fühlend und beides gleich verachtend.

Jetzt wurde das ominöse Zeichen gegeben.

Publius blickte auf Poppäa.

Rätselhaft in ihrer sphynxartigen, regungslosen Haltung sah die Cäsarentochter diesen zuversichtlichen Blick und verstand seine stumme Frage. Sie überlegte ihre Antwort.

Was ging in der Seele dieses Weibes, dieser Courtisane in einem königlichen Leibe, vor? Sie hatte an diesem für edel und schön geltenden Manne Gefallen gefunden; bei dem Gedanken, daß auch andere Weiber ihre Nacken über den Arm des Publius beugen könnten, fühlte sie, daß wilde Eifersucht die Pforte der blutdürstigen Tiger zu öffnen drohte. Plötzlich aber erblickte sie eine Vision: dieser Körper eines jungen Gottes lag, eine Beute wilder Tiere, auf dem Sand ausgestreckt; sie sah seinen sterbenden Blick, sah ihn, der nur sie allein lieben wird, sah den zärtlichen Vorwurf seiner brechenden Augen . . . und da öffnete sich die Pforte des Mitleids in ihrer Seele — die weiße, die rettende Jungfrau erschien.

Aber dieser Mann hatte die Kühnheit gehabt, sich von ihr lieben zu lassen, er hatte sie besiegt . . . der Kuß der Cäsarentochter mußte in einer Blutwelle ertränkt, der Mund dieses Mannes, der sie verraten konnte, mußte mit Sand und Schweigen geschlossen werden; diese Arme, die sie umschlungen

hatten, mußten, bevor sie eine verräterische Bewegung machen konnten, im ewigen Schlafe erstarren; diese Füße, die sich der Poppäa zu nähern gewagt hatten, mußten auf die blumige Wiese niedergestreckt werden.

Leidenschaftlos sah sie, wie Publius, einem Herrscher gleich, die Arena durchschritt und sich den Pforten näherte.

Das Schweigen einer atemlosen Menge schwebte über ihm.

Der Hauch dieses auf ein blutiges Schauspiel begierigen Volkes drängte ihn zu der Pforte der Bestien. Tausend Hände schienen, ungeduldig vor Verlangen, den Käfig vor ihm öffnen, ihn mit eifrig-wilder Gier den Tigern ausliefern zu wollen.

Er schritt vorwärts, den Blick auf Poppäa gerichtet.

Die Majestät des nahenden Todes lag auf seiner Stirn. In ganz Rom war jetzt niemand, der mit ihm verglichen werden konnte. Poppäa sah in seinen Augen, wie das vor ihr geöffnet gewesene Paradies sich wieder schloß. Tot oder lebendig, nur sie allein wird er lieben. Konnte denn Julia Poppäa eine Nebenbuhlerin fürchten?

Sie gab ein nur ihm sichtbares Zeichen; ihr rotblondes Köpfchen neigte sich unmerkbar nach links und ihr zwischen langen Wimpern hervorzuckender Blick war wie ein Leitfaden in des Verurteilten Händen.

Publius erbebte vor Freude — er war gerettet!

Er schritt zur linken Pforte, er hatte sie verstanden. Die Vielgeliebte schenkte ihm das Leben — und er ging ihm entgegen.

Aber plötzlich blieb er vor der geschlossenen Pforte stehen. Während einer entscheidenden Minute sah er auf sein Leben zurück und blickte in seine Zukunft.

Klopft er hier an, so tritt ihm die unbekannte Jungfrau, die Fremde entgegen, und für diesen von einer gebieterischen Liebe beherrschten Mann giebt es keine anderen Frauen mehr. Klopft er hier an, so bedeutet das für ihn ein licht- und freudloses Dasein — Julia Poppäa ist dann für ihn auf ewig verloren; er wußte, daß des Cäsar Augustus Tochter dem Tiberius versprochen war, der, um sie zu ehelichen, Agrippina verstoßen hatte. Rasende Eifersucht zerfleischte sein Herz ärger, als es die sich in seinen Leib einbohrenden Tigerzähne thun konnten.

Er hatte auf sein Leben verzichtet. Der Gedanke, es wieder fortzusetzen, schreckte ihn wie eine sich endlos unter einem erbarmungslosen Himmel dahinziehende staubige Straße.

Nein! hundertmal nein! . . . Lieber einen heldenmütigen Tod, als ein würdeloses Leben! Die Vielgeliebte war edelmütig, sie gab ihm ein königliches Geschenk — das Leben; aber er will noch edelmütiger sein. Das Leben? . . . für sie will er es dahingeben. Das Glück, von ihr geliebt gewesen zu sein, wird durch eine kurze Todespein nicht zu teuer erkauft. Eros und Psyche müssen doch wohl dort, im Jenseits, Freudenstätten für die Opfer der Liebeskrankheit

haben! Er kehrte um, durchschritt die Arena, und vor der kaiserlichen Loge innehaltend, erhob er die Hände, schleuderte ihr inmitten des furchtbaren Schweigens die dröhnenden Abschiedsworte Vale carissima! entgegen, und seine sie durchbohrenden Blicke riefen ihr zu: Gesegnet sei der Tod, der mich von einem Leben befreit, das ich ohne dich leben müßte!

Das ganze Volk hörte diesen Schrei; alle begriffen, daß dieser Mann sein Leben als Sühnopfer für die Kühnheit seines Liebesgeständnisses dahingab und daß er, um der Liebe einer Königin willen, königlich sterben wolle.

Vom Fanatismus seiner Leidenschaft hingerissen, eilte er nun, ohne sich umzuschauen, auf die rechte Pforte zu ... Er klopfte an und erwartete, das Haupt erhoben, die Augen geschlossen, die Arme gekreuzt, den Tod ...

Das Fallgatter sank herab.

In der furchtbaren Erwartung erscholl ein Wehgeschrei; der Zirkus schien unter einer tosenden Lawine zusammenzubrechen.

Das Los war gefallen, Publius Claudius war gerichtet.

* * *

Er öffnete die Augen und sah eine kaum faßbare Vision: Aus dem engen, dunkeln Gang trat langsam eine weiße, verhüllte Gestalt hervor und reichte ihm Rosen und Lilien.

Er litt, als ob ihn eine der Bestien an der Gurgel gepackt hätte. Dann blickte er zu Julia Poppäa empor, und seine, durch den schrecklichen Verrat aus einem Irrtum gerissenen Augen sahen klar.

Nun sank der Tod, der Tod seiner großen Liebe auf ihn herab. Das rotblonde Köpfchen der Kaisertochter war bleich vor getäuschter Wut, er sah ihre Falschheit, ihren grausamen Egoismus. ...

In der Höhle zur Linken brüllten die um ihre Beute betrogenen Tiger.

Publius sah nun Poppäa in ihrer wahren Gestalt, — die würdige Gattin eines Tiberius.

Seine Leidenschaft war erloschen; er begrub die Vergangenheit mit dem abermaligen, ironischen Ruf „Vale carissima!", den er höhnend in die Arena schleuderte.

Die wankelmütige, für alle Sieger nachsichtige Menge jauchzte ihm zu.

Er wandte sich langsam zur Jungfrau, die ihm Rosen darbot. Sie schlug den Schleier zurück und er sah ein Wesen, schön und rein wie eine Taube im Tempel. Auf ihrer zu ihm erhobenen Stirn ging die Morgenröte der Liebe auf, und in den Kinderaugen dieser jungen Jüdin, einer Zeitgenossin Jesu, erblickte Claudius den Wiederschein des Sterns von Nazareth.

Er ergriff ihre Hand und ging einem neuen Leben entgegen.





Am Ziele.

Von

Albero.



In dunkler, unabsehbarer Weite dehnt sich die Großstadt. An breiten Straßen stehen prunkende Paläste, weißes Licht flutet aus hohen Lampen und glänzt in prächtigen Schaufenstern. Mit gedämpftem Rollen fliegen vornehme Kutschen und auf breitem Pflaster drängt und treibt in gaffender Muße und geschäftiger Hast der schwirrende Menschenstrom.

Eine halbe Stunde weiter draußen klingelt durch schmälere Gassen wehmütig die Pferdebahn, rote Gasflammen flackern in trübem Dunst, und auf hartem Stein hallen die schweren Tritte der heimkehrenden Arbeiter. Da ragen düster und nüchtern vielstöckige Häuser, und aus schmalen Fenstern leuchtet matter Lampenschein durch rote Vorhänge.

Klein und enge ist die Kammer, die ich meine, und dürftig alles, was der schwache Schein des qualmenden Flämmchens erhellt. Auf ärmlichem Lager wälzt sich in stöhnender Qual ein leidender Mann und Fieber schüttelt seine hageren Glieder.

O wie sie die krallenden Finger in seine Brust gräbt, die erbarmungslose Krankheit! Mit eiskaltem Leibe lastet sie auf seinen Beinen und mit glühendem Atem versengt sie ihm das Antlitz.

Er ringt und müht sich gegen die grause Gewalt, und in fruchtlosem Kampfe erlahmen ihm die Sinne. Süße Mattigkeit flutet durch den erschöpften Körper, es weicht der bohrende Schmerz und die lastende Wucht, die wüste Gestalt zerrinnt in Nebel, und jetzt sitzt am Fußende des Bettes ein lichtes Frauenbild mit milder Bewegung und ruhig tröstenden Augen.

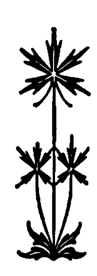
Und da ist es wieder wie vor langen Jahren, in der mählich verblaßten Kinderzeit, als er noch nichts wußte von hochfliegenden Plänen und getäuschten Hoffnungen, von heißem Streben und verkanntem oder unzulänglichem Wollen, von eigenem Trotz und anderer Härte, von Not und Sünde, von Elend und Reue und fremdem Tugendstolz. Es ist wieder wie damals, wenn er müde

vom Spiel mit dem Kopf auf der Tischkante eingeschlafen war und die Mutter ihm weich und behutsam die Kleider vom Leibe streifte, ihn mit liebender Vorsicht ins kleine Bettchen trug, ihn sorglich zudeckte und bei ihm sitzend mit trauter Stimme ein altes Schlummerliedchen summte; wie er da seine Hand in die ihre legte und nun schon halb hinübergedämmert, im Gefühle wunschlosen Friedens und süßer Geborgenheit doch noch einmal mühsam die schweren Augenlider zu heben versuchte, um untrügliche Sicherheit zu haben, daß sie ja gewiß noch bei ihm sitze und ihn liebend betrachte.

Und wie er auch jetzt so die Augen halb aufschlägt, da scheint die lichte Frau wirklich die Züge der Mutter zu haben, aber nicht die verhärmten und alternden, wie er sie beim letzten Abschied sah und durch das Leben in der Erinnerung trägt; nein, schöner und jünger, gerade so wie damals, als sie ihn in den Schlaf sang. Aber die Mutter kann es nicht sein, die weiß ja längst nicht mehr, wie weit er gewandert und wie tief er im unbarmherzigen Leben versunken ist.

„Wer bist du, du Gute?“ fragt er scheu und leise murmelnd.

Und sie gleitet ihm mit kosender Hand über den müden Kopf und spricht mit sanfter Stimme, die streichelnd sein Ohr trifft: „Ihr armen Kinder, ihr thörichten Menschen, meinen Namen führt ihr täglich im Munde, aber mein Wesen ist euch fremd. Ihr höhnt und verwünscht mich, verachtet und fürchtet mich, ihr dichtet und bildet mich in mancher Gestalt, und wenn ich komme, so kennt ihr mich nicht: ich bin es, dein Tod.“





Klaus Groth.

Zu all den Hunderten von Festartikeln in Zeitungen und Zeitschriften, die Klaus Groth an seinem achtzigsten Geburtstage (24. April) feierten, ist auch ein Büchlein gekommen, das es unternimmt, den Dichter ästhetisch-litterarisch zu würdigen und ihm in der deutschen Litteratur die Stellung zuzuweisen, die er seiner Bedeutung nach verdient und die er nach der Ueberzeugung des Verfassers*) im allgemeinen noch nicht hat. Denn wenn auch Klaus Groth hauptsächlich im Dialekt gedichtet hat, so gehört er darum doch nicht in die von unsern Litteraturhistorikern aus Bequemlichkeitsgründen geschaffene Kategorie der Dialektdichter, sondern ist einer der großen deutschen Lyriker, dessen „Quickborn" in der deutschen Dichtung einzig dasteht.

Dem kleinen Lande Dithmarschen an der Nordsee, zwischen Elbe- und Eidermündung, entsprossen, wo sich von Fremden frei und unbeeinflußt ein altsächsischer Volksstamm, ein Geschlecht von freien, herrenhaften Bauern durch die Jahrhunderte behauptet hat, einem Lande, das zum Teil in hartem, ununterbrochenem Kampfe gegen die Nordseewogen der Flut abgerungen wurde, ist Klaus Groth der eine von den drei großen schleswig-holsteinischen Dichtern unseres Jahrhunderts: Friedrich Hebbel aus Wesselburen, ein halbes Dutzend Jahre älter als der Heider Groth, und Theodor Storm aus Husum sind die beiden andern. Im Gegensatz zu Hebbel ist Klaus Groth in behäbigen Verhältnissen aufgewachsen. „Nächst der reichen Peters und dem alten Müller Sootmann," so schildert der Dichter selbst, „waren wir die ansehnlichsten Leute auf Kleinheide. Wir hatten Land und Kühe, Garten und Obst, Hühner, Enten und Tauben. Was wir aßen, bauten wir selbst, Torf gruben wir auf unserem eigenen Moor. Als Bürgersleute (der Vater war Müller) hatten wir Ueberfluß." Theodor Storm entstammte bereits dem Honoratiorentum, das, wie in ganz Schleswig-Holstein, auch in Dithmarschen nach und nach zur vollen Ausbildung gelangte und vom Volke, zu dem Klaus Groths Familie in all ihrer Wohlbehäbigkeit noch ganz und gar zählte, gleichsam durch eine unsichtbare Mauer getrennt war.

*) Klaus Groth. Zu seinem achtzigsten Geburtstage. Von Adolf Bartels. Leipzig, Eduard Avenarius. Preis Mk. 1.75, geb. Mk. 2.50.



So steht Klaus Groth in der glücklichen Mitte zwischen Hebbel, dem Proletariersohn, und Storm, dem Patriziersohn, und konnte so der gesundeste, natürlichste und volkstümlichste von den dreien werden. Das hat Bartels in seinem Buche gut aufgezeigt, überhaupt den Werdegang des Dichters, wie auch Wesen und Werden seines eigenartigen Landes (er ist selbst Dithmarscher) mit seiner innigen Vereinigung von Geest (der niedersächsischen Wald-, Heide- und Moorlandschaft) und Marsch (eben jenem der Flut abgerungenen, vom ragenden Deich geschützten grünen Vorland) anteilerweckend geschildert. Wenn er aber versucht, in der Polemik gegen die, welche dem Humor — und nicht bloß dem „frischen, körnigen", sondern gerade dem tief dichterischen — in dem mecklenburger Platt eines Fritz Reuter liebevolleres Verständnis entgegenbrachten, als der tiefempfundenen Lyrik in dem dithmarscher Platt eines Klaus Groth, den Dichter der „Stromtid" und der „Hanne Nüte" zu verkleinern, ihn einen bloßen „großen Unterhaltungsschriftsteller" nennt, der ja allerdings „ohne große poetische Gaben nicht denkbar ist", ihn gnädigst zwar als den deutschen Dickens gelten läßt, aber dazu bemerkt: „ein großer Poet, wenn ich den Begriff im strengsten Sinne nehme, und ein großer Künstler ist er nicht, dazu sind seine Werke viel zu wenig gleichmäßig, seine Gefühlsdarstellungen viel zu sentimental, sein Humor viel zu wenig wählerisch, die jüngere Generation hat sich darum auch schon vielfach von ihm abgewandt, während Klaus Groth, der eben künstlerische Gebilde gegeben, jetzt schon wieder mehr verehrt wird," — so zeigt das nicht von dem „poetischen Verständnis", das sich der Verfasser in der Vorrede selbst zuspricht, sondern nur, daß, entgegen seiner Behauptung, die allerbeschränkteste „landsmännische Vorliebe" ihm das Urteil getrübt hat. Und traurig die junge Generation, die sich von Fritz Reuter erst abwenden muß, um Klaus Groth würdigen zu können.

Im übrigen sei es dahingestellt, ob Reuter ohne Klaus Groth möglich gewesen, da dieser mit seinem 1854/55 geschriebenen und 1855 veröffentlichten „Detelf" (in den gesammelten Werken umgearbeitet als „Wat en Holsteenschen Jung drömt, dacht und belevt hett voer, in un na den Krieg 1848") die plattdeutsche Prosa-Erzählung und damit die plattdeutsche Prosalitteratur überhaupt neu geschaffen, nachdem seit Jahrhunderten keine plattdeutsche Prosa mehr geschrieben worden war, während Reuters „Franzosentid" erst 1860 erschien. Den Philologen und Litteraturhistorikern gegenüber hat Klaus Groth allerdings die Berechtigung des Plattdeutschen in der Poesie schon vor Erscheinen der Reuterschen Meisterwerke zielbewußt genug erkämpft. 1855 schrieb er: „Es ist Mode geworden, unsere Poesie als mundartige oder als volkstümliche zu bezeichnen. In den letzten Jahren ist eine Flut von mundartigen deutschen Dichtungen entstanden, jedes Ländchen hat seinen Solosänger ins Konzert der deutschen Volksstimmen gesandt, und je unverständlicher er zwitschert, für desto origineller hält sich der Vogel. Wenn man von da den Namen mundartige Poesie herleitet, so legen wir Protest ein. Das Plattdeutsche hat verschiedene Mundarten, z. B. die dithmarsche, angler, westfälische, mecklenburgische, pommersche — zum Beweise, daß es selbst keine Mundart ist; es ist eine selbständige Sprache, die ebenbürtige, ja ältere Schwester des Hochdeutschen. Sie hat für alle Töne der Menschenbrust den direkten Ausdruck, für einen ganzen Menschengeist den artikulierten Leib, für jeden echten Gedanken das rechte Gewand; sie ist nicht etwa naiv oder komisch oder derb oder schlicht: sie hat zum Lachen und Weinen die Geberde, sie kann gar vornehm und

herablassend sein, und es steht ihr wohl an. Und wir, wir Plattdeutsche sind nicht etwa eine Abart von Volk, oder Klasse von Menschen, oder eine niedere Sphäre, denen man auch ihre Freude gönnt, ihnen freundlich zunickt: sie möchten nur weitersingen, es sei ganz artig — wir sind nicht eine naturwüchsige Kaste mit einer volkstümlichen Poesie: sondern wir haben ein ganzes Menschenherz im Leibe und einen vollen Atem in der Brust, und wenn es denn notwendig nach dem Schnabel klassifiziert sein muß, so wartet doch, — der Frühling hat erst begonnen — ob nicht vielleicht noch Nachtigallen unter uns nisten werden, und ordnet uns nicht voreilig unter die Kohlmeisen. Mit einem Wort: wir haben und geben Poesie, urteilt, was sie als solche wert sei.“ Klaus Groths „Quickborn“-Lieder hat nun wahrhaftig keine Kohlmeise gesungen; und wenn die erste Begeisterung, mit der sie einst aufgenommen worden, inzwischen — sehr bedauerlicherweise — nachgelassen hat, so möge der achtzigste Geburtstag des Dichters die Veranlassung zu erneuter Teilnahme an seinem künstlerischen Schaffen sein, das, wie Bartels wohl richtig schätzt, dem eines Uhland die Wage hält. Wenn im übrigen Fritz Reuters Prosa-Dichtungen gesicherter in der Wertschätzung seitens der großen Masse des deutschen Volkes dastehen als die von Klaus Groth, so beweist das wohl doch, daß er tiefer noch an die deutsche Volksseele gegriffen hat als der Marschensänger.

Paul Schettler.



Ein neuer „Erzieher“.

Die plastische Kraft in Kunst, Wissenschaft und Leben.

Von **Heinrich Driesmans.**

Leipzig, Druck und Verlag von C. G. Naumann. 4 Mk.

„Die gegenwärtige Menschheit befindet sich wie in der Ebene, sie ist herabgestiegen von den alten Sitzen der Vorfahren, sie hat es sich in den Niederungen bequem gemacht und kann es nicht mehr fassen, wie ihre Ahnen in solch erhabenen, kalten Regionen hausen konnten. In der That wohnten unsere Vorfahren, mit uns verglichen, in der Höhe. Ihre grauenhaft-strengen Lebensgewohnheiten, ihre tiefsinnigen, hochaufstrebenden Religionssysteme — die gotischen Dome der Vorzeit — haben etwas Uebermenschliches, Göttergleiches an sich, mit dem wir uns nicht mehr messen können, das wir nicht einmal mehr begreifen ... Das moderne Leben hat den Geist auf den Alltag gestimmt, auf das Praktische, Nützliche, Zweckmäßige gerichtet — es hat ihn zu sich heruntergezogen aus seinen einsamen Höhen, und, indem es ihm bessere Lebensformen und civilere Sitten beizubringen suchte, den menschlichen Geist doch zugleich seines plastischen Triebes, seiner urschöpferischen, gestaltenden, erneuernden Kraft beraubt, die sich aus innerer Bestimmung gegen jede Einengung in feste Formen, Sitten und Gewohnheiten aufbäumt.“

Mit diesen tief pessimistischen Worten, die zugleich darlegen, was der Verfasser unter dem Titelwort „plastische Kraft“ verstanden wissen will, tritt Herr Driesmans, zeitweiliger Herausgeber der Egidy'schen „Versöhnung“, an eine Kritik des modernen Geistes in Kunst, Wissenschaft und Leben heran. Diese Kritik, die mit der Darlegung der Entnervung künstlerischer Gestaltungskraft seit Goethe, in dem bereits Momente der Schwäche, des Zerfließens als im Keime vorhanden angenommen werden, einsetzt, kommt begreiflicherweise im Hinblick auf die augenblicklichen Litteraturzustände zu heillos bitteren Ergebnissen. Nicht ganz mit Unrecht. Einzelne dieser kurzen, aphorismenartigen Abschnitte sind vorzüglich und treffen buchstäblich ins Schwarze. Wenn dabei der Verfasser als Maßstab „die künstlerische Geschlossenheit, das physische Gleichgewicht der Massen in der Baukunst, die gegensätzliche Accentverteilung in der Malerei, das moralische Plus oder Minus in der Dichtkunst“ annimmt, so ist das freilich in gewissem Sinne, nach der ästhetischen Seite hin, nicht ganz ausreichend, aber als Gegensätzlichkeit und als Ergänzung zur heute üblichen Gepflogenheit skizzenhaften Beschauens verständlich genug; ebenso, wenn der Verfasser fortfährt: „Wolfgang Goethe und Friedrich Hebbel waren die letzten, in welchen die Ahnung dieses ‚Gesetzlichen‘ lebendig war, das als Schranke dient und dem Beschauer das Wohlgefühl der Befriedigung des inneren Sinnes vermittelt.“ In der That, dies „Gesetzliche“ verlangt Rückgrat, Ordnungssinn, Willenskraft, verlangt männliche Ueberlegenheit über Stoff, Empfindung und Gedankengehalt; unsere modisch-augenblickliche Dichtung aber hat keine Männer, hat keine geschlossenen Persönlichkeiten, sondern nur „partielle Talente“. Im Hinblick auf dieses augenblickliche Tasten der Kunst, das sich deckt mit einer Zerfahrenheit der Weltanschauung, kann ich also Driesmans' Bitternis begreifen. Völlig schief wird aber nun der nachdenksame Kritiker; und wenn er, aus doktrinärem Drang, nun sofort verallgemeinert: „Nach ihnen (Goethe und Hebbel) gab es keine Kunst im vollen Sinne mehr und wird es voraussichtlich keine mehr geben“ — so ist das einfach unlogisch und dem Weltgeist gegenüber unbescheiden. Von einem Niedergang von wenigen Jahrzehnten auf einen dauernden, erdballhaften Niedergang aller Kunst zu schließen, ist eng und klein. Und der Leser, der hiedurch mißtrauisch werden muß, betrachtet sich denn nun auch die folgenden Kapitel mit mehr Vorsicht: und da findet er denn, daß der Ueberblick über moderne Kunst neben einigen guten, aber nach allen Vorarbeiten nicht besonders eigenartigen Charakterisierungen schwere Einseitigkeiten und Ungerechtigkeiten aufweist, besonders über Gerhart Hauptmann. Und wenn schließlich dieser erste Teil in die Forderung ausmündet: ihr habt über Künsteleien oder über der Pflege toter Kunstwerke das lebendige künstlerische Fühlen, das künstlerische Leben vernachlässigt — so stimmen wir selbstverständlich zwar freudig und frisch bei, aber: dem weiteren Sprung, der weiteren Unlogik, nun allem künstlerischen Schaffen den Laufpaß zu geben und einmal künstlerisch zu leben, halten wir entgegen: „Eins thun, das andere nicht lassen! Ein rechter, voller Künstler hat auch das Herz auf dem rechten Fleck, ein voller Poet ist auch ein voller Mensch!“ Traurig freilich, daß man das den technischen Spielereien der nervenkranken décadence und des Salon-Litteratentums noch extra entgegenhalten muß; traurig aber auch, daß wohlmeinende Leute wie Driesmans an der Kunst überhaupt irre werden und solche kunstbankerotte, isolierte, zusammenhangslose Forderungen aufstellen.

Weit treffender ist der zweite Abschnitt, der eine verinnerlichte, summarische Behandlung der Wissenschaft, eine verinnerlichte Bildung in Gegensatz zu totem Wissensballast verlangt; besonders hier berührt sich der Verfasser vielfach mit dem wunderlichen, jetzt vielleicht zu sehr verschollenen Rembrandt-Deutschen, der zu diesen und ähnlichen Seufzern nach esoterischer Bildung den ersten Anstoß gegeben hat, abgesehen von verschiedenartigen Vorläufern wie etwa Lagarde, zum Teil auch Nietzsche, oder in der angelsächsischen Welt Carlyle, Emerson, Ruskin. Aber bereits wieder im dritten Abschnitt „Leben“ können wir dem hier offenbar noch nicht durchgereiften, noch nicht genügend in seinen Gegenstand vertieften Verfasser nicht mehr folgen. „Leben ist der innere Tigersprung, der Sättigung irgend einer Art erstrebt,“ sagt Hebbel etwas wunderlich, etwas verbrecherhaft: ein Gefängniswort beinahe, das unter Zwang und Unnatur ausgestoßen wurde. Und Driesmans fährt fort: „Alles Leben ist Tigersprung. Der Umstand, daß die moderne Civilisation aus dem Leben ein Geschäft, einen geregelten wirtschaftlichen, moralischen oder geistigen Tauschverkehr zu machen bestrebt ist, hebt den natürlichen Tigersprung des Lebens nicht auf. Die Civilisation hat den „Tiger“ wohl zähmen (einen Tiger?!), aber seine Natur nicht vernichten können.“ Was unser Gesellschaftskritiker sagen will, begreifen wir wohl und fühlen es noch weit mehr. Aber die Wahl des Ausdrucks, die Formulierung hat etwas Krampfhaftes, hat etwas von jener Unnatur an sich, der gerade der „Tigersprung“ entrinnen will. So kann nur neue Unnatur, neue Gewaltsamkeit die Folge dieser Ueberreizung sein, und wir kommen aus dem circulus vitiosus, aus Reiz und Gegenreiz nicht heraus: eine „esoterische Bildung“, eine „künstlerische Verklärung“ ist so unmöglich. Hier setzt nun eben der künstlerisch-geistige Erzieher, der Dichter und Denker, ein — neben unbestimmbaren äußeren Ereignissen —, indem er uns vorlebt, einsam-sieghaft in geistiger Beziehung, und doch lebendig, wahr, natürlich inmitten des Menschentums. Damit müssen wir uns bescheiden; ihm müssen wir vorarbeiten. Nur von solchen einzelnen großen Vorbildern ging von jeher die allerdings latent schon vorhandene neue Lebensbewegung mitreißend und erneuernd aus, so von Luthers Frische in der Kirche, von Pestalozzis tiefem Gemüt in der Erziehung, von Bismarck in der Politik u. s. w. Und wir können nur, wir kleinen Kärrner, hoffen, daß auch dem suchenden Geiste der Gegenwart in Kunst und Erziehungswesen ein solcher überragender Erneuerer beschert werde, ohne unsere Aufsätzchen und Bücher und trotz derselben, ein Gnadengeschenk Gottes im großen Gange der Menschheits-Entwicklung. Driesmans glaubt, nach seinem Vorwort, in Egidy diesen Regenerator gefunden zu haben; aber da stimmen wir, bei aller Achtung vor dem verstorbenen warmherzigen Edelmann, nicht bei. Und wenn gar unser anregendes Buch, auf seiner Suche nach dem Leben, in eine Verherrlichung von Zeugen, Gebären u. dgl. ausklingt, so ist diese Flucht ins Biologische nur wieder Ratlosigkeit, kein großer und starker Schlußakkord.

F. Lhd.



Was ist deutsch?

Wer sein Deutschtum, sein Volk und Land, so recht im Herzen trägt und sich selber von guter deutscher Art weiß, dem könnte auf den ersten Blick die Frage: Was ist deutsch? so ziemlich überflüssig erscheinen. Und gewiß wird immer unser Empfinden und unser Gewissen der beste Ratgeber und Beurteiler in diesen Dingen bleiben. Aber nicht in allen ist das richtige deutsche Empfinden gleich stark entwickelt, auch da bleibt bei einem Volke, das erst seit Anfang dieses Jahrhunderts wieder zu einem allgemeinen Bewußtsein seines Wertes und seiner Bedeutung allmählich gekommen ist, der Volkserziehung noch Arbeit genug. Weder unser Nationalbewußtsein noch unser instinktives Deutschgefühl konnte sich bei der Zerrissenheit unserer Geschichte stetig entwickeln: es fehlen Ueberlieferung und Vererbung, durch die alle Instinkte und Empfindungen erst Dauer und Festigkeit erlangen. Wie dem aber auch sei, wir können es ja jeden Tag erleben, daß die Meinungen über das, was in Sprache und Sitte, Kunst und Religion, Fühlen und Denken denn „eigentlich" deutsch sei, weit auseinandergehen. Mit dem bloßen Empfinden ist es nicht immer gethan; es bedarf der Klärung und Sicherung durch die litterarische Feststellung dessen, was man unter einem Volkstum überhaupt und unter dem deutschen insbesondere zu verstehen hat. Seit Fichte, dessen Weltbürgersinn 1806 noch Europa als „das Vaterland des wahrhaft ausgebildeten christlichen Europäers" erklärte, seine Reden an die deutsche Nation „für Deutsche schlechtweg, an Deutsche schlechtweg" hielt, ist ja viel und vielerlei über deutsche Art geschrieben und geredet worden. Jahn hat zuerst den Begriff „deutsches Volkstum" geschaffen. Aber der glühende Vorkämpfer für deutsche Freiheit konnte bei seinen nur erzieherischen Tendenzen dem ganzen Wesen unseres Volkstums nicht gerecht werden. Für eine einigermaßen erschöpfende, zusammenfassende Darstellung bedurfte es der Vorarbeiten: Die germanistischen Wissenschaften, seitdem vertieft und erweitert, haben sie geleistet. Auch das Schaffen von Männern wie Riehl, Freytag und Scheffel gehört hierher. Und dann die Persönlichkeiten, die Männer, die wie Bismarck deutsches Volkstum in sich und ihren Thaten darstellten und so zu unmittelbarer Anschauung brachten! Aber so viele Schriften auch über einzelne Seiten und Leistungen des deutschen Volkstums Aufklärung brachten, sie haben doch meist nur die äußeren Wirkungen und die Erzeugnisse des deutschen Volkscharakters geschildert, nicht diese selbst als ursächliche Kraft aus jenen zu erklären versucht. Das thut nun ein von Dr. Hans Meyer bei dem Bibliographischen Institut in Leipzig herausgegebenes Sammelwerk „Das deutsche Volkstum" (mit zahlreichen Farbendruckbildern, Holzschnitttafeln und Kupferätzungen, 15 Mark). Nach allen Seiten und im Zusammenhang hat der Herausgeber mit seinen Mitarbeitern das, was unser Volk erstrebt und geschaffen hat, auf seinen eigenartigen deutschen Kern untersucht; aus allen Lebensäußerungen deutschen Wesens werden Schlüsse auf die Eigenart des deutschen Volkes, auf seine ursprünglichen Anlagen, Empfindungen und Vorstellungen gezogen, und so aus seinem Leben und seiner Geschichte Auskunft gesucht über die Frage: Was ist deutsch? Hans Meyer selbst behandelt in einem einleitenden Programmabschnitt unter den Ueberschriften „Der deutsche Mensch" und „Deutsches Volkstum" die körperlichen und seelischen Grundlagen unseres

Volkstums. Ihm schließt sich an Prof. Dr. Alfred Kirchhoff mit einem Aufsatz über die deutschen Landschaften und Stämme; die deutsche Geschichte behandelt Dr. Hans Helmolt, die deutsche Sprache Prof. Dr. Oskar Weise; die deutschen Sitten und Bräuche werden von Prof. Dr. Eugen Mogk, die altdeutsche heidnische Religion von demselben, das deutsche Christentum von Prof. Dr. Karl Sell, das deutsche Recht von Landrichter Dr. Adolf Lobe, die deutsche bildende Kunst von Prof. Dr. Henry Thode, die deutsche Tonkunst von Prof. Dr. H. A. Köstlin, die deutsche Dichtung von Prof. Dr. Wychgram in der angegebenen Weise untersucht. Vielleicht hätte die Geschichte der Anschauungen und der Litteratur vom Volkstum selbst für die Untersuchung fruchtbar gemacht werden können. Abgesehen von seinem hervorragenden wissenschaftlichen Wert liegt das Bedeutsame dieses Werkes in dem glücklichen und neuen Grundgedanken, Inhalt und Umfang des Volkstums aus ihm selbst und seinen Erzeugnissen festzustellen. Damit aber und aus seinen ebenso tiefgründigen als lehrreichen Ergebnissen erhält das Buch eine nationale Bedeutung. Bei richtiger Benutzung kann es zur Vertiefung und Klärung des nationalen Bewußtseins viel, sehr viel beitragen.

Denn vor allem lehrt dieses Buch fast auf jeder Seite: Keinerlei innere Gründe und Verschiedenheiten trennen die deutschen Stämme voneinander, weder die im Reiche noch die außerhalb des Reiches. Dann weist es aber auch die Kräfte und Eigenschaften auf, auf denen wie das Wesen unseres Volkstums so die Zukunft unseres Reiches und Volkes beruht. Alles in allem: ein Buch, auf das, als eine ganz einzigartige Leistung, wir stolz sein dürfen.

Karl Berger.



Nanna oder Ueber das Seelenleben der Pflanzen. Von Gustav Theodor Fechner. 2. Auflage. Mit einer Einleitung von Kurd Laßwitz. Verlag von Leopold Voß. Hamburg und Leipzig, 1899.

Das interessante Buch Fechners, welches jetzt nach 50 Jahren eine Neuauflage erfuhr, ist noch heute als eine recht belehrende Lektüre zu bezeichnen.

Verfasser führt den Leser in eine ästhetische Betrachtung der Pflanzenwelt ein und sucht unter Aufwendung großen Scharfsinns den Nachweis zu erbringen, daß keine zwingenden Gründe vorliegen, den Pflanzen ein seelisches Empfinden abzusprechen.

Naturwissenschaftliche Forschung vermochte bisher zwar nichts über ein irgendwie geartetes Empfinden der Pflanzen aufzudecken, indessen ist der Gegenstand experimentell sehr schwierig angreifbar und deshalb einstweilen mehr für eine spekulativ-philosophische Naturbetrachtung geeignet. Die Beseeltheit der Pflanze war eine Forderung der pantheistischen Weltanschauung Fechners.

Das Buch beleuchtet sachlich und stilistisch sehr gewandt das Verhältnis der lebenden Pflanze zum Tier. Die Fülle botanischen Wissens, welches der Verfasser, wiewohl er Professor der Physik war, entwickelt, ist ganz hervorragend.

Im großen und ganzen sind die Thatsachen, welche er anführt, noch heute richtig, nur an einzelnen Stellen müssen Korrekturen angebracht werden. So besteht heute die S. 52 erwähnte Humustheorie nicht mehr zu Recht, ebenso wenig die Lehre Goethes von der Spiraltendenz der Pflanzen u. a. mehr.

Der gewaltige Fortschritt der Pflanzenphysiologie in den letzen Jahrzehnten hat manche interessante Thatsache über die Empfindlichkeit des pflanzlichen Eiweißes aufgedeckt, z. B. die Reaktion auf ultrarotes Licht, vor allem aber die Giltigkeit des Fechner'schen Gesetzes der Reizschwelle auch für den Pflanzenkörper. Auch über die Intelligenz der Ameisen sind wir heute gut unterrichtet. Man weiß zudem heute auch, daß die Temperatur der Pflanze an verletzten oder von krankheiterregenden Pilzen befallenen Stellen etwas steigt.

Es weht ein frischer Geist durch das sehr anregend geschriebene Buch. Die geschmackvolle Ausstattung verdient anerkennend hervorgehoben zu werden, besonders da zierliche Pflanzenformen zu seiner Ausschmückung verwendet wurden.

Dr. R. K.

Eifersucht. Eine Liebesnovelle von Ernst Brausewetter. Berlin, Verlag von Schuster und Löffler.

Das Buch zeigt, wie auch mit einfachen Mitteln eine tiefe Wirkung erzielt werden kann. Nur drei Menschen braucht es in ihren Beziehungen zu einander, um einen Konflikt von tiefer Tragik vorzuführen und zu zeigen, wie Eifersucht im Grunde eine böse Krankheit ist, die, wenn nicht klarer, ruhiger Sinn und edles Vertrauen zu dem geliebten Wesen ihr entgegenwirken, zu den traurigsten Verirrungen, ja selbst zu schlimmer Katastrophe führen kann. Es mag sein, daß solche Geschichten im Leben öfter vorkommen als man meint, der Verfasser aber hat es verstanden, die peinlichen seelischen Vorgänge mit einer ungemeinen Klarheit und mit künstlerischer Feinheit an unserem Geiste vorbeigehen zu lassen, und hat etwas geboten, was nicht nur des Lesens, sondern im gegebenen Falle auch des Beherzigens würdig erscheint. Beachtenswert bleibt dabei, daß der beteiligte Dritte, der Freund des Toten, sich frei weiß von eigentlicher Schuld und dennoch die Empfindung hat, daß seine feste, abgerundete Weltanschauung — „freie Entfaltung der eigenen Individualität als höchstes Prinzip des Lebens" — verhängnisvoll werden kann, wenn sie den Bannkreis des tiefen Empfindens einer andern Seele berührt. Seine Worte erscheinen als die eigentliche Grundtendenz der Novelle: „Ich muß plötzlich sehen, daß man verantwortlich ist für etwas, was man nicht gewollt hat, daß es verhängnisvoll für unser eigenes Glück werden kann, ohne Pflichtgefühl dahinzuleben." A. O.

Auf staubigen Straßen. Von Wilhelm Holzammer. Berlin und Leipzig, Schuster & Löffler. 1898.

Die zehn zu einem Bändchen vereinten Skizzen erinnerten mich etwas an Haushofers „Geschichten zwischen Diesseits und Jenseits"; hier wie dort klingt jede in einem wehmutdurchzitterten Mollakkorde aus. Der Dichter scheint in Hessen seine Heimat zu haben; es wehte mir aus den meisten dieser kleinen Kompositionen etwas wie Erdgeruch entgegen. Wenn auch im großen und ganzen das Büchelchen weder sehr originell, noch eindrucksvoll ist, so entschädigt doch die natürliche, ungesuchte Sprache und die Plastik, die weniger im Schildern der Personen, als vielmehr der Stimmungen angenehm hervortritt. Eine der besten Skizzen ist die kleine „Hochsommerglück" betitelte Momentaufnahme, die ich schon aus dem Münchener „Simplizissimus" kannte, die mir aber jetzt besser gefiel als seinerzeit in der satirischen Umrahmung des Langen'schen Blattes. —oo—.

Der Weg zum Frieden. Von Dr. Eisler. Leipzig, O. Wigand, 1898. 107 Seiten. Preis 1 Mk. 50 Pfg.

Der Verfasser meint: Unsere Erlösung kann nur durch die Verbreitung und Vertiefung der Sittlichkeit erkämpft werden. Bezeugen die Menschen ein-

ander Wohlwollen, helfen sie einander, dann wird der Friede herrschen und die Wohlfahrt sich mehren u. s. w. „Seien wir gut, die Güte bringt uns den Frieden.“ (S. 90.)

Unzweifelhaft — wenn die Menschen Engel wären, so würde allgemeiner Frieden auf Erden herrschen, vielleicht hörte dann auch noch der Kampf Aller gegen Alle unter der unvernünftigen Kreatur auf! Aber wie werden sie es? Der Verfasser weiß Rat: durch Erziehung! „Nur eine allgemeine gute Erziehung verbürgt allgemeine Sittlichkeit und damit die Wohlfahrt aller und eines jeden.“ (S. 30.) „Durch eine gute Erziehung könnte eine folgende Generation von der heutigen so verschieden sein, wie wir von den Wilden; das wären dann thatsächlich allerdings sittliche Uebermenschen.“ Oder eben Engel.

Wie soll die Erziehung zu sittlichen Uebermenschen betrieben werden? Wie bringen wir unsere Zöglinge dazu, das Gute zu lieben? Sehr einfach! „Die sittliche Erziehung erfolgt durch Vorbild, Lehre und Zwang.“ (S. 31.) Hm! Diese Offenbarung ist nicht gerade neu, die Menschheit kennt sie schon einige Tausend Jahre, und das Dr. Eisler'sche Rezept ist von namhaften und nicht ganz einflußlosen Pädagogen alter und neuer Zeit befolgt worden — leider ist die Menschheit von der Engelhaftigkeit noch eben so fern wie zu Zeiten Platos, Ciceros und anderer Moralprediger. Leben denn diese Herren Weltverbesserer, die für ihre Person gewiß höchst achtungswerte und liebenswürdige Leute sind, in Wolkenkuckucksheim? Haben sie aus der Geschichte der Menschheit noch immer nicht gelernt, daß mit einer Entwickelung des natürlichen Menschen rein gar nichts ausgerichtet wird, sondern es einer Erneuerung des Herzens von Grund auf bedarf, einer sittlichen Wiedergeburt? Dr. Eisler citiert zustimmend das Ev. Matth. 11, 29. Er wird erlauben, daß ich ihm das Ev. Joh. 3, 3 citiere.

Mit dergleichen Rezepten, so gutgemeint sie sind, bringt man keine Umwandlung der vielfach beklagenswerten heutigen Verhältnisse hervor, die der Verfasser übrigens treffend und anschaulich schildert. Frieden auf Erden schafft sich die Menschheit nun und nimmer selbst, den äußeren Frieden so wenig wie den inneren, der die Vorbedingung des äußeren sein würde. Der Friede ist ein Himmelsgut, das die Welt nicht giebt, wie ein Emanuel Geibel wohl wußte: „Den tiefen Durst der Seele stillt kein Brunnen, der auf Erden quillt.“ Und der Weg zum Frieden heißt nicht Erziehung, sondern der Weg heißt Christus. Warum wollen den die Herren Ethiker nicht gehen?

Ich glaube, darum rede ich. Predigten, patriotische Reden und Ansprachen von Paul Viktor Schmidt. Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, 1898. 383 Seiten.

P. V. Schmidt wirkt seit 1887 an der Dreikönigskirche in Dresden. Nach Einblick in seine Reden kann ich mir denken, daß er gern gehört wird und auch als Seelsorger vielen zum Segen ist. Die Predigten behandeln meist freie Texte und sind nach dem Gange des Kirchenjahres geordnet; ihnen folgen eine Beichtrede, Gedächtnis-, Fest- und Schulreden und ein interessanter Vortrag über die Bedeutung der Musik für den Kultus der evangelischen Kirche, der freilich in einen Predigtband mir nicht recht zu passen scheint. Edle Sprache, poetischer Schwung, intimes Verständnis für die Bedürfnisse der Hörer zeichnen Schmidts Predigten vor vielen andern aus. Die Ausstattung ist durchaus würdig, der große Druck für den Zweck eines Erbauungsbuches, das auch Aelteren dienen soll, besonders anzuerkennen. Ein gutes Buch. **Joh. Quandt.**





Aus englischem Geistesleben.

Ausgrabungen.

Wir leben in der Zeit der Ausgrabungen. Der Eifer, mit dem sie vorgenommen werden, rührt von einem gesunden Wissenstriebe her, dem Verlangen, die Nebel der Vergangenheit zu lichten und das Werden des hellen Tages der Gegenwart zu erkennen. Leider aber sind es nicht bloß Schätze, was so unter der Hülle der alten Mutter Erde hervor an das Sonnenlicht gefördert wird, sondern viel wertloser Plunder, viele nichtssagende Alltäglichkeiten. Und das Gewicht und die Umständlichkeit, mit der alte Wertlosigkeiten von unkritischen Betrachtern behandelt werden, trägt nicht selten dazu bei, die Befriedigung jenes gesunden Erkenntnisdranges zu erschweren: das echte Gold geschichtlicher Weisheit geht in dem Wust verloren.

Auch auf litterarhistorischem Gebiete sind seit der Mitte des Jahrhunderts die Ausgrabungen im Schwange — in ihrer Berechtigung wie in ihrer Uebertreibung. Wenn man die Masse der litterarhistorischen Spezialforschung betrachtet, sollte man meinen, die Bedeutung eines Geisteshelden ließe sich nicht anders feststellen, als indem man alles Unbedeutende, was er in unreifer Jugendzeit und später in der Laune oder dem Drange des Augenblicks von sich gegeben hat, sammelte und registrierte. Von der Waschzettel-Litteratur wollen wir gar nicht sprechen, sondern bloß von den schriftlich fixierten geistigen Leistungen, deren Wert über den der Waschzettel kaum hinausgeht. Man denke nur an die zahlreichen gedruckten Korrespondenzen, die eine Unzahl von Briefen von ganz gleichgiltigem Inhalt verewigen, wie wir sie alle jeden Tag an unsere Verwandten und Freunde und Verleger schreiben, während eine herausgegebene Korrespondenz doch nur den Extrakt aus der Masse, nur das für die äußere und innere Lebensgeschichte des Schreibers Wertvolle enthalten sollte.

Ebenso verhält es sich mit den Produktionen der Knabenjahre und mit den wertlosen Aeußerungen späterer Zeit, den geistigen Scheidemünzen aus schlechtem Metall, wie sie auch bei der Herrschaft der Goldwährung immer gangbar bleiben. Für den Kenner sind sie belanglos; der einzige Erfolg ihrer Veröffent-



lichung kann also nur darin bestehen, daß sie den Unkundigen zu falscher Schätzung einer Geistesgröße veranlassen. Mit derartigen Ausgrabungen hat sich die englische Forschung in den letzten Monaten an zweien ihrer größten Dichter versündigt, an Shelley und Dickens.

Shelley war schon in seinen letzten Schuljahren in Eton dichterisch vielfach beschäftigt. In den Jahren 1809 und 1810, also in seinem 17. und 18. Jahre, schrieb er zwei hyper-romantische Novellen und zusammen mit seinem Vetter und Schulkameraden Medwin ein Epos, „Der ewige Jude", die leider sämtlich gedruckt wurden. Im Sommer 1810, als er vor seiner Uebersiedelung nach der Universität ein Vierteljahr auf seinem väterlichen Gute Field Place in Sussex verlebte, fand er dort seine schöne gleichaltrige Cousine Miß Grove, und zwischen den beiden jungen Leuten entspann sich eine jugendlich ideale Liebe, die freilich auf ihrer Seite nur von kurzer Dauer war. Die Frucht dieser Leidenschaft waren eine Reihe unreifer Reimereien, die der Jüngling trotzdem des Druckes für wert hielt. Da sie aber selbst ein kleines Bändchen nicht gefüllt haben würden, mußte seine älteste Schwester Elisabeth ihre poetischen Expektorationen hinzufügen. Diese ließ er zusammen in 1500 Exemplaren von einem Buchdrucker in dem benachbarten Städtchen Horsham drucken. Da Shelley aber die Druckkosten nicht erschwingen konnte, übernahm sie auf seine Bitten der Londoner Verleger Stockdale in seinen Verlag. Sie erschienen unter dem Titel: „Originalgedichte von Viktor und Cazire" im September 1810. Der Schwester war indessen das Unglück passiert, daß ihr eine Anzahl bekannter Verse von dem damals vielgelesenen Dichter Lewis unter ihre Gedichte geraten waren. Als Stockdale es zu spät merkte, unterdrückte er die Auflage, nachdem nur wenige Exemplare verkauft waren, und die Gedichte blieben zur Freude des reiferen Shelley unbekannt. Erst im Jahre 1860 machte der Lyriker Garnett auf die Existenz dieses Bändchens, das er in einer alten Zeitschrift angezeigt gefunden hatte, aufmerksam. Und jetzt, 89 Jahre nach seinem Erscheinen, ist es ihm endlich gelungen, ein Exemplar jener Gedichte aufzufinden. Die Neuausgabe war natürlich unvermeidlich, und wer nun daran zweifeln sollte, daß die lyrischen Leistungen des Knaben Shelley und seiner halbwüchsigen Schwester unbedeutend waren, der kann jetzt seine unverantwortlichen Zweifel authentisch beruhigen.

Dickens war bekanntlich zeitweise auch Herausgeber von Journalen, von "Bentley's Miscellany" und der "Household Words", und hier und in anderen Journalen hat er, z. T. unter dem Drucke der Not, z. T. angeregt durch kleine und große Tagesfragen von sehr vergänglichem Interesse, eine Reihe von Artikeln veröffentlicht. Er hat sich wohl gehütet, neben seine unvergänglichen Dichtungen einen Band zu stellen, von solchem flüchtigen Geschreibsel erfüllt. Er scheint mitunter auch später, als er schon seinen Weltruf hatte, von allen denkbaren Seiten umdrängt, in der Ungeduld des Augenblickes für irgend ein unbedeutendes Journal eine Erzählungs-Skizze hingeworfen zu haben, deren Veröffentlichung mit seinen besonneneren Leistungen er sorgfältig vermieden hat. Aber die vorsichtige Auslese der Werke, welche der Nachwelt erhalten werden sollten, ist nutzlos gewesen. Jetzt also, dreißig Jahre nach seinem Tode, hat ein Herr F. G. Kitton, der sich auf dem Gebiete der Dickens-Bibliographie einen Namen gemacht hat, eine sehr mittelmäßige Spukgeschichte, die Dickens 1852 für einen Damen-Almanach geschrieben, und 45 Zeitungs- und Journalartikel aus-

gegraben und sie in einem ebenso starken wie wertlosen Bande vereinigt mit dem schlauen Titel: „Im Dämmerstündchen zu lesen — und andere (??) Geschichten, Skizzen und Aufsätze". Unter dieser Makulaturmasse sind kaum ein halbes Dutzend Aufsätze von litterarischem oder litterarhistorischem Wert.

Viel wertvoller sind die Weihnachtserzählungen, welche Dickens für die Weihnachtsnummern seines Journals "Household Words", später unter dem Titel "All the Year round" erschienen, zusammen mit Wilkie Collins, Halliday, Stretton, Amelia Edwards u. a. geschaffen hat in den Jahren 1854—1867. Diese Erzählungen: "The Seven Poor Travellers" (1854), "the Wreck of the Golden Mary" (1856), "Somebody's Luggage" (1862), "Mugby Junction" (1865) und "No Thoroughfare" (1867), dürften bei einer späteren Gelegenheit eingehender behandelt werden, weil sie doch wohl die letzte Hinterlassenschaft bilden, die von dem großen Erzähler für die Nachwelt zu erwarten ist.

Am interessantesten sind unstreitig einige neuerdings vorgenommene Ausgrabungen aus Shakespeares Zeit. Die erste betrifft Marlows und Kyds letzte Lebenszeit, die andere Shakespeare selbst. Von dem Verfasser des „Tamerlan", des „Juden von Malta" und des „Faust" wußten wir bisher nur, daß er, noch nicht dreißig Jahre alt, in einem verrufenen Hause bei dem Streit um eine Dirne erstochen wurde. Und in diesem traurigen Ende war doch noch eine Art von Glück zu sehen, denn er war kurz vorher in Gemeinschaft mit Kyd vor dem Geheimen Rat des Atheismus angeklagt worden, und darauf stand in dem protestantischen England unter der vielgepriesenen Regierung der „guten Königin Beß" der Feuertod. Ganz vor kurzem sind nun in der Handschriften-Sammlung des Britischen Museums Urkunden entdeckt worden, welche auf diesen Atheismushandel helles Licht werfen.*)

Etwa ums Jahr 1590 muß Marlow durch die mündliche oder gedruckte Aeußerung freier Ansichten die Aufmerksamkeit der geistlichen Behörden erregt haben. Unter den entdeckten Papieren sind Bruchstücke einer Entwicklung seiner Glaubensüberzeugung, welche er an einen Bischof einreicht, nachdem dieser ihn zu einer feierlichen Disputation citiert und dann zu privater Besprechung zugelassen hat. Dieser Aufsatz enthält nichts von Atheismus; er beruft sich auf die Bibel als die einzige lautere Glaubensquelle und behauptet, daß die Gottheit Christi aus ihr nicht bewiesen werden könne. Marlow ist also nicht Atheist, sondern Unitarier, d. h. Gegner der Dreieinigkeitslehre. Im Jahre 1591, als Kyd nach seiner Aussage in einem Zimmer mit Marlow zusammen arbeitete (wahrscheinlich an einem Drama), kamen Blätter von dieser Schrift unter die Papiere des ersteren und wurden 1593 bei einer Haussuchung, die infolge seiner Verhaftung aus unbekannten Ursachen vorgenommen wurde, entdeckt. Die Folge war, daß Kyd, des Atheismus angeklagt, gefoltert, aber schließlich freigesprochen wurde, nachdem er als den Verfasser jener Ausführungen Marlow angegeben hatte, dessen Freundschaft er nie besessen zu haben behauptete. Nun wurde Marlow vor den Geheimen Rat citiert und folgte der Aufforderung. Ehe er jedoch verhaftet wurde, rief der Tod ihn vor einen anderen Richter. Für Kyd aber wurde der Verdacht, daß er Christus für einen Menschen gehalten haben

*) S. in "The Fortnightly Review", Febr. 1899, den Artikel von Fr. S. Boas.

könnte, verhängnisvoll. In einer Verteidigungsschrift bittet er vergeblich den hohen Herrn, dessen Schauspielertruppe er früher angehört hat, um fernere Anstellung. Er ist seitdem verschollen, und wahrscheinlich an den Folgen der ungerechten Folterung in Verbindung mit den Entbehrungen der Armut gestorben.

Kyd war nächst Marlow der bedeutendste Vorgänger Shakespeares. Sein furchtbares Rachedrama „Die spanische Tragödie" blieb bis tief in das 17. Jahrhundert hinein eins der beliebtesten Stücke der englischen Bühne und wurde u. a. auch von Jakob Ayrer für das deutsche Theater bearbeitet.



Neues über Shakespeare.

Vor vier Jahren erst ist das große Werk von Brandes über Shakespeare erschienen, das im vorigen Jahre ins Englische übersetzt worden ist, und seit dem November vorigen Jahres macht eine neue englische Biographie von Sidney Lee von sich reden; sie hat in wenigen Wochen die zweite Auflage erreicht. Das Buch ist indessen nicht, wie das erstgenannte, für schöngeistige Leser geschrieben; es ist ein auf langjährigen Studien beruhendes wissenschaftliches Werk, das mit seiner energischen Zusammenfassung der Resultate der gesamten englischen Shakespeareforschung für den Shakespeare-Gelehrten einen besonderen Wert hat. Zu einem geringen Teil beruht es auf eigenen Forschungen des Verfassers, so z. B. der Abschnitt über Shakespeares Sonette, der ein vortreffliches Bild von dem konventionellen Charakter der ungeheuren Sonett-Litteratur der Renaissance giebt.

Als ein bedeutsamer Beitrag zur Charakteristik des Dichters ist Lees auf neuentdeckten Urkunden beruhende Darstellung des Weges zu betrachten, auf dem Shakespeare zu einem Wappen gelangte. Im Jahre 1596 wandte sich der Vater Shakespeares, der damals gerade in kümmerlichen Verhältnissen lebte, offenbar auf Veranlassung seines Sohnes, der Mitglied der vornehmsten Schauspielertruppe in London war, an das Wappenamt mit der Bitte um ein Wappen. Als Begründung wurde angegeben, daß ihm bereits als Bürgermeister von Stratford im Jahre 1568 ein Wappen zugebilligt worden wäre. Da sich von den hierauf bezüglichen Verhandlungen im Archiv des Wappenamtes nichts entdecken läßt, so meint Lee, die Angabe wäre eine von den Unwahrheiten gewesen, die man zur Begründung derartiger Ansprüche für erlaubt hielt. Daraufhin und weil William Shakespeare offenbar gute Verbindungen in den oberen Kreisen hatte, wurde der Entwurf einer Wappen-Bewilligungsurkunde im Wappenamte aufgesetzt, die sich auf folgende Gründe stützte: „Nach glaubwürdigem Berichte (?) wären die Eltern und jüngsten Vorfahren des Applikanten wegen ihrer tapferen und treuen Dienste von dem Könige Heinrich VII. befördert und belohnt worden, seit welcher Zeit sie in jenen Landesteilen guten Ruf und Ansehen sich erhalten hätten, und der besagte John hätte die Tochter eines Gentleman, Robert Arden, geheiratet." Der Wappenherold stellte folgenden Wappenschild zusammen: über goldenen Untergrund zieht sich ein schwarzer Schrägbalken mit goldenem Speere darauf; als Abzeichen steht darüber auf einem silbernen Kranz ein silberner Falke

mit ausgebreiteten Flügeln, der aufrecht in der Hand einen goldenen Speer hält, über der Speerspitze stehen die französischen Worte „Non sans droit“ (Nicht ohne Recht) — also ein dem kriegerischen Beinamen „Speerschüttler“ sehr entsprechendes Wappen. In einem zweiten Entwurf schrumpfen die kriegerischen Vorfahren in einen Großvater zusammen, von dessen Thaten nichts bekannt ist, und der „Gentleman“ Arden wird zum “Esquire” (Gutsbesitzer), was auch noch zu hoch gegriffen ist, da er nur ein „Yeoman“ (Bauer) war. Darunter stehen private Notizen eines Wappenheroldes; eine davon lautet, daß John Shakespeare ein jährliches Einkommen von 500 Pfd. Sterl. (nach bisherigem Geldwerte 40 000 Mark) habe — eine grandiose Unwahrheit, da er zu jener Zeit von der Unterstützung seines Sohnes lebte. Vielleicht ist es diese Angabe gewesen, welche die Wappenverleihung vereitelt hat; sie fand erst drei Jahre später auf erneuten Antrag statt, als Graf Essex, der in einer neueren Schrift von H. Conrad („Shakespeares Selbstbekenntnisse 2c.“) als der intime Freund des Dichters nachgewiesen wird, Vorstand des Wappenamtes war.

Am Ende vorigen Jahres ist eine der größten Shakespeare-Tragödinnen, die England hervorgebracht hat, gestorben: Helen Faucit. Sie war 1820 geboren und hatte ihre Blütezeit im zweiten Drittel dieses Jahrhunderts. Sie glänzte in der Schöpfung jener wundersamen, berückenden Frauengestalten, wie Rosalinde, Ophelia, Imogen, Perdita, die der tiefste Kenner und Verehrer der Frauenseele gleichsam mit dem zart-frischen Duft junger Rosen zu umkleiden gewußt hat, und die nicht, wie Schillers ideale Figuren, vor unsern Blicken in himmlische Fernen entschweben, sondern mit ihrem kleinen Fuß fest auf unsere solide Erde treten. Aber auch die Kraft der Sinnlichkeit, oder des Willens, wie sie in Julia, in Beatrice und Portia verkörpert ist, war ihrer Darstellungskunst nicht versagt. Gestorben ist sie als Lady Martin, die Frau des Sir Theodore Martin, des Biographen des Prinzen Albert und feinsinnigen Uebersetzers Goethischer, Schillerscher und Heinischer Gedichte.



Zur Charakteristik Dickens’.

Die Wertschätzung Dickens’ scheint im englischen Publikum nicht abzunehmen, wie z. B. die seiner großen Genossin G. Eliot; das zeigen die zahlreichen, für jeden Börsenumfang berechneten Ausgaben seiner Werke, die immerfort veröffentlicht werden. Gegenwärtig erscheinen zwei fein ausgestattete, die Temple-Edition und die Gadshill-Edition. Die letztere, die zweitkostspieligste, wird von dem bekannten Litterarhistoriker Andrew Lang mit Einleitungen und Kommentar herausgegeben. Für sie hat er auch eine höchst interessante Studie geliefert über die für das Schaffen dieses Dichters maßgebenden Triebe und Kräfte, deren Inhalt wir kurz wiedergeben wollen.

Nachdem Dickens in seiner trostlosen Jugend die abschreckendsten Schattenseiten des Lebens kennen gelernt hatte, wollte er aufsteigen zu den materiellen Höhen des Daseins, ein reichliches, freigebiges Leben führen. Dieser materielle

Trieb ist in seinem Schaffen von Anfang bis zu Ende deutlich erkennbar. Ebenso stark in ihm ist das Streben nach Ansehen bei den Menschen, nach litterarischem, und — seiner schauspielerischen Fähigkeit entsprechend — schauspielerischem Ruhme. Die letztere Neigung, die ihn als Rhapsoden seiner eigenen Dichtungen auf die einträglichen, aber körperlich ruinierenden Vorlesungs-Touren trieb, ist als die indirekte Ursache seines frühen Todes anzusehen. Seine Jugendbildung war auffallend vernachlässigt worden, und der Drang zu fortwährender, intensiver Vertiefung seines Wissens stellte sich in späteren Jahren bei ihm nicht ein: er schrieb eben nur und las sehr wenig. Das erklärt das verhältnismäßig nicht hohe Niveau seiner Geistesentwicklung.

Dickens' Jugendlektüre erstreckte sich vorwiegend auf die Novellisten des 18. Jahrhunderts; daher schildert er uns vielfach das gedankenlos fröhliche Leben jener Zeit, in der das "merry old England" sich zu Ende lebte: die Menschen der „Pickwickier" erinnern an Smollett, sind aber unbekannt in der Wirklichkeit des zweiten Drittels unseres Jahrhunderts. Freilich sind sie nicht ganz unmodern; der Dichter mildert für modernen Geschmack ihre rohe Lebenslust durch den aus der eigenen Zeit geschöpften humanitären Trieb, den er ihnen einpflanzt. Eine andere Folge seiner Jugendentwickelung und der tiefen socialen Unzufriedenheit, die sie ihm einflößte, ist die Vorliebe für die Schilderung der unteren Lebenskreise; die Darstellung der begüterten, zufriedenen, wohlerzogenen Menschenklasse tritt sehr zurück.

Das eigentümliche Leben seiner Figuren, die schlagende Art seines Realismus hat ihren Grund in der Schärfe seines Gesichtes und in der Nachhaltigkeit, mit der seine Phantasie das einmal Angeschaute bewahrte. „Er sah seine Figuren, und er hörte sie sprechen. Er dachte in Bildern." Seine Tochter erzählt in ihrem nachgelassenen Buche über ihren Vater,*) daß sie ihn einst beobachtete, wie er plötzlich von seinem Schreibtisch aufsprang, vor den Spiegel lief, sein Gesicht verzerrte und in fremdem Tone auf sein Spiegelbild einsprach: er veranschaulichte sich körperlich die Figur, die seine Phantasie vielleicht nicht in ganz deutlichen Umrissen ihm zeigte. Das Sonderbare, Lächerliche in einem Menschenbilde trat für sein Auge mit besonders starkem Relief hervor: daher seine Neigung, die komischen und absonderlichen Züge in seiner Zeichnung besonders stark aufzutragen und Karikaturen statt Vollmenschen zu schaffen.

Eine Entwickelung hinsichtlich der Stoffe, die er im Laufe dreier Jahrzehnte behandelte, giebt es für Dickens nicht: die Welt seiner Phantasie ist fertig mit dem ersten Werke, den "Sketches". Ebensowenig ist ein Aufsteigen in der Kompositionsweise bemerkbar: Dickens hat vielfach an zwei Romanen gleichzeitig gearbeitet, und sein Erwerbstrieb ließ es nicht zu, daß er irgend einen Roman vor seiner nummerweisen Veröffentlichung fertig stellte. Infolge dieser Hast der Arbeit ist die Komposition überall, auch in seinem besten Werke "David Copperfield" sehr mangelhaft. Eine beschränkte Entwickelung giebt es nur in seiner Darstellungsart. Das Komische in seinen „Skizzen" ist viel mehr Satire als Humor; dieser tritt in seiner hinreißenden Wirkung zuerst in den „Pickwickiern" auf. "Oliver Twist" ist das erste Produkt, in welchem die andere seiner dichterischen Kräfte sich zeigt, die Fähigkeit, durch Rührung zu erschüttern (the

*) Mamie Dickens: "My Father as I recall him". 1897.

Pathetic, wie die Engländer sagen). Diese Erschütterung wird im Gegensatz zu der tragischen durch die Leiden schwacher, zarter Naturen hervorgerufen. Es ist für unseren Geschmack unfraglich, daß Dickens in dem Streben nach dieser Wirkung auf weichliche, weibliche Gemüter vielfach zu weit geht und sentimental, ja, larmoyant wird.

Obgleich Lang vorher den Wert einer zielbewußten Komposition zugestanden hat, schließt er doch — echt englisch! — mit einer Verhöhnung der ästhetischen Theorien. Er meint, es hätte noch niemals ein Künstler anders geschaffen, als ihn sein Temperament und sein Genie zu schaffen trieb; machte er sich Gedanken über ästhetische Theorien, so entnahm er diese immer nur der eigenen Art des Schaffens. Dieser Ausspruch ist nicht nur grundfalsch, sondern, man möchte fast sagen, ungebildet. Unsere größten Dichter sind immer bemüht gewesen, den Weg klar zu erkennen, auf dem sie zu großen, gesunden und legitimen Kunstwirkungen gelangen konnten, und sie haben — wie das Zusammenarbeiten Goethes und Schillers zeigt — nur Vorteil davon gehabt.*)



Aesthetische Kritik und Carlyle.

Es ist eine seltsame Erscheinung, daß bei einem Volke, dessen nationale Dichtung sich so reich entwickelt hat, die Kunsttheorie thatsächlich noch in den Windeln liegt. Die sogenannte „ästhetische Kritik" der vornehmsten englischen Journale eine Zeitlang zu verfolgen, ist eine abschreckende Aufgabe: immer dieselben Redensarten vom Pathetischen und Gefühlvollen (emotional), vom Humoristischen, vom Romantischen (d. h. Abenteuernden) und Realistischen, von der Fabel (plot) und von den Einzelvorgängen (incident), aber auch nicht ein einziges Urteil, das sich auf irgend ein klar erkanntes Kunstgesetz gründete. Und wenn man dann noch diesen Roman verwerfen hört, weil er unsittliche Vorgänge schildert, jenen preisen, weil er sehr moralisch ist, dann hat man das Gefühl, als ob man in einer gebildeten Gesindestube säße. In keins der englischen philosophischen Systeme ist die Theorie vom Schönen als selbständiges Gebiet aufgenommen; ein Buch mit dem Titel „Aesthetik" giebt es nicht. Im allgemeinen sind die Engländer auch heute über die banale Auffassung der Kunst als moralische Schulmeisterin, nach welcher die Fabel die höchste Kunstgattung sein müßte, noch nicht hinausgekommen.

Wenn man bei uns die Geschichte der Kunsttheorie studieren will, so hat man eine große Reihe abgeschlossener Schriften über dieses Gebiet aus dem vorigen und diesem Jahrhundert zu überwinden — einen gewaltigen Stoff. Wer das Nämliche in England unternimmt, der findet eine kleine Zahl kleiner Aufsätze von beschränktem Gesichtsfelde, und dann muß man die Dichter durchsuchen nach einzelnen Urteilen, die sie bei dieser und jener Gelegenheit über Wert, Ziel und Praxis ihrer Lebensthätigkeit abgegeben haben. Das erkennen wir aus

*) Auf der anderen Seite muß aber doch vor einer übertriebenen Wertschätzung der ästhetischen „Theorie" gerade bei uns Deutschen gewarnt werden. Auch den Urteilen des Hrn. Verf. über Dickens kann ich in diesem Sinne nicht überall gleichmäßig beipflichten. D. H.

einem interessanten deutschen Buche über diesen Gegenstand, das vor zwei Jahren erschienen ist: „Die Kritik in der englischen Litteratur des 17. und 18. Jahrhunderts" von Paul Hamelius. Das Buch konnte nicht geschrieben werden ohne eine Durchsicht der gesamten poetischen Litteratur dieser Zeit, und doch ist die Ausbeute eine geringe zu nennen. Wir lesen viel von Richtungen und Stilarten, die nacheinander zur Geltung kommen, von den Grundgesetzen des dramatischen, epischen oder lyrischen Schaffens fast nichts.

Etwas reichlicher dürfte die Ausbeute sein, wenn der Verfasser seine fleißige Forschung auf dieses Jahrhundert ausdehnen wollte; aber von grundlegenden kritischen Schriften, wie etwa die unseres Lessing, ist auch in diesem Jahrhundert kaum die Rede. Es wird sich im wesentlichen wieder um Aphorismen der Dichter und Kritiker handeln, die sorgfältig zusammengesucht und systematisch geordnet werden müssen. Am meisten in Betracht kommen würden Burke: „Eine philosophische Untersuchung über den Ursprung unserer Vorstellungen vom Erhabenen und Schönen", Shelley's Fragment: „Eine Verteidigung der Poesie", W. Knight: „Die Philosophie des Schönen" und die kritischen Essays von Leigh Hunt, Hazlitt, Ruskin, Arnold und — nicht zu vergessen — Carlyle.

Carlyle ist, ehe er Socialphilosoph und Historiker wurde, ausschließlich ästhetischer Kritiker gewesen, und seine Biographie von Schiller, die Betrachtungen über Goethes Faust, der klassische Essay über Burns und eine große Reihe anderer Aufsätze sind voll von feinen Bemerkungen über die Wirkungen der Poesie, sowie über ihre Aufgabe und Bedeutung. Man hat in späteren Jahren wenig Aufhebens von Carlyle als Aesthetiker gemacht, weil er in der größeren Hälfte seines Lebens sich praktischeren Studien zugewandt hatte und schließlich dahin gelangte, die Kunst nur nach ihrem ethischen oder socialen Einfluß zu taxieren. Aber im Anfange seiner Laufbahn ist er auf diesem Gebiete, wie auf dem socialen und historischen, ein originaler Denker. Bisher ist seine Bedeutung in dieser Richtung nicht genügend beleuchtet worden. Von dem traurigen biographischen Versuch des geistig ganz unzureichenden Eugen Oswald können wir überhaupt nichts verlangen. Aber auch das schöne Buch von Ewald Flügel: „Thomas Carlyles religiöse und sittliche Entwicklung und Weltanschauung" enthält nur ein kurzes Kapitel über den Aesthetiker Carlyle; das neueste deutsche Werk über Carlyle von G. von Schulze-Gaevernitz leider gar nichts.

Damit soll dem Verfasser indessen kein Vorwurf ausgesprochen werden; denn auf den fünfzehn Bogen, welche der Verleger E. Hofmann seinen „Geisteshelden" durchschnittlich bewilligt, kann die Bedeutung eines Menschen wie Carlyle nicht erschöpft werden. Schulze-Gaevernitz hat denn auch seine Aufgabe verständig beschränkt, indem er nur Carlyles „Welt- und Gesellschaftsanschauung" behandelt hat, diese allerdings mit einer bewundernswerten Klarheit und Vollständigkeit. Wenn wir so alle einzelnen Strahlen, die bei der Lektüre seiner Schriften unser Inneres erhellt haben, in einen Brennpunkt gesammelt sehen, blendet uns die Geistesgröße dieses außerordentlichen Mannes, der uns das Walten Gottes in der Geschichte als den besten Beweis für sein Dasein enthüllt, der die Kulturaufgabe des Menschen und die Bedeutung der Religion und speziell des Christentums als vornehmsten Kulturfaktors mit einer erhabenen Freiheit des Denkens darlegt, welche den ohnmächtigen Jammerern

über den Verfall der Religion ein Vorbild und eine Mahnung sein sollte, der unserer Zeit den Kern ihres Wesens und ihrer verwirrten Not, ihren furchtbaren Zukunftsschauern den Leitstern des rettenden Gedankens zeigt. Wahrlich — und die Klarheit dieser Ueberzeugung ist der schönste Erfolg der Lektüre des genannten Buches — Carlyle ist neben Goethe und Bismarck der größte germanische Mann dieses Jahrhunderts. Freilich auch eine andere Wahrnehmung vermittelt uns diese systematische Ordnung, diese scharfe Formulierung des Carlyle'schen Denkens. Sie zeigt, daß Carlyle das System seiner Weltanschauung nicht ausgearbeitet hat; es fehlt vielfach die Ausgleichung der zu den verschiedensten Zeiten bei den verschiedensten Anlässen ausgesprochenen Gedanken, und es ist leicht möglich, der einen Behauptung eine widersprechende in einer anderen Schrift gegenüberzustellen; ein Recensent des Schulze-Gaevernitz'schen Buches hat im „Litterarischen Centralblatt“ mit großer Genugthuung auf diese Erscheinung hingewiesen. Das hätte er schwerlich gethan, wenn er zu der Einsicht gelangt wäre, daß die Widersprüche sich nur auf den Nebenpfaden des Denkens finden, daß die Lebensanschauung Carlyles als Ganzes darum doch einheitlich und ungebrochen ist und daß es für unsere arme, kranke Zeit keine bessere Arznei giebt als das Studium seiner Werke. —r—.



Neuere Geschichtsforschung.

Von den Wissenschaften erfreuen sich heutzutage diejenigen der gründlichsten Pflege, die sich mit der Erforschung des Thatsächlichen beschäftigen: also Naturwissenschaft im weitesten Sinne mit Einschluß der Medizin (sogar die Philosophie hat, wie die Wundt'sche Schule zeigt, die naturwissenschaftliche Methode des Experiments angenommen) und Geschichte. Zwar hat gerade die deutsche Geschichtsschreibung in den letzten Jahren drei ihrer Größten durch den Tod verloren: Ranke, Treitschke, Curtius, und von der alten Generation, die den Ruhm deutscher Geschichtsforschung über die Erde verbreitet hat, lebt nur noch Mommsen. Aber eine stattliche Schar jüngerer Historiker ist herangewachsen, die allerdings zum Teil die Bahnen jener Großen verlassen haben, um selbständige Wege einzuschlagen und von jenen vernachlässigte Gebiete des geschichtlichen Wissens ihrerseits zu bearbeiten.

Ranke's Methode bestand darin, daß er das historische Geschehen als solches, wie es durch die Handlungen der leitenden Persönlichkeiten bedingt wird, als den Hauptgegenstand der Geschichte betrachtet. Jene rücken daher bei ihm in den Vordergrund der Darstellung, während das Zuständliche mehr zurücktritt. Am schärfsten steht dieser Richtung die marxistische gegenüber, die umgekehrt auch den größten Individuen keinen maßgebenden Einfluß auf den Lauf der Begebenheiten einräumt, sondern alles lediglich auf Massenbewegungen — und zwar rein wirtschaftlicher Art — zurückführt. Zwischen beiden Richtungen mitten inne steht eine dritte — die kulturhistorische, welche den Gedanken von Marx nicht in seiner Schroffheit festhält, sich aber doch grundsätzlich auch von

der Ranke'schen Methode dadurch unterscheidet, daß sie das Hauptgewicht auf die Darstellung des allgemein-kulturgeschichtlichen Hintergrundes legt und zu zeigen unternimmt, wie selbst die Thaten der größten Staatsmänner doch, wenn sie von Erfolg begleitet sein sollen, immer in der richtigen Erkenntnis der treibenden Ideen ihres Zeitalters wurzeln müssen; (vergl. die Erfolge des Fürsten Bismarck in der deutschen Frage und seine Mißerfolge im Kulturkampf und in der socialen Frage). Ranke lehnte die Idee eines bestimmten geschichtlichen Fortschritts ab, weil dadurch eine Generation zu Gunsten einer anderen mediatisiert, jedem einzelnen Zeitalter die selbständige Bedeutung verkümmert werde. Die zuletzt geschilderte Richtung hingegen, deren Hauptvertreter in Deutschland Lamprecht ist, wird umgekehrt zur Annahme allgemeiner Gesetze in der historischen Entwickelung neigen, die, von den leitenden Persönlichkeiten unabhängig, von diesen vielmehr Beachtung fordern —: unda fert, nec regitur, drückte es Fürst Bismarck einmal aus. Dieser Gegensatz hat in jüngster Zeit zu einem heftigen wissenschaftlichen Streite zwischen dem Anhänger Rankes, von Below, und Lamprecht geführt. Jener hatte in der „Historischen Zeitschrift“ (Bd. 81) in einem Aufsatze über „Die neue historische Methode“ Lamprechts Geschichtsauffassung angegriffen; dieser antwortet in einer besonderen Broschüre „Die historische Methode des Herrn von Below“ (Berlin 1899. R. Gaertners Verlagsbuchhandlung, Hermann Heyfelder). Below geht so weit, die Annahme von historischen „Gesetzen“ für unvereinbar mit dem Berufe des Geschichtschreibers zu erklären, dessen ausschließliche Aufgabe es im Gegenteil sein soll, „ins Detail hinabzusteigen“ und sich „vorwiegend und in erster Linie mit den Varietäten“ zu beschäftigen. Dem gegenüber unternimmt Lamprecht in weit ausholenden, von allgemeinen erkenntnistheoretischen Grundlagen ausgehenden Erörterungen den Nachweis, daß wissenschaftliches Denken nur auf das vergleichbare Typische gehen kann. Für die Geschichtswissenschaft folge hieraus, daß die Kulturgeschichte, insofern sie die Wissenschaft der typischen geschichtlichen Erscheinungen ist, als historische Grundwissenschaft betrachtet werden müsse und daß infolgedessen die von der historischen Forschung feststellbare Bedeutung der einzelnen Individuen sich auf die Bedeutung der socialphysischen Faktoren (Zustände) gründen müsse. Zu allen Zeiten und unter allen Umständen sei die Gewalt der wichtigsten Zustände stärker gewesen als die Kraft selbst der mächtigsten Personen.

Von der Idee eines durchgehenden geschichtlichen Fortschrittes geht auch ein anonymes Buch aus, das unter dem Titel: Weltgeschichte in Umrissen. Federzeichnungen eines Deutschen, ein Rückblick am Schlusse des neunzehnten Jahrhunderts bereits in zweiter Auflage erschienen ist (Berlin 1898. E. S. Mittler & Sohn). Doch ist die Anschauungsweise des Verfassers insofern einseitig, als er die Grundlagen der Weltgeschichte lediglich in „Gottesverehrung und Bezwingung des Egoismus“ erblickt. Abgesehen davon, daß sich beides oft decken wird (denn eine Hauptaufgabe aller Religionen war es von jeher, höhere Formen der Sittlichkeit zur Geltung zu bringen), werden dadurch die wirklich schöpferischen, thätigen Kräfte in der Geschichte doch noch nicht erschöpft. Es scheint vielmehr das Schicksal des Menschengeschlechts und der einzelnen Völker, daß ihr materielles Wohlbefinden nur durch Bethätigung eines „gesunden Egoismus“ gefördert wird. Und in der Ausführung des Werkes weicht der Verfasser auch von seinen in der Einleitung erörterten Grundsätzen

ab, indem er in der That ein umfassendes Bild aller Kulturbedingungen entwirft, welche die Menschheit in ihrer Entwickelung teils vorwärts gebracht, teils gehemmt haben. So ist denn auch ein anziehendes und fesselndes Buch entstanden, dessen Werte Ausstellungen in dieser oder jener Einzelheit keinen Eintrag thun.

Einen bedeutsamen Abschnitt der deutschen Geschichte des sechzehnten Jahrhunderts hat sich Erich Brandenburg in seinem Werke Moritz von Sachsen zur Behandlung gewählt, dessen erster Band: Bis zur Wittenberger Kapitulation im Verlage von B. G. Teubner in Leipzig 1898 erschienen ist. Es ist eine anziehende, auf genauesten und umfassendsten archivalischen Forschungen aufgebaute Schilderung, die uns der Verfasser von seinem, bisher so verschieden beurteilten Helden entwirft: in den Krieg war er allerdings mehr geschoben als zielbewußt handelnd eingetreten. Als er aber einmal darin stand, entfalteten sich alle seine Vorzüge: kühne Entschlossenheit, unermüdliche persönliche Tapferkeit, äußerste Zielbewußtheit, Beharrlichkeit und Festigkeit in Sieg und Niederlage.

Sehr bedeutend sind auch die „Umrisse und Untersuchungen zur Verfassungs-, Verwaltungs- und Wirtschaftsgeschichte besonders des preußischen Staates im 17. und 18. Jahrhundert“ von Gustav Schmoller (Leipzig, Dunker & Humblot 1898). Der stattliche Band enthält eine Zusammenstellung von früheren Arbeiten des berühmten Nationalökonomen, die dadurch erst ihre richtige Schätzung ermöglichen. Das „Leitmotiv für das Ganze“ ist die erste Abhandlung, „Das Merkantilsystem in seiner historischen Bedeutung: städtische, territoriale und staatliche Wirtschaftspolitik“, die seinerzeit maßgebend für die ganze Auffassung der Frage geworden ist. Mit großem historischen Weitblick weist Schmoller nach, daß der Uebergang von einer zur anderen Form der Wirtschaftspolitik nicht von der Willkür oder dem Entschluß irgend eines Fürsten oder Staatsmannes bedingt wird, sondern durch die Bedürfnisse der Zeit, die gesteigerte Volksmenge und die gesteigerten Ansprüche, denen die frühere Wirtschaftsform nicht mehr genügte. Ein lehrreiches Beispiel zu den im Anfang dieser Uebersicht entwickelten Gedanken.

Hingewiesen sei noch auf drei andere wertvolle Veröffentlichungen desselben Verlages: Ausgewählte Schriften vornehmlich historischen Inhalts von Alfred Dove (hervorzuheben namentlich die zweite Abteilung, die ausschließlich dem Gedächtnis Rankes gewidmet ist), Vorträge und Abhandlungen von F. X. von Wegele, und die dritte Auflage von Erich Marcks, Kaiser Wilhelm I., einem Werke, dessen größter Vorzug in der erstaunlichen Objektivität beruht, mit der es der Verfasser verstanden hat, die Geschichte der jüngsten Vergangenheit zu behandeln. In der vorliegenden dritten Auflage sind schon die Aufschlüsse aus der neuesten Bismarcklitteratur bearbeitet worden, was natürlich den schon an sich bedeutenden Wert des Buches noch erhöht.

Ueber deutsche Geschichte im Zeitalter Napoleons I. liegen zwei neuere Werke vor, die sich — wenigstens zum Teil — ergänzen: Deutsche Geschichte von der Auflösung des alten bis zur Errichtung des neuen Kaiserreiches (1806—1871). Von H. v. Zwiedineck-Südenhorst. Erster Band: Die Zeit des Rheinbundes und die Gründung des Deutschen Bundes (1806--1815). (Bibliothek deutscher Geschichte: Her. von H. v. Zwiedineck-Südenhorst, Stuttgart 1897. J. G. Cotta Nachf.) und Metternich und seine auswärtige Politik. Von Fedor von Demelitsch. Erster

Band (ebenda 1898). Behandelt das erste den ganzen Zeitraum mit gleichmäßiger Berücksichtigung aller in Betracht kommenden Momente, so bietet das Werk über Metternich die Ergebnisse eines umfassenden archivalischen Studiums, die um so wertvoller sind, als gerade aus der napoleonischen Zeit so viele Fragen noch der endgiltigen Erledigung harren. Dazu kommt, daß der Verfasser zum erstenmale ein unmittelbar aus den Quellen geschöpftes Bild der auswärtigen Politik Oesterreichs entworfen hat. Und gewiß hat er auch darin recht gethan, daß er sich die Zeit wählte, wo unmittelbar nach der Zertrümmerung des alten Deutschen Reiches ein neues Oesterreich mit selbständigen Sonderinteressen auf dem Plane erschien..

Beide Werke, von Oesterreichern geschrieben, vertreten jedoch keinen engherzigen Sonderstandpunkt: Zwiedineck-Südenhorst spricht es geradezu aus, daß die deutsche Geschichte ihr Urteil nur aus dem Gesamtinteresse an der großen Volksgemeinschaft herzuleiten habe; Rücksichten auf einzelne Staaten, Dynastien und Regierungen dürfe sie so wenig kennen wie auf einzelne politische Parteien: „Sie alle wechseln, das deutsche Volk aber, seine Einheit und sein geistiger Zusammenhang wird sie alle überdauern." Auch das Werk von Demelitschs hält sich fern von jeder Gehässigkeit gegen die anderen deutschen Staaten, obgleich es vom Sonderstandpunkte eines strammen Oesterreichertums aus wohl erklärlich scheinen könnte, wenn der Verfasser nicht gerade mit großer Begeisterung und Liebe die Beziehungen zu Preußen und den Rheinbundstaaten beurteilte. Daß man in Wien von Preußen äußerst gering dachte und dem Nachbarstaate einen großen Teil der Schuld an dem gewaltigen Anschwellen der Macht Napoleons zuschrieb, entsprach nur den Verhältnissen. Es ist schließlich auch zu verstehen, wenn der leitende österreichische Staatsmann, erbittert über die schwankende Haltung Preußens in dem Kriege von 1809 und eingedenk seiner alten unversöhnbaren Rivalität bestrebt war, diesem Staate seine Ohnmacht recht deutlich vor Augen zu führen. Wenn von Demelitsch dies der Wahrheit gemäß auch berichtet, so steht er doch andererseits nicht an, darauf hinzuweisen, wie wenig Metternich sowohl als der österreichische Gesandte in Berlin, Wessenberg, die Bedeutung der Stein'schen Reformen zu würdigen wußten. In den maßgebenden Kreisen Oesterreichs, erzählt er, blickte man ohne jede Ausnahme auf diese Bestrebungen mit Geringschätzung und stellte das ganze Reformwerk als ein auf philosophischen Theorien aufgebautes fragmentarisches System hin, dem der Geist der Zerstörung innewohne. Es sei so recht das Erzeugnis der Krankheit des Jahrhunderts. Nachdem dieses System, statt von oben auszugehen, unten ansetzte, erschien es auch selbstverständlich dem Grafen Metternich als reine Revolution. Deutlicher kann man wohl die Rückständigkeit in den Ideen der österreichischen Staatsmänner, die gerade das als Krankheit auffaßten, was einzig und allein zur Gesundung Preußens führen sollte, nicht anerkennen. So sind beide Werke ein erfreulicher Beweis dafür, daß das Gefühl der Zusammengehörigkeit der deutschen Stämme auch über die politischen Grenzen hinaus lebendig ist, und in beiden findet es ebenso entschiedenen wie vornehmen Ausdruck.

—ℓ—.



Aber die Liebe…

(Von den Berliner Bühnen.)

Ich weiß nicht, wer den Satz zuerst formuliert hat und weiß nicht, wo er steht. Aber wir alle haben seine Wahrheit erfahren: das Weib trachtet unendlich mehr danach, glücklich zu machen, als glücklich zu sein. Der Mann ist der größere Egoist, und er muß es sein. Er bricht die Bahn für die Familie, der er Charakter und Namen giebt, und für die er mit beidem einsteht. Der Mann sei der Kopf, die Frau das Herz der Ehe. Der Kopf soll hören auf das pochende Warnen des Herzens, aber das Herz soll dem Kopf vertrauen, daß er in schwierigen Zeiten mutig und ehrlich das Richtige trifft.

Man mag die Frage der Beziehungen der Geschlechter zu einander drehen und deuteln wie man will, wahrhaft gesunde Verhältnisse erwachsen nicht auf dem Boden jener Gleichberechtigung, die durchaus keine Erfindung unseres Jahrhunderts, sondern so alt ist wie die Thatsache, daß es männliche Frauen und weibliche Männer giebt. Und zwar in unserer Zeit, da alles Wissen und Können sich tausendfach verzweigt und von einer einzigen Intelligenz unmöglich ganz zu erfassen und zu beherrschen ist, scheint mir das Weib seine Weibheit, der Mann seine Männlichkeit stärker betonen zu müssen.

Ich kenne eine Reihe sehr achtbarer, prächtiger Frauen, die durch widrige Lebensumstände oder unbezwingbare Neigung in Berufe getrieben wurden, die seit Jahrhunderten und bei allen Völkern männliche Berufe waren. Ich habe mit Vergnügen in diesen Tagen gelesen, daß ein siebzigjähriges Fräulein in Kiel in Anerkennung ihrer Verdienste um das Schleswig-Holsteinische Museum vaterländischer Altertümer Professor geworden und von illustren Akademien durch Adressen geehrt worden ist. Ich verehre die wundervollen Dichtungen einer Annette von Droste-Hülshoff und lese mit aufrichtiger Hochachtung die bald in ihrer Wehmut ergreifenden, bald in ihrem gütigen Humor erquickenden Geschichten der Frau von Ebner-Eschenbach. Aber die echteste und tiefste Wirkung erzielt die Frau für mich doch nur als Frau, d. h. da wo sie das Leben und die Weisheit der Jahrhunderte hingestellt hat, und von wo sie kein sogenannter „Fortschritt“ wegreißen wird, ob er auch alle Schranken niederzulegen sich vermißt, sogar die Schranken zwischen den ewig feindlichen und ewig sich suchenden Geschlechtern.

Ich habe keinen geringen Helfer auf meiner Seite: Goethe. Wie in so vielen Fällen, die ihm die Epigonen nicht verzeihen mögen, hat der alte Herr auch hier das Einfachste, das Richtigste ausgesprochen. Weiber klagen oft, hat er gesagt, daß die Männer ungerecht gegen ihr Geschlecht seien, alle höhere Kultur für sich behalten, die Weiber zu keinen Wissenschaften zulassen wollen und verlangen, daß sie nur Tändelpuppen oder Haushälterinnen sein sollen. Es ist sonderbar, daß man es dem Manne verargt, der eine Frau an die höchste Stelle setzen will, die sie einzunehmen fähig ist; und welche ist höher, als das Regiment des Hauses? Wenn der Mann sich mit äußeren Verhältnissen quält, wenn er die Besitztümer herbeischaffen und beschützen muß, wenn er überall von Umständen abhängt, und — ich möchte sagen nichts regiert, in dem er zu re-

gieren glaubt; immer nur politisch sein muß, wo er gern vernünftig wäre; versteckt, wo er offen; falsch, wo er redlich zu sein wünschte; wenn er um dieses Zieles willen, das er nie erreicht, das schönste Ziel, die Harmonie mit sich selbst, in jedem Augenblick aufgeben muß — so herrscht dagegen die vernünftige Frau im Innern wirklich und macht einer ganzen Familie jede Thätigkeit, jede Zufriedenheit möglich.

Heißt es wirklich von der Frau, ihren Fähigkeiten, ihrer Aufgabe, ihrer Sphäre niedrig denken im modernen Sinn, wenn man so poetisch hoch von ihr denkt? Gewiß hat derselbe Goethe seine Iphigenie sagen lassen:

> Der Frauen Zustand ist beklagenswert;
> Zu Haus und in dem Kriege herrscht der Mann,
> Und in der Fremde weiß er sich zu helfen.
> Ihn freuet der Besitz, ihn krönt der Sieg,
> Ein ehrenvoller Tod ist ihm bereitet.
> Wie enggebunden ist des Weibes Glück ...,

aber wir dürfen nicht vergessen, daß in hellenischer Objektivität der Dichter hier aus dem Empfinden der herben, keuschen Artemis-Priesterin heraus redet. Es ist die Tochter Agamemnons, die sich später selbst in dem Gespräch mit Pylades als echtes Weib kennzeichnet in den schönen, ehrlichen Worten: „Ich untersuche nicht, ich fühle nur“ — es ist die vor dem Opfertod durch die Gnade der Göttin Gerettete, die zu uns spricht.

Aber von dem immer wiederkehrenden Gedanken an den „beklagenswerten Zustand der Frauen“ ausgehend, kämpfen zwei ganz verschiedene Richtungen heute für die Gleichberechtigung, die auch gleiche Pflichten nach sich ziehen sollte. Die einen kämpfen für die Frau, die durch Schicksal oder freien Willen außerhalb des Gefüges der Familie steht; die nicht die Gefährtin eines Mannes und die Hüterin ihrer Kinder ist und sein will. Die andern kämpfen für die Frau, die, innerhalb dieses Gefüges stehend, den Druck von Ketten zu empfinden glaubt, die alle Freiheit ihrer Seele einschnüren. Jene kämpfen für ein kleines Häuflein Freier, aber Enterbter; diese glauben für die Freiheit der Sklavin zu kämpfen. Beide Parteien ziehen aus gegen denselben Feind und ihr Schlachtruf ist der gleiche. Die ernsten Nationalökonomen und die schwärmenden Poeten rufen ihn herausfordernd hinaus ins neue Jahrhundert, und das Echo der Satiriker wirft ihn lachend zurück: „Platz den Frauen!“

* * *

Nicht lange nachdem des alten Aristophanes blutige Satire auf die Emancipation der Weiber nach siebenzig Menschenaltern im „Neuen Theater“ wieder auferstand, lernten wir im „Berliner Theater“ den satirischen Schwank kennen, zu dessen Titel und Leitmotiv zwei fingerfertige Franzosen den uralten Schlachtruf gewählt haben: „Platz den Frauen!“ Aristophanes wirkt heute nicht mehr auf die Masse; aber den Klugen, Verstehenden bereitet sein boshaftes Spiel noch heute Vergnügen. Die Herren Valabrègue und Hennequin werden mit ihrem Schwank „Place aux femmes“ bei einer späteren Generation nicht erleben, was ihnen heute schon versagt war. Mit dieser Cirkus-Komik, in der der Unsinn Orgien feiert, geht man den wahren Schäden und Fehlern der Zeit schlecht zu Leibe. Die herrliche Waffe der Satire, die die witzigsten Geister der Jahrhunderte einander von Hand zu Hand gereicht haben, kann nur scharf und blank

und gefährlich bleiben, wenn das Ziel, das sie treffen soll, klar und deutlich vor unsern Augen liegt. Wollte die Satire der beiden Franzosen wirklich die Uebertreibungen dieser ganzen Bewegung treffen, die, wie Lou Andreas-Salomé kürzlich in einem sehr ernsthaften Aufsatz auseinandergesetzt hat, völlig übersieht, daß das Weib als eine durchaus selbständige Form des Menschtums angesehen werden und aus ihrer physischen und psychischen Beschaffenheit heraus die Forderung eigener ethischer Maximen aufstellen muß; wollte die Geißel ihres Humors in Wahrheit die Emancipationsgelüste treffen, die in unserer Zeit wieder zuversichtlich das Haupt heben — dann müßten die Figuren bei aller Narrheit und Lächerlichkeit ihrer Ansichten und Wünsche doch Menschen bleiben. Aber die beiden Franzosen schaffen die Karikatur der Karikatur. Sie verstehen das beste Geheimnis der Satire nicht: einen Augenblick scheinbar ernst zu nehmen, was im nächsten Moment grausam verhöhnt wird. Ihr Hohn ist nicht grausam, weil er dumm ist; ihr Witz ist nicht vernichtend, weil er sich vor dem nachprüfenden Auge in Albernheiten auflöst.

Die Damen des Hauses Cascadier — so fabeln die beiden Autoren — haben heftige Emancipationsgelüste, und da das Haupt der Familie das Urbild eines ausgewachsenen Gehirntrottels ist, so haben sie's leicht, diese Gelüste in die That umzusetzen. Mama Cascadier ist Anwalt geworden — sie hat keine Klienten. Die eine Tochter ist Aerztin — sie hat keine Patienten. Die zweite Tochter ist Malerin — sie findet keinen Dummen, der ihre Bilder kauft. Nur die letzte Tochter, das Aschenbrödel dieser närrischen Sippe, hat auf ganz unmoderne Weise ihr Leben gestaltet: sie ist Gattin eines Mannes geworden, der sie liebt, und Mutter reizender Kinder, die sie vergöttern. Papa Cascadier aber zählt, während seine Damen sich mit Eifer männlichen Beschäftigungen hingeben, die Wäsche und verrichtet — an Wilhelm Buschs fröhlicheren Herrn Knopp erinnernd — allerlei andere Beschäftigungen, die sonst wohl als weibliche gegolten haben. Ja, er sieht die Zeit schon kommen, wo die Männer schließlich auch noch — Ammen werden können. Um die Heirat der Malerin oder vielmehr um die sofort von dem hereingefallenen Gatten angestrebte Scheidung dreht sich das Stück. Und der gesunde Menschenverstand dreht sich mit und läßt sich in einem Wirbel von Unsinn und Unmöglichkeit um den Atem bringen. Ein oberflächlich aufgeklebter „befriedigender Schluß" ist des ganzen Machwerks würdig. Und diesen ebenso groben, wie billigen Hohn, diese plumpe, unsichere Satire belachte und beklatschte das Publikum emsig. Der Haß gegen die Frauenemancipation muß im Familientheater in der Charlottenstraße sehr groß sein, wenn man den Gegnern der starken Bewegung mit so plumpen und unsauberen Geschossen zu werfen erlaubt ...

* * *

Am Abend des 8. April hatte man im „Deutschen Theater" der Gestalt der Mutter den Krieg erklärt. Man gab ein kleines satirisches Stückchen; das Publikum, das mit unhöflicher Schärfe ablehnte, unterschätzte es. Man ließ ein behagliches, liebenswürdiges Schauspiel folgen, und das Publikum war geneigt, es ein wenig zu überschätzen. Dieses ist reizend in seinem anspruchslosen, gutmütigen Humor, aber eine litterarische „That" ist es gewiß nicht. Jenes ist boshaft und tendenziös, aber für solch boshafte Tendenz reicht die dramatische Kraft des jungen Wieners noch nicht aus, der es schrieb. Das schönste und

natürlichste Gefühl, das menschlichste und ohne jeden Kommentar verständlichste ist die Mutterliebe. Ist doch das Kind, wie ein Romantiker es schön ausdrückt, nichts anderes als eine sichtbar gewordene Liebe. Das schwache, hilflose Kind bedarf der sorgsamen Hände, die es zudecken, und der wachenden Augen, die seinen arglosen Schlummer hüten. Der rechten, echten Mutter entwächst ihr Kind nie ganz. Denn es wird die böse und doch für sie in allem Schmerz so süße Stunde kommen, wo der Erwachsene, der Gereifte, der im Kampf längst Bewährte krank, vom Leben gebrochen, vom Liebsten enttäuscht, zu ihr zurückkehrt, den Kopf weinend in ihren Schoß birgt und sein stummer Schmerz ihr beichtet. Und die gebückte Frau in weißen Haaren thut dem Müden, was das jungblühende Weib einst vor langen, langen Jahren seiner sorglosen Kindheit gethan hat: es deckt mit zarten, behutsamen Händen seine Wunden und mit wachenden Augen hütet es seinen Schlummer ...

Es ist so viel über die Frauen geschrieben von Klugen und Thoren, von rasch entflammten Verliebten und guten Hassern, von sklavischen, weichlichen Feministen und rüden, muskulösen Verfechtern der Herrenmoral, von derben Ehrlichen und geschmeidigen Poseuren. Eines aber scheint mir in dem, was an Wertvollem gesagt ist über die Weibnatur, überall dasselbe zu sein, so verschieden auch sonst Erfahrung und Urteil lauten mögen. Und dieses Eine ist die ewige Wahrheit, von der schon jene Frauen Zeugnis ablegten, die Klage führend vor Salomos Richterstuhl erschienen: Das Vornehmste in einer edlen Frau und das Beste in einer verdorbenen ist immer das Muttergefühl. Und in das Muttergefühl mag sich der Stolz mischen. Das Leben einer Frau hat in den Kindern sein Bestes gegeben, es wäre ein Widersinn der Natur, wenn das Mutterauge nicht strahlend ihrem Wachstum folgte. Eine Mutter bangt um die Wunden, die dem Kinde die Welt schlagen wird, aber sie ist stolz auf die Wunden, die es aus siegreichen Kämpfen heimträgt. Jede Mutter denkt ein wenig, wie jene Volumnia, die den trotzigen Coriolan geboren, und die Shakespeare, der große Menschenkenner, zum Freund des Sohnes sagen läßt: „Er hat Wunden in der Schulter und am linken Arm. Das wird große Narben geben, sie dem Volk zu zeigen, wenn er um seine Stelle sich bewirbt."

Aber es giebt eine Mutterliebe, die ganz überwuchert ist von krankhaftem Stolz, die nicht den Blick in verzeihender Güte ruhen lassen kann auf dem, was schwach und menschlich ist in diesem Kinde, die immer gewaltsam den Müden spornt und die Ziele seiner versagenden Kräfte zu hoch steckt. Und das alles nicht, weil sie von dem Sohne das Große hofft, das Starke erwartet, sondern weil ihr Neid — vergleicht. Die andern, die Gleichaltrigen, die kaum Aelteren, sie sollen ihr Kind nicht überflügeln. So wird der Aermste ruhlos vorwärts gepeitscht über seine Kräfte, hinein in falschen Ehrgeiz, in ein falsches Leben. Und wenn dann plötzlich hinter ihm die treibende Hand erlahmt, der lohende Feuerbrand erloschen ist, dann steht der Schwache, einsam und zu Tod ermattet, in einer Welt, die ihm nichts giebt, die er nie verstanden hat, in einem Räderwerk, dem er sich nicht aus eigener Kraft einfügen kann und das den Zaudernden mitleidlos klappernd zermalmt ...

Es giebt Mütter, die von „Liebe" reden, da sie doch nur eitel sind. Die wahre Liebe liebt am stärksten, wo sie helfen muß. Die unwahre Liebe, die von der edelsten Empfindung des Menschenherzens nur den schönen Namen und

das prunkende Mäntelchen geborgt hat, die ist da am stärksten, wo sie vom Gegenstand ihrer Liebe über die Köpfe der staunenden Mitwelt hinweggetragen wird. Diese hascht nach dem Glänzenden, jene greift nach dem Aechten. Diese fragt: wie urteilt die Welt über mein Kind? wie hoch steht es in ihrer Schätzung? Jene aber fragt nur: ist mein Kind glücklich? oder trägt es eine heimliche Wunde, die meiner Pflege bedarf? Diese liebt ihr Kind, wie ein Hofmarschall seinen Souverän, dem er glänzende Feste zurüstet, zu denen die Fürsten sich drängen und von denen die Welt spricht; jene liebt ihr Kind, wie ein schlichtes, treues Volk seinen König liebt; es streut ihm keinen Weihrauch und stellt sein Bild nicht unter die Götter, aber es blutet und stirbt für ihn.

Den Typus der eitlen, thörichten Mutter wollte der nicht unbegabte Wiener Feuilletonist Vacano in seinem Einakter „Mutterherz" zeichnen. Ein gefährlicher Stoff für den knappen Rahmen eines Aktes: eine Frau, die an ihrem Kinde nur liebt, was es in den Augen der Welt gilt; eine Mutter, der die goldenen Tressen auf den Schultern des Sohnes besser gefallen, als seine dankbar und glücklich leuchtenden Augen. Das ist roher, als das Leben; das kommt nicht vor im Leben? O doch! Aber es ist widerlich und entbehrt jeder Größe. Ein Mord aus Ehrgeiz, ein Haß aus Verblendung kann Größe zeigen. Eine Mutter, die nur mit den Augen liebt, ist kleinlich. Die Kunst unserer Zeit aber liebt das Kleinliche und Peinliche als Objekt ihrer Malerei in Worten und Farben. Sie geht dem großen Vorwurf verächtlich aus dem Wege. Sie hat verlernt, al fresco zu malen. Auch Agrippina, die Schwester des Caligula, liebte an ihrem Sohne nur die Staffel zur Herrschaft. Und vielleicht könnte es ein großer Dichter, ein neuer Shakespeare mit hellem Seherblick, aus der mißbildeten Liebe dieses herrschsüchtigen Weibes ableiten, daß eben dieser Sohn, aufgewachsen in der kalten Sonne einer solchen Liebe, das größte Scheusal wurde, das den Thron der Cäsaren geschändet. Nicht der Glanz, wohl aber die Wärme hat der Jugend des Lucius Domitius Nero gefehlt; und der ohne Liebe Gereifte hat den Britannicus vergiftet und Rom in Brand gesteckt.

Aber die Agrippinen und ihre unsühnbare Schuld suchen die Modernen nicht mehr auf den Thronen der Welt. In den Winkeln der Bürgerhäuser spüren sie die Leidenschaften auf, in den „Berliner Zimmern" und in den Dutzendhäusern der Wiener Neustadt. Keinen goldenen Reif, nicht den Purpur und den kapitolinischen Lorbeer verlangte die moderne Agrippina für den Sohn. Nur ein paar Tressen auf die Schulter, ein bißchen Uniform und den strammen Gruß von ein paar „Untergebenen" draußen im Wurstel-Prater ...

Nicht daß es nicht wahr, nicht aus dem Leben genommen, war es, was das Publikum dem jungen Wiener Feuilletonisten an seinem Stücke nicht verzieh, sondern daß die Wahrheit so klein, so kleinlich gefaßt war. Ein so billiger Spott soll nicht an das Heiligste rühren. Ein großer Dichter, der die Welt verachtet und ihren Schäden den wundervoll geschliffenen Spiegel seiner Kunst vorhält, der mag auch an das Bild einer Mutter rüttelnd die Hand legen. Aber der unsichere Schuß des gewandten Talentchens wirkt als kokettes Pamphlet und muß sich von erbosten Zischern sein Urteil sprechen lassen.

* * *

Wie anders das stille, freundliche Stück Max Dreyers: „Hans" in 3 Akten; ich weiß nicht mehr, nennt er's Schauspiel, oder Lustspiel, oder Komödie.

Es ist auch wirklich gleichgültig, wie er's nennt: es ist ein Stückchen Leben, und das ist das Beste, was man von ihm sagen kann.

Da oben, wo die Landkarten von unserm lieben deutschen Vaterland aufhören genau zu sein, lebt auf einer einsamen Nordseeinsel der gelehrte Professor Hartog. „Hans“, eigentlich Johanna, seine Tochter, führt ihm den Haushalt. Es ist eine alte Erfahrung, wenn's auch oft Eltern wie Kinder nicht Wort haben wollen, daß sich die Töchter leichter und inniger an den Vater, die Söhne williger und fester an die Mutter anschließen. Hans hat die Mutter verloren. Der Vater hat sie ihm ersetzt. Und mit den Jahren ist das Töchterlein dem noch jugendlichen Manne ein lieber, treuer Kamerad geworden. Hans ist eine prächtige, offene Natur, ohne überreizte Nerven, ohne falsche Sentimentalität. Klar, wie ein schöner Tag über dem tiefen, stillen, leuchtenden Meer, liegt's über ihrer jungen Seele. Und der Vater ist stolz auf sein schlichtes, herrliches Kind. Da kommt eine Freundin von Hans ins Haus. Aus dem kleinen Kreis droht die Ruhe und Klarheit zu fliehen. In dem Gelehrten, der lange Jahre nur Vater war, erwacht der Mann beim Anblick dieses stillen, blonden Wesens, dem ein unnennbares Leid aus den verträumten blauen Augen spricht. Und das Mädchen liebt den gütigen, klugen Mann wieder, der einer lange vom Leben Gehetzten in so einfacher Herzlichkeit entgegenkommt. Aber sie darf ihn nicht lieben. Die Trauerkleider, die sie noch immer trägt, hat sie nicht für die Eltern angelegt; diesen Eltern war sie längst entfremdet.

Diese harten, stolzen Menschen haben sie verstoßen und nicht mehr gerufen bis zum Tode. Ihre Trauer gilt nicht den Unversöhnlichen; sie gilt ihrem Kinde, dem unglücklichen Geschöpfchen, das der heißen, heimlichen Liebe zu einem Unwürdigen entsprungen, der die arme junge Mutter nur zu bald wieder allein gelassen hat. Halb fürchtend, halb hoffend entdeckt sie Hans ihre Vergangenheit. Aber diese herbe, klare Natur versteht sie nicht; ja, sie hofft in plötzlich erwachender Eifersucht, daß auch der Vater nicht verstehen wird. Aber der kluge, gütige Mann ist zu lange allein gewesen mit der großen, ewigen Natur und ihren Wundern und Rätseln. Er hat in gern getragener Einsamkeit verlernt, mit den kleinlichen Maßen der Pharisäer zu messen, die weiter draußen in den volkreichen Städten mit ihrer unversöhnlichen Kritik das weltflüchtige Unglück verfolgen. In seinen Augen ist dieses stille Mädchen nicht entehrt. Er will der Verirrten weit die Arme öffnen und ihr ein neues, ehrliches Heim bauen. Aber mit dem feinen Instinkt eines flüchtigen Wildes hat das Mädchen selbst erkannt, daß diese Liebe das seltene innige Verhältnis von Vater und Tochter zerstören müßte. Sie gehört zu jenen stillen, vornehmen Naturen, die stets sich zu opfern bereit sind, wo sie lieben. Sie heuchelt noch Liebe zu dem, der sie einst verlassen hat, und enttäuscht tritt der Professor vornehm von seiner Werbung zurück. Hans aber hat indessen in sich selbst den Schlüssel zu all dem seltsamen Unverständlichen gefunden. In einem Jugendgespielen, einem prächtigen Kauz voller Widersprüche, ist ihr der Mann erschienen, der die Harte zur Zärtlichen, die kühl Verständige zur alles Verzeihenden macht. Nun duldet sie selbst nicht mehr die fromme Lüge der Freundin. „Wer glücklich ist, der giebt das Glück, Und nimmt er nicht im Leben, Es kommt von ihm und kehrt zurück Zu ihm, der es gegeben.“ Sie selbst legt dem Vater die Freundin in den Arm ... Es scheint so unmodern, scheint dem Uebel älterer Lustspieltradition verfallen, wenn

der Vorhang sich über zwei glücklichen Paaren senkt. Aber das ist eben der Hauptvorzug dieses gefälligen Werkchens voll behaglicher Güte und verstehender Menschenfreundlichkeit, daß es nur das Gute der alten Tradition und nichts Häßliches der neuen Bestrebung entnimmt. Ein Hauch von echter, unverbrauchter Jugend liegt über diesem Stück. Ein kräftiger, nervenerfrischender Salzhauch weht vom Meer her, und wenn man es vielleicht nicht unter die „bahnbrechenden Thaten" unserer litterarischen Epoche einreihen kann, so wird es doch für die Verständigen immer bleiben, was es den von scharfer Kost eines ganzen Winters übersättigten Premièren-Besuchern jetzt schon war, ein zur Erholung einladendes, erquickendes kleines Idyll von der Nordsee.

Wenn ich aber zu Anfang sagte, daß mit diesem Abend das „Deutsche Theater" der Gestalt der Mutter den Krieg erklärt hätte, so hat der harte Ausdruck auch in Dreyers friedlichem Idyll seine Richtigkeit. Die reizenden, zarten Beziehungen von Vater zu Tochter, dieses seelische Sich-Entgegenwachsen der beiden, diese geistige Gemeinschaft, in der der Vater weiblicher und das Mädchen ein wenig männlicher wird und beide sich als gute, treue Kameraden fühlen, das alles wäre unmöglich, wenn die Gestalt einer Mutter das starke Bindeglied in diesem Kreise wäre. Die Mutter fehlt. Ohne sie, kaum durch ein leises, geistiges Band der Erinnerung an sie gefesselt, wirken und wachsen diese prächtigen Menschen. Ihr Fehlen mag wohl ehemals schmerzlich empfunden worden sein, aber wie sich am gesunden Stamm die Wunden wieder schließen, so ist auch im Leben dieses kleinen Kreises ihr Scheiden überwunden worden. Ein wenig hat der Vater die Mutter, ein wenig die Tochter die Frau ersetzt. So ist er länger jung geblieben, sie früher reif geworden und in beiden hat eine prächtige Menschlichkeit den Beweis geliefert, daß guter Wille und ehrliche Zuneigung geliebten Menschen das scheinbar Unersetzliche zu ersetzen vermag. Wenn auch in unserm Kulturleben das Herz einer Mutter den Pulsschlag der Familie angiebt, so könnte man Dreyers Stück, das absichtslos sich Gebende zur Absicht umdeutend, den Beweis dafür nennen, daß dieser Organismus auch ohne das edelste Organ zu funktionieren vermag.

Dreyer hat nichts weniger als ein Tendenz-Stück schreiben wollen. Aber das zufällige Zusammenspannen seines Idylls mit dem Bacano'schen Einakter regt zum Nachdenken an über das Mutterherz, das den rechten Schlag verlernt hat, und über das Mutterherz, das zu schlagen aufgehört. Dort die Frau, die im Bleiben durch ihre Herrschsucht den Sohn aus dem Elternhaus treibt; hier die Frau, die durch ihr frühes Scheiden Vater und Tochter inniger verbindet.

* * *

Liegt die Stärke von Dreyers Witz diesmal — vielleicht liegt auch die Stärke seines ganzen Talentes darin — in seiner Behaglichkeit, die anheimelnd aus seinem Werkchen auf die Zuschauer überströmt, so liegt die Stärke Leo Hirschfelds in seiner Komödie „Die Lumpen" in seiner beißenden Satire. Der junge Wiener mit dem Schnitzlerschen Anatolkopf hat im Lessingtheater einen hübschen Sieg erfochten. Aber — ausnahmsweise — schien mir das Publikum dem Sokrates zu gleichen. Als einst im Theater des Dionys der kecke Spötter Aristophanes seine „Wolken" aufführen ließ und die boshaften Späße nur allzudeutlich nach der ehrwürdigen Gestalt des Mannes zielten, den die Pythia für

den weisesten Athener erklärt hatte, da war Sokrates selbst unter den herzlich Lachenden, und seine Schüler erzählen, daß er sich inmitten der Zuschauer vom Sitz erhob, damit alle vergleichen könnten, ob der Schauspieler auf der Bühne auch seine Maske gut gewählt.

Und in den „Lumpen" war das Publikum Sokrates. Es ließ sich mit rührender Geduld die größten Ungezogenheiten sagen und quittierte für die Bosheit des Verfassers mit herzlichem Beifall. Hageldicht sausten die gutgeführten scharfen Hiebe des witzigen Wieners auf Mode, Kritik, Geschmack, Erfolg und den Schoß, der sie alle trägt: das Publikum. Es ist seltsam und birgt selbst ein reizendes Stückchen Satire in sich, wie gerade die Autoren, die mit so herzlicher Verachtung von der großen Masse, ihren Hammelsprüngen und ihrem Herdenurteil reden und reden lassen, sich so heiß um die Gunst dieses vielgescholtenen Uebelthäters bemühn. Wer ist der bessere Kommödiant, ihr Zorn über die Urteilslosigkeit dieses vielköpfigen Ungeheuers oder ihr freudiger Stolz, mit dem sie vor die Rampe treten, wenn alle die Verhöhnten einmütig nach ihrem Verächter verlangen?

Uebrigens: am meisten hatte der Verfasser doch sich selbst ironisiert — und das will ich später erklären. Wie Murger in seinen verführerischen Scènes de la vie de Bohème die kecken Scenen aus dem Quartier Latin verewigt hat und vielleicht mit seiner schönfärbenden Schilderung der lärmenden Talentlosigkeit und dem fackelnden Größenwahn Vorschub geleistet hat, ohne es zu wollen, so hat sich Hirschfeld in das litterarische Wiener Caféhausleben liebevoll versenkt. Er wird nach seinem schönen und gewinnbringenden Erfolg gewiß nicht wie jener andere, echtere Bohémien arm und verlassen im Spital sterben. Er steht dem Helden seines Stückes innerlich näher, als diesem Schilderer der buveurs d'eau, der bis zu seinem traurigen Ende lebte, was er, eine Thräne im lachenden Auge, so oft erzählte. Jeder, der einmal den prüfenden Blick über die Niederungen des litterarischen Lebens hat schweifen lassen, weiß, daß diese sogenannten Bohémiens oft traurige Poseure sind. Und es ist unendlich viel leichter, den zuweilen sorglosen Bohémien zu posieren, als den redlich verdienenden Pflichtenmenschen, der nun mal von dem altmodischen Vorurteil nicht lassen kann, daß man in der Not geliehene Thaler auch einmal wieder zurückgeben muß. Heutzutage steckt hinter manchem Bohémien, der so drollig und lustig erscheinen will, der ehrgeizige litterarische Hochstapler, der, gegebenen Falls, die Ideen anderer so skrupellos borgt und so sorglos — nicht zurückgiebt, wie ihre Thaler. Hört so einer nur erst die Tantièmen klappern und klingen, so hängt er gern seine ganze Erfolgverachtung an den Nagel. Sobald der Fuchs erst an die Trauben kam, sind sie süß geworden, sehr süß ...

Solchen bekehrten Erfolgverächter führt uns Hirschfeld vor. Sein Held, Heinrich Ritter, ist zunächst ein Lump unter Lumpen. Aber er gehört zur ersten Garnitur. Er hat ein Stück geschrieben. Das haben die andern natürlich auch. Jeder von ihnen hat sein Stück im Pult. Aber sein Stück hat Geist, Feuer, hohen Gedankenflug. Es hat mithin — der boshafte Leo Hirschfeld scheint im Innern zu lachen: trotzdem — Aussicht auf Erfolg. Nur der Schluß dieser merkwürdigen Komödie, von deren Inhalt wir nichts erfahren, als daß er hochbedeutend ist, muß geändert werden. So sagen die Litteraturpäpste, als deren Vertreter uns ein allmächtiger Redakteur vorgeführt wird. Aber noch ist der

Held ein Held. Konzession — an den Geschmack der Masse, an das Urteil der Urteilslosen? . . . n i e ! Er bleibt fest; er hungert lieber und macht lieber in kalter, kahler Stube Verse und Schulden, wie er Verse und Schulden gemacht hat, ehe ihm der Litteraturpapst sagte: Junger Mann, Sie haben Talent. Ein reicher Onkel rührt ihn nicht. Eine hübsche Cousine rührt ihn nicht. Aber die Liebe . . .! Eine kleine Schauspielerin, in deren munteres Wesen er sich verliebt und die ihn auf ihre etwas freigiebigere Art wieder liebt, stimmt ihn um. Er ändert, wird aufgeführt, wird berühmt, wird eine Celebrität, wird reich. Ein Regen von Dukaten und Lorbeeren ergießt sich über ihn. Er gedenkt wohl noch seiner alten Freunde, pumpt ihnen sogar. Aber die Kluft hat sich aufgethan zwischen dem gefeierten Bourgeois, der teure Weine seinem Genius anbieten kann, und den Bohémiens, die noch immer reden, schimpfen, träumen, bramarbasieren bei einer Tasse Kaffee, die sie schuldig bleiben. Und eine andere Kluft thut sich auf zwischen ihm und dem leichtfertigen Mädchen, das ihn auf seine Weise geliebt und zum Ruhm geführt hat. Einmal festgefahren in der weichen, warmen, satten Behaglichkeit des Philisteriums, sieht er auch die Liebe unter anderem Gesichtspunkt an. Und er ist gar so böse nicht, als sein einstiges Verhältnis selbst ihn mit der beißenden Ironie der Verschmähten zwingt, sich mit der reichen Cousine zu verloben, deren herzliche Zuneigung er einst so nichtachtend übersehen hat. Er hat den Kompromiß mit dem Philisterium unterzeichnet. Der Preis ist seine Genialität, das Urteil der Nachwelt, seine Unsterblichkeit. Das haben die witzigen Bummelgenies des Wiener Cafés richtig erkannt. Und die letzte Malice des Stückes schleudert der ehrlichste seiner Freunde zum Schlusse noch dem Helden ins Gesicht: „Vielleicht bekommst du noch den Schiller-Preis!"

Aber das Leben ist manchmal noch witziger, noch schlagfertiger als so ein boshafter Wiener Autor. Knapp vor der Aufführung dieser talentvollen Komödie, die so antiphiliströs, so gespickt mit messerscharfen Witzen gegen Publikum und Urteil der Menge ist und mit der malitiösen Bemerkung über den Helden und den Schillerpreis endigt — haben sie in Wien dem Verfasser der „Lumpen" den „Aufmunterungspreis" zuerkannt.

So macht das Leben Witze über die witzigsten Menschen, die ihm Böses nachsagen . . .

* * *

Und noch ein anderes Stück, das der Haß diktiert, kam aus Wien. Aber der Haß hatte sich nicht das fröhlich flatternde bunte Mäntelchen des Humors umgehängt. Er kam mehr nach der Mode der Marlitt und der Birch-Pfeiffer gekleidet, und er eiferte heftig gegen die „L i e b e s h e i r a t". So hieß auch das Stück, und das Neue Theater brachte es ans Licht und gab der Verfasserin A. B a u m - b e r g Gelegenheit, einige nervöse Hofknixe vor dem besonders beifallslustigen Publikum zu machen. Derartige Stücke arbeiten weniger für die Litteratur, als für den Heiratsmarkt der Tagesblätter, auf dem junge Mädchen mit viel Geld, manchmal auch mit etwas Gemüt oder sonstigen von unsern Altvordern geschätzten Eigenschaften gefragt werden. Denn das eifernde Stück zieht wacker gegen die Liebe zu Feld, die, auf das Feuer im Herzen und die Kraft der jungen Arme bauend, das Fehlen eines soliden metallischen Unterbaues zu übersehen geneigt ist. Und bleibt in solcher Ehe auch das zarte Herz der Frau duldsam und geduldig, bereit, auf kleine Freuden, liebe Gewohnheiten zu verzichten, und

das Ungewohnte mit zarten Händen mutig zu arbeiten, so wird doch der Mann am kargen Tisch in kahler Stube rasch niedrigdenkend, grob und brutal. Er wird undankbar gegen die demütige Treue der Gefährtin, er verliert das rechte Maß, die Dinge und Menschen zu messen, und der ehemals liebenswürdige Sorglose wird ein bewußter Schurke, der bereit ist, die eigene Frau den Lüsten eines andern zu verkaufen. Diese Wandlung des fröhlichen Genußfreudigen zum rohen Egoisten ist ohne psychologische Vertiefung ganz äußerlich und kunstlos herbeigeführt. Und doch ist ein Akt, oder ein Teilchen eines Aktes, nicht talentlos. Aber hier schweigt die schwarz in schwarz malende Schriftstellerin, die in ihrer Welt lauter Menschen ohne Takt und ohne Gewissen herumlaufen sieht, und es spricht nur die Frau. Es ist, als habe plötzlich eine liebevoll beobachtende Mutter eine hysterische alte Jungfer bei der Arbeit abgelöst. Der „kleine Maxi" und der „kleine Rudi" sind die süßen, lachenden Früchtchen dieser Liebesheirat. Und so lange die Kinder in ein paar kurzen, hübschen Scenen die Bühne beherrschen, strömt es wie frischer, kräftiger Atem des Lebens aus diesem dürren, gehässigen Stück. Die Macht der Kindheit und Kindlichkeit über das Menschengemüt ist ja so unendlich groß. Wehe dem Menschengemüt, das ihren Zauber nicht mehr empfindet; in ihm ist der Frühling gestorben, und es wird nichts Gutes und Starkes mehr wachsen auf seinem kalten, trockenen Boden. Wer Kinder richtig kennt, der wird gerade die besten und die genialsten Menschen immer verstehn; denn bei jenen ist das Herz, bei diesen die Fähigkeit reiner, begierdeloser Anschauung kindlich geblieben auf dem rauhen, steilen Pfad durch die Welt. Die Genialität wie die tiefe Herzensgüte sind mir niemals als ein Wachsen über andere hinaus erschienen; immer nur ein Verweilen auf jenen warmen, sonnigen Höhen, von denen unser Kinderherz ins Land geschaut hat.

Und weil ihr in einem schlechten Stück ein paar knappe Scenen gelungen, sage ich: A. Baumberg hat Talent. Und weil diese Scenen Kinder-Scenen waren, weiß ich, sie wird den Haß überwinden und die unwahre Manier und wird vielleicht einmal wirkliche Menschen sehen lernen, denen das Leben wohl Härten und Kanten gegeben hat und die doch nur folgerichtige Wandlungen sind jenes „kleinen Rudi" und „kleinen Maxi", den sie schon heute versteht.

* * *

Es bleibt mir noch übrig, ein kurzes Wort über eine Première zu sagen, die keine eigentliche Première war und doch als solche wirkte. Vor fünfundzwanzig Jahren hat ein Berliner Publikum Friedrich Hebbels „Herodes und Mariamne" kühl abgelehnt. Es stand der seltsamen Glut und Kraft dieser Leidenschaften fremd gegenüber und konnte zu diesem Dichter raffiniertester Liebesprobleme, seinem grüblerischen Geist und seiner wuchtig fließenden Sprache kein rechtes Verhältnis gewinnen. Die Zeit macht gerechter gegen die Toten, so scheint es. Als das Kgl. Schauspielhaus in diesen Tagen sich seiner Pflichten, die dem ruhig Prüfenden in der Zeit der Geschäftstheater wie erfreuliche Vorrechte erscheinen müssen, erinnerte und in einer klug erwogenen und stimmungsvoll ausgearbeiteten Vorstellung dies seltsame Bild aus der größten Zeit unseres Planeten, entworfen von einem genialen Meister, herausbrachte, blieb der tiefe, nachhaltige Eindruck nicht aus. Ein großer Dichter schreitet immer seiner Zeit voraus. Die Hauptsache bleibt, daß die Zeit ihn einholt. Es erscheint mir darum thöricht, immer gleich dem Publikum, das unvorbereitet einer neuen Er-

scheinung gegenübersteht und sie nicht in ihrer ganzen Größe und Bedeutung zu erfassen vermag, den Vorwurf blinden Unverstandes entgegenzuschleudern. Es ist schmerzlich für die großen Propheten, aus der Welt zu gehen, bevor sie einmütig anerkannt sehen, was sie gewollt und was sie geleistet. Aber sie tragen in sich die Gewißheit, ihr Bestes gegeben zu haben. Und selbst die Verbitterten unter den wirklich Großen toben nur in vorübergehender Aufwallung gegen die Ungerechtigkeit der Menge und sind dankbar für die Liebe der Wenigen, die sie früh in ihren Werken erkannt. Goethe hat recht: „Der Undank ist nur eine Schwäche; ich habe nie gesehn, daß tüchtige Menschen wären undankbar gewesen“.

Tüchtige Menschen hoffen alle für ihr geistiges Gut auf die Zeit, die ihre Augen nicht mehr sehen. Sie sind alle im innersten Herzen Bürger der Zeiten, welche kommen werden. Und sie tragen ihre Einsamkeit mit Stolz. Von den Richtern aber, die über das eben erst hinausgetretene Werk nach bestem Wissen zu urteilen haben, mögen sie denken, wie ich es schön und schlicht bei dem alten Matthias Claudius ausgedrückt finde: Ehre du jeden nach seinem Stande und laß ihn sich schämen, wenn er's nicht verdient. **Rudolf Presber.**



Eine nationale Bühne in Wien.*)

Die heurige Theater-Saison geht ihrem Ende entgegen, und wenn wir gewissenhafte Umschau halten, so bietet sich eigentlich nur ein Ereignis, welches geeignet erscheint, einen frohen Ausblick in die Zukunft zu eröffnen: Die Gründung des Kaiserjubiläums-Stadttheaters.

Theater-Gründungen hatten bis nun zum großen Teile mit idealen Bestrebungen wenig gemein, immer stand das Geschäft im Vordergrunde. — War man auch in den ersten Stadien zumeist bestrebt, die Menschheit glauben zu machen, daß alles nur geschähe, um der geliebten Kunst zu dienen, so bog man doch nur zu gern in die breite Straße der Bequemlichkeit ein, sobald ein sogenanntes Kassenstück ohne Moral die Moral der Idee über den Haufen warf.

Die Ideale der Gründer wurden kleiner, je größer die jährliche Dividende ward ... So kam es, daß im „Deutschen Volkstheater“ das roh gezimmerte Boulevard-Stück „Madame Sans-Gêne“ und Sardou's weitere schwächliche Produkte noch vor nicht sehr langer Zeit den Spielplan ebenso beherrschen konnten, wie jetzt „Zaza“; so wurde aus dem „Raimund-Theater“, welches dem größten Volksdichter geweiht wurde, eine Stätte derbsten Possen-Blödsinns. Jede dieser Bühnen dient in erster Linie dem Geschäfte.

Die deutsche Kunst zu pflegen, junge Talente zu fördern, daran dachte bis heute eigentlich niemand. — Mehr als anderswo herrscht in Wien die Clique. Jedes Emporkommen hängt von ihrem guten Willen ab; sie fördert ihre Schützlinge und sie versperrt jenen, welche nicht zu ihren Schleppträgern gehören, rücksichtslos Thor und Thür. Ihre Macht wird gefördert durch das eiserne Zu-

*) Die Urteile des Wiener Herrn Berichterstatters weichen mehrfach von denen des Berliners sehr erheblich ab. Ein Beweis dafür, daß das „Publikum“ unter allen Umständen — Unrecht haben muß! D. H.

sammenhalten ihrer Mitglieder, am meisten aber durch einen Teil der Wiener Presse, welche unausgesetzt die Reklame-Trommel rührt.

Leicht erklärlich ist das Abhängigkeitsverhältnis der Wiener Theater-Direktoren von dieser Clique. — Allerdings besitzen wir das Burgtheater, welches durch die Subvention des Monarchen in die glückliche Lage versetzt ist, nicht mit dem Pfennig rechnen zu müssen, und wenn die Direktoren der Privat-Bühnen der Existenzfrage wegen vielleicht Pakte schließen müssen, die ihrer inneren Ueberzeugung nicht immer entsprechen dürften, so könnte doch der Direktor des Burgtheaters unabhängig und selbständig bleiben. Jene, welche der Litteratur noch echtes Empfinden bewahren, erhofften dies auch von Direktor Paul Schlenther, sahen sich aber gründlich enttäuscht. Direktor Schlenther überantwortete sich bedingungslos dieser Clique; — ja, er brachte es so weit, daß er, als die „Jungfrau von Orleans“ mit der sentimentalen Medelsky besetzt wurde, vor der Aufführung an die Kritik einen Brief richtete, worin er sein Vorgehen erklärte, oder besser — entschuldigte. Er hat nicht eine litterarische That vollbracht, er beeilte sich nur, die dramatischen Versuche des von Hermann Bahrs Gnaden zum großen Dichter gestempelten Hugo von Hofmannsthal aufzuführen. —

Hofmannsthal und Schnitzler! — Man nennt sie gerne zwei Wiener Schriftsteller, und sollte doch besser sagen: „Zwei aus der Clique!“ Besonders Hofmannsthal. Denn Schnitzler ist der selbständigere, dem auch wirkliche Begabung innewohnt, der zu gestalten versteht.

Aber der erstere, den seine Freunde mit Vorliebe „unsern Hofmannsthal“ nennen — wahrscheinlich hat ihn Herr Bahr zum ersten Male so genannt, der ja das Bedürfnis hat, mindestens allwöchentlich eine litterarische Entdeckung zu machen — wird zu viel geschätzt. Ich spreche ihm ein kleines Talent nicht ab, aber dies bedürfte der Strenge mit sich selbst und der Durchbildung. Die zu frühe Verhimmelung — das Schädlichste im Bereiche der Kunst — hat Hofmannsthal zur Genüge an sich erfahren. Seine Stücke: „Der Abenteurer und die Sängerin“ und „Die Hochzeit der Sobëide“ wurden ebenso wie Schnitzlers drei Einakter „Paracelsus“, „Die Gefährtin“ und „Der grüne Kakadu“ in Berlin bereits gegeben. Der Erfolg entsprach dem Werte der Arbeiten: Das unbeeinflußte Publikum war kühl, die Parteigänger rasten Beifall. Stützen des Spielplanes wurden die mit so viel Marktgeschrei angekündigten Stücke nicht.

Die Bühne zu befruchten, der dramatischen Litteratur neues Leben zuzuführen, hat Direktor Schlenther also nicht verstanden. Nicht mit einem Stücke bewies er die Kraft eigener Ueberzeugung, ebensowenig, wie er den jungen schauspielerischen Nachwuchs zu entdecken, zu fördern und richtig zu verwenden verstand. Denn Philippis „Das Erbe“ aufzuführen, welches vorher über alle deutschen Bühnen gegangen war, war vom Standpunkte des Geschäftsmannes ebenso natürlich, wie die Darstellung von Hauptmanns „Fuhrmann Henschel“ vom litterarischen. Wollte man Hauptmann wirklich nützen, so hätte Baumeister den Henschel spielen müssen. Das wäre mehr für den Dichter gewesen, als die Verleihung des Grillparzer-Preises vor der Erst-Aufführung. Diese Zuerkennung roch zu sehr nach billiger Reklame und war, da sie zum zweiten Male an ein und denselben Dichter erfolgte, nur der Anlaß, daß hiesige litterarische Kreise, welche die Kunst noch nicht als reine Protektions- und Ge-

schäftssache auffassen, daran berechtigten Anstoß nahmen. Ebenso berechtigt, wie man sich über die Zuerkennung eines Aufmunterungs-Preises von 500 fl. aus der Bauernfeld-Stiftung an Leo Hirschfeld für sein am Carltheater mit seltener Einstimmigkeit durchgefallenes Stück „Die Lumpen“ empörte.

Die Aufgabe, deutsche Kunst in des Wortes wirklicher Bedeutung zu pflegen, übernahmen, da weder das Burgtheater, noch die übrigen Privatbühnen sich ihres eigentlichen Zweckes erinnerten, 2000 thatkräftige Bürgerfamilien Wiens. Sie setzten die Theorie in die Praxis um und erbauten zur dauernden Erinnerung an das 50jährige Regierungsjubiläum unseres Kaisers das Kaiserjubiläums-Stadttheater, welches am 14. Dezember 1898 als erste Nationalbühne eröffnet wurde.

Ist es nicht eigentümlich, daß gerade die Ostmark, welche seit ihrem Bestande das Bollwerk des Deutschtums gegen slavische und avarische Uebergriffe bildete, daß gerade dieses verhältnismäßig kleine Häuflein Deutscher, welche heute schwerer noch als je zuvor ihres Stammes Eigenart gegen bösgesinnte, fremdsprachige Nachbarn verteidigen müssen, der deutschen Kunst ein Haus erbaute?! Seit den großen Bühnenerfolgen Hauptmanns, Sudermanns und anderer ist zwar der einst so geschmackverderbende Einfluß französischer Bühnenwerke einigermaßen im Abnehmen begriffen, die Wiener Theater-Direktoren liebäugeln aber immer noch gar zu gerne mit Paris, und es war deshalb hoch an der Zeit, daß das deutsche Wien sich seiner Aufgabe bewußt wurde. Es muß allerdings gleich betont werden, daß dabei nicht engherzig zu Werke gegangen wurde. Das Fremde ist von der Aufführung nur dann ausgeschlossen, insoferne es deutscher Sitte und Art, dem deutschen Gemüte widerspricht. Werke, welche von uns stammesverwandten Völkern geschaffen wurden, können an dieser Bühne zur Aufführung gelangen. Die Aufgabe der jungen Bühne war klar. Schwer aber schien es, einen Mann zu finden, der als Schriftsteller und Mensch die Gewähr bot, daß er die idealen Ziele der Gründer auch verwirklichen würde. Da erinnerte man sich, daß der ehemalige Direktor des Raimund-Theaters, Adam Müller-Guttenbrunn, ohne besonders verlautbartes Programm, nur deutsche Stücke, darunter fast in der Mehrzahl Arbeiten, welche von anderen Bühnen abgewiesen worden waren, zur Aufführung gebracht hatte.

Ihm wurde die neue Bühne verpachtet, und schon durch die Wahl seines Eröffnungsstückes bewies er, daß er das in ihn gesetzte Vertrauen rechtfertigen werde. —

Das erste Wort sprach einer unserer größten Dichter, Heinrich von Kleist, mit seiner „Hermannsschlacht“.

Ein eigentümlicher Zufall fügte es, daß Kleist gerade vor 90 Jahren sein großes deutsches Werk dem Burgtheater eingereicht hatte, welches es natürlich nicht einmal der Mühe wert erachtete, dem Dichter eine Antwort zu erteilen. Neunzig Jahre mußten verstreichen, um ein Werk zur Aufführung zu bringen, welches eine Verherrlichung Oesterreichs bedeutet! Diese Voraussetzung mag auf den ersten Blick verblüffen, und doch hat sie sehr viel für sich. Direktor Adam Müller-Guttenbrunn hat nämlich eine Broschüre verfaßt, in welcher er die „Hermannsschlacht“ ein „Gedicht auf Oesterreich“ nennt und auf Grund sorgfältigsten Quellenstudiums nachweist, daß Heinrich von Kleist in Hermann dem Cherusker den Oesterreicher, in Marbod dem Sueven aber den Preußen erblickte. Alther-

gebrachte Begriffe und Anschauungen werden nicht mit einem Male ausgemerzt; für die Behauptung Müller-Guttenbrunns sprechen aber viele Briefe Heinrich von Kleists.

Die Aufführung des Werkes war eine durchaus würdige, das Zusammenspiel ließ nichts zu wünschen übrig, eine verständige Regie that das Ihre. Die Wirkung auf das Publikum blieb allerdings hinter den Erwartungen zurück. Auf nationales Empfinden, auf verständnisinniges Eingehen auf die großen Ideen der Dichtung wurde gerechnet. Das Publikum aber blieb zum großen Teile kühl — der Wiener scheint bedauerlicherweise sein nationales Herz noch immer nicht entdeckt zu haben. . . .

Alle Stücke, welche die junge Bühne bis jetzt brachte, zu besprechen, würde zu weit führen, und so seien nur jene hervorgehoben, welche als typisch für die Gattung gelten dürfen. In dem Lebensbilde „Eine Liebesheirat“, von A. Baumberg, wird die mißliche Lage des Militärs, das gezwungen ist, nur nach Geld zu heiraten, in glänzender Weise gekennzeichnet. Noch nie sahen wir den ganzen Jammer des Offiziers, der seine Charge quittiert, um aus Liebe die Verbindung mit einem armen Mädchen einzugehen, so glaubhaft, so handgreiflich vor Augen. Der glänzende Ulan tritt in den Staatsdienst, er wird ein untergeordneter Postbeamter und kämpft nun vergebens gegen die kleinen Verhältnisse an, denen er nicht gewachsen ist, und da er keinen moralischen Halt in sich findet, so sinkt er sogar so tief, seine Frau zu verkaufen. — Beredt wird hier geschildert, wie der Offizier für civile Verhältnisse meist untauglich ist . . . Das Lebensbild ist ein Stück des wirklichen Lebens, ein Teil der socialen Frage, eine scharfe Kritik unserer modernen Gesellschaftsordnung.

Als eine heitere Satire auf die Beamtenwelt giebt sich das Lustspiel von Gustav Davis „Die Katakomben“. Wir sehen einen Offizial aus der Registratur eines Ministeriums zum Präsidial-Sekretär außertourlich avancieren, weil er — ein vorzüglicher Tarockspieler ist! Der bittere Wahrheitskern des Stückes ist in eine so liebenswürdige humoristische Form gekleidet, daß man über dem sprudelnden Humor die Satire fast vergißt.

Als Vertreterin der Posse sei Theodor Taubes „Gipsfigur“ genannt, ein zwar alter, aber lustiger Ulk, mit fast französischem Geschick gemacht.

Die Römer-Tragödie war vertreten durch Paul Barths „Tiberius Gracchus“, ein ernstes und gehaltvolles Stück voll fesselnden Interesses, welches die sociale Frage in Rom aufrollt.

Aus dem klassischen Repertoire nenne ich nur die mustergiltigen Aufführungen von Goethes „Iphigenie auf Tauris“, Schillers „Turandot“, Grillparzers „Des Meeres und der Liebe Wellen“ und „Sappho“.

Alles das leistete diese Bühne seit dem kurzen Bestande von kaum 4 Monaten, dank der geistigen Kraft und Energie des Direktors, der sorgsamen Arbeit der Regie und der hingebenden Unterstützung der Schauspieler. Direktor Adam Müller-Guttenbrunn schreitet von Erfolg zu Erfolg, und er hatte nur einen einzigen Mißerfolg zu verzeichnen. Es war dies das Weihefestspiel „Kaiser Marcus-Aurelius in Wien“ von Richard Kralik, welches gründlich abfiel und dieses Schicksal auch vollauf verdiente. Es ist ein trostloses Machwerk voll Langeweile und ohne einen Funken von Poesie. —

Interessiert hat das Gastspiel von Georg Engels am Carl=Theater. Er ist ein Künstler von Geist, Bildung und großer Verwandlungsfähigkeit. Ob er auch Geschmack besitzt? Die Wahl der „Familie Jensen", dieses schmutzigen Colportage=Roman=Schauspiels, und der blödsinnigen Posse „Oberst Pemperton", welche er mitbrachte, läßt daran mit vollem Rechte zweifeln.

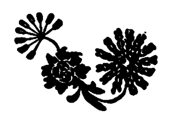
Drei Schwänke erzielten einen starken Lacherfolg: Engel=Gettkes „Coulissenzauber", Arthur Pferhofers „Flitterwochen" (Raimund=Theater) und Bissons „Schlafwagen=Controleur" (Deutsches Volkstheater).

Der Franzose dürfte, was die Zahl der Wiederholungen anbelangt, den Sieg davontragen. Der Schwank wurde in Berlin gegeben, und es erübrigt nur zu sagen, daß Girardi, auf den so große Hoffnungen gesetzt wurden, sie in der neuen Sphäre nicht ganz erfüllt. In Maske, Haltung und Sprache ist er der Vorstadt=Komiker, der die Operette noch nicht vergessen hat. Theodor Wolffs „Märchenspiel" „Die Königin" wurde ausgepfiffen; mehr zu sagen verlohnt nicht der Mühe. —

Pferhofer zeigt in seiner Erstlingsarbeit Humor und einen guten Blick — auch für schon Dagewesenes. Schärft er diesen Blick für die Erscheinungen des Lebens, so dürfte von ihm Besseres zu erwarten sein — scheint doch auch die Satire sein Feld.

Die inneren Vorgänge der Bühne vor dem Zuschauer zu entrollen, wie es in „Coulissenzauber" geschieht, scheint mir nicht sehr gut. Das Publikum kommt um den letzten Rest der kleinen Illusionen, die es sich noch bewahrte. Es macht den Eindruck, als würde ein Taschenspieler seine Kunststücke erklären. Das Stück wirkte aber. Vielleicht schmeichelte den Zuschauer, „Eingeweihter" zu werden!


Franz Wolff.



Stimmen des In- und Auslandes.



Zur Geschichte der Zeitungen und Zeitschriften.

Das nachstehende, wohl allgemein interessierende Kapitel entnimmt der Türmer im Auszuge mit Genehmigung der Verlagshandlung B. G. Teubner in Leipzig dem soeben erschienenen lehrreichen und übersichtlichen Bande „Schrift= und Buchwesen in alter und neuer Zeit" von Prof. Dr. O. Weise („Sammlung wissenschaftlich=gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens: Aus Natur und Geisteswelt"):

„Die Zeitung verdankt ihren Ursprung Julius Cäsar. Er erkannte zuerst den Wert der öffentlichen Meinung und ließ daher während seines Amtsjahres

als Konsul (59 v. Chr.) wichtige Vorkommnisse zum Nutzen der Gesamtheit täglich zusammenstellen. So entstand das römische Tagblatt (Diurna urbis acta), ein Versuch, das Nachrichtenwesen wo nicht zu verstaatlichen, so doch im Sinne der Regierung zu beeinflussen. Damit war aber der briefliche Gedankenaustausch, den bisher Römer mit abwesenden Freunden über wichtige Neuigkeiten unterhalten hatten, keineswegs überflüssig. Denn einmal wurde die Zeitung nur in einem einzigen Exemplare verfertigt und bestand aus übergipsten, mit schwarzer Schrift bedeckten Holztafeln, die man an einem öffentlichen Platze der Hauptstadt zur allgemeinen Kenntnisnahme ausstellte, sodann aber war ihr Inhalt beschränkt und bot manches nicht, was für die auswärts weilenden Bürger Wichtigkeit hatte. So brachte sie nur Mitteilungen aus dem Leben der Stadt Rom, schloß dagegen alles aus, was sich in den Provinzen des weiten Reiches zutrug; auch nahm sie nur Thatsächliches auf, Berichte über Dinge, die sich wirklich ereignet hatten, aber weder Ankündigungen der Behörden über künftige Maßnahmen, noch Leitartikel mit Betrachtungen über die jeweilige Lage des Staates. Endlich waren auch Familienangelegenheiten nur in mäßigem Umfange und aus den höchsten Kreisen vertreten. Daraus erklärt es sich, daß die neuesten Geschehnisse zwar von zahlreichen Schreibern aus der städtischen Zeitung kopiert, aber vor der Absendung an auswärtige Auftraggeber gewöhnlich durch andere Mitteilungen vermehrt wurden.

Sehen wir nun genauer zu, welche geistige Nahrung dem Publikum tagtäglich gewährt wurde, so hören wir von wichtigen Gerichtsverhandlungen, Reden, die im Senate und in der Volksversammlung gehalten wurden, Todesurteilen und Verbannungen, Feierlichkeiten am Kaiserhofe, und seit Trajans Zeit auch von Huldigungen, die das Volk den Herrschern bereitete, ferner von Geburten und Leichenbegängnissen, Eheschließungen und Ehescheidungen in der feinen Gesellschaft. Z. B. erschien die Anzeige, daß Tiberius ‚am 16. November des Jahres 42 während des Krieges in der Gegend von Philippi auf dem palatinischen Berge zu Rom geboren sei‘, ferner ließ die Gemahlin des Kaisers Augustus und die Mutter Neros regelmäßig bekannt geben, wie der Empfang verlaufen war, den sie in ihren Räumen für alle Stände des Volkes veranstaltet hatten. Selbst an ‚vermischten Nachrichten‘ fehlte es nicht. So wurde im Jahre 5 v. Chr. einmal berichtet, daß sich ein gewisser C. Crispinus Hilarus aus Fäsulä bei Florenz mit 8 Kindern, 28 Enkeln, 8 Enkelinnen und 19 Urenkeln in feierlichem Zuge auf die Burg der Hauptstadt begeben und dort ein Opfer dargebracht habe; im Jahre 25 aber erschien die Meldung von einem Hunde, der nach der Hinrichtung seines Herrn nicht von der Stelle wich, dabei immer ein klägliches Geheul ausstieß und die ihm hingeworfenen Speisen vor den Mund des Toten trug, endlich, als der Leichnam in den Tiberstrom geworfen wurde, nachsprang und ihn zu bergen versuchte.

Wie lange diese Zeitung bestanden hat, wissen wir nicht. Da sie Anfang des 4. Jahrh. n. Chr. noch erschien, so läßt sich annehmen, daß sie bis zum Untergange des weströmischen Reiches (476) oder mindestens bis zur Verlegung der kaiserlichen Residenz von Rom nach Konstantinopel (330) veröffentlicht worden ist. Beachtenswert bleibt jedoch, daß um das Jahr 1500 in demselben Lande Italien wieder eine Einrichtung ins Leben trat, die mit jener altrömischen große Aehnlichkeit hatte. Damals kam nämlich in dem hervorragenden Handelsplatze

Venedig, wo beständig wichtige Nachrichten einliefen, die Sitte auf, bedeutsame Ereignisse durch Anschlag an öffentlichen Orten jedermann zugänglich zu machen der für das Lesen eine Kleinigkeit entrichtete. Man nannte solche angehefteten Blätter Notizi escritte, geschriebene Nachrichten, oder Gazzetta, kleine Münze, nach dem geringen Betrage, den man für die Erlaubnis zum Lesen zahlte, ein Wort, aus dem der französische Ausdruck für die Zeitung, gazette, hervorgegangen ist, während die andere Bezeichnung journal an das lateinische diurna (acta) erinnert. Ob aber dieser Brauch von der Schöpfung Cäsars angeregt wurde, muß als zweifelhaft bezeichnet werden. Denn wie im fernen China aus den Bedürfnissen der Zeit und des Landes bereits im 14. Jahrhundert ‚Der Bote der Hauptstadt‘, die mit Holztafeln gedruckte Pekinger Zeitung, hervorging, so ist auch das moderne Nachrichtenblatt der europäischen Länder aus den jeweiligen Kulturverhältnissen erwachsen.

Für die Mitteilung wichtiger Neuigkeiten an Auswärtige war man hier das ganze Mittelalter hindurch auf Botenberichte oder Schreiben angewiesen. Doch enthielt der schriftliche Gedankenaustausch am Ende jenes Zeitabschnittes schon viel politischen Stoff und andere Nachrichten, die für weitere Kreise von Bedeutung waren; ja ‚Zeitungen‘, d. h. Neuigkeiten, bildeten damals eine ständige Abteilung in den Briefen, so daß diese geradezu als Vorläufer unserer heutigen Journale betrachtet werden können. In der Regel wurden sie daher an Bekannte und Freunde, von den städtischen Behörden auch an die Ratsherren benachbarter Orte zum Lesen weiter gegeben, z. B. 1456 von Nürnberg an Nördlingen und Rothenburg an der Tauber. Besonders starken Eindruck machten tief einschneidende Fragen des Staatslebens. Als 1453 Konstantinopel in die Hände der Türken gefallen war, beschäftigte dies die Gemüter lange und bot willkommenen Stoff zu ausgedehntem Briefwechsel. Jetzt nahm man auch die kurz vorher entdeckte Buchdruckerkunst für Veröffentlichung wichtiger Begebenheiten in Anspruch. Wurde doch 1455 von Gutenberg in Mainz ein Ablaßbrief des Papstes Nikolaus V. gedruckt, der allen Christen, welche Geld zur Unterstützung eines Krieges gegen die Ungläubigen spendeten, Vergebung der Sünden in Aussicht stellte und jedermann dringend ermahnte, die von jenem rohen Volke drohende Gefahr nicht zu unterschätzen, sondern sich zu dessen Vertreibung aus Europa aufzumachen. Kann man sich da wundern, wenn das Schreiben über die Entdeckung Amerikas, welches Kolumbus 1493 an den königlichen Schatzmeister von Spanien richtete, in allen Kulturländern unseres Erdteils übersetzt und durch den Druck vervielfältigt wurde? Seitdem blieb es üblich, Nachrichten, die auf allgemeine Teilnahme rechnen konnten, durch Flugblätter von größerer oder geringerer Auflage zu verbreiten. Als z. B. im Jahre 1500 der Portugiese Cabral an die Küste Brasiliens verschlagen worden war und dieses Land feierlich für seinen König in Besitz genommen hatte, setzte dieses wichtige Vorkommnis die Presse unseres Vaterlandes in lebhafte Thätigkeit, ja die erste ‚fliegende‘ Nachricht Deutschlands, welche den Titel ‚Zeitung‘ führt, hat es mit jenem neu entdeckten Gebiete zu schaffen. Sie ist 1505 von Erhard Oeglin zu Augsburg gedruckt, umfaßt vier Blätter in Quartformat, die gegenwärtig der Münchener Bibliothek gehören, und heißt ‚Copia der Newen Zeytung auß Presilg Landt‘ (Brasilien). Wie schnell aber hervorragende Neuigkeiten unter Umständen weithin bekannt wurden, ergiebt sich aus der Thatsache, daß

die 95 Streitsätze, die Luther am 31. Oktober 1517 an die Schloßkirche zu Wittenberg anschlug, innerhalb 14 Tagen durch alle deutschen Gaue liefen, ja nach zwei Jahren von Reisenden in Jerusalem vorgefunden wurden. Bei weniger bedeutenden Vorkommnissen, die nicht gedruckt wurden, dauerte indes die Verbreitung oft ziemlich lange, weshalb sich in jener Zeit der König von Dänemark einmal darüber beklagt, daß er, der ‚schier am Ende der Welt sitze, bisweilen weniger denn nichts von neuen Zeitungen (Nachrichten) bekomme und froh sei, wenn ein Brief von den Reformatoren in Wittenberg solche enthalte‘.

Nach der Mitte des 16. Jahrhunderts wurden die einzelnen Flugblätter von Straßburger und Baseler Buchdruckern mit fortlaufenden Nummern versehen, ein Schritt, den man begreiflich findet, wenn man hört, daß sich bis zum Jahre 1600 nicht weniger als 877 solcher Augenblicksschriften nachweisen lassen. Ein weiterer Fortschritt im Zeitungswesen war das regelmäßige Erscheinen in bestimmten, wenn auch vorerst noch weiten Zwischenräumen. 1580—1598 wurden zu Köln anfangs jährliche, dann halbjährliche Berichte über die Streitigkeiten zwischen den Bewohnern Aachens und dem Kölner Erzstifte herausgegeben, ebenso seit 1591 in Frankfurt a. M. halbjährliche Mitteilungen politischen Inhalts unter dem Namen Relationes Historicae (Geschichtliche Berichte), in denen die neuen Vorgänge im Staats- und Völkerleben Besprechung fanden. Etwas näher kam man den Verhältnissen der Gegenwart in den Monatsheften, die von 1597 an in verschiedenen Städten des Südens wie Augsburg und Wien erschienen. Außer diesen gedruckten Blättern gab es auch noch geschriebene, die besonders den Interessen des Kaufmannsstandes dienten und von den Mittelpunkten des Verkehrs wie Nürnberg und Augsburg zum Besten der Handeltreibenden herausgegeben, sowie nach Leipzig und anderen Städten durch Boten befördert wurden. Eine solche geschriebene Zeitung aus den Jahren 1568—1604 hat sich in der Bücherei der Augsburger Kaufherren v. Fugger erhalten. Die 48 Bände, aus denen sie besteht, bieten in der Hauptsache das, was wir jetzt auf unseren Kurszetteln finden und was zuerst im 17. Jahrhundert den gedruckten Nachrichtsblättern als ‚Laufbrieflein‘ beigegeben wurde.

Als sich dann die Beförderungsmittel vervollkommneten und die Mitteilungen schneller auf weite Entfernungen geschickt werden konnten, entstanden wöchentlich erscheinende Zeitungen; die ersten, die bald nach dem Jahre 1600 ins Leben traten, sind verloren gegangen; doch besitzt die Heidelberger Universitätsbibliothek den gut erhaltenen Jahrgang einer solchen, die der Straßburger Buchdrucker Johannes Carolus 1609 herausgegeben hat unter dem Titel: ‚Relation aller Fürnemmen und gedenckwürdigen Historien u. s. w.‘ Darin sind Mitteilungen aus 17 verschiedenen Städten Europas enthalten, z. B. unter dem 26. März 1609 28 Zeilen Nachrichten aus Köln; und zwar wurden jede Woche 2—4 Blätter in Quartformat der Oeffentlichkeit übergeben. Bald folgten andere diesem Beispiele, und so erschien 1611 eine Wiener, 1615 eine Frankfurter, 1617 eine Berliner Zeitung, ebenso 1618 der Fuldaische Postreiter, 1626 die Magdeburger Zeitung, etwas später die Königsberger Hartungsche, die Leipziger Zeitung u. a.

Dank der besseren Postverbindung wurden im 17. Jahrhundert auch schon auswärtige Zeitungen gelesen und ab und zu als Beilagen zu Briefen verschickt. So bedankt sich Wallenstein einmal bei Tilly für die übersandten

französischen Blätter, desgleichen Christian von Anhalt bei dem anhaltinischen Fürsten Ludwig für holländische. Trotz all dieser gedruckten Quellen für den Bezug von neuen Nachrichten unterhielten hervorragende Persönlichkeiten, denen die nötigen Mittel zur Verfügung standen und viel daran lag, möglichst schnell von allen wichtigen Vorfällen in Kenntnis gesetzt zu werden, ihre ‚Avisenschreiber', die für ihre Bemühungen und Auslagen jährlich etwa 300 Mark empfingen. Natürlich wohnten diese in großen Handelsplätzen, wo immer die Neuigkeiten zuerst bekannt wurden, wie in Nürnberg, Venedig u. a. Z. B. hatte der Augsburger Philipp Hainhofer regelmäßig in kurzen Zwischenräumen an Herzog Wilhelm von Bayern, die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, die Herzöge von Pommern und andere deutsche Fürsten Berichte zu erstatten und sogar an den französischen Hof politische Nachrichten zu senden. Ebenso unterhielten die sieben Söhne Herzog Ernsts des Frommen von Gotha nach der Teilung des Landes zu diesem Zwecke eigene Schreiber in ihrer Vaterstadt, welche ihnen über alle dort einlaufenden wichtigen Botschaften in ihre Residenzstädte Mitteilung machen mußten.

Doch beschränkten sich weder diese schriftlichen Berichte, noch die gedruckten Blätter auf politische Begebenheiten; sie brachten auch allerhand andere Nachrichten aus dem Leben einzelner Menschen und ganzer Gegenden. Pestilenz und teure Zeit, Kometen und Wunder, seltene Tiere, wie Elefanten, die gezeigt worden waren, große Festlichkeiten und Feuerwerk wurden kurz oder eingehend beschrieben. Dagegen fehlten damals noch die Familiennachrichten. Die erste Todesanzeige an Stelle des bis dahin üblichen Trauerbriefes brachte die Leipziger Zeitung am 19. März 1785, wo der Kupferstecher Joh. Friedrich Bause das Ableben seiner Tochter bekannt machte; die erste Vermählung wurde darin 1794, die erste Entbindung 1797 und die erste Verlobung 1816 veröffentlicht. Da nun auch sonstige Ankündigungen nicht entfernt so zahlreich waren, als heutzutage, da ferner ein großer Teil der Bevölkerung nicht zu lesen verstand und gar mancher auch bei der Ohnmacht und Zerrissenheit Deutschlands wenig Sinn für das Staatsleben hatte, so ist es begreiflich, daß selbst bei wichtigeren Blättern die Zahl der Abnehmer nicht bedeutend war. Auch machte es einen sehr großen Unterschied, ob in den Nachbarländern (Frankreich, Türkei u. a.) Krieg herrschte oder die Fluren deutscher Gebiete davon heimgesucht wurden. So wies die Leipziger Zeitung 1714, als Karl XII. den Norden Europas in Schrecken versetzte, 1200—1300 Abonnenten auf, verlor aber 1760 infolge des siebenjährigen Krieges davon etwa 400, so daß die Leserzahl trotz des großen Eifers der Herumträger auf 825 herabsank.

Einen größeren Aufschwung nahm das Zeitungswesen erst seit der großen französischen Staatsumwälzung vom Jahre 1789. Denn nicht nur wurden von nun an manche Blätter, die bis dahin einmal wöchentlich erschienen waren, zwei- bis viermal in der Woche herausgegeben, sondern es traten auch zahlreiche neue ins Leben, die meisten in Frankreich, wo die Revolutionszeit nicht weniger als 750 geschaffen hat. In Deutschland entstand damals (1798) unter andern die ‚Allgemeine Zeitung', die in den hundert Jahren ihres Bestehens eine hervorragende Rolle im deutschen Geistesleben gespielt hat und erst in den letzten Jahrzehnten an Bedeutung überflügelt worden ist von der ‚Kölnischen Zeitung' (gegründet um 1762), der größten und namentlich

außerhalb Deutschlands am weitesten verbreiteten, die unser Vaterland jetzt aufzuweisen hat. Vor allen Dingen aber erhielten die bisherigen Blätter einen viel größeren Wert und konnten ihren Umfang und ihr Absatzgebiet bedeutend erweitern, so der ‚Hamburgische Korrespondent' (gegründet 1714) und die ‚Schlesische Zeitung' (gegründet 1741). Denn die Freiheitsideen, die damals von Paris aus mit Blitzesschnelle ganz Europa durchdrangen, weckten die Lust zur Beschäftigung mit der Politik und trieben den berufenen Verkündigern neuer Vorfälle und neuer Gedanken immer mehr Anhänger zu. Seitdem ist die Bedeutung der Presse langsam, aber stätig gewachsen. Wie die gewaltige Erscheinung des großen Korsen Bonaparte vielseitiges Interesse erweckte, so wurden die Geister noch lebhafter erregt, als nach dessen Sturz von den Regierungen die Zügel straffer angezogen und die freiheitlichen Bestrebungen niedergehalten wurden. Die lebhafte Anteilnahme der Bürger an den Staatsverhältnissen ersieht man schon daraus, daß allein in Jena damals eine Reihe von freisinnigen Blättern ins Leben gerufen wurde, wie Okens Isis und Ludens Nemesis, des deutschen Burschen fliegende Blätter von Fries und der Volksfreund von Wieland. ‚Die Zeitungen wuchsen,' wie Professor Oken einem Freunde schrieb, ‚gleich Pilzen aus der Erde'. Doch liefen bald von verschiedenen Bundesstaaten, namentlich Oesterreich, Beschwerden ein; besonders waren Metternich und seine freiheitsfeindlichen Gesinnungsgenossen entrüstet über die Offenheit, mit der Zustände des Reichs gegeißelt wurden. Und als vollends der russische Staatsrat Kotzebue 1819 von dem fanatischen Jenaer Studenten Sand ermordet wurde, kamen Bundestagsbeschlüsse zu stande, die den Untergang der am Ende des 18. Jahrhunderts erworbenen Preßfreiheit und damit auch der meisten liberalen Zeitungen herbeiführten.

Erst als nach der Julirevolution von 1830 wieder ein Hauch größerer Freiheit über deutsche Fluren wehte, traten die politischen Blätter abermals bedeutsam hervor. Denn einmal gründete man manche neue, wie die deutsche Tribüne, das bayrische Volksblatt, den Freisinnigen, sodann wurden im Preßwesen Einrichtungen geschaffen, die es mit rascheren Schritten zur Entwickelung brachten: Denn jetzt trat das Feuilleton mehr in den Vordergrund, das um das Jahr 1800 in Frankreich aufgekommen war und zunächst Besprechungen von Theaterstücken und Büchern, Reiseberichte und Verwandtes, schließlich aber auch Romane und Novellen enthielt; sodann wurde das Anekdotenhafte, das bisher noch vielfach in den Blättern geherrscht hatte, sehr zurückgedrängt und die Abhängigkeit des Inhalts von französischen Zeitungen wesentlich geringer, da man sich selbständiger fühlte und mehr auf eigene Füße stellte. Hauptsächlich aber wurde der Parteistandpunkt der Zeitungen stärker betont, und infolge dessen fanden die Leitartikel allgemeinere Aufnahme. Mit dem Aufkommen der neuen Verkehrsmittel vollends, welche die Zeitung sofort in ihre Dienste nahm, wuchs diese ganz gewaltig. Bei der Umsturzbewegung von 1848 stand sie bereits im Vordertreffen des öffentlichen Lebens; daher wurden in den Jahren 1847—1850 in Deutschland 66 Blätter gegründet, ja jetzt tauchten ganz neue Gattungen derselben auf, z. B. solche, die den politischen Witz pflegten, wie der Berliner Kladderadatsch und der Wiener Kikeriki.

Zur gegenwärtigen Blüte aber wurde die Presse namentlich durch drei Dinge gebracht, die Korrespondenzen, den Telegraphen und das Telephon. 1832

richtete ein Deutscher in Paris die Correspondance Garnier ein, die für 4800 Mark ein Jahr lang lithographierte Nachrichten an Redaktionen versandte; damals bestanden aber wohl auch in Deutschland schon einzelne diesem Zwecke dienende Bureaus; denn sonst würde sich nicht der Bundestag veranlaßt gesehen haben, gegen sie dieselben Ueberwachungsmaßregeln anzuordnen wie gegen gedruckte Bücher. Große Bedeutung erlangten jedoch diese Institute erst seit 1848; ja fortan finden wir sie in verschiedenen europäischen Hauptstädten; in Brüssel traten sie sogleich, in London 1850 ins Leben; in Berlin errichtete Wolff 1849 eine gleiche Anstalt, die allerdings zunächst nur Börsenberichte lieferte und diesen die eingegangenen Neuigkeiten hinzufügte, aber 1865 auch die Landtagsverhandlungen u. a. aufnahm. Bald gab man ganze lithographisch hergestellte Zeitungen zur Benutzung für die Tagespresse heraus, die Politisches und Wirtschaftliches, merkwürdige Vorgänge und neue Börsenpreise (Kurse), kurz alles, was die Blätter brauchten, für den monatlichen Betrag von 20—60 Mark an die Redaktionen schickten. Selbst die Regierungen suchten nach und nach engere Fühlung mit der Presse zu gewinnen und schufen sich eigene Preßbureaus. Ueberdies wurden von den Regierungen ab und zu ganze Zeitungen gekauft, die ihre Ansichten zur Geltung bringen sollten, z. B. 1866 von Preußen das Frankfurter Tagblatt, das seitdem unter dem Namen Frankfurter Presse erschien.

Ebenso wichtig wie die Korrespondenzen waren die Drahtmeldungen; und doch kostete es anfangs Mühe, die Redakteure zum Abdruck von Depeschen zu veranlassen, weil das Vorurteil eingewurzelt war, daß telegraphische Neuigkeiten meist erlogen seien, und es überdies viele unangenehm berührte, Meldungen mit dem gleichen Wortlaute wie andere Blätter zu bringen. Nach großen Anstrengungen und Geldopfern gelang es dem Kurhessen Reuter aus Kassel, die Neuerung in London durchzusetzen. In Aachen, dem Endpunkte der ersten Berliner Drahtleitung, faßte er 1849 den Plan zu seinem Unternehmen, für Zeitungen und Bankgeschäfte Depeschen zu vermitteln, ja er richtete, um die Pariser und Londoner Nachrichten schneller zu erhalten, eine Brieftaubenpost nach Brüssel ein. Bald jedoch (1851) siedelte er nach der Hauptstadt Englands über, weil er die Wichtigkeit dieses Welthandelsplatzes für den telegraphischen Verkehr sofort erkannte. Doch alle Anerbietungen, die er dort den Redaktionen machte, blieben erfolglos, bis er sich schließlich dazu entschloß, einen Monat lang die eingehenden Drachtberichte den Londoner Zeitungen umsonst zuzustellen. Dieses Mittel wirkte. Denn bald überzeugte man sich, daß die gemeldeten Vorfälle nicht aus der Luft gegriffen waren, sondern auf Wahrheit beruhten, und so wurde eine Zeitung nach der andern für das neue Unternehmen gewonnen.

In neuester Zeit genügt nicht einmal mehr das Telegraphieren, sondern man hat zum Nachrichtendienst auch den Fernsprecher mit herangezogen, der 1860 von Philipp Reis in Frankfurt a. M. erfunden und 1876 von Graham Bell in Boston wesentlich vervollkommnet wurde.

In Berlin allein werden gegenwärtig etwa 700 verschiedene Zeitungen und Zeitschriften herausgegeben, die Gesamtzahl der in Deutschland erscheinenden Blätter aber ist von 948 im Jahre 1871 auf 2337 im Jahre 1881 und auf etwa 8000 im Jahre 1898 gestiegen. Dazu kommt die große Zersplitterung, die durch Sonderinteressen herbeigeführt worden ist. Seit den Zeiten des Kultur-

kampfes ist die Summe der katholischen Organe auf 350, seit der Thätigkeit von Lassalle und Marx für das Wohl der arbeitenden Klassen die Ziffer der socialdemokratischen auf 130 angewachsen. Und wie zahlreiche Fachzeitungen sind nicht im Lauf der letzten Jahrzehnte entstanden! Kein Wunder, daß in unserem Vaterlande etwa 2700 Zeitungen mehr als in England, 4700 mehr als in Oesterreich erscheinen. Ueberdies hält sich der Deutsche in seinem Allerweltssinn auch noch eine Menge auswärtiger Blätter. Im Jahre 1896 sind bei inländischen Postanstalten nicht weniger als 140 378 Exemplare davon bestellt worden, unter ihnen 303 amerikanische, 7 afrikanische, 3 australische, 2 asiatische; die übrigen 140 063 waren europäischen Ursprungs.

Im engsten Zusammenhange mit dieser bunten Vielheit steht die verhältnismäßig geringe Leserzahl unserer großen Journale. Die französischen und englischen Zeitungen haben deren weit mehr aufzuweisen. Schon Mitte der siebziger Jahre zählte der Daily Telegraph 170 000 Abnehmer, der Standard 140 000, das Echo 80 000, die Times 70 000; das Pariser Petit Journal aber wird zur Zeit von mehr als einer Million Menschen gelesen. Bei uns haben fast nur diejenigen Blätter eine ansehnliche Auflage zu verzeichnen, die hauptsächlich durch ihre Anzeigen Angebot und Nachfrage vermitteln.

Auch sonst lassen sich nennenswerte Unterschiede im Zeitungswesen zwischen Deutschland und anderen Ländern feststellen. In den französischen Journalen werden laut Staatsgesetz vom Jahre 1850 die Aufsätze politischen, religiösen und philosophischen Inhalts mit dem Namen der Verfasser unterzeichnet; oft geschieht dies auch in England, bei uns aber ziemlich selten, offenbar zum Nachteile der Presse. Ein weiterer Unterschied liegt in der Art des Bezugs. Während man in Deutschland gewöhnlich ein festes Abonnement auf ein Vierteljahr eingeht, werden in Paris und London die Zeitungen meist nummernweise auf den Straßen verkauft. Ferner ist bei uns die Lesewut nicht entfernt so groß, als bei diesen Nationen. So hat sich Julius Rodenberg in den sechziger Jahren über die Londoner Verhältnisse etwa folgendermaßen geäußert: ‚Wohin man sieht in London, man sieht Zeitungen. Man sieht sie in den Läden der News-vendors (Zeitungsverkäufer) hängen, man sieht sie die Fenster zahlloser Kaufhäuser dekorieren, man sieht sie vom Dache jedes Omnibus herabwehen und man sieht sie auseinandergebreitet im Innern eines Cabs (Cabriolet). Es giebt in ganz London keinen des Lesens kundigen Menschen, den man nicht zu irgend einer Stunde des Tages, sei es im Hause oder auf der Straße, im Wagen oder auf dem Dampfschiffe irgend eine Zeitung durchfliegen oder studieren sähe. Man kauft sie vom Zeitungsjungen für einen Groschen und stellt sich dann mitten auf das Trottoir, wie ein Eisbrecher, an dem sich die Woge der Menschenmenge spaltet, um die Neuigkeiten zu ergründen. Es ist keine Frage, daß in England mehr gelesen wird als in Deutschland, nicht bloß verhältnismäßig, sondern absolut, d. h. auf jeden einzelnen Mann kommt in London durchschnittlich mehr als jeden einzelnen Mann z. B. in Berlin.‘

Die wissenschaftlichen Zeitschriften sind ein Erzeugnis des 17. Jahrhunderts; zu den frühesten gehören die Leipziger Acta eruditorum (Zeitung für Gebildete), die 1682—1776 erschienen. Doch haben sich nur außerordentlich wenige von diesen älteren Gründungen zu behaupten vermocht, wie die Göttinger Gelehrten Anzeigen (seit 1753), welche die 1739—1752 erschienenen

‚Göttingischen Zeitungen von gelehrten Sachen‘ ersetzen sollten. Bald hatte eine ganze Reihe von Gelehrtensitzen ihre besonderen Blätter, in denen die neuesten Erscheinungen der Litteratur besprochen und die Fortschritte der Wissenschaften verfolgt wurden. Besonders die Universitätsstädte Halle, Erlangen, Jena, Heidelberg, München und Wien thaten sich in dieser Hinsicht hervor. Wurde in diesen Blättern die Wissenschaft stärker betont, so trat in anderen die schöne Litteratur mehr in den Vordergrund, z. B. in den verschiedenen Zeitschriften, die von Dichtern wie Lessing, Schiller, Schlegel u. a. herausgegeben wurden. Manche Dichterschulen hatten ihre eigenen Blätter.

Unter den periodischen Erzeugnissen, die für die große Masse veröffentlicht wurden, nahmen lange Zeit die Kalender und Almanache den wichtigsten Platz ein. Sie waren beide schon um die Mitte des 15. Jahrhunderts vorhanden und wurden anfangs auf Holztafeln gedruckt; doch erschienen sie erst über 50 Jahre später regelmäßig. Seit 1810 trat die Neigung, unterhaltenden und belehrenden Stoff zu bieten, immer entschiedener hervor. Ueberhaupt war damals das Bestreben, Belletristisches zu lesen, außerordentlich groß, ja die Jahre 1820—40 zeigten eine Blüte der Unterhaltungslitteratur, wie sie erst in unserem Jahrzehnt wieder erreicht worden ist. Die Blätter dieser Richtung schossen üppig auf, gleichwie auch damals zahlreiche Romane in Buchform erschienen. Dabei hatte man Zeitschriften für die ‚elegante Welt‘ und für das Volk, u. a. das 1833 gegründete Leipziger Pfennigmagazin, das zum erstenmale in Deutschland Holzschnitte enthielt. Später betraten auch andere den so gebahnten Pfad und legten bald das Hauptgewicht auf die Abbildungen, wie die 1843 von Weber ins Leben gerufene ‚Illustrierte Zeitung‘ u. a.

Im Laufe der letzten 50 Jahre hat man sich entsprechend der immer mehr ins Einzelne dringenden Bestrebungen der Wissenschaft und den immer weiter auseinandergehenden Interessen der Menschen vor allem auf das Besondere geworfen. Wenn man bedenkt, daß es Anfang der siebziger Jahre schon achtzig landwirtschaftliche und siebzig gewerbliche Blätter in unserem Vaterlande gab, daß damals schon 28 Modezeitungen, 23 Organe für Baukunst, 20 für Forst- und Jagdwesen, 20 für Handel, 8 für Bergbau, 7 für Bienenzucht, 5 für Weinbau u. s. f. erschienen, sowie daß in den letzten Jahrzehnten fast jedes Handwerk eine oder mehrere besondere Zeitschriften für sich geschaffen hat, also jetzt Schuhmacher-, Fleischer-, Kürschner- u. a. Zeitungen erscheinen, so wird man zugeben, daß ein charakteristisches Zeichen unserer Zeit das Trennen und Sondern, die Pflege der Spezialitäten ist.“



Menschenaffen.

„Es ist jetzt wieder“, so beginnt Dr. Friedrich Knauer in der „Umschau“ (Nr. 14, III. Jahrg.) eine sehr unterhaltende Plauderei über einige der von ihm in den letzten dreißig Jahren beobachteten Menschenaffen, der sogenannten Anthropoiden — 120 hat er gesehen — „viel von ‚Tierinstinkt‘ und Tierintelligenz die Rede. Auf die übertriebene Verhimmelung des tierischen Intellektes,

die kaum mehr einen Unterschied zwischen der Intelligenz des Menschen und der mancher Tiere zu finden schien, ist wieder ein starker Rückschlag erfolgt. Was wußte man aus dem Ameisenleben für sinnige Geschichten zu erzählen, die uns die überraschendsten Details der Denkarbeit des winzigen Ameisenhirns mitzuteilen und uns von der ganz wunderbaren Klugheit und Verständigkeit der Ameisen zu überzeugen sich bemühten. Haben uns schon Sir Lubboks Beobachtungen diese Ameisenklugheit verdächtig gemacht, so hat uns in jüngster Zeit Bethe vollends die vermeintliche Klugheit der Ameisen im richtigen Lichte gezeigt und die Ameisen in Wirklichkeit als recht einfältige, unvernünftige Tiere enträtselt, deren uns vernunftmäßig erscheinende Thätigkeiten nichts anderes sind als angeborene Thätigkeiten, Aeußerungen eines reinen Reflexlebens.*)

Wenn gezeigt werden soll, daß Tiere von Tag zu Tag verständiger werden können, daß sie gut beobachten, Erfahrungen sammeln und die gemachten Erfahrungen richtig anwenden, und wenn man zugiebt, daß in diesem Sammeln und Ausnutzen von Erfahrungen ein Kriterium für die Tierintelligenz gegeben ist, dann stehen die anthropoiden Affen als Beweisobjekte im Vordergrunde der Diskussion. Weit bekannt ist der Chimpanse „Fritz“ des Dresdner Tiergartens geworden, der in den Jahren 1888—1890 zur Schau gestellt wurde und es zu einer wahren Popularität in Dresden brachte. Man wurde nicht müde, seinem verständigen Treiben zuzusehen. Er war unerschöpflich im Erspähen und Ersinnen irgend einer Gelegenheit zu neuen Spielvarianten. Sein tägliches Arbeitsprogramm absolvierte er mit größter Präcision. Man sah ihm den Eifer, mit dem er seine einzelnen Kunststücke zum Besten gab, das Vergnügen, das sie ihm boten, den Stolz über das gute Gelingen lebhaft an. Alles, was sein Wärter that, verfolgte er mit gespannter Aufmerksamkeit, und täglich guckte er ihm etwas Neues ab und machte es getreulich nach. Den Spiegel sich vorhaltend, kämmte und bürstete er sich; mit Behagen schlüpfte er in seinen Arbeitskittel und machte sich an seine verschiedenen Arbeitsleistungen, hämmerte, nagelte, scheuerte den Boden, säuberte die Fenster. In strammer Haltung exerzierte er mit Gewehr und Säbel, schoß und focht oder er fuhr Dreirad, spielte Violine, setzte sich Kegel auf und schob sie um, tanzte oder griff zur Schiefertafel, zeichnete darauf, wendete sie um und schrieb auf der anderen Seite weiter, wischte sich dann nach all der Arbeit mit dem Sacktuche den Schweiß von der Stirne und ruhte aus. Behaglich und manierlich setzte er sich zu Tische, gab mit der Tischglocke das Zeichen zum Auftragen und aß säuberlich mit Hilfe des Löffels. Aus einem Bunde Schlüssel wußte er den richtigen auszuwählen und mit demselben aufzusperren. Gewiß kennt man solche und andere Kunstleistungen auch von den Nicht-Anthropoiden unserer Affentheater. Aber welch ein Unterschied in der Art, wie dies so ein Chimpanse thut, der nicht durch allerlei harte Zwangsmaßregeln abgerichtet und gedrillt wird, sondern selbst beobachtend und freiwillig thut, was er andere thun sieht. Auch jetzt besitzt der zoologische Garten zu Dresden ein Chimpansepaar, das seit dreieinhalb Jahren daselbst sich befindet und die Besucher des Gartens durch seine Zuthunlichkeit und Verständigkeit erfreut.

Reichliche Gelegenheit, anthropoide Affen in verschiedensten Altersstufen zu beobachten, bot sich in den letzten Jahren in Wien, wo im Vivarium und im

*) Vielleicht wird die wissenschaftliche „Forschung“ demnächst wieder das Gegenteil behaupten. Darum Vorsicht! D. H.

neuen Wiener Tiergarten seit 1888 nicht weniger als 21 Orangs, Chimpansen und Gibbons zur Ausstellung kamen. Auch die k. k. Menagerie zu Schönbrunn, der älteste Tiergarten Europas, besaß in dieser Zeit zwei Jahre lang ein allerliebstes Orang-Babypaar, „Hänsel und Gretel", das sich dem Publikum zum Unterschiede von den meist verdrossener oder doch ernster sich gebenden älteren Orangindividuen als ein recht neckisches, lustiges Pärchen präsentierte. Von den Anthropoiden des Vivariums haben sich neben der tolllustigen Orangäffin „Singha" und einem prächtigen Gibbonexemplar besonders der Chimpanse „Congo" (1888—1891), der Orang „Peter" (1891—1897) und die Chimpansin „Maja" (1891 bis heute) durch überraschende Begabung und ganz außerordentliche Zuthunlichkeit hervorgethan. Dem Chimpansen „Congo" gebührt da der erste Preis. Ich habe unter all den vielen Anthropoiden, die ich im Laufe der Jahre kürzer oder länger zu beobachten Gelegenheit hatte, keinen gesehen, der diesem an Intelligenz gleichgekommen wäre. Ganz erstaunlich war z. B. sein Gedächtnis. Besucher, denen er besonders zugethan war, die ihn ab und zu mit einer Näscherei erfreut hatten, erkannte er nach Monaten sofort wieder. Sektionschef Zwölf, sein besonderer Liebling, war, nachdem er ihn die ersten zwei Jahre fast täglich besucht hatte, ein Jahr lang fortgeblieben. Als er dann eines Tages wieder kam, erkannte ihn der Affe augenblicklich, und es läßt sich nicht schildern, in welch wilder, lauter Art der Chimpanse seiner Freude über das Wiedersehen Ausdruck verlieh, wie er immer wieder die Umstehenden wegdrängte und den angenehmen Gast freudig betastete und umarmte. Wenn sich dieser bei seinen Besuchen auch noch so unauffällig einschlich und im Hintergrunde der den Chimpansen umdrängenden Besucher hielt, ein Wort genügte, ihn dem Affen zu verraten, der dann mit lautem Freudengeheul durch die Menge drängte und, sein charakteristisches, rasch sich überstürzendes „Hu-Hu-Hu" ausrufend, auf den willkommenen Gast loseilte. Im ersten Jahre hatte „Congo" einen lustigen und manierlichen Malayenbär zum Spielgefährten, mit dem er sich manche Stunde in munterem Spiele vertrieb. Später kam dieser Malayenbär mit zwei anderen Malayenbären in einen Käfig der Raubtierabteilung. Es waren mehrere Monate vergangen, als „Congo" einmal die Gelegenheit benutzte, sein Zimmer verließ und, das benachbarte große Galeriezimmer durchwandernd, in das Bärenzimmer gelangte; sofort stürzte er auf seinen Bekannten los und tätschelte ihn durch das Gitter hindurch. — Trotz aller Bemühung, sich nicht irreführen zu lassen, saß ihm sein Wärter immer wieder auf. So sah ich oft, scheinbar in einem Winkel in eine Lektüre vertieft, wie schlau und ausdauernd er den Wärter zu täuschen wußte. Der Affe bekam alle Stunden einen Schluck Krondorfer Wasser (ein schwacher natürlicher Säuerling). „Congo" hätte am liebsten immer gleich die ganze Flasche geleert, und all sein Trachten ging dahin, die Flasche zu erwischen. Der wiederholt gewitzigte Diener, der die Flasche zur Hand haben wollte, versteckte nun die Flasche bald da, bald dort und sah immer vorher, ob ihn „Congo" nicht bemerke. Aber wie schlau wußte ihn der Affe so oft zu täuschen. Scheinbar ganz in seine Spielerei vertieft oder ganz mit dem Stochern der Zähne beschäftigt, hatte er mit schlauem Seitenblicke ganz wohl beobachtet, wo die Flasche hinterlegt worden. Und nun tollte er wieder mit seinem Spielgeräte herum oder legte sich, wie er das oft zu thun pflegte, halb in seine Decke gehüllt, auf dem Boden hin und blickte träumerisch in die Praterau hinaus. So verging oft eine

halbe Stunde. Da entfernt sich der Wärter einen Augenblick, und im selben Momente ist „Congo“ auch schon bei der Flasche, entkorkt sie im Nu und schlürft nun in langen Zügen den erwünschten Trank. Und so ist er dem Diener wiederholt über die Schlüssel gekommen und holte sich die Flasche aus dem versperrten Schrank. Dies und noch viele andere eklatante Beweise der wunderbaren Beobachtungsgabe dieses Affen, der in allen Kreisen schwärmerische Verehrer hatte, können Hunderte der Besucher bezeugen. Mehr noch als diese Findigkeit und Schlauheit imponierten mir die Wärme, mit der er seinen Sympathien für gewisse Personen beredten Ausdruck verlieh, die mannigfaltigen Nuancierungen, die ihm bei Begrüßung mehr und weniger bekannter Besucher zur Verfügung standen, und die vielen, ganz verschiedenen Laute, die er sich von einem leisen „Hm, hm“ bis zum tief gurgelnden Freudengeheul zum Salut für seine verschiedenen Freunde zurecht legte. Einen interessanten Anblick bot der Affe, wenn er bei Ankunft neuer Affen und verschiedener Kleintiere zugegen war und dem Auspacken der Transportkisten zusah. Geschäftig umstand er dann die Transportkäfige, guckte da und dort hinein und jagte die herausgreifenden Affen unter lebhaften Gestikulationen und eigentümlichen Rufen zurück. So waren wir eines Tages eines anderen interessanten Vorfalles Zeugen. In Abwesenheit des Wärters war ein neuangekommener Affe seinem Käfige entkommen. Auf ein lärmendes Poltern an der Thür des Affenzimmers waren wir herbeigeeilt und wurden von „Congo“, der die Thüre mit den Fäusten bearbeitet hatte, mit seinem lautesten Gurgelruf empfangen, wobei er sich immer nach dem Fenster hinwendete, wo dann im obersten Winkel der entkommene Affe hockend entdeckt wurde. So war mir dieser Anthropoide von der Stunde an, da er — es war der erste Menschenaffe, den ich selbst erworben und eigenhändig aus seiner Versandkiste herausholte, und die Erinnerung daran ist mir besonders lebhaft im Gedächtnisse geblieben — seinem dunklen Käfig entstieg, um sich sofort an meinen Hals zu hängen, bis zu seiner letzten Lebensstunde, in der er nochmals seinen Willkommruf versuchte, in seiner warmen Anhänglichkeit, seiner reichen Begabung, seinem regen Interesse für seine Umgebung ein interessantes Objekt ständiger Beobachtung.

Wie Orangs aus urkomischen, immer spiellustigen Kindern zu immer täppischeren, ungeschlachteren Jungens heranwachsen, die in immer stärkerer Kraftentfaltung derb werden, ohne es vielleicht zu wollen, haben wir in Wien an dem etwa zweijährigen Orangweibchen „Singha“ und dem aus einem dreijährigen Jungen allmählich zu einem recht kräftigen neunjährigen Orang herangewachsenen „Peter“ beobachten können. Es ist nicht leicht zu unterscheiden, ob die Orangs viel weniger begabt sind, als die Chimpansen. Jedenfalls sind sie sehr scharfe Beobachter, und wenn man so einen Orang minutenlang das Thun und Lassen anderer aufmerksam betrachten sieht, so leuchtet ihm eine gewisse Verschmitztheit aus den kleinen Augen. Bei ihrem unbeholfeneren, phlegmatischeren Wesen kommt ihre Begabung äußerlich nicht so zur Geltung, wie bei den schmiegsameren, agileren Chimpansen. Unser Orang „Peter“ war ein Künstler im Abgucken von Unarten. Seit ihn ein paar Gassenbuben angespuckt hatten, brachte er es darin zu einer Virtuosität, um die ihn ein Amerikaner beneiden konnte; mit unfehlbarer Sicherheit wußte er über die Köpfe der Vornestehenden hinweg den Strahl nach Personen zu dirigieren, die am wenigsten darauf gefaßt waren. Je größer das allgemeine Hallo, desto eifriger lag er diesem Sporte ob. Ueberhaupt war

starke Eitelkeit ein Grundzug seines Wesens. Schob er Kegel oder wälzte er sich in jähem, geschicktem Purzelschlage von einem Ende seiner Halle zur anderen, und bekam er dann ein allgemeines „Bravo, Peter“ zu hören, dann überkam ihn ein förmlicher Enthusiasmus, noch rascher die Kugeln zu werfen, noch tollere Purzelbäume zu schlagen. Steckte man ihn in den Frack und stülpte ihm einen Federhut auf oder kleidete ihn als Wassergigerl und riefen dann die Kinder: „Ah, ist der Peter schön!“, dann blähte er sich voll Stolz und blieb viertelstundenlang ruhig sitzen, um sich bewundern zu lassen; so konnten ihn die Amateure täglich photographieren. Interessant war er im Verkehre mit „Maja“; so derbgrob er oft mit der Wärterin, die er nicht recht leiden konnte, oder mit anderen, die ihm nicht zu Gesichte standen, war, so geduldig ließ er sich von der Chimpansin necken und quälen, und nur selten setzte er ihren zu weit gehenden Quälereien durch einen unsanften Griff ein Ziel. Von Zeit zu Zeit hatte auch „Maja“ ihre stilleren Stunden; dann kauerte sie sich neben dem Orang hin, betastete ihn ab und zu und neigte sich zu seinem Ohre, als wollte sie ihm etwas zuflüstern, oder ließ einen ihrer Gurgellaute hören, worauf er in seinem Kinder-Diskant antwortete. Stundenlang saßen sie so halb sinnend, halb tändelnd beisammen.

Gegen alles Erwarten hat die durchaus nicht besonders gesundheitsfeste „Maja“ ihren robusten Spielgefährten überlebt. Sie ist nun acht Jahre in Gefangenschaft und so meines Wissens der erste anthropoide Affe, der in Europa so lange auszuhalten vermochte. Sie ist heute noch das spiellustige, hätschelbedürftige, besonders mit Kindern gern herumtollende, mit allerlei Spielgerät geschickt hantierende Kind von früher. Nicht so begabt, wie „Congo“ es gewesen, erinnert sie aber in ihrer warmen Anhänglichkeit an die Wärterin und Bekannte lebhaft an ihn.

Von unserem „Gibbon“, den ein böhmischer Musikant aus Indien mitgebracht und an den sich das Tier so attachiert hatte, daß es mit ihm das Lager und alle Mahlzeiten teilte, will ich nur berichten, daß er sich nur an einige Personen anschloß, diesen gegenüber aber eine rührende Anhänglichkeit zur Schau trug, welche selbst die der Chimpansin „Maja“ in den Schatten stellte. Daß er seinen Stubengenossen „Peter“ und „Maja“ an Beweglichkeit, die ihn in einigen Sätzen das ganze Zimmer durchmessen ließ, und an Stimmmitteln, mit denen er sich weithin hörbar machte, über war, ist begreiflich. Einen interessanten Anblick bot er, wenn er in aufrechtem Gange, sich wiegend, dahineilte.

Ganz außerordentliches Aufsehen, wie nicht einmal die in Berlin 1876 (von Dr. Falkenstein, Mitglied der deutschen Loango-Expedition) und 1883 (von Pechuel-Loesche) zur Schau gestellt gewesenen Gorillas — ersterer, der „Mpungu“, von Falkenstein und Direktor Hermes in Brehms Tierleben eingehend geschildert — machten die alten Orangs, wie sie in den Jahren 1893 und 1894 zum erstenmal in Europa zu sehen waren. Da war es aber nicht das zuthunliche Wesen und die auffallende Begabung dieser Affen, die so allgemeines Aufsehen erregten, sondern im Gegenteil die abschreckende Häßlichkeit und unbändige Wildheit, wie man sie sich in solchem Ausmaße wohl nicht vorgestellt hatte. Von ungeheuren „Waldmenschen“, welche die Wälder Sumatras und Borneos bewohnen, ging die Kunde wohl schon lange, und in mehr oder weniger märchenhaftem Aufputze reicht sie bis in die Zeiten des Plinius zurück. Aber zu Gesicht

hat man von diesen Waldriesen in Europa bis vor sechs Jahren nichts bekommen. Da die alten Orangs den trockenen, offenen Wald meiden und die sumpfigen Urwälder der Niederungen selten verlassen, sie es auch nicht nötig haben dürften, auf die Erde herabzukommen, da sie Trinkwasser genug in den Baumhöhlungen vorfinden, überdies die Ureinwohner des Innern, die Dajakken, die sich bis heute der fremden Eroberer erwehrt haben, gerade nicht in häufigen Beziehungen zu den Küstenbewohnern stehen, und es von all dem abgesehen überhaupt keine leichte Aufgabe sein kann, solche mannshohe, enorm kräftige Affen unverletzt in die Gewalt zu bekommen, ist es begreiflich, daß man erst in jüngster Zeit, da das Fahnden des Großtierhandels nach Raritäten immer reichere Mittel in Bewegung setzte, solche Orang-Alten einzufangen vermochte. So wurden im Jahre 1893 durch Vermittelung der Eingeborenen zwei alte Orangs, die der Direktor des zoologischen Gartens zu Leipzig, E. Pinkert, in Brüssel und Paris zur Schau stellte, dann ein noch älteres, das er im Hamburger Tiergarten im Jahre 1894 ausstellte, und in demselben Jahre der riesigste, der in Leipzig zur Ausstellung kam, gefangen. Wenn es wahr ist, daß die Eingeborenen diese Affen auf einen hohen, von benachbarten größeren Bäumen isolierten Baum treiben, hier umstellen, aushungern und ihm dann Früchte und einen mit einem betäubenden Gifte vermengten Trank hinstellen, welch letzterer ihn völlig bewußtlos macht, ihm überdies Pfefferwasser in die Augen spritzen und ihn später reichlich mit Wasser begießen, um den mittlerweile in einen Käfig Gebrachten wieder nüchtern und sehend zu machen, so läßt so brutale Behandlung wohl erklärlich erscheinen, daß diese Riesen so siech und schwach zu uns kommen und der Gefangenschaft nach wenigen Monaten erliegen. Der Eindruck, den diese Affen in ihrer wilden Häßlichkeit machen, ist ein außerordentlicher. Die dicken Pausbacken sind zu beweglichen Wülsten geworden, die das Gesicht beiderseitig halbmondförmig umgeben und die kleinen Ohren ganz verstecken. Ein mächtiger Kehlsack, wie die Wangenwülste unbehaart, umsteht den kurzen Vorderhals. Der am Kinn sehr breite, abgestutzte Unterkiefer tritt stark hervor und giebt der Physiognomie vollends einen wildtierischen Ausdruck. Wenn dann das Tier in plötzlicher Erregung sich aus seiner kauernden Stellung erhebt, das breite, dicke Maul mit den gewaltigen Zähnen, unter denen besonders die starken Eckzähne auffallen, öffnet, der Kehlsack sich aufbläht, die Wangenwülste sich vor- und zurückschieben, dann ist es diesem dräuenden, widerlich häßlichen, unbändig wilden Scheusale gegenüber mit unseren Illusionen, wie sie die allerliebsten munteren und gelehrigen Orangjungen in uns wachgerufen haben, wohl zu Ende."



Napoleon und der Luftschiffer.

Das norwegische Blatt „Nationalbladet" erzählt folgende Geschichte:

Der berühmte Luftschiffer und Erfinder des Fallschirms, François Blanchard, kam im Jahre 1785 nach Paris, um öffentlich den Aufstieg mit seinem verbesserten Luftballon zu unternehmen. Der Aufstieg sollte am 26. Juli stattfinden.

Schon war der gigantische Ballon gefüllt, und mehrere Tausende von Zuschauern erwarteten neugierig den Beginn des interessanten Schauspiels. Unter den Zuschauern befand sich auch eine Menge uniformierter Eleven aus der Kriegsschule, welche in lebhafter Weise die Luftseglung und ihren Nutzen für die Kriegsführung besprachen. Sichtliches Interesse bezeigte ein Jüngling von ungefähr 16 Jahren. Klein, mager und blaß, mit mehr intelligenten als hübschen Zügen, schien er von schwächerer Gesundheit, aber von lebhafterem Temperamente als alle seine Kameraden.

„Na, du hättest wohl Lust, direkt in den Himmel hineinzufliegen, Bonaparte?“ fragte einer der Kameraden.

„Du hast gar zu viel Quecksilber in dir, Napoleon,“ rief ein anderer; „du fielest aus der Gondel heraus!“

„Schwätze nicht so,“ erwiderte der Kleine. „Kein Mensch ist in der Stunde der Gefahr mutiger als ich. Wie beneide ich den rothaarigen Engländer dort, der an der Luftfahrt teilnehmen darf!“

„Er hat auch 200 Livres dafür bezahlt, behauptet man.“

„Und ich armer Schlucker habe nicht mehr als 7 Livres und ein paar Sous in der Tasche!“

„Biete dich an, als Ballast zu dienen!“

„Dazu ist er nicht schwer genug,“ sagte ein anderer.

„Ich betrachte es unter meiner Würde, auf euer Geschwätz zu antworten,“ meinte Napoleon.

Das Gespräch wurde so laut geführt, daß der Engländer sich umwandte und lauschte. Bisher war das Wetter schön gewesen, nun aber hatte sich plötzlich ein Sturm erhoben, und am Himmel zogen schwere Wolken herauf. Dies beunruhigte den Engländer, der, sich zu Blanchard wendend, äußerte:

„Mein Herr, das Wetter scheint unbeständig. Sie haben mir eine schöne Luftfahrt garantiert!“

„Die garantiere ich immer noch, Mylord,“ entgegnete der Luftschiffer.

„Aber sehen Sie nicht, daß ein Wetter losbricht?“

„Was liegt daran? Bald schweben wir über dem Unwetter.“

„Unter diesen Umständen unterlasse ich die Fahrt doch lieber. Was geschieht dann mit den Reisekosten?“

„Sind einmal bezahlt und können nicht zurückerstattet werden.“

„All right, Herr Blanchard! Aber ich will mein Geld nicht umsonst ausgegeben haben. Sie müssen erlauben, daß ein anderer an meiner Stelle mitfährt.“

„Natürlich, Mylord!“

„Warten Sie also 10 Minuten!“

„Wir haben 15 Minuten übrig.“

„Meine Herren,“ rief der Engländer nun, „gewisse Umstände verhindern mich, mitzufahren. Ist jemand da, der meinen Platz einnehmen will?“

„Ich!“ schrie der kleine Korsikaner und war mit drei Sprüngen in der Gondel oben. Seine Kameraden lachten.

„Sie sind Eleve an der Kriegsschule?“

„Ja, Mylord!“

„Und Sie wollen mitfahren. Gut, ich überlasse Ihnen mein Recht für die Hälfte des Preises, den ich selbst bezahlt habe, also 100 Livres.“

„Hundert Livres!“ rief Napoleon bestürzt. „Unmöglich — ich habe bloß sieben.“

„In diesem Fall können wir freilich das Geschäft nicht miteinander machen.“

Und der Engländer winkte den anderen Kadetten. Allein keiner meldete sich. Endlich sagte er:

„Ich sehe, wir müssen den Preis herabsetzen. Sagen wir 50 Livres.“

Da fiel einer der Kameraden ein: „Bonaparte, wir wollen alles, was wir haben, zusammenlegen, damit du mitfahren kannst.“

Eine Sammlung wurde veranstaltet, und in wenigen Minuten hatte man 46 Livres beisammen. — „Hinein in die Gondel, Bonaparte,“ rief man.

Da, im letzten Moment, als eben der Aufstieg beginnen sollte, hörte man eine zornige Stimme rufen:

„Das ist ja ein Skandal, eine Verletzung der Kriegsgesetze!“

Ein Offizier drängte sich durch den Volkshaufen. Es war Charles Pichegru, nachmaliger General. In der Kriegsschule lehrte er Mathematik und Geographie. Napoleon war einer seiner Schüler.

„Kadett Bonaparte,“ donnerte er, „steigen Sie sofort aus der Gondel! Wie können Sie es wagen, in Uniform an einer öffentlichen Vorführung teilzunehmen? Sowie Sie heimkommen, haben Sie zwei Tage Arrest.“

Tief betrübt und mühsam seinen Zorn bekämpfend, stieg der künftige Weltbeherrscher unter dem Jubel des Publikums aus der Gondel. Einen bitteren Blick sandte er Pichegru zu, und sicher erinnerte der General sich desselben, als er 19 Jahre später auf Napoleons Befehl zur Nachtzeit ins Gefängnis geworfen wurde.

„Ich muß also mein Geld verlieren,“ seufzte der Engländer.

„Kommen Sie mit, Mylord,“ sagte Blanchard. „Die Wolken beginnen sich gegen Norden zu ziehen. Steigen Sie nur ein!“

„Well!“

Und der Engländer stieg in die Gondel, Blanchard kommandierte „los“, und majestätisch schwebte der Ballon in die Lüfte empor.

Die meisten von Napoleons Biographen kennen diese Geschichte nicht. Eine kurze Notiz darüber findet sich in de Julians Werk „Gallérie des Contemporains“, 1849 in Brüssel herausgegeben. E. F.



Amerikanische Philanthropie.

Eine von England nach Amerika verpflanzte und dort besonders zur Blüte gelangte Erscheinung sind die sogenannten „Social Settlements“. Seit der Gründung von Toynbee Hall in London, wo sich zum ersten Male gebildete Männer mitten im verwahrlosesten und verrufensten Teil der Stadt niederließen, um der Verrohung und Versumpfung der dort aufwachsenden Jugend zu steuern, haben in den amerikanischen Großstädten Professoren und Studenten der Universitäten, sowie Frauen, die ihr Wollen und Können in den Dienst des Gemeinwohls zu stellen bereit waren, ihren Wohnsitz in armen und übervölkerten Stadtvierteln

aufgeschlagen, um ihrer in Elend und Unwissenheit verkommenden Umgebung mit Rat und That beizustehen. Solche Anstalten sind Andover House in Boston, Hull House in Chicago (letztere Anstalt ausschließlich von Frauen gegründet und verwaltet, die ihre Thätigkeit sogar auf Ueberwachung des Straßenreinigungs-departments erstrecken), und zahlreiche von einzelnen höheren Lehranstalten ins Leben gerufene Stiftungen, welche dieselben gemeinnützigen Ziele verfolgen. Die an solchen Institutionen wirkenden Männer und Frauen sind der Eltern Ratgeber und Helfer, der Kinder Lehrer und Freunde. Da sie mitten unter den sogen. Stiefkindern des Glücks wohnen, empfinden diese den Stachel nicht, der sonst fast jeder Aeußerung des Wohlthätigkeitssinns eigen ist. Sie fassen Vertrauen zu den Vertretern der „begünstigteren" Klassen und gönnen diesen einen Einblick in ihr Denken und Fühlen, durch den manches bedauerliche sociale Vorurteil zerstört und jenes harmonische Verständnis erzielt wird, welches allein unversöhnlich scheinende Gegensätze zu überbrücken vermag.

Gelegentlich der Veröffentlichung eines Buches über diese Anstalten: „Social Settlements" von C. R. Henderson, einem Professor der Sociologie an der Universität von Chicago, macht die „New York Times" folgende Bemerkungen über diese noch nicht genügend verstandene und gewürdigte Aeußerung modernen philanthropischen Geistes: „Wir gelangen heutzutage mehr und mehr dazu, die Frage Kains ‚Soll ich meines Bruders Hüter sein?' von uns zu weisen. Wir fühlen uns nicht nur verantwortlich für das Wohl unserer Mitgeschöpfe, sondern wir beschäftigen uns angelegentlich mit der Frage, wie die Lage der Armen zu verbessern sei. Eine der neuesten Aeußerungen dieses Geistes zeigt sich in den Universitäts- und College-Settlements, die eine durchaus neue Methode philanthropischer Thätigkeit darstellen . . . Wir, die wir so glücklich sind, Unterricht genossen zu haben, sei er noch so beschränkt, haben keine Ahnung von der Unwissenheit, in welcher die Kinder der Armut aufwachsen. Manche von denen, welche in die von den Settlements gegründeten Kindergärten kommen, haben nicht den geringsten Begriff von den einfachsten Natur- und Arbeitsprozessen. Sie wissen nicht, woher das Mehl kommt, die Milch, die Aepfel, die Nüsse; die Jahreszeiten erkennen sie nur durch Temperaturunterschiede; sie kennen nur wenige Tiere und fast gar keine Pflanzen. Aus solchem Material aber erwachsen uns künftige Bürger, und in solchen Händen liegt das Stimmrecht . . . Durch verständige, wohlüberlegte Bemühungen von seiten derer, die über das erforderliche Wissen verfügen, kann viel geschehen, um das Dasein dieser Schichten der Gesellschaft menschenwürdiger zu gestalten, indem man ihnen Kenntnisse und Komfort zugänglich macht und durch Musik, Bilder und Bücher etwas Schönheit und Licht in ihr freudloses Leben bringt. Bei vielen ist es notwendig, ihnen zu zeigen, wie sie aus den denkbar geringsten Mitteln den größten Vorteil ziehen können; in manchen Gegenden erweist sich die Errichtung von Küchen und Kaffeehäusern als ein Segen, da sie sich dort gegen geringe Vergütung nahrhafte Kost verschaffen können. (Nicht zu unterschätzen ist der Wert der Kochschulen, in denen den Frauen der Armen die Bereitung nahrhafter Speisen beigebracht wird, wie es in Chicago geschieht. Anm. d. Uebers.) Von größter volkserzieherischer Bedeutung sind die von diesen Anstalten gegründeten Freibibliotheken, in denen die Verwaltung durch ihren individuellen Rat tiefgehenden Einfluß auf die meistens jugendlichen Leser erlangt; ferner die Freikonzerte, in denen die bedeutendsten

Künstler ihre Talente in den Dienst dieser Stiftungen stellen; und ferner die ‚Wandersammlungen‘ von Kunstschätzen, welche den Bewohnern der Mietskasernen das Reich der Form und der Farbe erschließen sollen . . .

Viel mehr wird erreicht, indem so mit dem Volke gearbeitet wird, als außerhalb desselben für einzelne, der Hilfe besonders bedürftige Gruppen. Das Arbeitsfeld der Settlements ist ein sehr breites. Sind die Herzen des Volkes einmal gewonnen, dann kann man es führen, wohin man will; aber man muß es erst verstehen und sein Vertrauen besitzen, sonst ist die Liebesmüh' umsonst . . . Nicht alle Armut und alles Elend entspringen der Trunksucht, der Faulheit und der Unehrlichkeit. Das wird uns erst dann klar, wenn einmal ein Mann, wie Walter A. Wyckoff die Verhältnisse des Volkes aus eigner Anschauung studiert und uns seine Erfahrungen mitteilt. Einen Augenblick sind wir erstaunt, dann vergessen wir es wieder. Die Settlements allein vermögen einem solche Lehren nachhaltig einzuprägen."

Der erwähnte Walter A. Wyckoff war Student an einer östlichen Universität, begab sich aber, um Wesen und Lage der Arbeiterbevölkerung des Landes kennen zu lernen, direkt unter das Volk und arbeitete incognito mehrere Jahre in verschiednen Teilen der Vereinigten Staaten in den Gruben, an Eisenbahnen, in Fabriken, auf Farmen u. s. w., und legte seine Beobachtungen in einem umfangreichen Werke nieder, das großes Aufsehen erregt und der Sociologie höchst wertvolles Material geliefert hat. Die selbstverleugnende Hingabe, mit der dieser Mann und seine Kollegen und Kolleginnen in den Settlements die Förderung des Volkswohls anstreben, ist ein Beweis für den guten Kern, der trotz aller im öffentlichen Leben zu Tage tretenden Schlacken im Anglo-Amerikanertum steckt.

A. von Ende.



Ein Kaiser als Redakteur.

Als Ergänzung des Beitrags „Zur Geschichte der Zeitungen und Zeitschriften" (S. 165 ff.) sei nachstehende Notiz des norwegischen „Nationalbladet" mitgeteilt:

Daß der Kaiser von China Zeitungsredakteur ist, dürfte den meisten unbekannt sein. Aber nicht genug damit, sein Blatt kann mit Stolz auf 800 Jahrgänge hinweisen, in welcher Zeit es regelmäßig jeden Tag erschienen ist. Vom ökonomischen Gesichtspunkte aus dürfte die unbedeutende Auflage des Blattes eine bedenkliche Sache sein; denn es wird nur ein Exemplar täglich ausgegeben. Dies einzigstehende Blatt heißt „Pekin Gazette". Es ist das Organ des kaiserlichen chinesischen Hofes und wird täglich auf einem großen Brette vor der Purpurstadt, der Residenz des Kaisers, aufgekleistert. Es enthält in der Regel sechzehn Seiten. Der Stoff besteht ausschließlich aus Neuigkeiten und offiziellen Rapporten, die der Kaiser selbst diktiert.

E. H.





Hypnotismus und Unsterblichkeit.

Die im 6. Heft des „Türmers" an die Erscheinungen des Hypnotismus geknüpften Schlußfolgerungen würden vom materialistischen Standpunkte aus allerdings eine gewisse Berechtigung haben. Auf die Einseitigkeit und Unrichtigkeit dieses Standpunktes kann ich mich hier wegen Mangels an Raum leider nicht einlassen. Zum Glück ist dies aber auch nicht nötig, da man die Unsterblichkeit aus dem Hypnotismus folgern kann, ohne sich zunächst auf den Boden einer bestimmten Weltanschauung zu stellen, ohne also irgend welche Vorurteile mitzubringen. Freilich muß man zu diesem Zwecke wissen, daß der Hypnotiseur nicht nur das Vorstellungs- und Empfindungsleben seines Patienten, sondern auch den Willen und sogar die organischen Funktionen des Körpers beherrschen kann. Diese letztere Erscheinung, auf die es hauptsächlich ankommt, ist durch das hypnotische Stigma erwiesen, das namentlich von französischen Forschern schon mehrfach konstatiert worden ist. Was hierunter zu verstehen ist, wird folgendes Beispiel klar machen: Prof. Bourru zeichnete seinen Namenszug auf den Vorderarm eines Hypnotisierten, der den Befehl erhielt, um 6 Uhr nachmittags einzuschlafen und längs der bezeichneten Linien zu bluten. Zur angegebenen Stunde schlief der Patient ein, und auf der blassen Haut erschien, etwas erhaben, in lebhaftem Rot der Namenszug, wobei an mehreren Stellen Blutstropfen durchdrangen. Diese blutunterlaufenen Buchstaben waren nach 3 Monaten zwar verblaßt, aber noch leserlich.*)

Durch dieses und ähnliche Experimente sind, nebenbei bemerkt, die von Virchow in seiner Schrift „Ueber Wunder" voreilig begrabenen stigmatisierten Jungfrauen, wie die Nonne Katharina Emmerich, wieder zu Ehren gekommen, indem ihre Wundmale einfach auf Autosuggestion zurückzuführen sind. Bei dem eben erwähnten Experiment kann man nun ohne Wunderglauben nicht voraussetzen, daß der Hypnotiseur Nerven und Blut des Patienten direkt beeinflußt, man muß vielmehr annehmen, daß der Patient die ihm eingepflanzte Idee zu seiner eigenen macht, und daß er seine unter gewöhnlichen Umständen unbewußten und unwillkürlichen organischen Funktionen zu beherrschen vermag. Damit ist die Existenz einer Seele gegeben, die nicht nur denkt, sondern ihre Vorstellungen auch

*) Beaunis, „Le somnambulisme provoqué" 83.

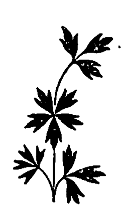
in organisch-plastischer Weise darstellen kann, die überhaupt als der Organisator, der Bildner des Körpers zu betrachten ist. Eine organisierende Seele aber muß ihr Produkt, den Körper, überleben, gleichwie sie auch vor der Geburt schon existiert haben muß; ja sie muß auch nach dem Tode die Fähigkeit behalten, sich in organischen Formen darzustellen. Damit ist zugleich eine wissenschaftliche Erklärung für die Gespenstererscheinungen und die in spiritistischen Sitzungen vorkommenden sog. Materialisationen (sichtbare und fühlbare Hände, Büsten und ganze Gestalten) gefunden, welche zu bezweifeln lediglich Unwissenheit, nicht etwa Unglaube wäre.

Wenn die materialistischen Forscher geahnt hätten, daß der Hypnotismus in den Spiritismus einmündet, dann hätten sie ihren Widerstand gegen die hypnotischen Thatsachen wohl nicht so bald aufgegeben. Hier gilt eben wieder einmal das Wort des Mephistopheles:

„Den Teufel spürt das Völkchen nie,
Und wenn er sie beim Kragen hätte."

Der Hypnotismus ist nur ein Teil jener Geheimwissenschaften, welche man gewöhnlich unter dem Namen Okkultismus zusammenfaßt, weil es sich dabei um die den körperlichen Sinnen verborgen (okkult) bleibenden magischen Fähigkeiten des Menschen handelt. Der Okkultismus, der es nicht etwa mit „übernatürlichen", sondern nur mit „übersinnlichen" Dingen zu thun hat, führt auf mehreren, streng wissenschaftlichen Wegen zur festen Ueberzeugung von der Unsterblichkeit unserer Seele. Am raschesten kann sich der Leser über diese Frage orientieren in du Prel's Schriften „Das Rätsel des Menschen" (Reclam's Universalbibliothek) und „Tod, Jenseits und Leben im Jenseits" (Selbstverlag). — Ein Verzeichnis der wichtigsten Litteratur des Okkultismus findet man S. 93 meiner Broschüre „Meine Erfahrungen auf dem Gebiete des Spiritismus" (Mutze, Leipzig).

Prof. **Max Seiling.**





Etwas über modernen Geschichtsunterricht. — Gedenktage im allgemeinen und Oliver Cromwell im besonderen. — Pharisäer.

In der „Hilfe“ ist kürzlich eine Frage erörtert worden, die mir auch der Beachtung der Türmerleser — und gerade dieser — wert erscheint: „Der gegenwärtige *Geschichtsunterricht* in den oberen Klassen unserer höheren Schulen“. Der Meinungsaustausch hat sich durch mehrere Wochen hingezogen, ich kann aber nicht finden, daß die Ausführungen seines Urhebers, A. Baumgarten, durch die späteren Erörterungen in irgend einem *wesentlichen* Punkte widerlegt worden sind. Herr Baumgarten ging von der Thatsache aus, daß es heutzutage keine Wissenschaft mehr gebe, die nicht irgendwie historisch-genetisch behandelt werde. Auf dem Gebiete der Philosophie ersetze sie uns seit dem Zusammensturze der Hegelschen Spekulation sogar das „*System*“. Sie allein habe auch die Sturmflut der Naturwissenschaften ausgehalten, indem sie sich mit der modernen Natur- und Weltbetrachtung zu verbinden wußte. „Was heißt das aber anderes“, fährt Herr Baumgarten fort, „als: die Geschichtswissenschaft mußte von der bis dahin allein mit Liebe durchforschten Oberfläche der *diplomatisch-kriegspolitischen* Geschichte aus tiefer graben und auch den schwierigen, aber unendlich mannigfaltigen Untergrund der *Social-* und *Kultur-*Geschichte in die Betrachtung ziehen.“ Mit dieser Entwicklung der Geschichts-*Wissenschaft* habe aber der Geschichts-*Unterricht* leider nicht Schritt gehalten. Er beschränke sich vielmehr zum großen Teile darauf, das Gedächtnis mit einer *geisttötenden Unmasse von Einzeldaten* und anekdotenhaften Notizen vollzupfropfen, die *weder eine lebendige Anschauung noch ein lebendiges Interesse* erwecken.

„Nirgends zeigt es sich mehr als in der Schule, daß die alte diplomatisch-kriegsgeschichtliche Geschichtsschreibung nicht mehr ausreicht, den höchsten Zweck alles Geschichtsstudiums zu erfüllen, nämlich, daß es, wie Goethe sagt, Begeisterung erregt! Ich habe Mitschüler gehabt, hochbegabte, früh selbständig

denkende junge Leute, die mit Begeisterung ein Buch wie Scherrs „Germania“ verschlangen, sich jedoch mit Ekel und Hohn von den eintönigen Schlachten- und Regierungsdaten des Klassenunterrichts abwandten! Ein 17- oder 18jähriger Primaner ist eben kein dummer Junge mehr; er verlangt unbewußt nach Kost für Herz und Geist, und sucht das, was er in der Schule nicht findet, zu Hause in Privatlektüre. Wende niemand ein, daß doch die Zahl dieser strebsamen Schüler sehr gering sei; ich denke, die Schule soll die Leute „erziehen“, d. h. emporziehen! Wenn nun ein solcher strebsamer Schüler obendrein noch entdeckt, daß die Geschichtsdarstellung des Lehrers in ganz anderen Farben gehalten ist, als das gerade vor ihm liegende Buch, wenn er merkt, daß die Geschichte nicht nur in dem wegen seines Chauvinismus so oft geschmähten Frankreich, sondern auch in deutschen Landen über alles Maß pädagogischer Rücksichten hinaus „in usum delphini“ gefärbt ist, dann kann zuweilen noch mehr als Indifferenz daraus entstehen; ich habe selbst Fälle kennen gelernt, wo geradezu eine Abneigung gegen jede Bethätigung von Patriotismus sich der Seele junger selbständiger Primaner bemächtigte!

„Gerade die Schüler im Alter von 15—18 Jahren sind am schwersten zu behandeln und müßten deshalb am vorsichtigsten behandelt werden. Denn in diesen sogenannten „Flegeljahren“ da regt sich im Innern zum ersten Male so recht eigentlich das Individuum, da beginnen die ersten Neigungen und Abneigungen sich geltend zu machen, keine Abneigung aber stärker als die gegen den Zwang! Zwang ist jedoch alte Schablone! Und nach der Schablone wird leider Gottes fast durchweg der Geschichtsunterricht gehandhabt. Und noch ein zweites: kein Alter ist an sich so geneigt, die Welt an Ideen zu messen, als das Jünglingsalter! Wie steht es aber heute mit unseren Primanern in dieser Beziehung? Die Masse der Unbegabten macht sich überhaupt keine Gedanken über den empfangenen Geschichtsstoff, und die wenigen Begabten vermissen im Geschichtsunterricht die Ideen und erfüllen sich mit entweder selbst gefundenen oder aus der socialdemokratischen Atmosphäre ihnen zugeflogenen geschichtslosen Theoremen! Es sollte daher die erste Pflicht eines tüchtigen Geschichtslehrers sein, die jungen Leute auf die leitenden Ideen in der Geschichte hinzuweisen, statt ihnen eine ungenügende Nummer aufzuschreiben, wenn sie die Zahl der bei Königgrätz engagiert gewesenen Armeekorps nicht genau angeben können! Zu unreif ist die heutige 17- oder 18jährige Jugend wahrlich nicht; sie ist oft am unrechten Orte sehr klug! Und ich habe an anderen wie an mir selbst beobachtet, daß die auf unseren Schulen leider so oft geübte Vernachlässigung oder Unterdrückung der Individualität geradezu anstachelt zur Bethätigung der Selbständigkeit auf dem unrechten Gebiete....

„Nicht der Lehrer ist immer an der Oede und dem Mißerfolg seines Unterrichts schuld. Wie viele junge Lehrer treten jährlich voll Begeisterung und guten Willens ihr Amt an und müssen schon nach kurzer Zeit mit einem Verweis von seiten ihrer Vorgesetzten resigniert in das allgemeine Fahrwasser einlenken!

„Die Leitung der Schule sollte endlich einmal zu der Einsicht kommen, daß allein, unbeschadet aller Autorität, die individuelle Freiheit des Lehrers und des Schülers wie in allen Fächern so noch ganz besonders beim Unterricht in der Geschichte von größter Bedeutung ist! Es sollte also einmal dem Lehrer Spielraum gegeben werden, nicht bloß Daten, sondern auch Ideen vorzutragen. Dann aber sollte ferner der einseitig preußische Standpunkt bei der Darstellung der vaterländischen Geschichte aufgegeben werden und unter voller Anerkennung der Führerschaft des preußischen Staates eine relative Schätzung der übrigen deutschen Fürsten und Stämme herbeigeführt werden, damit der Gegensatz zwischen Nord- und Süddeutschland endlich einmal seinen politischen Charakter verliert und das Bewußtsein, ein Preuße oder ein Bayer zu sein, mehr und mehr zurücktritt hinter dem Bewußtsein, ein Bürger des Deutschen Reiches zu sein! Weiter sollte der Lehrer seine Darstellung durch Berücksichtigung der socialen, geistigen und technischen Entwicklung unseres Volkes vertiefen und weniger auf das Auswendiglernen von Daten, als auf das Erfassen der Triebkräfte und Bedingungen des jeweiligen geschichtlichen Vorganges von seiten des Schülers Wert legen. Und schließlich sollte man die Schüler nach möglichst freier Wahl Vorträge über einzelne geschichtliche Erscheinungen, besonders über große Persönlichkeiten, halten lassen; das würde nicht nur das Interesse an der Geschichte und an den Helden der Geschichte wach erhalten, sondern auch zugleich der Uebung in der deutschen Muttersprache zugute kommen, die im deutschen Unterricht allein noch immer nicht zu ihrem Recht kommt!"

Die scharfe Luft unseres Zeitalters weht auch in das Klassenzimmer. Und eine tendenziös vorgetragene „Geschichte" färbt ab, schon lange bevor der Zögling die Schule verläßt. Vor nicht langer Zeit konnte man z. B. von einem Leitfaden der Geschichte lesen, worin allen Ernstes gelehrt wurde, Bismarck habe freiwillig und trotz wiederholter Bitten des Kaisers, doch ja im Amte zu bleiben, seinen Abschied genommen! Wem will man nun derartiges weismachen? Und welches Vertrauen soll der Schüler in einen Unterricht setzen, dem es auf solche handgreiflichen Unwahrheiten nicht ankommt?

Aber ich glaube, die „Tendenz" ist noch nicht das Schlimmste. Eben weil sie abfärbt. Das ist schlimm im Interesse der Tendenz, aber gut im Interesse der Wahrheit. Am schlimmsten und nur schlimm ist die Gleichgiltigkeit des Schülers gegen den empfangenen Unterrichtsstoff. Und diese Gleichgiltigkeit muß eintreten, wo das Interesse der lebendigen Anschauung durch eine Ueberfülle trockenen Gedächtniskrams erstickt wird. Gut die Hälfte der auswendig zu lernenden Geschichtszahlen z. B., die ja doch nur kurze Zeit Eigentum des Schülers bleiben, ließe sich ohne den geringsten Nachteil streichen. Und wie vieles andere noch! Man denke an die lächerlich genaue Darstellung etwa der Schlacht bei Salamis oder irgend einer altgriechischen Staatsverfassung.

Von dem eindringlichen Kultus „vaterländischer" Größen fünften bis siebenten Ranges ganz zu schweigen!

* * *

Ueberlegene Geister pflegen wohl zuweilen über die vielen „Gedenktage" zu spötteln, die von der deutschen Presse durch mehr oder minder entsprechende Artikel gefeiert werden. Nun bietet ja die „deutsche Presse" gewiß eine breite Angriffsfläche, nur eben dieser Punkt befindet sich darauf nicht. Es ist ein wahres Glück, daß wir die „Gedenktage" haben. Sie sind fast noch das einzige Mittel, das große Publikum mit geschichtlichen Stoffen (im weitesten Sinne) zu beschäftigen, indem diese Stoffe ihm auf dem Präsentierteller des „Aktuellen", eben des so und sovielsten Gedenktages, angeboten werden. Auf diese Weise wird doch hier und da noch etwas geschichtliches Wissen und Betrachten in weitere Kreise getragen. Und ob das not thut?

Am 25. April waren 300 Jahre seit Oliver Cromwells Geburt, am 30. Januar 250 Jahre seit der Enthauptung Karls I. verflossen. Carlyles „Rettung" des bedeutenden Mannes in Ehren — für das christlich-deutsche Empfinden bleibt Cromwell, unbeschadet aller seiner voll anzuerkennenden Verdienste um die ganze Entwicklung seines englischen Vaterlandes, doch ein „Königsmörder". Die ungeheure Schuld, die der unglückliche Stuart auf sich geladen, die Wohlthaten, die England durch das Cromwell'sche Regiment zu teil wurden, vermögen jene Thatsache nicht aus der Welt zu schaffen. Es wird gut sein, im Zeitalter der „Uebermenschen" und der Moral „jenseits von gut und böse" solche Thatsachen auch ganz entschieden zu betonen.

Hätte Karl I. in der auswärtigen Politik Erfolg gehabt, so wäre er vielleicht seinem Schicksale entronnen, trotz der elf Jahre, in denen er ohne Parlament regierte. Auch Bismarck wußte ja dieser Stütze, so lange es ihm gut schien, zu entraten. Aber wie anders durfte er dann wieder vor der Volksvertretung erscheinen! Karl I. hatte zwar keinen Bismarck, er hätte aber vielleicht — einen Cromwell haben können. Die völlige Unzuverlässigkeit Karls hat es zum großen Teil verschuldet, daß Cromwell seinen Plan, ein puritanisches Königtum aufzurichten, wieder aufgab, ja aufgeben mußte. Diesem Könige war eben nicht zu helfen, trotzdem er die helfende Hand nur zu ergreifen brauchte.

Dem Psychologen und Philosophen bietet die Gestalt Karls I. noch ein besonderes Interesse. Sie ist eine anschauliche Verkörperung des Problems von der Freiheit des Willens, über dem doch noch eine unabänderliche Notwendigkeit thront. Wollen können oder wollen müssen? . . .

* * *

Im Namen der gekreuzigten Liebe schlachteten sie einander, heute die Katholiken die Protestanten, morgen die Puritaner die Katholiken. Wir Modernen schlachten einander aus Religionsgründen nicht mehr physisch, dazu sind wir zu aufgeklärt. Auch erlaubt's die Polizei nicht. Aber die Geister jener alten „Gottesstreiter" kämpfen auch bei uns noch lustig den alten Kampf fort.

Ein Knabe wird in einem Waisenhause barbarisch gezüchtigt. Ein häßlicher, ja empörender Fall, es ist nur natürlich, daß der oder die Schuldige zur Rechenschaft gezogen und der Wiederholung eines solchen Falles vorgebeugt wird.

Aber nun dasselbe Bild im Spiegel der Oeffentlichkeit: Die Anstalt ist eine christliche. Grund genug für alle Feinde des Christenthums, den Fall in grotesker Weise aufzubauschen, zu verallgemeinern und der gesamten Christenheit ihr Sündenregister seit bald 2000 Jahren vorzuhalten: Inquisition, Scheiterhaufen, Religionskriege u. s. w. Aber christlich, bloß christlich, christlich schlechtweg? Dergleichen giebt's doch bei uns gar nicht! Also was: protestantisch oder katholisch? Zufällig ist diesesmal katholisch — nicht „Trumpf". Und nun kann's losgehen. Katholische Blätter beeilen sich, ähnliche traurige „protestantische" Fälle zu entdecken, die sie triumphierend und freudestrahlend den christlichen Brüdern der andern Konfession entgegenhalten. Die natürlich bleibt die Antwort an „Rom" auch nicht schuldig, und so ist dann aus dem Vergehen einer einzelnen Person schlecht und recht ein zwar unblutig, aber desto giftiger geführter Religionskrieg entstanden!

Und was hat der thatsächliche Fall mit der Frage des Glaubensbekenntnisses zu thun? Nicht das geringste, auch nicht das allergeringste. Derartige Ausschreitungen kommen auf christlicher Seite leider ebenso vor, wie auf nichtchristlicher, auf protestantischer ebenso, wie auf katholischer. Die eine Glaubensgemeinschaft trifft so viel und so wenig Schuld daran, wie die andere.

Und weiter: was ist die Ursache des ganzen Falles? Der Waisenknabe war zuerst bei protestantischen Leuten in Pflege gegeben, wo er sich in jeder Weise wohl befand. Da er aber katholisch getauft war, so mußte er natürlich von dort weggenommen und in eine katholische Anstalt gebracht werden — aus der privaten liebevollen Pflege in ein öffentliches Waisenhaus. Da faßt ihn das Heimweh nach seinen alten Pflegeeltern und er entläuft der Anstalt, entläuft ihr wiederholt zu jenen. Und dann kommt die „Züchtigung".

Konnte der Knabe nicht in seiner alten Pflege bleiben und dabei doch seinen katholischen Religionsunterricht empfangen? Es ist nichts darüber verlautet, daß seine Pfleger ihn der katholischen Kirche hätten abspenstig machen wollen.

Heute wird katholisch, morgen protestantisch aufgetrumpft — bald so, bald so, wie der „Zufall" gerade die Karten mischt. Aber mit dem einen und wahrhaftigen Christentum, mit der Religion der Liebe, Milde, Demut und Vergebung hat derlei kleinliches, liebloses, gehässiges Pharisäergezänk nichts, aber auch gar nichts gemein.



Briefe.

G. Fr. v. l. F., L. Der T. müßte ja ein Barbar sein, könnte er so liebenswürdig-bescheiden vorgetragener Bitte widerstehen. Also: zum Abdruck gerade im T. sind die Gedichte noch nicht vollendet genug, aber es spricht aus ihnen inniges Empfinden und poetische Stimmung. Suchen Sie möglichst nur aus eigener Anschauung zu schöpfen und konventionelle poetische Wendungen zu vermeiden. Einige Unklarheiten in den vorliegenden Proben lassen noch die sichere Herrschaft über Idee und Stoff vermissen. Sonst —: nicht hoffnungslos, wenn sich natürlich auch noch kein abschließendes Urteil fällen läßt. Verbindlichsten Dank für die freundlichen Worte!

P. H. R., D., Ont., N.-A. Dank für den freundlichen Gruß aus so weiter Ferne! Die Empfindung in den Gedichten mutet den T. sehr sympathisch an, einige Ausstellungen lassen indessen den Abdruck nicht wohl zu. Gerade Lyrik kann für die Oeffentlichkeit nicht streng genug gesichtet werden, soll sie wieder im deutschen Volke zu Ehren gelangen. Aber Sie gehören ja glücklicherweise nicht zu denen, die nach Druckerschwärze lechzen, und wenn die edle Dichtkunst die Stunden Ihrer Einsamkeit verschönt, so ist auch das schon „Lohn, der reichlich lohnet". Es ist dem T. eine Herzensfreude, immer wieder zu erfahren, wie echt deutsches Gemüts- und Geistesleben auch in der weiten Ferne und in fremder Umgebung aus Gottes Himmel und Erde sich eine Heimat zu schaffen weiß! Herzlichen deutschen Gruß und Handschlag!

Dr. G. W., R. Hübsch empfunden, aber zum Abdruck doch nicht eigenartig genug. Verbindl. Dank und landsmannschaftlichen Gruß!

P. H. W., W. Ihrer gefl. Einsendung gilt dasselbe. Abgesehen davon, käme ein Osterlied jetzt doch zu spät. Besten Dank für die freundlichen begleitenden Zeilen.

F. F. in B., Ostpr. Ihr ausführliches Schreiben mit der kleinen Abhandlung hat der T. als ein Zeichen regen jugendlichen Strebens freundlichst begrüßt. Lassen Sie sich die Freude an unsern großen Dichtern nicht verkümmern. Daß sich junge Leute von 19 Jahren mit dem Faust durchaus und grundsätzlich nicht beschäftigen sollten, wäre verwunderlich. Aber war das denn auch die eigentliche Meinung der betr. Herren? Wie dem auch sein möge, arbeiten und streben Sie rüstig weiter, bald winkt Ihnen ja die goldene Freiheit! Freundl. Gruß!

A. v. R., B. (Rußl.) Verbindl. Dank. Die freundl. eingesandten Gedichte sind poetisch empfunden und gedacht, zum Abdruck im T. aber leider in der Form nicht vollendet genug.

O. Sch., St. Verbindl. Dank. Das Gedicht lehnt sich aber doch gar zu sehr an Goethes „Mailied" an!

L. M., W. i, O.-W., Amt H. Herzlichen Dank für Ihre lieben Zeilen, die dem T. eine wirkliche Freude bereitet haben.

O. P., Poststempel Z. Die Notiz eignet sich nicht zum Abdruck bei uns.

W. v. E., Kurland, und anderen. Verbindl. Dank. Die Gedichte könnten wir aber schon deshalb nicht abdrucken, weil sie sowohl wie auch das Begleitschreiben anonym sind. Will ein Autor seinen Namen nicht veröffentlicht sehen, so wird dem vorkommenden Falles gern Rechnung getragen. Aber die Redaktion muß wissen, von wem die Beiträge sind, die sie abdrucken soll. Das ist ein in der ganzen Presse geltender Grundsatz, von dem auch der Türmer nicht abweichen kann. Leider ist nebenbei auch noch die Handschrift stellenweise kaum zu entziffern. Gerade Gedichte sollten im eigenen Interesse ihrer Verfasser ohne Anstoß lesbar sein. Ist der Kritiker genötigt, die einzelnen Worte erst zusammenzubuchstabieren, so geht ihm darüber die ganze Stimmung des Gedichts verloren, wenn anders eine solche überhaupt vorhanden ist.

C. E. F. K., R. Wegen Raummangels konnte Ihr Beitrag in der „Offenen Halle" leider nicht mehr aufgenommen werden. Verbindl. Dank.

S. H., R. Dank für das liebenswürdige Begrüßungsgedicht!

Frau M. v. B.-B., B. Hoffentlich zürnen Sie dem T. nicht, weil sein Dank für Ihre so liebenswürdigen Zeilen und das eingesandte Gedicht etwas spät kommt. Zum Ab-

druck war es nicht ganz geeignet, aber das haben Sie ja wohl auch nicht unter allen Umständen erwartet?

Dr. A. H., Genua. Herzlichen Dank. Zwei der schwungvollen Strophen dürfen hier wohl eine Stätte finden:

„Von Fels zu Meer bin ich gestiegen
Durch Neid und Not so manchen Tag,
Nun möcht ich rastend einmal liegen
In sturmgeborg'nem Blütenhag;
Und beut die Welt nur Hohn statt Frieden,
Und winkt kein Heim dem Pilgerlauf —
So schließe du dem Wandermüden
Die Pforten deiner Wartburg auf!

So lenk' ich die bestaubten Schritte
Empor zu heißersehnter Rast
Und lade mich nach Sängersitte
Mit Harfenspiel bei dir zu Gast:
Laß mich an deiner Halle Thüren
Vom Leide ruhn nach Pilgerart
Und meine Saiten harfend rühren
Zum Lied von Lieb' und Kreuzesfahrt."

Gern sieht der T. weiteren Proben entgegen. Aber vermeiden Sie es, im Liede zu häufig das Lied zu besingen. Das ist ein Zeichen von Anfängerschaft. — In der erotischen Lyrik besonders muß man schon ganz Eigenartiges, Bedeutendes schaffen, um überhaupt noch Teilnahme zu erregen.

? Der T. hätte sich schon früher bedankt, aber warum solch' freundliche, sympathische Zeilen so völlig anonym, daß selbst die Wohnortsangabe fehlt? Ihr Brief mit der warmen, schönen Empfindung ist ja erquickend. Lassen Sie doch wieder von sich hören!

R. S. in F. Die betr. Ausführungen sind in den „Problemen und Charakterköpfen" des Herausgebers (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer) enthalten und zwar in dem Kapitel „Alte und neue Ideale", wo besonders auf den zweiten Teil des Faust näher eingegangen wird.

Auf mehrere Anfragen. Herr Erich Schlaikjer hat die ständige Berichterstattung über die Berliner Bühnen vorläufig überhaupt (also nicht nur für den Türmer) niedergelegt, um für eigenes litterarisches Schaffen mehr Muße zu gewinnen, wird sich aber nach wie vor durch gelegentliche Beiträge am T. beteiligen, wie er das ja erst noch im vorigen Hefte gethan hat.

stud. paed. J. St., L. Nach Redaktionsschluß eingetroffen. Antwort daher im nächsten Hefte. Frdl. Gruß!

F. K., A. Die Heftung ist so gut, als sie bei broschierten Schriften überhaupt sein kann. Wenn die Türmerhefte dennoch in mangelhaftem Zustande an Sie gelangen, so können wir uns das nur durch den weiten Weg, den sie machen müssen, erklären.

Abonnent in Friedberg. Die Decke wird in dem vorliegenden Falle gegen Erstattung des bezahlten Betrags anstandslos zurückgenommen.

Den neu hinzugekommenen Lesern auf vielfache Anfragen zur Nachricht, daß die Hefte 1—6 nachgedruckt und nun wieder zu haben sind. Sie kosten zusammen 8 Mk., in Original-Leinwanddecke geb. 9 Mk., in Halbfranz geb. 10 Mk. Der Verlag.

Zur gefl. Beachtung! Alle auf den **Inhalt** des „Türmers" bezüglichen Zuschriften, Einsendungen u. s. w. sind **ausschließlich an den Herausgeber, Berlin SW., Bernburgerstr. 8,** zu richten. Bücher zur Besprechung können auch durch Vermittelung des Verlags an den Herausgeber befördert werden. Für **unverlangte** Einsendungen wird **keine Verantwortung** übernommen. **Entscheidung** über Annahme oder Ablehnung von Handschriften kann bei der Menge der Eingänge in der Regel **nicht vor frühestens 4 Wochen** versprochen werden. **Kleineren Manuskripten** wolle man **kein Porto** zur Antwort beifügen, da diese in den **„Briefen"** erfolgt und **Rücksendung nicht verbürgt** werden kann. Alle auf den **Versand** und **Verlag** des Blattes bezüglichen Mitteilungen wolle man **direkt an diesen** richten: **Greiner & Pfeiffer, Verlagsbuchhandlung in Stuttgart.** Man **abonniert** auf den „Türmer" bei **sämtlichen Buchhandlungen und Postanstalten** (Reichspost-Zeitungsliste Nr. 7557), auf besonderen Wunsch auch bei der Verlagshandlung.

Verantwortlicher und Chef-Redakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß, Berlin SW., Bernburgerstr. 8.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Beilage zu „DER TÜRMER" 1898/99 Heft 9.



Hippius fec. Photogravure Bruckmann

ALEXANDER PUSCHKIN.



Monatsschrift für Gemüt und Geist.

Herausgeber:

Jeannot Emil Frhr. von Grotthuss.

„Zum Sehen geboren, Zum Schauen bestellt."

Lynkeus, der Türmer. (Faust II.)

I. Jahrg. Juni 1899. Heft 9.

Das Verhältnis des Volkes zur bildenden Kunst.

Eine lose Plauderei von **Peter Rosegger.**





Nichts Unrichtigeres kann es geben, als den Ausspruch jenes Gelehrten, daß die Kunst — Luxus sei. Die Kunst ist für den Menschen ein Naturbedürfnis, wie das tägliche Brot oder der Rock am Leibe. Ja, wer weiß es, ob der erste Anlaß zur Kleidung nicht das Bedürfnis nach schmückender Kunst gewesen ist! Von allen Künsten dürfte die bildende zuerst den Menschen bei der Hand genommen haben. Wir kennen wilde Völker, die aller Kultur in unserem Sinne bar sind, und sie tätowieren ihre Haut, sie zieren ihre Waffe. Daß unterschiedliche Völker, Volksschichten und Personen zur bildenden Kunst in unterschiedlichem Verhältnisse stehen, das versteht sich. Aber selbst der nüchternste, prosaischeste Geselle vermag es nicht, sich ihr ganz zu entziehen.

Ich will in unserer Zeit für die bildende Kunst drei Arten von Kunstgenießern unterscheiden.

Da giebt es Leute, die bei einem Bilde sich nur für den dargestellten Gegenstand interessieren, die Mache ist ihnen gleichgiltig — erste Art, die große Menge des Volkes.

Da giebt es Leute, die bei einem Bilde sich für Gegenstand und Mache gleichmäßig interessieren — zweite Art, die gebildeten Laien.

Endlich giebt es Leute, die sich nur für die Mache interessieren, den Gegenstand als vollkommen nebensächlich betrachten — dritte Art, die zumeist nur bei Künstlern und Kunstfreunden vorkommt.

Wenn ein Bauer, ein Arbeiter oder ein Mensch aus dem unteren Bürgerstand ein Bild sieht, so ist sein erster Gedanke: Was stellt es vor? Je seltsamer der Gegenstand, je interessanter. Ein wildes Tier, ein Vulkan, ein Schiff im Sturm, eine Schlacht, ein Mord, ein Fürstenaufzug, eine Papstkrönung, ein Erdbeben, bei dem die Türme brechen und aus den berstenden Häusern die Flammen züngeln. Man geht auf das Bizarre. Die Hölle mit Teufeln und Verdammten, das himmlische Jerusalem mit goldenen Türmen, blutige Marterdarstellungen aus der biblischen Geschichte oder Heiligenlegende. Auch komische Scenen und Karikaturen. Man erinnere sich an die Papierbilder auf Hausthüren, Stubenwänden, Kapellen und Kegelbahnen. Man denke auch an die Martertafeln und Kruzifixe, die an Wegen und Straßen stehen. Oft die abgeschmacktesten Machwerke. Das Volk sieht oder fühlt die Abgeschmacktheiten gar nicht, es sieht gleichsam mit einem inneren Auge nur das, was dargestellt sein soll. Das Christusbild, die Muttergottes mag eine Fratze sein, es sieht hinter ihm die Himmlischen in idealer Schönheit. Der Beschauer mit dem ungeschulten Auge merkt es nicht, daß die Darstellung das Dargestellte bei weitem nicht deckt. Das thut nichts, er freut sich an dem Bilde, es giebt ihm die Anregung, die Stimmung, es ist ihm der Erreger eines inneren Gesichtes, und seine Phantasie vervollständigt alles, das Bild macht ihn gleichsam künstlerisch produktiv. Andererseits hat der Naturmensch doch wieder Formen- und Farbensinn. Die Engel in der Kirche müssen pausbackig sein und recht fette Glieder haben, Wangen und Mund der heiligen Jungfrauen sollen hübsch rot, die Kruzifixe recht blutig sein. Bunte Bänder, Fahnen und Kränze, das helle Rot voran, zieren die Bildnisse und Altäre der Dorfkirchen. Es ist bemerkt worden, daß besonders die Slaven Freude an sehr grellen Farben haben.

Wenn dieser Teil des Volkes jetzt eine Raphaelsche Madonna sieht, so wird er sagen, das sei schön, aber noch lange nicht den kolossalen Unterschied empfinden, der zwischen dieser Madonna und etwa einem alten Zerrbild in der Wallfahrtskirche besteht. Das Zerrbild hat vielleicht den Vorteil, daß es sich seit Kindheit ins Menschengemüt eingelebt hat, daß es Stimmungen und Erinnerungen wachruft, daß es vom Glauben verklärt wird, während die neu in

die Seele tretende kunstvolle Madonna dort keinen rechten Platz mehr findet und ohnmächtig bleibt.

Wenn, wie mir ein Freund mitteilte, jener schlichte Landmann in der Bildergalerie vor einem modernen farbenprächtigen Bilde ausrief: „Däs sein Farben!", so will das besagen, daß der Mann an dem Bilde sonst nichts gefunden hat, als eben — Farben. Daß er von den Farben allein befriedigt war, ist nicht wahrscheinlich, diese Befriedigung hätte er daheim in seinem blühenden Hausgarten oder in seiner Dorfkirche an den grellen Fahnen und bunten Bändern billiger haben können.

Naive Menschen fragen zuerst stets nach dem Was, erst in zweiter Linie nach dem Wie. Und so denken sie auch in der bildenden Kunst wohl an das, was gemacht ist, nicht aber, wie es gemacht ist. — In Bausch und Bogen darf man allerdings auch das nicht behaupten. Den Aelplern wohnt ein größerer Kunstsinn inne, als dem Flachländler, und so sagt sich der Bergbauer vor einem Kunstwerke wohl manchmal verwundert: Sakra, der kann's! wobei er natürlich an den Künstler und seine Mache denkt. Man hat den Kunstsinn des Aelplers von der Vielgestaltigkeit seiner Berge und Felsen ableiten wollen. Ich vermute aber, er hat ihn von den nachbarlichen Italienern und dem uralten Bilderkultus der katholischen Kirche. Draußen im Norden sieht man nur wenige Bildwerke in den Kirchen und gar keine an Gassen und Straßen. Ausgenommen die moderne Denkmalkunst in den Städten. Man kann manchen Deutschen finden, der gerne zur evangelischen Konfession übertreten möchte, wenn ihn die kirchliche Kunst des Katholicismus nicht fesselte. Wenn man der katholischen Kirche den Vorwurf machen kann, daß sie den deutschen Gesang vernachlässigt, so muß man andererseits bedauern, daß der Protestantismus die bildliche Kunst vernachlässigt. Man soll einmal zwischen den Süddeutschen und den Norddeutschen die Volkstrachten vergleichen, die Häuserbauart, die Hausgeräte, die Werkzeuge: ungleich geschmackvoller, malerischer, künstlerischer wird es sich beim Süddeutschen zeigen, dem die bildende Kunst ein treuer Lebensgefährte ist, von der schön bemalten Wiege an bis zum zierlich gedrechselten Grabscheit des Totengräbers. Und gleichen Schritt mit der blumigen Thonschüssel, dem kunstreichen Zinnkrug, dem zierlich geformten Axtstiel, der feingeschnitzten Tabakspfeife hält das Volksgemüt in seinen heiteren Scherzarabesken und klingenden Kehlen.

Wie reich sind in einem älplerischen Bauernhause die Stuben mit Bildern geschmückt, vom Hausaltare über dem Tisch an bis zum „Weihbrunn-Christus" am Thürpfosten! Und wenn die Magd ihren Gewandkasten öffnet, so sieht man die zahlreichen Heiligenbildchen, die auf der Innenseite der Kastenthür kleben und hängen. Keine Wallfahrt wird verrichtet, ohne daß man bunte Bildlein oder Statuetten oder sonst einen sinnigen Kunstgegenstand mit nach Hause bringt. Denkmünzen mit Heiligenbildern bekommt der Landmensch schon bei der Taufe, solche Denkmünzen trägt er sein Leben lang um den

Hals, solche Denkmünzen und Bildchen legen sie ihm in den Sarg. Kurz, all Leben und Sterben dieser Leute ist geschmückt mit Bildwerk. Woher diese Kunstinnigkeit in den Alpen? — Ist es der romanische Blutstropfen? Ist es der Einfluß der kirchlichen Kunst? Ist es die wunderbar gestaltige Bergwelt mit ihren unendlichen Lichtspielen und Klängen? In Tirol, wo die Straßen aus Italien ziehen, sind sie daheim, die Herrgottschnitzer, die Altarbauer und viele große Bildhauer und Maler. Dieses Land beweist, daß auch das Bauernvolk mitsprechen darf, wenn es sich um bildende Kunst handelt. Und gerade die Tiroler bieten uns den richtigen Uebergang von der ersten in die zweite Art der Kunstgenießer:

Leute, die sich an einem Bilde für Gegenstand und Mache gleichmäßig interessieren.

Sie fragen mit gleicher Entschiedenheit nach dem Was, als nach dem Wie. Ihnen muß der Gegenstand der Behandlung und die Behandlung des Gegenstandes würdig sein. Die herrlichste Landschaft, die lieblichste Idylle ist ihnen zuwider, wenn sie schlecht gemacht ist. Und keinen widerlichen, abscheulichen Gegenstand verzeihen sie, selbst wenn er noch so virtuos dargestellt wäre. Ist der Gegenstand unbedeutend, gleichgiltig, so fragen sie sich, weshalb der Künstler seinem Können nicht größere Ausgaben stellt. Ist der Gegenstand häßlich, so meinen sie, daß ihn keine noch so vollendete Ausführung schön machen könne. Ja, der widerliche Gegenstand wird in der Hand des großen realistischen Künstlers noch widerlicher als in der des geringeren. Auch große Häßlichkeit kann künstlerisch wirken, wenn sie in dämonischer Stimmung wiedergegeben ist. Aber das Alltägliche, Uncharakteristische kann nie Gegenstand einer großen Kunst sein. Das technische Virtuosentum allein läßt unser Gemüt kalt.

Die Kunstgenießer der zweiten Art schmücken ihre Wohnräume weniger mit religiösen, als mit profanen Bildern. Werke nach alten Klassikern, Jagdstücke, Genrebilder, Landschaften vorwiegend. Gute Holzschnitte, Radierungen, Kupferstiche, Stahlstiche, am liebsten natürlich Originale in Oel. Man liebt hübsche, zumeist vergoldete Rahmen. Während es dem Bauern ganz gleichgiltig ist, von wem das Bild stammt, das er sein Leben lang in der Stube hängen hat, kümmert sich der gebildete Laie schon angelegentlich nach dem Namen des Künstlers, und ist es wohl wahr, daß er ein Bild mit ganz anderen Augen ansieht, wenn es den Namen eines berühmten Malers trägt. Und bringt es diese Gesellschaftsklasse in einzelnen ihrer Kunstenthusiasten mit Leichtigkeit über sich, das feinste Kunstwerk zu ignorieren, wenn es von einem noch Unberühmten stammt, und einen aufgelegten Schund bis in den Himmel zu preisen, wenn ein berühmter Name dabeisteht. Da hätten wir eine Abart, die im Bildwerk weder dem Gegenstande, noch der Ausführung Wert beilegt, sondern nur dem Namen. Im ganzen ist es das Ideal des wirklich Gebildeten, daß der Gegenstand menschlich interessant, genial und fleißig durchgeführt

sei. So war das wohl zu aller Zeit und wird es bleiben, und kleine Modeschwankungen werden daran nichts ändern.

Hier möchte ich die Frage einschieben, weshalb der Landmann im allgemeinen weniger der Kunst huldigt, als der Stadtmensch? Da Kunst nicht vom Wissen, sondern vom Können herstammt, so läge sie dem einen just so nahe wie dem andern, und hätte er schon die technischen Mittel nicht dazu, so würde er sich mit seinen natürlichen Fähigkeiten begnügen und zufrieden sein damit, wie er's machen kann. Nein, der Landbewohner giebt sich deshalb weniger mit Kunst ab als der Städter, weil er sie nicht so notwendig braucht wie ein Eingemauerter, welchem die Kunst ein Ersatz für Natur sein muß. Der Städter bedarf des Bildes einer Landschaft, der Bauer hat die Landschaft selbst. Dem Bauer wird ein abgebildetes Stadthaus oder eine Dampfmaschine interessanter sein, als der schönste Sonnenuntergang auf Leinwand.

Nun zur dritten Art. Das ist die kleinste, aber die leidenschaftlichste. Sie ist die vieler Künstler und Kunstfreunde. Der Gegenstand ist nichts, die Mache ist alles. — Der Gegenstand ist nur das Mittel, um den Zweck einer guten Technik zu zeigen, eine gute Farbenwirkung zu erzielen. Besonders in der Malerei. Der Gegenstand als solcher kann ganz mißraten sein, so daß man ihn kaum wiedererkennt. Das Bild kann durchaus verzeichnet sein, das macht nichts, der Maler ist ja kein Zeichner, er ist Maler. Die Geheimnisse der Farbe, des Lichtes sind sein Bereich. Wenn es ihm für einen beabsichtigten Farbeneffekt paßt, so malt er bei einer Landschaft den Himmel grün, die Erde blau und die Bäume rot. Er erinnert hierin an die alten böhmischen Glasmaler, die ihre Heiligenbildchen ganz in ähnlichem Sinne malten und nachher bei den Bauern die Tafel um fünf Groschen verkauften. Und wenn er überhaupt nicht eine Landschaft, nicht Menschen oder Tiere darstellen will, sondern vielmehr einen Farbenkasten, so hat er ja recht in seiner Art. Man hat es wohl schon gemerkt, daß ich bei den Secessionisten bin.

Wir anderen aber hätten — wenn diese neue Art allgemein würde — kein Bild mehr. Wir könnten uns von einer bestimmten Landschaft oder Situation keine richtige Vorstellung mehr fixieren, wir könnten unseren Nachkommen keine treuen Porträts mehr übermitteln. Denn unsere modernen Porträtmaler wollen nicht so sehr die Aehnlichkeit, als vielmehr ein brillantes Kunstwerk schaffen. Und unseren Enkeln wird es wahrscheinlich gleichgiltig sein, welcher Farbentechnik der X. mächtig war, sie werden bloß wissen wollen, wie der Großvater ausgesehen hat.

Nun ist es ja aber gar nicht so gemeint, wie sie bisweilen sagen, um im Gegensatz zu alten Schulen ihren Standpunkt zu bezeichnen. In der That wollen sie doch ihr Können dazu ausnützen, um von etwas ein bestimmtes Bild zu geben. Dann behaupten sie, nur die charakteristischen Momente erfassen und scharf herausarbeiten zu wollen und alles Nebensächliche beiseite zu lassen. Dann möchten sie den Gegenstand über die banale Natur hinausheben, ihm

eine besondere Seele einflößen: die Stimmung. Man weiß zwar nicht immer, was man sich unter dem denken soll, was sie Stimmung nennen. — Man sieht, die Absichten solcher Maler und Malerfreunde sind sehr löblich, eigentlich ganz die der alten Meister. Nur daß sie's nicht so weg haben mit dem Können. Sie malen Studien und in den Studien bleiben sie stecken. Das Bild kommt unfertig in die Ausstellung, auf den Markt, und manche finden gerade das ganz entzückend und modern, was im Grunde nichts ist, als die Unfertigkeit und Schlampigkeit.

Durch die unverhältnismäßige Hervorkehrung des Charakteristischen eines Gegenstandes gerät diese Manier mit der Karikatur zusammen, so daß sie sich besonders für Witzblätter schickt. Durch die einseitige Mache der Farbenwirkung eignet sich solche Kunst ausgezeichnet für Reklamebilder, wie sie sich thatsächlich das Plakat rasch erobert hat. — Karikatur und Reklame, ich weiß nicht, ob die Künstler mit solchen Endzielen einverstanden sind. Sie wollen ja ernst genommen werden. Sie wollen nicht, daß ihre gewiß auch mit Herzblut genährte Kunst Gegenstand der Belustigung sei. Sie wollen doch auch nicht, daß, während ihr Ehrgeiz nach Unsterblichkeit lechzt, ihre Bilder an den Straßenecken ein philisterhaftes Eintagsleben führen sollen.

Dahin kommt es, wenn man geringschätzig und undankbar begangene Straßen zu plötzlich verläßt, um „neue Pfade durch die Wildnis zu suchen". —

Mein persönliches Verhältnis zur bildenden Kunst — wenn davon schließlich noch die Rede sein dürfte — ist ein sehr lebhaftes. Es ist nicht theoretisch und nicht kritisch, es ist unmittelbar empfindend. Eine große Anzahl von alten oder neuen Bildern läßt mich zwar gleichgiltig, solche aber, die mir gefallen, liebe ich, und solche, die mir mißfallen, hasse ich. Bilder, die eine aufdringliche Manier haben und eigentlich doch nichts sagen, hasse ich ebenfalls. Bilder, die frivol das verneinen, was mir bisher für schön galt und dem ich Genüsse verdanke, hasse ich erst recht. Darum stehe ich mit den Secessionisten im allgemeinen nicht auf gutem Fuß, wenn mir auch manchmal etwas an ihnen recht wohl gefällt.

Ich stehe bei den Kunstgenießern der zweiten Art: interessanter Gegenstand, gute Ausführung. Aber mir ist auch die erste und die dritte Art nicht fremd. Jahrelang habe ich es mit jenen kindlichen Kunstgenießern gehalten, denen in einem Bilde der Gegenstand alles, die Mache fast nichts ist. Und ich halte es bisweilen doch wieder mit jenen, die das Hauptgewicht auf die Mache legen. Das ist der Fall, wenn ich gelegentlich einmal selbst — ausübender Künstler bin. Schon als Kind war ich Skulpturist. Wenn die Mutter den Nudelteig auszog, erbat ich mir davon ein Stückchen Material, aus dem ich dann Figuren knetete, mit Vorliebe den „Herrgott auf dem Kreuz". Das Kunstwerk wurde dann im Ofen gebacken, um es für die Unsterblichkeit tauglich zu machen, und am nächsten Tage — verzehrt. Aus Papier schnitt ich Häuschen und Bäume, um sie dann auf dem Tische zu einer Landschaft

zusammenzustellen. In einer weiteren Epoche dieser Kulturentwicklung griff ich zu Pinsel und Wasserfarben und malte. Und das treibe ich noch heute in gutgelaunten Stunden. Und zwar ganz modern. Ich male Landschaften, Phantasiestücke, Stimmungsbilder, Karikaturen. Aber nie etwas nach der Natur, immer nach einem inneren Gesichte. Will ich nach äußeren Vorbildern und Modellen malen, da ist die Hand befangen und ungeschickt und es wird nichts. Es ist viel zu schwer. Male ich Freikonturen, Freilicht, dann geht's flott voran und es wird was. Wenn auch nicht das zuerst Gewollte, so was anderes. Irgend was. Das Studienmachen ist so lästig, die schrankenlose Willkür ist so lustig. Das ist so genial und es kann nichts mißlingen, denn im schlimmsten Fall ist es ein Symbol, das man nicht zu verstehen braucht, ein Stimmungsbild, bei dem man nichts zu empfinden braucht, weil es ja auch apathische Stimmungen giebt. — Wenn ich mich nun so zum Malkasten setze, so denke ich nicht: Was willst du malen?, sondern: Was kannst du malen? Und gewählt wird ein Gegenstand, wobei ich gerade meine Fertigkeiten am besten anbringen kann. Hauptsache ist mir eben die Mache.

So wird's auch meinen Kollegen von der Secession gehen. Je kleiner ein Künstler ist, desto mehr muß er an seine Mache und an ihre Grenze denken, je mehr auch muß er mit verblüffenden Mätzchen arbeiten. Der Große kann jeden beliebigen Gegenstand wählen, er wird ihn ausführen, realistisch und idealistisch zugleich, so daß es die richtige Harmonie giebt zwischen Stoff und Form. — Genug davon.

Nun hat aber die bildende Kunst nicht bloß eine ästhetische, sondern auch eine ethische Seite, obwohl diese im ganzen nicht klar zu sein scheint. Moses verbot, von Gott ein Bild zu machen. Andere Glaubensstifter und Kirchen wollen gerade durch Bilder sittlich wirken. Ich glaube fast, daß ein gutes Bild sittlich nicht viel nützen, ein schlechtes Bild aber viel schaden kann. Aus dem Volke, und zwar aus jeder Schichte desselben, lassen sich unzählige Beispiele anführen, wie durch Bilder die Jugend verführt wird. Der Mensch ist noch zu wenig ästhetisch gestimmt, als daß das künstlerische Interesse das sachliche zurückdrängen könnte. Er ist zu naivsinnlich, als daß er sich nicht dem Gegenstande hingebe und ihn auf sein Herz wirken ließe. — Es geht nicht leichthin an, zu sagen: Die Kunst heilige alles, dem Reinen sei alles rein, und es handle sich nur um das Schönheitsgefühl. Die großen, besonders die antiken Künstler haben es allerdings verstanden, auch das in gewöhnlichem Sinn Unschickliche und Verfängliche mit so reichem Schönheitsglanz zu umgeben, daß die Begierde sich gar nicht hervorwagt. Aber anders steht es, wenn moderne Maler ihre geschlechtlichen Offenheiten öffentlich ausstellen und den Sinn der Jugend nach Richtungen lenken, wo das sittliche Verderben steht. Solche moderne Maler verstehen es durchaus nicht, ihre Lascivitäten mit dem Glanze der Schönheit zu verhüllen. Wir sahen in neuester Zeit Bilderbeispiele von so großer Häßlichkeit menschlicher Körper, daß man allerdings versucht ist zu glauben, der

Künstler wolle durch die Abschreckungstheorie sittlich wirken. Wenn euch die Schönheit verführt, mochte der Secessionist denken, gut, so sollt ihr die Häßlichkeit haben! Dem gegenüber steht aber die liebe Jugend ganz auf dem ersten Fall: Der Gegenstand alles, die Mache nichts. — Der größte Stümper kann mit ein paar häßlichen Strichen die Sünde wecken, wenn sie einen so leisen Schlaf hat, wie im warmblütigen Menschenleib!



Der Held.

Als sie im Sturm der Nacht ins Haff gebraust
Und, Schild an Schild, das feindevolle Land
Gebändigt, als er wie ein Gott gehaust,
Wie Donar, stumm den Hammer in der Hand,
Mitreißend wie Gewölk der Freunde Schar,
Als er des feigen Haufens Seele war,
Als er im Kampf ein einzig Flammenband
Um alle schlang, und wie ein Königsaar
Im angegriff'nen Horste herrlich stand —
Da wußt' er nicht mehr, daß er einsam war.

Dann kam der Sieg; und im bezwung'nen Thal
Lag Hauf' an Haufe lachend um den Meth,
Indes der Brandgeruch im Sonnenstrahl
Sich hinzog mit Dämonen-Majestät.
Und über Trümmern saß er, auf dem Stein,
Der sonst im Thing der toten Feinde stand,
Die Finger krallend in das blut'ge Haar,
Die hohe Stirn gestützt, starr und allein
Und noch am Schwert die schwielenvolle Hand,
Hoch über'm Lachen der vergnügten Schar —
Da wußt' er wieder, daß er einsam war.

Fritz Lienhard.





Puschkins Lebensdrama.

(1799—1837.)

Zur Gedenkfeier seines 100jährigen Geburtstages.

Von

Alexander von Reinholdt.

Die Jugend Puschkins (geb. zu Moskau am 26. Mai [7. Juni] 1799) bietet ein buntes Bild kraftgenialischen, etwas naiven Leichtsinns, häufigen, meist unfreiwilligen Ortswechsels und innerer Zerfahrenheit dar. Diese Jugend hat der Dichter in der Folge in seinem „Eugen Onjegin" treffend persifliert. Sein Vater und sein Oheim waren oberflächliche Kinder französischen Geistes, der letztere obendrein ein leidlicher Versschmied im „leichten" Genre eines Lafontaine und Florian. Ihr Geschlecht war alt (es wird von einem russifizierten Preußen hergeleitet), aber leider verarmt. In der Geschichte spielen mehrere Bojaren Puschkin eine hervorragende Rolle. Mütterlicherseits gab es unter den Vorfahren des Dichters einen abyssinischen Neger — den nachmaligen General Abraham Hannibal († 1781). Die Familienverhältnisse der Puschkin boten wenig Erhebendes. Der Vater stand unter dem Pantoffel seiner Frau und im Hause herrschte die größte Unordnung. In dem blöden, schwerfälligen, beinahe schwachköpfigen Jungen konnte man gewiß nicht den künftigen Genius ahnen. Die Großmama Hannibal war seine erste Lehrerin. Auf ihrem Besitztum Sacharowo, das einst den Godunows gehörte, empfing der junge Puschkin die ersten geschichtlichen Eindrücke, welche ihm viel später, nach Jahren, den Gedanken zum Drama „Boris Godunow" eingaben. Auch erzählte ihm seine Wärterin Arina Rodionowna die schönsten Volksmärchen. Im übrigen erhielt der Knabe eine durchaus französische Erziehung. Im Alter von neun Jahren begann er in der riesigen Bibliothek seines Vaters zu stöbern und verschlang bald sämtliche frivole Autoren des 18. Jahrhunderts. Aber die Beziehungen zu den Eltern waren und blieben gespannt, und der Junge war schließlich froh, ins neueröffnete Lyceum zu Zarskoje-Selo zu kommen (1811). Hier genoß Puschkin genugsam der Freiheit, um seinen (zunächst unschuldigen)

poetischen und romantischen Neigungen nachzuhängen, und im Kreise seiner aristokratischen Kameraden, unter denen es mehrere Verskünstler gab, erlangte er sehr bald den unbestrittenen Ruf eines Leichtfußes und geistreichen Epigrammatikers. Seine Gedichte aus dieser Zeit sind alle anakreontisch und horazisch angehaucht. Gegen Ende seiner Lehrzeit (1817) war Puschkin bereits ein bekannter Lyriker, ein willkommener Mitarbeiter der besten Monatsschriften, und seine Muse wendete sich nun andern, romantischen Motiven zu. Das nun folgende Leben in Saus und Braus in Petersburg, wohin inzwischen seine Eltern übergesiedelt waren, trug ihm nichts als flüchtige Genüsse und die unbefriedigte Sehnsucht nach dauerndem Glück ein. Seine rasende Sinnlichkeit warf ihn auf das Krankenbett, wobei er wenigstens aus der „Russischen Geschichte“ Karamsins, die er mit wahrem Heißhunger las, neues Wissen, neue Gedanken schöpfte. Er lebt abwechselnd bald in der großen Welt, bald in der Dorfeinsamkeit, und beendet im Jahre 1819 seine Märchendichtung „Ruslan und Ljudmila“, die auch neben der Meisterschaft seines Vorbildes Joukowski sich als eine entzückende Leistung poetischer Virtuosität ausnimmt. Aber nun kommt ein schwerer Schicksalsschlag: Puschkins Ode an die „Freiheit“ und seine pfeilscharfen politischen Epigramme ziehen ihm eine Verbannung nach dem Süden zu. Doch sein guter Stern verläßt ihn auch hier nicht: sein nunmehriger Chef, der General Insow, wird sein Wohlthäter. Puschkin darf Reisen machen (nach dem Kaukasus, der Krim), tötet seine Zeit mit raffiniertem Hofmachen und giebt sich in Kischinew einem „byronischen“ Treiben hin, das bei ihm allerdings mehr äußerliche Formen annimmt und dem Dichter sehr wenig Ehre macht. Die poetischen Früchte dieses wilden, nomadenhaften Lebens legt er in einer Reihe epischer Dichtungen nieder, unter denen „Der Gefangene im Kaukasus“, „Die Räuberbrüder“ und „Die Zigeuner“ die besten sind. Zugleich wird der „Eugen Onjegin“ begonnen. Es ist der Höhepunkt seines Byronismus, der indes schon in der edlen Gestalt Tatjanas überwunden ist. In Odessa wird Puschkin von seinem neuen Chef, dem Fürsten Woronzow, so schlecht attestiert, daß er seine Dienststellung verliert und unter offizielle Aufsicht seines eigenen Vaters und des pskow'schen Adelsmarschalls gestellt wird. Hier, in ländlicher Zurückgezogenheit, im regen Verkehr mit schönen, klugen Nachbarinnen, studiert Puschkin den Koran, Shakespeare, die Theorie des Dramas und A. W. Schlegel. Der Dezemberaufstand des Jahres 1825 bringt ihn ganz außer Fassung, er verbrennt seine Korrespondenz mit mehreren der Verschwörer, schreibt an den Kaiser Nikolai I. einen ziemlich kleinlauten Brief und erhält dessen Verzeihung. Hinfort will der Zar selbst der Censor Puschkins sein. Außer kleineren Sachen vollendet er um diese Zeit sein großes historisches Drama „Boris Godunow“, das in der russischen Dramatik eine neue Epoche bedeutet. In Moskau wirft er seine „Faust-Scene“ hin, die eine Vertiefung in den Geist Goethes bekundet. Im Jahre 1827 endlich erhält Puschkin die Erlaubnis, in Petersburg zu leben. Vier weitere Jahre vergehen in beständigem Suchen nach innerer

Befriedigung. Es ist gleichsam, als ob die ganze moralische Entwickelung des Dichters gewaltsam, mit fataler Notwendigkeit zu der erschütternden Lösung des Dramas hindrängt, das sich in seiner Seele abspielt. Es ist daher von ganz besonderem Interesse, die letzte Periode seines Lebens genauer zu betrachten. Wir sehen, wie der Stein im Rollen ist, und zwar beginnt dies Rollen schon 1828. Um diese Zeit nämlich macht sich ein Umschlag im Charakter Puschkins bemerkbar. Der bis dahin lebensfrohe, fleißige Dichter giebt sich einer düstern Mißstimmung, einer Verstimmtheit hin, bei der zunächst an gar kein Schaffen gedacht werden kann. Er will ins Ausland, oder nach dem Kaukasus, zu der im Felde stehenden Armee; ihm ist alles gleich, er möchte nur den Albdruck, der ihm die Brust zuschnürt, los werden. Diese pessimistische Stimmung ist vor allem die Folge der abwehrenden Haltung, die seinen Schöpfungen gegenüber die tonangebende flache, engherzige Kritik einnahm, und der damit zusammenhängenden Kälte des Publikums. Sodann wirkten hier mit die bittere Empfindung einer thöricht vergeudeten Jugend, einer Entfremdung den Seinen, und endlich — die Ungunst des Hofes, seit einer an sich nichtigen Affaire, bei der Puschkins Interesse für André Chenier zu Tage getreten war. Die ganze Tiefe seines moralischen Unbehagens und seiner Verzweiflung quillt aus den Gedichten „Erinnerung" und „Der 26. Mai 1828". Dann aber kommt plötzlich ein Aufflackern des Genius, und in drei Wochen wirft Puschkin seine große epische Dichtung „Poltawa" aufs Papier. Auch sie vermochte nicht die Leser zu erwärmen, und doch hat sie mit ihren herrlichen Bildern der Ukraine den Hauptanstoß zur Naturmalerei in der russischen Poesie gegeben: so ist zu allererst Gogol davon angeregt worden. In den aufs neue folgenden Stunden geistiger Erschlaffung und des Spleens faßt nun der Dichter den Entschluß, seinem ganzen Leben ein neues Gepräge zu geben und hält zu diesem Behufe in Moskau um die Hand eines adligen, aber mittellosen Fräuleins, Natalie Gontscharowa, einer blendenden Schönheit, an. Ihre Bekanntschaft hatte der sinnliche Nachkomme des Orientalen Hannibal auf Bällen der großen Welt gemacht. Aber das Jawort erhielt er nicht, und enttäuscht floh er aus dem schwülen Dunstkreis des Weltgetriebes ins rauhe kaukasische Gebirge, zur Armee, die gerade die Feste Erzerum stürmte. Kaum zurückgekehrt, sinnt er wieder auf Flucht. Da aber wendet sich sein Geschick. Die Familie Gontscharow, die ihm bisher sehr kühl begegnet, wird entgegenkommend (aus Berechnung), und auf einen wiederholten Antrag erfolgt diesmal die Einwilligung. Trotzdem bleiben dem Dichter mancherlei Unannehmlichkeiten, namentlich seitens der künftigen Schwiegermutter, nicht erspart. Die Gontscharows brauchten natürlich nicht den Genius, sondern den Aristokraten, dem es an Verbindungen in höchsten und allerhöchsten Kreisen nicht fehlte, der aber leider materiell auf dem Trockenen saß. Die leidige Prosa des Lebens trieb denn auch den Poeten in die Einsamkeit seines Gutes Boldino, wo er sich in den Armen seiner getreuen Muse tröstete. Hier blieb er (1830), der Petersburger Cholera wegen, drei Monate

lang und beendete nicht nur sein größtes poetisches Werk, den „Eugen Onjegin“, sondern schrieb auch seine kleinen dramatischen Dichtungen (den „Geizigen Ritter“, „Mozart und Salieri“ und den „Steinernen Gast“) und überdies etwa dreißig lyrische Gedichte.

Am 18. Februar 1831 endlich ging der heiße Wunsch Puschkins in Erfüllung — in Moskau fand seine Trauung statt. Kurz vorher hatte er die Kunde vom Tode eines lieben Freundes, des Baron Delwig, erhalten. Aber trotz dieses Schattens fühlt er sich vollkommen glücklich, „neugeboren“. Er ahnt nicht, daß es der Anfang vom Ende ist, daß sein Glück den Kern seines Verderbens in sich trägt. Bald ist der Dichter wieder litterarisch thätig und übergießt seine Gegner mit der ätzenden Lauge seines Witzes und seiner scharfspitzigen Ironie. Die Schwiegermutter treibt ihn schließlich nach Petersburg (Mai), wo das junge Ehepaar eine Landwohnung in Zarskoje-Selo bezieht. Hier, im Schatten des kaiserlichen Hofes, bleibt er, solange die Choleragefahr droht, herzliche Beziehungen mit seinem aufrichtigen Gönner, dem milden Altmeister Joukowski, pflegend. Ihrem Zirkel gesellt sich der Jüngling Gogol bei. Die ewige Geldnot zwingt Puschkin, sich an die Hofkasse zu wenden. Uebrigens hatte er die ernste Absicht, eine umfassende Geschichte Peters des Großen zu schreiben. Sein Gesuch um Zulassung zu den Staatsarchiven wurde bewilligt und Puschkin erhielt zugleich eine Anstellung beim auswärtigen Amt. Seine etwas rhetorisch zugestutzten Oden „An die Verleumder Rußlands“ und „Der Jahrestag von Borodino“ (in Anlaß des polnischen Aufruhrs 1831) wurden in den Hofkreisen selbstverständlich sehr beifällig aufgenommen. Seine archivalischen Studien waren in erster Linie ergiebig für sein poetisches Schaffen: in den Jahren 1832—33 entstanden seine Novelle „Dubrowski“, die epischen Dichtungen „Der eherne Reiter“ und „Angelo“ (nach Shakespeares „Maß für Maß“) und das treffliche Drama „Die Russalka“. Außerdem war die „Geschichte des Pugatschew'schen Aufstandes“ druckfertig. Nun wurde Puschkin zum Kammerjunker und Mitglied der Akademie der Wissenschaften ernannt und erhielt die Druckkosten der „Geschichte“ ausgezahlt. Trotzdem befand er sich finanziell in einer kritischen Lage: seine schöne, lebenslustige Frau war die gefeierte Königin der Bälle, und der König der russischen Dichtkunst mußte alle seine Kraft aufbieten, um die Kosten ihrer Triumphe zu decken! Dazu kam, daß er auch noch seine eigenen verarmten Verwandten unterhalten mußte. Diese materiellen Sorgen machten ihm sein Eheglück sauer. Zudem litt sein Stolz furchtbar unter den Stichen, die er beim Verkehr mit den höchsten Sphären empfing, denn er konnte sich nicht den Aufwand erlauben, den er, der Konvention zufolge, seinem Stande schuldig war. Alles das zwang Puschkin, seinen Abschied einzureichen; aber seine kurzsichtigen Freunde und Gönner, welche die Rolle seiner Vorsehung übernahmen, redeten ihm ins Gewissen, und der Kaiser warf ihm Undankbarkeit vor. So bat er denn reuig um Verzeihung. Aber seine materielle Lage bessert sich dadurch nicht; zwar die Energie verläßt ihn nicht, aber das Arbeiten bedingt Ruhe, Zurück-

gezogenheit, während Puschkin gezwungen ist, sich im Strudel des Weltlebens herumzustoßen. Auf seinem Gute Michailowskoje (1835), wo er dichtet, plagt ihn wieder die leidige Frage: „womit werden wir leben?“ Er beschließt, eine Monatsschrift „Der Zeitgenosse“ herauszugeben. Hier erscheint (1836) seine beste Novelle „Die Kapitänstochter“, die den Beginn des neuen historischen Romans in Rußland bezeichnet. Aber die angestrengte journalistische Thätigkeit spannt seine überreizten Nerven beinahe bis zum Grade einer Zerrüttung ab, obgleich seine dichterische Kraft gerade in dieser Zeit eine noch nie dagewesene Elasticität und Beherrschung der Versform erreicht. Das tritt hervor namentlich in der bekannten satirischen Ode „Auf die Genesung Lukulls“ — gegen den Minister der Volksaufklärung Uwarow gerichtet — die dem Dichter sein böser Stern eingegeben haben mußte. Dieses meisterhafte Gedicht erlangte zum eigenen Schrecken Puschkins eine solche Verbreitung, reizte gegen ihn so viele einflußreiche Personen auf, der beleidigte Minister war so beliebt, daß der Ausfall als eine kolossale Taktlosigkeit und Impertinenz erscheinen mußte. Ebenso diktierte ihm seine aggressive Eitelkeit das Gedicht „Mein Stammbaum“ in die Feder. Das Ehepaar Puschkin war zwar „in Mode“ bei der Petersburger großen Welt, aber sowohl Puschkin als auch seine Frau waren mehr umneidet als beliebt. Die alten Aristokraten wollten den Dichter nicht als ihresgleichen anerkennen (um so mehr, da er nicht bemittelt war), und sein eigener Charakter, den das Leben über die Mittel, die gekränkte Eitelkeit und die offizielle Abhängigkeit verbittert hatten, machte ihm zahllose Feinde. Sein schneidiger Witz, seine boshaften Aeußerungen über sonst achtbare Persönlichkeiten, die eine einzige Verszeile an den Pranger stellte, schürten im geheimen die Flamme des Hasses, die den unglücklichen Genius verzehren sollte. Es fanden sich, wie in jeder verderbten Gesellschaft, geschickte und böswillige Leute, welche die wachsende Verstimmung gegen den Dichter für ihre eigenen egoistischen Zwecke ausnutzten. Sie bliesen die ganze Affaire auf und gossen Oel ins Feuer. Diese schlimmen Elemente erwählten zu ihrer Waffe, mit der sie den Musensohn treffen wollten, einen einflußreichen Ausländer von sehr zweifelhafter Gesinnung. Puschkin war schon längst die Schar der parkettfegenden Hofmacher seiner Frau verhaßt; er zweifelte allerdings nicht an ihrer Treue, aber ihre Jugend und Eitelkeit flößten ihm Bedenken ein. Diesen Umstand benutzten seine Feinde, um auf der empfindlichen Saite seiner Eifersucht zu spielen. Es wurde eine gemeine Intrigue gesponnen, und der Adoptivsohn des holländischen Gesandten, Baron Heeckeren, der Kavallerieleutnant George Danthès (ein in russischen Diensten stehender Franzose) erbot sich, die Rolle des „Mohren“ zu spielen. Ende 1836 erhielt Puschkin ein anonymes Schreiben, in welchem er als betrogener Gatte bezeichnet wurde. Die Andeutung auf die freche Zudringlichkeit, mit der der hübsche, aber hohlköpfige Franzose seine Frau verfolgte, war ihm klar. Er verbot sofort dem jungen Gecken sein Haus. Aber der alte Heeckeren übernahm die Rolle des Kupplers. Er flüsterte der Frau Puschkin allerlei sentimentale Impertinenzen

ins Ohr. Da der Klatsch nicht aufhörte, schickte Puschkin dem Danthès eine Herausforderung. Dieser bat um zwei Wochen Aufschub und hielt inzwischen um die Hand der Schwägerin Puschkins an, worauf dieser seine Forderung zurücknahm. Am 10. Januar des fatalen Jahres 1837 fand die Hochzeit statt. Aber auch nachdem die beiden Gegner Schwäger geworden waren, begegnete Puschkin dem Danthès mit unverhohlener Verachtung und verweigerte ihm den Besuch seines Hauses. Indessen wußte Danthès sich der Frau Puschkin anderwärts zu nähern; der Klatsch begann aufs neue, und Puschkin, dem die Geduld riß, schrieb dem Urheber der infamen Intrigue, dem alten Baron Heeckeren, einen tödlich beleidigenden Brief, den dieser mit einer Herausforderung im Namen Danthès beantwortete. Am 27. Januar, um fünf Uhr nachmittags, fand das Duell statt in der Nähe von Petersburg, an der Tschornaja Rjetschka. Danthès hatte den ersten Schuß, und seine Kugel traf den Dichter in die rechte Magenseite. Puschkin stürzte und blieb eine Weile regungslos liegen; dann versuchte er sich zu erheben und, sich mit dem linken Arm stützend, feuerte er mit wogender Brust seinen Schuß ab, von dem sein Feind eine leichte Verwundung des rechten Armes davontrug. Aber gleich darauf war der herrliche Genius wie umgewandelt: nicht Worte der Rachsucht, sondern der christlichen Menschenliebe und der Vergebung flossen von seinen bebenden Lippen. Man kann nicht ohne tiefe Rührung lesen, wie zart und liebevoll der von wütenden Schmerzen geplagte Dichter sich zu seiner unglücklichen Frau und seiner ganzen Umgebung verhielt, wie ergebungsvoll er seinem Ende entgegensah und alle mögliche List ersann, um sein Weib über seinen Zustand hinwegzutäuschen. Puschkin verschied am dritten Tage nach dem Duell; vor seinem Tode segnete ihn noch die ehrwürdige Witwe des Historikers Karamsin. Im Augenblick, da Puschkin seinen Geist aushauchte, stürzte seine Frau ins Zimmer, warf sich am Sterbebett nieder, stieß den Toten mit ihren Händen an und schrie wie von Sinnen: „Puschkin, Puschkin, lebst du?!“ Es war ein Bild, das die Seele zerriß ... Der hinzugekommene edle Dichter Joukowski ließ sofort vom Toten eine Maske abnehmen. Puschkins Leichnam wurde am 3. Febr. 1837, abends, nach dem Stammgute des Dichters Michailowskoje (Gouvernement Pskow) gebracht und da im Swjatogor-Kloster, neben seiner Mutter, beigesetzt. Den toten Dichter geleitete zu seiner letzten Ruhestätte bloß sein Freund A. J. Turgenjew, der Oheim des späteren Novellisten. Wunderbar erklang über seinem Sarge das Wort: „Von Erde bist du ...“

Nun erst hallte ein Schrei der Entrüstung durch die gesellschaftlichen Kreise der Residenz, und die allgemeine Stimmung fand ihr Sprachrohr in dem jungen Dichter Lermontow, der in einem flammenden Gedicht („Auf den Tod Puschkins“) seinen tödlichen Ingrimm und seine ganze Verachtung der verderbten Gesellschaft entgegenschleuderte. — Der Mörder Puschkins mußte Rußland verlassen. Er ging zurück nach Frankreich, wo er, unter dem zweiten Kaiserreich zum Senator ernannt, erst vor ein paar Jahren gestorben ist.

Es ist hier nicht der Ort, Richtersprüche über Puschkin zu fällen. Er war ganz Feuer, ganz Leidenschaft, und dieses Feuer wurde noch von außen geschürt. Er war groß und edel von Natur, aber er stak mitten im Schlamm einer gewissenlosen Gesellschaft, über die nur ein unabhängiger Lord triumphieren konnte.

Das sagen uns seine Briefe. Er war kaum 38 Jahre alt, als er fiel. Und doch beginnt mit ihm eine neue Epoche russischer Geisteskultur . . . Dennoch ist in allerjüngster Zeit russischerseits der Versuch gemacht worden, den größten Dichter Rußlands auf seine sittliche Weltanschauung hin zu verurteilen. Der vagen Ansicht entgegen, daß Puschkin seiner ganzen Denkrichtung nach ein moderner Grieche und ein Heide war, der nur *eine* Gottheit anbetete — die Schönheit, ist von ethisch-theoretisierender Seite die Behauptung aufgestellt worden, er sei einfach ein lasterhafter, grundsatzloser Mensch gewesen, dessen unchristliches Handeln sein gewaltsames Ende verschuldet habe. Puschkin habe seine Kugel redlich verdient und „starb nicht an der erhaltenen Schußwunde, sondern *an seinem eigenen Schuß* auf Heeckeren".

Also spricht buchstäblich der verhimmelte russische Philosoph Wladimir Solowjow („Puschkins Schicksal" im Westnik Jewropy 1897). Ihm erscheint das tragische Schicksal Puschkins als ein sittlicher Ausgleich; wäre es anders gekommen, hätte der Dichter den Beleidiger seiner Ehre niedergeschossen, so hätte er als Mörder sich nie mehr sittlich und künstlerisch aufraffen können. Der Dichter wurde von niedrigen Gefühlen des Hasses und der Rachsucht geleitet; das aber war Sünde; die Pistolenkugel Danthès war also der Sündensold. Der Tod aber wurde zur Sühne.

Diese fromm sein sollende Sophisterei entbehrt vor allem der thatsächlichen Begründung. Aus den eigenen Briefen Puschkins und den Berichten ihm nahestehender Personen geht klar hervor, daß der Dichter seine Stellung dem Hof und den höchsten Kreisen gegenüber als etwas durchaus Unfreiwilliges, Lästiges empfand, daß die leutselige Güte und Großherzigkeit des Kaisers Nikolai I. ihn allerdings tröstete und aufrecht erhielt, daß aber die hochmütigen Vertreter des alten Adels ihn empfindlich kränkten und reizten. Wie sollte sich der heißblütige, ehrgeizige und geniale Mann, gegen den gehalten die meisten Träger alter Familiennamen Strohköpfe waren, in dieser sittlich entarteten Gesellschaft behaupten? Gewiß, er war der „Sklav der Flitterehre" und fiel als solcher. Aber vorher machte er wiederholt den Versuch, sich diesem Schlamm zu entwinden, zu fliehen. Umsonst, er war zu unfrei, zu sichtbar als Dichterheros, stand zu nahe dem Hofe. Sein Wille war gebrochen. Man darf annehmen, daß Puschkin sterben *wollte*. Und wenn er das Duell wählte, so geschah das nur deshalb, weil damals in der russischen Gesellschaft selbst der entfernteste Gedanke an den Widersinn des Duells nicht aufkommen konnte. Mögen die moralisierenden Nörgler die hehrsten Geistesführer „umwerten", wie viel sie wollen — man kann Puschkin weder den Dichter- noch den Märtyrerkranz vom Haupte reißen.

In Deutschland hat Varnhagen von Ense schon 1838, also ein Jahr nach Puschkins Tode, seine Bedeutung anerkannt, hat Bodenstedt ihm ein zweites Denkmal „nicht von Menschenhand" gesetzt, und der Franzose Melchior de Vogüé hat die Kugel seines Landsmanns Danthès' quitt gemacht mit den Worten: „Der Zauber Puschkins liegt in seinem verschwenderischen Lebensdrang . . . Er bringt universelle Empfindungen zum Ausdruck und verknüpft sie mit russischen Problemen . . ." („Le roman russe", pp. 43, 47.) Das ist das Wesen von der Sache.

Und diese Universalität, die Puschkin mit den führenden Geistern aller Nationen teilt, verdankt er in erster Linie seiner von reiner Menschlichkeit getragenen, über alle kleinlichen Triebfedern der nichtigen Alltäglichkeit erhabenen, immer nur dem Höchsten zustrebenden Gesinnung, welche über die scheinbare Zerrissenheit seiner kraftgenialischen Jugend triumphiert. Daß seine Weltanschauung immer festere und klarere Formen gewann, daß Puschkin sich zu innerer sittlicher Freiheit emporrang, das beweisen seine tiefdurchdachten, völlig ausgereiften Dichtungen, unter denen „Eugen Onjegin", „Boris Godunow" und „Die Wassernixe" (Russalka) obenan stehen. Der Versroman „Onjegin" kann des Dichters Credo genannt werden, im Sinne nämlich des Goethe'schen „Faust" oder des Byron'schen „Don Juan". In diesem Werke legte Puschkin seine hauptsächlichsten Lebenserfahrungen nieder. In entzückender Weise verspottet er hier seine eigene leichtlebige, für die damalige adlige junge Generation typische Jugend, ihre französische Verziehung; sein Scherz wird aber zur beißenden Satire, wenn er die innere Leerheit der höheren Kreise schildert. Der Held, Eugen, ist ein blasierter Dandy, der ziellos durchs Leben flaniert und nicht die Kraft hat, sich zu einem ehrlichen Gefühl aufzuraffen, ein lauer Halber, der mit trockenen, banalen Sentenzen ein mutvolles Mädchen abspeist, in dessen einsamem Herzen zum ersten Male die Knospe zarter Empfindung aufgegangen ist. Die liebliche Tatjana, diese träumerische, tief angelegte Natur, die eine ihr wahlverwandte Seele sucht, ist vielleicht die sympathischste Gestalt in der gesamten russischen Poesie. In ihr sind die köstlichsten Züge des russischen Weibes ausgeprägt, und die idealistische Kritik hat stets das Bild Tatjanas der russischen Gesellschaft als einen Spiegel vorgehalten. Und in der That, als Vertreterin des rein Weiblichen steht diese Gestalt beinahe einzig da. Nachdem sie sich in Onjegin so bitter getäuscht, heiratet sie einen andern. Im Strudel des Welttreibens, als eine gefeierte Schönheit, tritt sie ihrer Jugendliebe wieder entgegen. Und nun ist *er* hingerissen, überwunden, — nun begehrt er sie mit der fiebernden Glut seiner ungestillten Sehnsucht. Darauf antwortet sie ihm aufrichtig:

Ich ward vermählt. Es ist vorbei
Mit uns, wir müssen uns jetzt trennen!
Ich weiß, Eugen, Sie sind ein Mann
Von Stolz und Ehre; nun, wohlan:
Ich liebe Sie — ich will's bekennen —
Doch hat ein andrer meine Hand,
Ihm bleib' ich treu!

Wenn die früheren epischen Dichtungen „Der Gefangene im Kaukasus", „Der Springbrunnen von Bakhtschisarai" und namentlich „Die Räuberbrüder" und „Die Zigeuner" die nahe Verwandtschaft mit dem Geiste Byrons nicht verleugnen, so ist im „Onjegin" dessen übersättigter Weltschmerz und die Verachtung der gesellschaftlichen Schranken bereits überwunden, und die byronischen Anklänge beschränken sich allenfalls auf die vielen subjektiven Abschweifungen, welche die Erzählung unterbrechen. Schon 1825 streift Puschkin den Byronismus ab und wirft sich Shakespeare, den altrussischen Chroniken, geschichtlichen Studien in die Arme. A. W. Schlegels dramaturgische Schriften klären ihn über das Wesen des Dramas auf. So entsteht die Tragödie „Boris Godunow" (1825), die gewiß an „Makbeth" und „Richard III." anknüpft, trotzdem aber eine im wesentlichen originale, im nationalen Sinne groß angelegte Schöpfung geworden ist. Die tragische Figur des blutbefleckten Zaren Boris, den das göttliche Strafgericht ereilt in Gestalt des angeblich den Mördern entgangenen falschen Zarewitschs und der seiner Gewissensqualen nicht mehr Herr werden kann, ist eine auf authentischen Quellen basierende künstlerische Leistung, wie nicht minder die allen realistischen Ansprüchen genügenden Massenscenen. Die poetische Sprache ist von edler Einfachheit und unnachahmlicher Schönheit. Die Gestalten des falschen Demetrius und seiner polnischen Braut Marina sind vom Zauber quellender Poesie umwoben.

Neben dem britischen Dichterheros gewann Goethe die meiste Macht über Puschkin. Die philosophischen Gedanken, welche der Altmeister in ihm anregte, faßte er in seiner „Scene aus Faust" zusammen: sie enthält die moralische Verurteilung Fausts, und zwar aus dem Munde Mephistos. Weitere Scenen, unter denen „Der geizige Ritter", „Mozart und Salieri" und „Der steinerne Gast" (Don Juan) die bedeutendsten sind, zeigen Puschkins ganze Meisterschaft in der Behandlung dramatischer Motive. Seine letzte größere Dichtung, das märchenhafte Volksdrama „Die Wassernixe" (Russalka), ist zugleich die innigste und erschütterndste. Künstlerisch großartig ist hier die Verknüpfung slavischer Mythe mit rein menschlicher Tragik. Der neuerdings aufgefundene Schluß des Dramas setzt der meisterhaften Konzeption des Ganzen die Krone auf. Die Motive weiblichen Leides und weiblicher, über den irdischen Tod hinausreichender Liebe und Vergebung sind kaum je rührender behandelt worden. An lyrischer Fülle überragt diese Dichtung alle andern Dramen Puschkins. Sein Genius erklimmt hier eine Höhe, wo der nationale Sänger mit dem Weltdichter verschmilzt.

Als Lyriker ist Puschkin der Schöpfer des modernen poetischen Stils in Rußland geworden. Der liebliche Schmelz seiner Verse, die reiche Mannigfaltigkeit der Empfindungen, der Adel und die graziöse Eleganz der Gedanken und die schmiegsame Schönheit der poetischen Ausdrucksweise gesellen Puschkin den ersten Dichtern aller Zeiten bei. Von ganz ungewöhnlicher Begabung zeugt es jedenfalls, daß Puschkin das Bedeutendste im Alter zwischen 26 und 33 Jahren dichtete. Sieht man von Byron ab, der mit 36 Jahren starb, so könnte man

sich ins Gedächtnis rufen, daß Shakespeare seine Meisterdramen im Alter zwischen 30 und 46 dichtete, während Goethe an seinem „Faust“ 58 Jahre arbeitete und ihn als 82jähriger Greis abschloß. Was Puschkin der Welt geoffenbart hätte, wenn er als Sieger aus dem Zweikampfe hervorgegangen wäre, wissen wir nicht. Das aber ist gewiß: er starb zu früh für seinen Genius und hat dennoch lange genug gelebt, um seinen Namen unsterblich zu machen.



Verlassen.

Von

Paul Grotowsky.

Ihr Bild grüßt wie aus goldnen Fernen
In seinen dunklen Tag hinein.
Aus ihren frommen Augensternen
Blinkt es zu ihm wie Thränenschein.
Als spräche sie in tiefstem Bangen,
Als klagte sie sich selber an:
„Vergieb, daß ich so früh gegangen,
Vergieb, daß ich dir weh gethan!“

Er nickt empor, und ihre Flügel
Die Sehnsucht regt im Abendlicht.
Er träumt von ihrem fernen Hügel,
Den nun das erste Grün umflicht .....
Dann schweift sein Auge zu den Kissen,
Darin so friedevoller Ruh
Ihr Kindlein, dem sie jäh entrissen,
Dem Morgen träumt des Lebens zu.

Wie ähnelt's ihr! — Die letzten Brände
Verknistern leise im Kamin.
Er fühlt zwei liebe, weiche Hände,
Die sanft den seinen sich entziehn.
Von trauten Worten weht ein Klingen
So heimlich süß in seinen Traum,
Ein Rauschen wie von Engelschwingen
Zieht grüßend durch den stillen Raum.



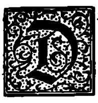


Die deutschen Eichen und ihr Tierleben.

Von

Professor Dr. **W. Marshall.**



ie Eiche ist der deutsche Baum. Den alten Germanen und Nordkelten war sie auch der heilige Baum, und es war ein kühnes Wagnis und eine tapfere That, als Bonifacius die heilige Eiche bei Fritzlar niederlegen ließ.

Mächtig sind die Eichenwälder vordem in unserem Vaterlande, wohl besonders in dessen nördlichen Teilen, gewesen, so mächtig, daß wir Epigonen uns kaum eine Vorstellung davon machen können. Plinius erzählt aus eigener Anschauung, wie im Lande der Chauken zwei Seen seien, der eine ist wohl der heutige Jahdebusen, der andere das Aestuarium der Weser, beide damals weiter nordwärts gelegen, die mit ihren Wellen die mit riesenhaften Eichen bestandenen Uferränder unterspülten, so daß sich große Landstücke, mit den Bäumen bestanden, loslösten und in das Wasser glitten. Hier trieben sie als schwimmende Inseln, „großen Schiffen mit Masten und Takelwerk vergleichbar", vor dem Winde dahin, einmal auch in der Nacht gegen die vor Anker liegende römische Flotte, deren Bemannung sich genötigt sah, „mit Bäumen zu kämpfen". „In denselben nördlichen Gegenden", fährt Plinius fort, „übertreffen die ungeheueren, seit Jahrhunderten unberührten und gleichsam mit der Welt entstandenen Stämme des hercynischen Waldes in ihrem fast vom Uranfang sich herschreibenden Dasein alle Wunder der Welt. Durch den Druck, den die Wurzeln beim Wachsen aufeinander ausüben, heben sie die Schollen des nachgiebigen Bodens zu Hügeln in die Höhe, und wo der Boden nicht folgen kann, pressen sich jene Wurzeln gegenseitig und wölben sich zu oberirdischen Thorbogen, durch die ganze Reitergeschwader ziehen können."

Man hat die Richtigkeit dieser Angaben in Zweifel gezogen und sie für fabelhaft erklärt. Mit Unrecht, wie ich glaube; sie tragen zu sehr den Stempel der Wahrheit, auch entspricht die Beschreibung, die der alte Römer weiterhin vom Wattenmeer giebt, noch den heutigen Thatsachen, ist also für uns wohl

kontrollierbar. Und, wie bemerkt, Plinius erzählt an jenen Stellen als Augenzeuge. Wir haben aber nirgends Ursache, an seiner Wahrhaftigkeit zu zweifeln, wenn er aus eigener Erfahrung redet, so leichtgläubig und kritiklos er auch die albernsten Angaben anderer zu wiederholen pflegt.

Das Ablösen großer, mit Bäumen bestandener Uferstücke findet noch heutigen Tags am Amazonenstrome und fand vor hundert Jahren auch am Mississippi statt. Welche Gewalt aber die wachsenden Wurzeln haben und welchen unwiderstehlichen Druck sie auszuüben vermögen, lehren uns täglich die Thatsachen. Ab und zu werden auch aus altem Sumpfboden Nord- und Mitteldeutschlands Bruchstücke von Eichenwurzeln an das Tageslicht gefördert, über deren gewaltige Größe wir mit Recht erstaunen, und deren Umfang größer ist als der der stärksten Eichenbäume der Jetztzeit.

Große und alte Eichenwälder in geschlossenen Beständen sind selten geworden in Deutschland. Wohl sind sie vielfach im Laufe der Jahrhunderte der Kultur und dem mittelbaren und unmittelbaren Einfluß der menschlichen Thätigkeit gewichen und unterlegen, aber das ist nicht die einzige Ursache ihrer Abnahme und ihres Zurückganges. Wälder haben auch ihre eigene, innere Geschichte gehabt und haben sie noch. Aus den Resten und Spuren, die sie zurückgelassen haben, erkennen wir, daß sie nicht immer während der Dauer ihres Daseins aus den gleichen Bäumen bestanden haben, vielfach waren in einer freilich sehr langen Zeit auf Nadelholz Eichen, auf diese Buchen, auf diese vielleicht wieder Kiefern gefolgt — ohne Zuthun des Menschen, nur zufolge der sich fortwährend, wenn auch langsam ändernden Lebensbedingungen der heimischen Pflanzenwelt.

Zu jener Zeit, als unser Volk zuerst in der Geschichte auftaucht, war die Eiche der herrschende Waldbaum im nördlichen Deutschland, und sie war es schon Jahrtausende vorher gewesen und ist es noch lange nachher geblieben. Wenn sie es jetzt auch nicht mehr ist, so können wir uns das Leben unserer Vorfahren doch nur auf dem Hintergrund der Eichenwälder denken, und so gilt denn auch für uns die Eiche als der „deutsche" Baum, der sie thatsächlich vordem gewesen ist.

Und es sind weitere Thatsachen vorhanden, die dem Kenner lauter als alle andern das uralte Deutschtum der Eiche kund geben — das Verhältnis und die Beschaffenheit der mit ihrem Dasein verknüpften Tierwelt.

Tiere sind unter allen Umständen unmittelbar oder mittelbar auf Pflanzen angewiesen, diese können wohl ohne jene, aber jene niemals ohne diese ihr Dasein fristen. Je länger aber eine Pflanze einen Bestandteil der Flora eines Landes bildet, desto länger ist auch der Zeitraum, in dem Tiere sich mit ihren Bedürfnissen an sie anpassen konnten, und desto mehr Tierarten und desto vollständiger werden sich an sie angepaßt haben.

Wenn das mit irgend einer deutschen Pflanze der Fall ist, dann mit der Eiche.

Im Jahre 1847 führt der schweizerische Naturforscher J. Brämi 184 Insektenarten als ihm bekannte Bewohner der Eichen der deutschen Schweiz auf, ohne etwaige Schmarotzer dieser Insekten zu berücksichtigen. Aber wenn auch, die Zahl entspricht offenbar noch lange nicht den thatsächlich vorhandenen. So sind ihm beispielsweise bloß 12 Arten von Insekten aus der Baumerde der Eiche bekannt, aber allein die Käferarten, die in ihr als Larven, zum Teil auch als voll entwickelte Tiere hausen, sind nicht unbedeutend zahlreicher. Nach meiner Schätzung ist die untere Grenze der Zahl der auf, an und in der Eiche vorkommenden Tierarten nebst den auf diesen wieder schmarotzenden mindestens vierhundert!

Freilich, das Verhältnis dieser Tiere zu der Eiche ist ein sehr ungleiches: manche finden sich ausschließlich, andere vorherrschend auf ihr, die dritten ebenso häufig auch auf anderen Bäumen, zahlreiche auf diesen öfter, und nicht wenige auf jener nur ausnahmsweise. Ob es sich aber nun um Stammgäste oder um mehr oder weniger oft erscheinende, gelegentliche Besuchsgäste und durchreisende Fremde handelt, die Eiche ist jedenfalls die frequentierstete unserer deutschen Tierherbergen.

Aber Eichbaum und Eichbaum ist in dieser Beziehung auch ein gewaltiger Unterschied, gar viel kommt auf die Stelle, wo, und auf die Gesellschaft an, in der er wächst. Einzelne große, hochbejahrte Eichen, die letzten sturmzerzausten, oft vom Wetterstrahl gestreiften Trümmer alter Waldungen, wie man ihrer wohl hin und wieder, selbst in freiem Felde in Deutschland findet, zählen nicht die meisten Gäste, sie haben ihre Kundschaft nach und nach verloren, wie die alten Fuhrmannsausspannungen an unserer Landstraße, wo vor zwei, drei Generationen das regste Leben herrschte, als sie noch mitten im Schlagadergebiete des damaligen Verkehrs gelegen waren, der sich seitdem und auf immer in andere Bahnen gelenkt hat. Auch die Bäume mitten in den größeren, geschlossenen Beständen sind nicht etwa die besuchtesten, Angebot und Nachfrage halten sich hier zu sehr das Gleichgewicht. Stattliche, alte, teilweise hohle und windbrüchige Individuen an der Sonnenseite der Straßen, die den Wald durchschneiden, oder solche am Waldesrand, namentlich wenn sie ein paar Dutzend Schritte von ihm entfernt stehn, muß man aufsuchen, wenn man die Tierwelt der Eichen übersichtlich beisammen finden und leicht kennen lernen will. Auch größere, locker bestandene Gehölze, in denen auf etwa je 200 qm ein von reichem, nicht zu hohem Unterholze umgebener Baum steht, sind wohl geeignet zu solchen Studien.

Wir kommen zu einem auffallenden Resultat, wenn wir die Tierwelt der Eiche mit der der Roßkastanie vergleichen: dort jene Fülle, jene Hunderte von Arten, und hier welche Armut, ein Käfer und zwei, wenn es hoch kommt drei Arten von Raupen! Woran liegt das? Die Roßkastanie erscheint doch verlockend genug mit ihrem üppigen Laube, das ja die Maikäfer, die doch auch in ihrer Weise Feinschmecker sind, bevorzugen? Es liegt nicht am Baum als Baum, es

liegt vielmehr daran, daß er ein Fremdling ist, der noch nicht in dem Grade bei uns heimisch wurde, daß zahlreichere Tierformen sich an ihn anpassen konnten. Alles in der Welt will seine Zeit haben, auch die Beziehungen von Tier zu Pflanze entwickeln sich nicht an einem Tage und mit einem Schlage! Wer weiß, ob sich nicht in hundert Jahren die Zahl der Arten der Kastanienfauna verdoppelt und in zweihundert vervierfacht hat.

Doch zerbrechen wir uns die Köpfe nicht mit Möglichkeiten, die wir doch nicht erleben werden. Halten wir uns an Gegebenes, thatsächlich Vorhandenes. Folgt mir im Geiste in eine jener prächtigen Eichwaldungen, wie wir sie in den Vorbergen des Harzes noch haben, etwa in die des fürstlichen Tiergartens bei Wernigerode.

Es ist Johannistag, und die alte, ewig junge, liebe Sonne strahlt vom wolkenlosen Himmel herab auf das lachende Thal vor uns mit seinen Mühlen, Villen und Höhen. Dahinter türmen sich die Berge höher und höher, bis sie im Brocken gipfeln. Wir steigen mit unsrem Blicke an ihnen aufwärts von der Wiese des Thals zum frisch begrünten, lachenden Laubwald, weiter zu den blauschwarzen Fichten und endlich bis zu den höchsten waldlosen Kuppen. Da liegt er, der sagenumwobene, von göttlicher Dichterhand mit unvergänglichem Strahlenkranze geschmückte Blocksberg; da winkt er herüber, zum Greifen nahe, im bläulichen Dunst des Sommermorgens und ohne Nebelkappe; — der Tag wird halten, was der Morgen verspricht.

Wir lassen uns nieder auf diese Bank, Agnesbank, glaube ich, wird sie nach irgend einer vornehmen Dame genannt, und blicken schweigend hinüber. Ein gut Stück vaterländischer Kultur- und Litteraturgeschichte zieht dabei durch unsere Erinnerung, und bei mir noch ein gut Stück — ach wohl das beste und schönste — Lebensgeschichte! — Die Gefühle sind mächtig in uns, wir sitzen gedankenvoll und schweigend.

Da raschelt es hinter uns im dürren Laub, und die Köpfe wendend erblicken wir nicht weit von uns ein Eichhörnchen. Allerliebste Tierchen, die Eichhörnchen, die elegantesten Vertreter der Sippe der Nagetiere! Wie es dahin hüpft mit ausgestrecktem Schwanze, vier, sechs kurze Sprünge, nun macht es Halt, erhebt sich auf seine Hinterbeine und schaut halb zutraulich und halb mißtrauisch zu uns herüber. Das Mißtrauen überwiegt, es sucht eine Eiche zu erreichen, um sich unseren beobachtenden Blicken zu entziehen. Mißtrauisch gegen den Menschen sind alle wilden Tiere, die geistig genug befähigt sind, sich ein kleines Urteil zu bilden, und haben sie, Gott sei's geklagt, nicht auch alle Ursache dazu? Jetzt ist das Eichhörnchen an dem Baum angelangt und springt an dessen von uns abgewendeter Seite empor, um die Dicke des Stammes zwischen sich und uns zu bringen. Aber es kann seine Neugierde trotz allen Mißtrauens nicht bezwingen, und ab und zu lugt es mit seinem klugen Köpfchen hervor, bald hier, bald da, und meist an Stellen, wo wir es am wenigsten erwarten, doch immer geht die rasche Fahrt dabei aufwärts dem Wipfel zu.

Jetzt ist es oben angekommen und ein rascher Schwebesprung bringt es auf den nächsten Baum, nun geht es hurtig weiter von Kuppe zu Kuppe, und bald ist das zierliche Tierchen unseren Augen entschwunden.

Steckt nicht ein gut Stück von einem neckischen Gnomen und einem schalkhaften Waldkobold in dem lieben Geschöpfchen mit seinen klugen Aeuglein, seinem naseweisen Schnäuzchen und seinen kecken Pinselöhrchen? War es nicht ein feiner Zug des Märchens, als es Titanias, der Elfenkönigin, Wagen mit zwei Eichhörnchen bespannt sein ließ?

Es kommt mancherlei zusammen, das Tierchen dem Menschen angenehm erscheinen zu lassen. Zunächst natürlich sein Aeußeres. Sein sanfter, weicher Pelz ist hübsch gefärbt, oben meist fuchsrot, seltener schwarzbraun, unten weiß. Die Gliedmaßen stehen in einem schönen Verhältnis zu einander und zum übrigen Körper. Nicht am wenigsten bestechen uns die zierlichen Pfötchen und der geschickte Gebrauch, den es von ihnen und besonders von den vorderen zu machen versteht. Gewährt es nicht einen allerliebsten Anblick, wenn es so dasitzt auf seinem Hinterteil wie ein Hündchen und eine Nuß eifrig zwischen den Vorderpfötchen dreht und mit scharfen Meißelzähnen ein Loch in ihre Schale nagt? Diese Vorderpfötchen haben nur vier wohlentwickelte Zehen, die fünfte, innerste, die unserem Daumen entspricht, ist verkümmert und nur in Gestalt einer mit einer Art Nagel versehenen Warze vorhanden. Aber wenn sie auch nur klein ist, so entspricht sie doch nicht allein in ihrer Lage, sondern teilweise auch durch ihre Leistungen thatsächlich unserem Daumen. Die vorderen Pfoten werden durch die Gegenstellung der Innenzehe gegen die vier übrigen wirklich bis zu einem gewissen Grade zu Greiforganen, also in diesem Falle zu Händen. Die große Beweglichkeit und handartige Geschicklichkeit dieser Vorderpfötchen, die sie nur der Gegenwart von Schlüsselbeinen verdanken, gefallen uns, wir erblicken darin halb unbewußt eine schwache Uebereinstimmung der Organisation des niedlichen Nagetiers mit unserer eigenen. Die Gegenwart der Schlüsselbeine, die sehr vielen Säugetieren, auch Nagern fehlen, ist allerdings für die einfache Ortsbewegung von hinten nach vorn ziemlich gleichgiltig, wie wir bei Pferden und Wiederkäuern sehen, die keine haben, aber sie sind sehr wichtig als Stützen und gewissermaßen Grundlagen der vorderen Gliedmaßen, wenn diese in ihren Bewegungen fast völlig zu Kreisen geschlossene Bogen beschreiben sollen.

Die Arbeitsteilung in der Thätigkeit der beiden Gliedmaßenpaare macht das vordere zu dem Hauptorgan, mittelst dessen das Eichhörnchen klettert, also eine Bewegung ausführt, die uns in ihrer größeren Mannigfaltigkeit auch mehr anspricht, als der einfache Lauf. Aber jene Arbeitsteilung bedingt zugleich noch etwas anderes, was wenigstens viele, wenn auch nicht gerade alle von uns Menschen, den Eichhörnchen von vornherein wohlgeneigt macht — ihre Reinlichkeit nämlich. Immer haben sie, wenn sie nicht gerade mit Klettern, Fressen oder Schlafen beschäftigt sind, etwas an sich zu putzen und zu ordnen.

Das Klettern an und auf Bäumen wird dadurch, daß alle Zehen scharfe, nach unten gekrümmte Nägel haben, nicht nur erleichtert, sondern eigentlich erst möglich gemacht. Die vielfachen Bewegungen, und besonders die hurtige Beweglichkeit unseres Eichhörnchens, sind gewiß auch Ursachen, die es den Menschen gemütlich näher bringen. Es ist eine alte Sache, daß kein rasches Tier dem Menschen widerlich und ekelhaft ist, auch eine Schlange nicht, die wohl Furcht, selbst Entsetzen einflößen kann.

Unseren Altvordern in vorchristlicher Zeit war das Eichhörnchen sogar ein heiliges, dem Donar geweihtes Tier. War doch Donars Baum sein liebster Aufenthalt, und kupferrot, wie der Schein des fernen Blitzes und des Gottes Lockenhaupt, die Farbe seines Kleides.

Die Schnelligkeit und die Klettergewandtheit kommt dem Tierchen selbstverständlich sehr zu statten, und abgesehen vom Menschen hat es nicht viele Feinde, die ihm etwas anhaben können, es giebt aber doch einige behaarte und befiederte Strauchdiebe, die ihm gewachsen, ja oft genug überlegen sind, vor allem sein grimmigster Feind, der Baummarder. Hat dieser es auf einen vereinzelt stehenden Baum getrieben, von dem es sich nicht durch einen Sprung auf einen benachbarten retten kann, dann ist es verloren. Es ist eine wilde, aufregende Jagd, die stattfindet, Verfolger und Verfolgter, dieser unter lautem, quiekendem Angstgeschrei, sausen in Schlangenlinien mit rasender Geschwindigkeit um den Stamm herum, vom Stamm auf die Aeste, höher und immer höher. Endlich sind beide auf dem äußersten Gipfel angelangt, das Eichhörnchen kann nicht weiter, es kann auch nicht zurück, denn hinter ihm ist der grimmige Feind, der ihm den Rückzug verlegt, es muß sich ergeben.

Sollte sich ein vom Marder verfolgtes Eichhörnchen etwa beikommen lassen, vom Baume abzuspringen und auf dem Boden die Flucht zu versuchen, dann ist die Tragödie erst recht rasch, nach ein, zwei Sprüngen zu Ende.

Auch Raubvögel holen sich mit gewandtem Stoß manches Eichhörnchen, solange es noch am Stamme klettert; hat es einmal das Gewirr des Astwerks erreicht, dann ist es vor Nachstellungen von dieser Seite ziemlich sicher.

Freilich ist es für Marder, Habichte und Falken immer eine mißliche Sache, am hellen Tag in einem Eichwald zu jagen. Denn hier giebt es scharfäugige, indiskrete Spione, die sie sofort erblicken, aus gemessener Entfernung ihr Treiben beobachten und ihre Gegenwart mit lautem Geschrei und Gezank aller Welt verkündigen. Das sind die Eichelhäher!

Markolf, was bist du doch für ein feiner Bursche, du erfreust dich meiner ganz besonderen Zuneigung, — ja, laß uns Zuneigung sagen, Wertschätzung wäre zu viel, denn du bist unter Umständen ein ganz verzweifelter Spitzbube, bist du doch vom Rabengeschlecht, und ihr habt's alle hinter den Ohren! Der Jäger und der Forstmann sehen dich gar nicht gern, aber ich bin weder das eine, noch das andere und beurteile dich mit wohlwollender Objektivität.

Es ist wahr, du verleidest manchem den Pirschgang. Mühselig hat er ausgespäht, wo zu bestimmter Zeit ein kapitaler Bock zu äsen oder zu ruhen pflegt. In der Nacht schon hat er sich aufgemacht, das entfernte Revier zur rechten Zeit zu erreichen. Alles ist gut gegangen, nahe ist er gegen den Wind an seine Beute herangeschlichen, er sieht sie bereits vor sich, nur noch fünfzig Schritte und sie kommt ihm schußgerecht. Da — im letzten Augenblick, sein Männerherz klopft schon rascher gegen die Rippe — wird ein Eichelhäher seiner gewahr, und nun ade Jagd: „Schääk — schäck — schäck! Da ist einer, der schleicht daher! Tscheck, tscheck!“ Dem Rehbock fährt das wohlbekannte Geschrei, dessen Bedeutung ihm gar sehr vertraut ist, in das stählerne Sprungwerk der Glieder, bald hat er erspäht, von welcher Seite die Gefahr droht, und in klafterhohen und doppelklafterlangen Sprüngen saust er davon. Höhnisch lacht Markolf hinterdrein, der angeführte Jägersmann spuckt grimmig aus, zerkaut einen Fluch zwischen den Zähnen, wirft die Büchse auf die Schulter und trollt sich heim, um eine Erfahrung oder um eine neue Bestätigung einer alten Erfahrung reicher.

Nun, aus solchen Streichen mache ich dem Eichelhäher keinen Vorwurf, im Gegenteil, ich bin von meinem Standpunkte aus weit eher geneigt, ihm das zum Verdienst anzurechnen. Bei Leibe nicht aus Schadenfreude, das wolle niemand von mir glauben! Aber ich freue mich doch herzlichst über des Vogels Wachsamkeit, mit der er manchem lieben, harmlosen Waldbewohner das Leben rettet. Er hat aber ein paar Neigungen oder Liebhabereien, die er übrigens mit dem Eichhörnchen teilt, die weniger für ihn sprechen. Er ist mit dem Nager um die Wette ein arger Eierdieb und ein blutdürstiger Vertilger nestjunger Vögel und giebt ihm im Verzehren, Annagen und Verschleudern der Eicheln und Bucheckern gewiß nichts nach. Blieben beide nun nur bei den Waldfrüchten, die auf den Bäumen wachsen, so könnte man sie ihnen ja gönnen, denn sie sind auf diese Nahrung einmal angewiesen, aber nein, sie haben die malitiöse Sucht, gerade die Eicheln, die der Forstmann in seine Baumschulen gesteckt hat, wieder auszugraben und sich einzuverleiben. Die beiden Samenlappen der keimenden Eichel sind für die Eichhörnchen der allergrößte Leckerbissen, und hierin laufen ihre Interessen denen der Forstwirtschaft durchaus entgegen.

Der gewissenlose Markolf kommt gelegentlich mit den Eichhörnchen der Eicheln wegen in Konflikt. Die vorsorglichen Nager legen sich nämlich für die Winterzeit in Baumhöhlungen oder in selbstgegrabenen Erdlöchern Magazine von Eicheln und Bucheckern an, über die ihnen aber oft genug so ein alles durchschnüffelnder Eichelhäher gerät und sie für gute Prise erklärt.

Ein anderer einheimischer, in Eichenwäldern, besonders an deren Rändern nicht seltener Vogel teilt den wirtschaftlichen Sinn des Eichhörnchens im Punkte der Anlage von Vorratskammern, das ist die Spechtmeise oder der Kleiber, der etwa aussieht wie ein im Sonnenlicht verschossener Eisvogel. An Gestalt sind sich die beiden Vögel recht ähnlich, nur ist der Kleiber kleiner, und wo der

Eisvogel oben strahlend grünblau ist, ist er grau, und die mennigerote Unterseite des stolzen Fischersmanns ist bei dem Waldbauern bescheiden abgeblaßt.

Es sind wunderliche Vögel, die Kleiber! Sie haben etwas Pedantisches, Philiströses in ihrer ganzen Art zu sein und sich zu geben. Schon in den ersten Frühlingstagen hallen Waldungen und Haine wieder von dem lauten, lärmenden „Tü, Tü" der rastlosen Vögel, sie fliegen von Stamm zu Stamm und scheuen den Menschen nicht im mindesten. Hin und her klettern sie die alte Eiche auf und ab, picken da in eine Ritze, schlagen mit ihrem kräftigen Schnabel dort ein Stückchen lose sitzender Rinde ab, werfen einen musternden Blick in jenes Baumloch, untersuchen genau diesen moderigen Astbruch, immer haben sie was zu schaffen und zu treiben. Findet der Kleiber auf seinem Weg eine Eichel oder eine Haselnuß, so zwängt er sie fest in eine Rindenfurche ein und hämmert mit großer Gewalt, indem er kopfabwärts über ihr sitzt, darauf los, bis er die Schale gesprengt oder ein Loch in sie gemeißelt hat. Nicht leicht wird er durch den Erfolg seiner mit lautem Geräusch verbundenen Thätigkeit enttäuscht: sind Nuß oder Eichel gesund und ein tüchtiger Kern in ihnen, gut, so verspeist er den Kern, krümmt sich eine fette, weiße Käferlarve drinnen, auch gut, vielleicht noch besser, denn er ist kein ausschließlicher Vegetarier, o nein, im Gegenteil, gerade in diesem Punkte ist er nichts weniger als ein Pedant oder Philister, da sagt er sich, „man muß die Feste feiern, wie sie fallen," und „kein Wind ist so schlecht, der nicht wenigstens irgend einem etwas Nützliches zubliese".

Den Namen „Kleiber" verdankt der Vogel einer seltsamen Sitte. Kleiber ist jemand, der etwas verkleibt, d. h. mit Mörtel oder Lehm verschmiert oder verstreicht, und das stimmt, das thut er. Er nistet nämlich in Baum- oder Felsenlöchern und ist da weiter nicht wählerisch, ein größerer oder kleinerer Hohlraum mit einem weiteren oder engeren Zugang, das ist ihm gleichgiltig. In der Höhlung bringt er sein wesentlich aus dürrem Baum-, namentlich Eichenlaub bestehendes, eigentliches Nest an, das sich in seiner Größe nach dem Umfang des vorhandenen Raumes richtet, und den Zugang verengt er sich bis auf ein ihm zusagendes Schlupfloch mit Lehm. Das Weibchen brütet allein und bleibt, wenn es nicht von außen gestört wird, auf den Eiern sitzen, wo es vom Männchen gefüttert wird.

Der Vogel hat, wie übrigens auch der Eisvogel, aber aus anderen Ursachen, in seinem Aeußern allerdings viel von einem Specht, und die älteren Naturforscher zählten ihn auch zu dieser Sippe. Aber das war einer jener Mißgriffe, wie sie früher sehr häufig in der systematischen Naturgeschichte der Tiere und Pflanzen waren; sie sind in neuerer Zeit immer mehr verbessert worden, aber ganz verschwunden sind sie noch lange nicht. Für die Alten war der Walfisch einfach ein Fisch, er lebte im Wasser, hatte Flossen, eine haar- und federlose Haut, und das genügte. Man übersah dabei ein Ding, nämlich daß Organismen plastisch, schmiegsam sind und sich gegebenen Verhältnissen und

Lebensbedingungen anpassen. Sind nun Organismen von einer gewissen, ich möchte sagen fundamentalen Aehnlichkeit, wie ein Säugetier und ein Fisch, die doch beide Wirbeltiere sind, so werden sie sich an ähnliche oder gleiche äußere Verhältnisse in mehr oder weniger ähnlicher Weise anpassen und da die Einwirkung auf ihre Plasticität nicht ausbleiben kann, so werden sie auch eine mehr oder weniger große äußere Aehnlichkeit erwerben. Solche auf diese Art sekundär entstandene, nicht auf Ererbung von gemeinsamen Ahnen zurückführbare Aehnlichkeiten sind Analogien oder konvergente Charaktere. Unsere heimische Vogelwelt zählt noch ein Mitglied, das weder mit dem Kleiber, noch mit den Spechten näher verwandt ist und doch Aehnlichkeiten mit beiden in seiner Erscheinung aufweist, weil es eben auch in der Lebensweise Aehnlichkeit mit jenen Vögeln hat, — das ist das Baumläuferchen.

Daß der Kleiber eben nur äußerlich Spechtartiges an sich hat, aber sozusagen innerlich durchaus eine Meise ist, kann man an verschiedenen Dingen erkennen: er trägt, wie erwähnt, Nistmaterial in seine Bruthöhle zusammen, seine Eierchen sind auf weißem Grund rotgefleckt und punktiert, wie bei den Meisen, aber niemals bei den Spechten, und auch seine Stimme ist eine echte Meisenstimme. Sehr gern schließt er sich im Herbst bei der Streichzeit an vagabundierende Meisen oder schließen sich diese eigentlich richtiger an ihn an, da er in der Regel die Führung der Gesellschaft übernimmt, aber gerade das thun gelegentlich auch Buntspechte.

In diesem fürstlich Stolberg-Wernigerodischen Eichwald giebt es Spechte genug, freilich jetzt im Sommer merken wir nicht viel von ihnen, und nur dem Zufall würden wir eine Begegnung verdanken. Hier hausen die drei gewöhnlicheren Arten unserer Buntspechte und vor allem der mittlere, den man fast nur in Eichwaldungen sieht. Der Schwarzspecht lobt sich seinen Nadelwald, und der Grün- und der Grauspecht treiben sich am Gebirgsrand, in Obstgärten und Vorhölzern herum, und sie sind ja vielmehr Grund- und Boden-, als Baumvögel, deren Nahrung wesentlich aus Ameisen besteht. Im ersten Lenz, im März, bei schönem Wetter schon im Februar, machen sich die Buntspechte in den Eichwäldern gar sehr bemerkbar, dann ist die Zeit der Brautschau und dann gehen sie aus sich heraus. Laut hallt ihr lachendes Geschrei durch den Forst, und oft läßt sich ein wunderliches, schnurrendes, knarrendes Geräusch hören, dem ein paar Dutzend kurzer, pochender Schläge in rascher Folge voraufgegangen sind. Der Urheber auch dieser fremdartigen Töne ist ein verliebter Buntspecht.

Die Liebe verführt nicht nur männliche Menschen zu allerlei Thorheiten und Narrenpossen, — in der Tierwelt ist es im allgemeinen nicht viel anders. Wird es einem männlichen Buntspecht an schönen, vielversprechenden Tagen des Vorfrühlings absonderlich zu Mute und wunderlich warm ums Herz, und frägt er sich, ob wohl irgendwo für ihn auch eine Buntspechtin gewachsen sei, so errichtet er im Wipfel einer alten Eiche ein Werbebureau und läßt seine Trommel

schallen. Bedingung ist, daß sich in dem Wipfel durch Käferlarven abgetötete, trockene Zweige befinden. An einen solchen setzt er sich, bringt ihn durch einige zwanzig oder dreißig kräftige Schnabelhiebe in Schwingungen und hält dann die Spitze seines Schnabels so, daß sie mit dem vibrierenden Ast in leichte Berührung kommt, was eben jenes eigenartige Geräusch veranlaßt. Hat er sich endlich ein Weib ertrommelt und erschnurrt, so wird er schweigsam, es ist ihm nicht mehr zum Lachen, und die Xylophonmusik hängt er an den Nagel bis zum nächsten Frühjahr, wenn er es erlebt. Da er nun still ist und fast nur hoch oben in den belaubten Eichen sich herumtreibt, so bekommt man den mittleren Buntspecht im Sommer nicht oft zu Gesicht und hält ihn für seltener, als er wirklich ist.

Drunten in der Ebene, besonders nach Osten zu lebt in den weitläufigen Eichenbeständen, Wälder kann man sie nicht gut nennen, ein Vogel, der allerdings zu den selteneren unserer Heimat gehört, und den viele Reichsangehörige in der freien Natur niemals zu sehen bekommen, — das ist die Mandelkrähe oder die Blaurake, nächst dem gemeinen Kuckuck, dem Eisvogel und dem Wiedehopf der einzige Vertreter der aus etwa 125 Gattungen und fast 750 Arten bestehenden Ordnung der Kuckucksvögel. Diese sind eben wesentlich Kinder wärmerer Länder, und auch die bei uns einheimischen Formen haben, abgesehen etwa vom echten Kuckuck, etwas Exotisches an sich in ihren bunten Gewändern, und die Blaurake nicht am wenigsten. Sie ist ein stattlicher Vogel, in dessen Gefieder eine schöne blaue Farbe vorherrscht, wodurch er eben ein für unser Klima sehr ungewöhnliches Ansehen gewinnt. Er brütet fast nur in hohlen Eichen, und in dieser Einseitigkeit liegt sein Verhängnis, denn die hohlen, uralten Eichen gehen mit raschen Schritten ihrer Ausrottung entgegen, man duldet sie nirgends mehr, und die Blaurake muß und wird ihrem Schicksal folgen. Die Hohltaube (Columba oenas), die auch nur in hohlen Bäumen brüten mag, wird auch in absehbarer Zeit keine Angehörige der vaterländischen Tierwelt mehr sein. Die auf Bäume liederliche Nester bauende Ringeltaube, deren Girren wir aus der Ferne herüberschallen hören, hat weit bessere Aussichten.

Aber nicht bloß über Vögeln schwebt das Damoklesschwert drohender Vernichtung und sicherer Verdrängung aus Deutschland, auch Insekten, die ihr Dasein an das alter Eichbäume gekettet haben, sind, einst häufig, jetzt allgemein bereits seltener geworden, an vielen Stellen sogar verschwunden und werden vielleicht schon im nächsten, gewiß, wenn keine veränderten Verhältnisse eintreten, im übernächsten Jahrhundert zu den deutschen Tiergestalten von Einstmals gehören. Das sind der Hirschkäfer, der Held- oder Eichenbock und der Gerber (Prionus coriarius). Diese drei Käfer sind die drei größten deutschen Käferarten, sie sind alle drei von dunkler, brauner bis braunschwarzer Färbung ohne bunte Zeichnung, haben hauptsächlich nächtliche Lebensgewohnheiten und sind urgermanische Tiere. Schon vor fünfzig Jahren sagt Brämi, der Hirschkäfer sei in der Züricher Gegend selten und der Heldbock sehr selten geworden.

Der Hirschkäfer ist nicht in dem Grade, wie die beiden Bockkäferarten, ein Nachttier, denn man sieht ihn häufig genug da, wo er vorkommt, am Tag herumkriechen und namentlich an blutenden Wunden der Eichen, d. h. an Verletzungen derselben, aus denen Saft quillt, sitzen und den Saft in Gesellschaft unserer schönsten und größten, auch auf Eichbäume angewiesenen Rosenkäferart (Cetonia speciosissima) schlürfen. Es gewährt einen prächtigen Anblick, eine Gesellschaft dieser Käfer bei einer solchen Schwelgerei zu überraschen, es überkommt einen wirklich ein Gefühl wie Achtung, wenn man diese Tiere, von jeder Art etwa ein Dutzend, ganz in Genuß verloren bei einander sitzen sieht. Der Hirschkäfer ist um Leipzig eine große Seltenheit, aber den blaugrüngoldigen Rosenkäfer habe ich dort öfters gefangen, während hier bei Wernigerode der Hirschkäfer häufig ist, der andere aber nicht vorzukommen scheint. Am Tag fliegt der Hirschkäfer sehr selten, aber in der Dämmerung thut er es mit großem Geräusch.

Die deutschen Gelehrten des 17. Jahrhunderts nannten den Hirschkäfer den fliegenden Hirsch, lateinisch Cervus volans. Jetzt ist sein wissenschaftlicher Name Lucanus cervus, und Linné hat ihm denselben gegeben, wenigstens dessen zweiten Teil, denn der erste ist weit älter. Lucanus bedeutet einen Waldbewohner, und Plinius berichtet, Publius Nigidius Figulus, ein Freund des Cicero und nächst Varro der gelehrteste Römer, habe das Tier so genannt. Unser Volk hat außer dem Namen Hirschkäfer noch sehr bedeutungsvolle Benennungen für das Tier, so sehr allgemein Feuerschröter, Feuerwurm oder Börner (Brenner, Brandstifter), und glaubt, es schleppe nachts, wenn es könne, glühende Kohlen vom Herd und vermöge so Feuersbrünste zu veranlassen. Anderwärts heißt es aber auch „Donnerpuppe" und in Süddeutschland „Donnerquage", d. i. Donnerkäfer. Diese Namen knüpfen wieder beim Donnergott an und beweisen, daß auch der Hirschkäfer für ein ihm heiliges Tier galt, und der Verdacht der Brandstiftung, in dem man es hin und wieder noch hat, deutet weiter auf einen Zusammenhang mit dem Blitz hin. Die alten Römer hingen seine Kiefer den Kindern als Amulette um den Hals, wahrscheinlich in der Voraussetzung, daß ihnen dadurch das Zahnen erleichtert würde, wenigstens geschieht das bisweilen in unserem Vaterland noch in diesem Sinne.

Jene großen Hirschhörner sind die vergrößerten Oberkiefer und finden sich nur bei den männlichen Individuen; die Oberkiefer der Weibchen bilden eine kurze, spitze Zange, aber sie können damit viel empfindlicher kneifen als ihre Gatten mit dem weitläufigen Apparat. Einer unserer berühmtesten deutschen Entomologen, Erichson, bemerkt von den Hirschkäfern: „Die Männchen scheinen zahlreicher zu sein als die Weibchen, um deren Besitz unter den Männchen heftige Kämpfe stattfinden, wobei natürlich die größeren, kräftigeren und stärker bewaffneten den Sieg davontragen." Die Geweihe dieser Käfer sind also nicht bloß ihrer äußeren Gestalt, sondern auch ihrer inneren Bedeutung nach denen der Hirsche durchaus verwandt.

Die Hirschkäfer-Mutter sucht, wenn sie ihre 15—20 fast hanfkorngroßen Eier legen will, eine mit Baumerde gefüllte Höhlung in einer Eiche und vergräbt sich in den modrigen Mulm, wozu sie ihre kräftigen, breiten Vorderbeine, die beim Männchen länger und schlanker sind, sehr geschickt machen. Die Larven, die aus den Eiern hervorgehen, erreichen eine bedeutende Größe, bis 10 cm, halten sich gekrümmt wie die Engerlinge der Maikäfer und sehen aus wie fette, kleine, weiße Saucisschen. Die Angaben über die Zeit, in der der Hirschkäfer im Larvenzustande verbleibt, lauten verschieden, meist aber schwanken sie zwischen 5 und 6 Jahren. Immerhin handelt es sich um eine verhältnismäßig beträchtliche Zeit, und gehören die Hirschkäfer zu den zahlreichen Insekten, deren Leben sich hauptsächlich in der Larvenzeit abspielt, — als ausgebildete Tiere sind sie gewissermaßen nur die Blüte, die nach höchstens vier Wochen verwelkt ist.

Es wäre möglich, daß beide Angaben, sowohl die von 5 als die von 6 Jahren richtig wären, und daß die weit größeren und schwereren Männchen ein Jahr länger, und zwar als Larven lebten. Es ist aber noch etwas zu berücksichtigen: es giebt nämlich Männchen, die ohne Kiefer fast 5 cm und andere, die beinahe nur 2,5 cm lang sind, und ebenso Weibchen von über 4 und von unter 2 cm Länge, und möglicherweise haben die einen 6, die anderen 5 Jahre als Larven zugebracht.

Wenn sich die Larven verpuppen wollen, dann machen sie sich unter Zuhilfenahme ihres Speichels aus der Baumerde ein großes, eirundes, innen glattes Gehäuse, dessen Innenraum für die männliche Puppe viel zu geräumig erscheint, es thatsächlich aber nicht ist. Die Puppe hat nämlich die gewaltigen Kiefer unter sich auf die Brust geschlagen, häutet sich nun der fertige Käfer zum letztenmal, d. h. streift er die Puppenhaut ab, dann streckt er sich und es muß Platz für seine Geweihe da sein. Es ist merkwürdig, wie der Instinkt die unausgebildeten Tiere, die Larven veranlaßt, ihre Ruhestätte von vornherein darauf zurecht zu machen, ob sie in der Zukunft einmal Männchen oder Weibchen sein werden. Wenn übrigens auch die Käfer erst im Juni erscheinen, streifen sie doch schon im April die Larvenhaut ab, bleiben aber vorläufig noch in ihren Gehäusen, — ihr Hornpanzer muß erst den genügenden Grad von Härte erreichen, damit sie es wagen können, in ihr kurzes, öffentliches Leben zu treten.

Die beiden erwähnten großen Bockkäfer, der Gerber (Prionus coriarius) und der Heldbock (Hammaticherus heros, jetzt der Abwechslung wegen einmal wieder in „cerdo“ umgetauft) sind seltener als der Hirschkäfer. Den ersteren, der als Larve in verschiedenen Laub- und auch in Nadelbäumen lebt, habe ich öfter gefangen, den Heldbock, der ausschließlich Eichen bewohnt, nie, den ertauschte ich mir als Knabe aus der Dessauer Gegend.

Der Gerber hat eine kurze, gedrungene Kleon-Gestalt von 2,5--4,1 cm Länge mit mäßig langen Fühlern, der Heldbock aber ist aristokratisch schlank, 4,0—5,6 cm lang mit prächtigen, namentlich bei den männlichen Individuen gewaltigen, fast 10 cm langen Hörnern.

Die Larve des Gerbers findet sich bloß in kränkelnden Bäumen, und sie ist kaum schädlich, so wenig wie die des Hirschkäfers. Bei der des Heldbocks ist aber die Sache anders. Hier legen die Weibchen mit einer langen Legeröhre ihre Eier in irgend eine anbrüchige Stelle einer sonst gesunden Eiche. Die Larve nagt sich tief in das Holz hinein, kehrt aber nach einigen Jahren, wenn die Zeit ihrer Verpuppung heranrückt, um und frißt sich bis in die Nähe der Rinde durch. Der Gang hat einen eirunden Querschnitt und ist an seiner breitesten Stelle wohl 4 cm breit. Bevor sie sich verpuppt, nagt sich die Larve eine geräumige, innen prächtig glattwandige, eirunde Puppenkammer. Sie soll eine so gewaltige Nagekraft haben, daß man, wie der berühmte Forstzoologe Ratzeburg versichert, das Knirschen ihrer Kiefer bei ihrer Arbeit außen am Baumstamm hören kann.

Der Käfer nagt sich darauf von der Puppenkammer einen Gang bis durch die Rinde und sitzt unmittelbar hinter dem Flugloche, aus dem er hervorlugt. Man sieht ihn dann wohl sitzen, hat ihn aber deswegen noch nicht, denn sobald man sich ihm naht, um ihn zu fassen, zieht er sich schleunigst in die Tiefe seiner Festung zurück, was für den Sammler gewiß eine ärgerliche Sache ist. Erst geraume Zeit nach Sonnenuntergang fliegen die Heldböcke aus, suchen sich eine blutende Eichenwunde, um zu naschen, und hier, wo sich auch Männlein und Weiblein zusammenfinden, kann man sie mit der Laterne suchen. Wahrscheinlich würden sie auch nach elektrischem Licht, das mittelbar so entsetzlich in unserer nächtlichen Insektenwelt aufräumt, fliegen und so gefangen werden können.

Es ist klar, daß ein Eichbaum, selbst ein stattlicher, wenn er von ein paar Dutzend Larven des Heldbocks bewohnt war, eingehen muß, und daß sein Holz für Bau- und Tischlerarbeiten nicht mehr verwendbar ist.

Doch zu lange schon haben uns die Gäste aus dem Holz und dem Innern der Eiche beschäftigt. Wir müssen schweigen von den prächtigen roten Schnellkäfern, Schmieden oder Elateren, die sich weiter gelegentlich in ihrer Mulmerde finden, schweigen von dem wunderlichen Werftkäfer oder Matrosen (Lymexylon navale), von den kleinen, aber durch ihre Menge und ihre Emsigkeit gefährlichen Holzbohrern und von vielen andern. Wir müssen doch einigen der Laubbewohner, ihre Zahl ist Legion, gerecht werden, und unsere Zeit ist kurz bemessen.

Mit welcher Tiergestalt könnten wir da den Reigen würdiger eröffnen, als mit dem Belialskinde, dem Processionsspinner? Der Schmetterling ist nicht weit verbreitet in Deutschland und findet sich mehr in den westlichen Teilen, in den östlichen wird er durch eine verwandte Art mit ähnlicher Lebensweise, aber auf der Kiefer fressend, ersetzt, das Centrum unseres Vaterlandes, der Harz, Thüringen, Hessen u. s. w. sind von der Gegenwart beider Formen verschont.

Die Schmetterlinge des Processionsspinners erscheinen im August und September. Die Männchen fliegen abends und nachts mit großem Ungestüm

umher und suchen die ruhig an Stämmen sitzenden Weibchen, die in ihrer Färbung der grauen Färbung ihres Ruheplatzes in hohem Grade gleichen und nur schwer zu finden sind. Ein jedes legt 150—250 Eier an die Rinde eines Eichbaums zusammen in ein Häufchen, das es mit den langen, haarartig entwickelten Schuppen seines Hinterleibsendes locker bedeckt. So bleiben die Eier bis zum Mai des nächsten Jahres, bis sich die Räupchen entwickeln.

Diese sind anfangs gelb und sehr lang schwarz und weiß behaart. Später werden sie mohngrau und haben oben auf der Mitte jedes Körperrings einen schwarzen Schildfleck und außerdem zehn rötlichbraune Wärzchen. Während der übrige Körper samtartig behaart ist, stehen auf diesen Wärzchen Gruppen sehr langer, weißer Haare, die ganz außerordentlich brüchig sind, so brüchig, daß sie sich zum Teil allein durch die Bewegung der Raupen ablösen. Sie tragen im oberen Teil feine Widerhaken, sind hohl, und ihr Hohlraum hängt mit einer ansehnlichen gelappten Hautdrüse zusammen. Aus dieser Drüse, die weit in die mit Blut gefüllte Leibeshöhle der Raupe hineinragt, folglich gut ernährt wird, steigt ein ätzender, der Ameisensäure, dem allgemeinen Insektengift, verwandter Saft in den Hohlraum des Haares, so daß dieses immer mit dem Gifte gefüllt ist. Jede ausgewachsene, 3 cm lange Processionsraupe hat ein Arsenal von mehr als 5000 solcher Giftdrüsen. Diese ausgewachsenen Raupen leben, wie wir gleich näher auseinander setzen werden, in großen Gesellschaften und verlieren durch ihre Bewegungen fortwährend Haare, so daß sie immer von einer Wolke solcher winzigen, giftgeladenen Geschosse umgeben sind.

Naht sich ein Mensch oder Säugetier einer Schar von Processionsraupen, so bohren sich die Brennhaare in die Haut, besonders in die Schleimhaut der Atmungsorgane ein, dringen tiefer und tiefer, berühren auf ihrem Weg zahlreiche feinste Nervenfädchen und werden nicht nur die Ursache abscheulicher Schmerzen, sondern auch bösartiger Entzündungen. Es werden daher Waldungen, die von der Processionsraupe befallen sind, auf Anordnung der Behörden abgesperrt. Die insektenfressenden Vögel haben eine große Scheu vor diesen giftigen Raupen und suchen sie nicht nur nicht auf, sondern gehen ihnen aus dem Wege, wo und wie sie nur können. Nur einer nicht, — das ist der Kuckuck. Man hat beobachtet, daß sich dieser Vogel in großer Anzahl in solchen Eichwäldern, wo die Processionsraupe haust, zusammenfindet und froh, ohne Konkurrenz seitens anderer Vögel zu sein, fürchterlich unter den Tieren aufräumt.

Ihre Haare bohren sich bei ihm bloß in die schwielige Hornhaut, die seinen Muskelmagen auskleidet, ein, was früher die Fabel veranlaßt hat, der Kuckuck habe einen haarigen Magen. Von Zeit zu Zeit löst sich diese behaarte Haut, nachdem sich eine neue, weiche, nackte unter ihr gebildet hat, los und wird vom Vogel ausgebrochen.

Aber der Kuckuck hat, wenn auch nicht unter Vögeln, so doch unter den Insekten eifrige Gehilfen bei seiner nützlichen Beschäftigung. Da wäre zunächst

die Sippe der Puppenräuber, Calosoma, Schönleiber mit dem wissenschaftlichen Namen genannt! Es sind stattliche Laufkäfer mit einem querovalen Halsschild, breiten Schultern und sie erinnern in ihrer Rumpfgestalt an Wappenschilder. Sie haben schlanke Beine und sehr im Gegensatz zu den sonst nahe verwandten übrigen einheimischen großen Laufkäfern die Fähigkeit, in ausgezeichneter Weise und mit großer Schnelligkeit auf Bäume zu klettern.

Die bekannteste Art ist der goldige Puppenräuber (Calosoma sycophanta), ein dunkelstahlblauer, bis 3 cm lang werdender Laufkäfer mit der Länge nach gestreiften, goldig grün und rot glänzenden Flügeldecken, — ein prachtvolles Tier, das wie seine Larve Raupen aller Art abwürgt, aus reiner Lust am Mord, auch wenn es völlig gesättigt ist. Pfeil, ein bekannter Forstentomologe, beobachtete einst in einem Kiefernwald, der von der Forleulenraupe befallen war, einen Puppenräuber bei der Arbeit: ein dutzendmal etwa, rasch hintereinander stürzte der Käfer mit einer Raupe, die sich natürlich wehrte und tüchtig um sich schlug, von der Kiefer herab, biß die Raupe schnell tot und stürmte den Baum wieder hinauf, um das Geschäft fortzusetzen.

Ein anderer Käfer leistet ihm häufig dabei Gesellschaft, der zwar zu den Aaskäfern (Silpha) gehört, aber ganz anders wie seine Gattungsgenossen lebt, eben von lebenden Insekten und nicht von Aas. Er ist etwa 8 mm lang, flach, ziemlich breit, von schwarzer Farbe, nur sein den Kopf versteckendes Halsschild hat einen gelben, breiten Saum, und seine Flügeldecken sind mit Ausnahme von zwei hintereinander gelegenen, runden, schwarzen Flecken schmutzig strohgelb.

Wer sein Vergnügen an zufälligen Analogien hat, der kann eine sehr auffällige zwischen diesem Käfer und einer Schmetterlingsart feststellen, wenigstens den weiblichen sitzenden Individuen derselben, die insoweit auch zur Tierwelt der Eiche gehört, als ihre Raupe zwar nicht vom Laub dieses Baumes selbst, aber wohl von den seinen Stamm bedeckenden Flechten sich ernährt. Das ist das sogenannte Viereck (Lithosia quadra), ein matt dottergelber Spinner mit zwei dunkelstahlblauen Flecken auf jedem Vorderflügel, der im Juli fliegt.

Doch die löblichen Feinde der Processionsraupe haben uns weit abgebracht von dieser selbst. Wir müssen doch vor allen Dingen den Grund ihres merkwürdigen Namens feststellen, und hierzu sei gleich bemerkt, daß sie stellenweise in Deutschland auch „Heerraupe“ und „Umgänger“ heißt.

Sind im Mai, also spät im Jahre, entsprechend der späten Belaubung der Eiche, die Räupchen ausgekrochen, so begeben sich die aus einem Eiernest stammenden Geschwister auf die Erstlingsschößlinge ihres Wohnbaums und fressen hier zwei Tage und zwei Nächte hintereinander weg, so daß sie nach Verlauf dieser 48 Stunden schon merklich gewachsen sind. Jetzt vereinigen sie sich mit anderen Familien zu größeren Horden und machen sich an größere Zweige. So kommt allgemach Ende Mai die Zeit heran, da sie zu groß geworden sind, als daß ihnen der alte Kittel noch passen könnte, sie legen ihn ab und haben gleich einen neuen darunter, d. h. sie häuten sich zum erstenmal.

Das geschieht in einem lockeren Gespinst, in dessen Wandungen die abgelegten Häute zurückbleiben. Gegen Abend rücken sie gemeinsam im Gänsemarsch zur Weide aus, eine hinter der andern. Bald aber schließen sich immer mehr und immer zahlreichere Gesellschaften aneinander an und bilden schließlich eine Schar von vielen Hunderten. Jetzt ändert sich die Taktik! An der Spitze der Procession marschiert eine einzelne Raupe, die aber nicht das bleibende Amt der Führerin hat, sondern während des Zuges gelegentlich, und wie es scheint ganz zufällig einer anderen Platz macht. Dann folgen ihrer zwei, drei, vier u. s. w., bis etwa die Kolonne handbreit ist, worauf sie ebenso allmählich nach hinten hin wieder sich verjüngend an Individuen abnimmt. Ist gegen die Zeit der Verpuppung die Raupenschar durch das fortwährend stattfindende Zusammentreten kleinerer Trupps sehr groß geworden, so kriechen die Tiere wohl auch nicht bloß neben, sondern selbst übereinander.

Anfangs haben die kleinen Scharen keine bestimmten Ruheplätze, auf die sie sich während der Tagesstunden zurückziehen, später wird das anders, dann spinnen sie an einer bestimmten, geschützten Stelle des Stammes in verschiedener Höhe ein bleibendes Nest. Nach oben zu an der Seite hat es eine Oeffnung, durch die am Abend die Procession ausrückt und morgens wieder einzieht. Das Gespinst des Nestes, ein Produkt gemeinsamer Arbeit, verdichtet sich durch darin hängen gebliebene, abgelegte Häute und Kotbällchen und erscheint aus einiger Entfernung bald wie ein knorriger Auswuchs der Rinde.

Naht die Zeit der Verpuppung, so wird dieses Nest immer mehr übersponnen und werden seine Wandungen immer mehr verdickt. Endlich spinnt sich jede Raupe in seinem Innern noch einen eigenen Cocon, in dem sie zur Puppe wird, und diese Einzelgespinste liegen dann wabenartig nebeneinander. Die Größe der Nester ist selbstverständlich sehr verschieden, da sie sich nach der Zahl der daran beteiligten Raupen richtet, kann aber unter Umständen der eines Manneskopfs gleichkommen und umschließt dann Hunderte von Einzelgespinsten. Ende Juli oder Anfang August ist das Geschäft abgeschlossen, und nach etwa 24 Tagen erscheinen in den Abendstunden die Schmetterlinge, die durch verschiedene Oeffnungen das Gespinst verlassen.

Die sonderbare Lebensgewohnheit der Processionsraupe steht durchaus nicht vereinzelt in der Insektenwelt. In Südamerika leben die Raupen der meisten Abendfalter und Spinner, ja auch verschiedener Tagschmetterlinge gesellig und sitzen den Tag über in langen, viele Tausende von Individuen zählenden Reihen, immer 2—4 Mann hoch neben einander, um abends nach Nahrung auszuziehen und am Morgen an Ort und Stelle zurückzukehren. Bei einer dieser gesellig lebenden Raupen, bei der des Tagfalters Morpho Metellus, kommen auch, genau wie bei der des Processionsspinners, jene gefährlichen Brennhaare vor. Auch bei Mückenlarven findet sich Aehnliches, so ist der Heerwurm nichts als eine wandernde Procession solcher Larven.

Es braucht wohl kaum gesagt zu werden, daß die Scharen der Processions-

raupen in gewissen, ihrer Entwicklung besonders günstigen Jahren schon ganze Eichwaldungen kahl gefressen haben.

Ich kenne diese Tiere und die Resultate ihrer unheilvollen Thätigkeit nicht aus eigener Anschauung, aber wohl die einer anderen, viel kleineren, im übrigen weit einfacher lebenden und den Menschen gegenüber unmittelbar ganz harmlosen Raupe. Das ist die eines Kleinschmetterlings, des Eichen- oder Grünwicklers (Tortrix viridana). Ich habe Gelegenheit gehabt, sie in den Eichwaldungen um Leipzig zu beobachten, auch wenn ich nicht gewollt hätte, so sehr drängten sie sich damals den Besuchern jener Waldungen auf.

Da waren Ende Mai die Eichen, besonders in ihren oberen Teilen ganz kahl gefressen, lange Fäden, oft am freien Ende von einer jener grünen, sehr fein behaarten 14 mm langen Raupen beschwert, hingen gruppenweise herab und schwankten im Luftzug, und wenn man an einsamer Stelle stehen blieb, hörte man auf dem dürren, vorjährigen Laub am Boden ein fortwährendes leises Rieseln, hervorgebracht durch den fallenden Kot der millionenweise vorhandenen Räupchen.

Ende Juni und Anfang Juli erscheinen die allerliebsten kleinen, etwa 22 mm klafternden Falterchen, die wie alle Wickler beim Sitzen die Gestalt kleiner Wappenschilder annehmen, weil sie die Flügel dabei ziemlich flach, dachartig zusammenlegen und die vorderen an ihrem Vorderrand in der Nähe der Achsel bauchig vorspringen. Die Farbe der Vorderflügel des Eichenwicklers ist ein prächtiges, helles Maigrün, das der bei der Ruhe versteckt gelegenen Hinterflügel ein mattes Silbergrau.

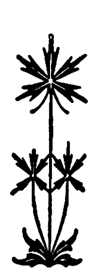
Das Weibchen legt in den ersten Tagen des Juli seine Eier, je eins an je ein Knöspchen der Eiche, wo es überwintert, um im nächsten Jahre das Räupchen zu liefern, aber genau erst dann, wenn die Entwicklung des betreffenden Knöspchens beginnt. Die gleichen äußeren Bedingungen üben also auf zwei doch so grundverschiedene Dinge wie ein Schmetterlingsei und eine Baumknospe den nämlichen Einfluß aus. Zunächst frißt die winzige Raupe ihre Knospe aus, dann spinnt sie mehrere benachbarte Blätter zusammen, um sich endlich zwischen diesen in eine braunschwarze Puppe zu verwandeln.

Der Fraß der Raupen des Grünwicklers entstellt die Eichenwälder zwar sehr, ist aber nicht so schädlich, da er die erste Belaubung der Bäume betrifft, die durch den Maitrieb leicht ersetzt wird, was bei den Folgen des um so viel später stattfindenden Fraßes der Processionsraupe nicht der Fall ist. Außerdem hat jene eine weit größere Anzahl von Feinden als diese. Aus der Processionsraupe hat man erst wenige Schmarotzerinsekten gezogen, 4 oder 5 Arten von Schlupfwespen und einige Fliegen, und sie wird, wie wir sahen, nur von einer einzigen Vogelart gefressen.

Das ist bei der Raupe des Eichenwicklers etwas ganz anderes. Die insektenfressenden Vögel, von der Meise bis zu der Krähe, ein paar Dutzend Arten in unzähligen Individuen, die gerade in der Blütezeit dieses Raupen-

frazes Junge haben, füttern diese größtenteils mit der gleichsam vor der Thür so reichlich vorhandenen Kost. Auch hier stellt der Puppenräuber sich ein, vagabundierende Spinnen erheben ihre Zehnten, Grabwespen tragen ihrer Brut die zarten Räupchen in großer Menge zu, und in ihnen entwickeln sich massenhaft kleine Schlupfwespen — 13 verschiedene Arten hat man bis jetzt aus ihnen gezogen! —

Gern würde ich noch über die Schlupfwespen, die in den auf Eichen lebenden Insekten hausen, dies und das mitteilen, lieber noch widmete ich mich jenem Schlag zwanzigjähriger Eichbäumchen dort links am Abhang, um den Spuren der Gallwespen, in vielen Punkten die wunderbarsten Insekten, die es giebt, zu folgen. Es ist heute zu spät dazu, schon rückt die Mittagsstunde bedenklich nahe heran und in unserem Programm steht für heute nachmittag der Aufstieg zum Brocken.





Der Marienkäfer.

Ein Märchen von Zach. Topelius.

Die Jungfrau Maria war neun Jahre alt, als ihre Mutter Anna ihr sagte: „Gehe zu deiner Tante Elisabeth nach Bethanien und bitte sie um den Goldschlüssel, den ich gestern bei ihr vergessen habe. Verliere ihn aber ja nicht, denn es ist ein merkwürdiger Schlüssel, der alle Herzen erschließt."

Jungfrau Maria fühlte sich glücklich über das ihr geschenkte Vertrauen und ging. Sie hatte Eile und lief fast den ganzen Weg. Wohl brannte die Sonne heiß über Jerusalem, und das kleine Mädchen ward müde, aber sie fuhr fort zu laufen. Auf dem Wege befand sich eine Brücke, die über den Bach Kidron führte, und sie hörte die Wellen des Baches murmeln: „Warum solltest du über die Brücke gehen? Wate lieber durch unser klares Wasser. In deinen Augen trägst du den vierzackigen Stern der Kindheit: Du bist so wahr, so gut, so gehorsam, so demütig, daß wir gern deine bloßen Füße küssen möchten."

„Ich habe keine Zeit," antwortete Jungfrau Maria und setzte, ohne auszuruhen, ihren Weg fort.

Die Wellen des Baches blieben allein mit den Schmetterlingen und anderen kleinen fliegenden Wesen, die im Schatten des Feigenbaumes summten.

„Was heißt wahr sein?" fragte ein kleiner Käfer mit sechs schwarzen Punkten auf seinen roten Flügeln, während er auf einen Weidenbusch kroch.

„Das heißt sich immer besser stellen, als man ist," antwortete die Spinne, indem sie ihr Netz so fein spann, daß die Fliegen es nicht sehen konnten.

„Aber was bedeutet gut sein?" fuhr der Käfer fort, der mit der ersten Antwort nicht ganz zufrieden war.

„Das bedeutet gegen sich selbst gut sein, aber andere totstechen," antwortete die Wespe.

„Was heißt gehorsam sein?"

„Das bedeutet, alles das zu thun, was man selbst will," antwortete die Bremse und schwirrte so gedankenlos durch die Luft, daß sie in den Fluß fiel und fast ertrunken wäre.

„O weh, o weh," sagte der Käfer. „Aber was bedeutet demütig sein?"

„Was sollte das wohl anders bedeuten, als sich prächtig kleiden, um von der ganzen Welt bewundert zu werden," antwortete die Goldfliege, indem sie wohlgefällig ihre glänzenden Flügel in der Sonne ausbreitete.

„Vergieb, daß ich so dumm frage," sagte der Käfer betrübt. „Ich verstehe es nicht besser."

„Ein so erbärmliches, kleines Geschöpf sollte niemals klügere Leute mit seinen dummen Fragen belästigen," summte der Mistkäfer, während er im Schmutze auf dem Rücken lag und vergebens bemüht war, sich aufzurichten.

Gegen Abend kehrte Jungfrau Maria noch ermüdeter als vorher zurück und setzte sich, um auszuruhen, neben die Brücke.

„Komm und wate durch den Fluß, wir werden dir die brennenden Füße kühlen," murmelten die Wellen.

„Ach ja, das wäre schön," sagte das kleine Mädchen, schürzte ihr Kleid auf und watete durch den Bach. Das war so köstlich frisch und kühl und die Wellen küßten fröhlich plätschernd ihre bloßen Füße.

„Danke," sagte sie und setzte mit heiterem Mute ihren Heimweg zur Stadt fort.

Aber unruhig kehrte sie nach einer kleinen Weile, als die Sonne schon ihrem Untergange nahe war, zurück. „Liebe, kleine Wellen, habt ihr meinen Goldschlüssel gesehen? Ich trug ihn in meiner Kleidertasche und muß ihn hier fallen gelassen haben, als ich mein Kleid aufschürzte. Ich habe die Sonne gefragt, und die Sonne antwortete: ‚Habe ich Zeit, an deinen Schlüssel zu denken, jetzt, wo die Feigen reifen?‘ Ich habe den Berg gefragt und der Berg antwortete: ‚Ich habe andere Dinge zu thun, als nach deinem Schlüssel zu sehen; ich stehe auf der Wache, um zu sehen, ob die Römer kommen.‘ Ich wollte auch noch den Mond fragen, aber er sagte: ‚Thörichtes Mädchen, ich bin ja noch nicht einmal aufgegangen.‘ Du Bach aber, du mußt es wissen, denn hier war es, wo ich mein Kleid aufschürzte."

Der Bach Kidron wußte ebenso wenig wie die Sonne, der Berg und der Mond.

„Habe ich Zeit, mich um deinen Schlüssel zu kümmern, jetzt, wo ich die Wasserrosen nach dem heißen Tag wässern muß?"

Die fliegenden kleinen Wesen waren hilfreicher. Alle suchten. Die Schmetterlinge tauchten ihre Flügel in das Wasser, die Spinne suchte in ihrem Netze, die Goldfliege dachte nicht mehr an ihren Putz. Der Mistkäfer, der endlich wieder auf die Füße gekommen war, trottelte gemächlich dem Ufer zu. Alles Lebendige suchte. Der Adler fragte die Taube, der Löwe den Hasen und der Feigenbaum die Wasserrose. „Hast du nicht den Goldschlüssel der Jungfrau Maria gesehen?"

Nein niemand hatte ihn gesehen, niemand, ausgenommen der kleine Käfer mit den schwarzen Punkten auf den roten Flügelchen. Der hatte den

Schlüssel zwischen den kleinen Steinen am Ufer des Baches glänzen sehen und er summte:

„Sonnenglanz in Wellen
Niemand konnt ihn sehn,
Mußte in den Quellen
Stumm verloren gehn.
Da kam er, der Kleinste,
Der voll Einfalt ganz,
Sah das Gold, das reinste,
In der Wellen Glanz.“

Jungfrau Maria hörte das leise Summen des Käfers, sprang ans Ufer und fand richtig ihren Schlüssel zwischen zwei kleinen Steinen, einem weißen und einem roten. Ihre Freude war groß, und sie sagte dem Käfer:

„Komm, setze dich auf mein Kleid und bewache meinen Schlüssel. Du sollst mein Marienkäfer werden.“

„Aber ich bin ja so klein, so arm und so dumm,“ sagte der Käfer.

„Gerade deshalb, weil du dich selbst arm, klein und dumm findest, sollst du mein treuer Diener werden und mir folgen, wohin ich auch gehe.“

Der kleine Käfer flog fröhlich summend auf seinen Platz auf dem Kleidersaum, und später folgte er seiner Herrin überall als ihr Marienkäfer. Das kleine Mädchen am Kidron aber wurde die große, demütige, von allen Menschen gekannte und geliebte Mutter Maria und erhielt den Goldschlüssel von ihrer Mutter. Mit ihm erschloß sie alle Herzen.

Aber die Spinne, die Wespe, die Goldfliege, die Bremse und der Mistkäfer konnten sich nicht genug über die Ehre verwundern, die einem so kleinen Wesen wie dem Käfer widerfahren war. Bis auf den heutigen Tag sitzt der Marienkäfer der Jungfrau Maria auf den Weidenbüschen, und auch heute noch betrachtet er sich als das geringste und dümmste Wesen in der ganzen weiten Welt. Hast du ihn gesehen? Es ist ein ganzes großes Geschlecht, dem die Gelehrten den Namen „Coccinella“ gegeben haben. Einige haben weiße Punkte auf gelben Flügeln, andere haben nur zwei oder drei schwarze Punkte. Der richtige Marienkäfer jedoch ist der mit den sechs schwarzen Punkten auf den roten Flügeln. Den Kindern, die im Grünen spielen, ist er ein guter Bekannter. Ob er noch am Bache Kidron in der Nähe von Jerusalem zu finden ist, das weiß niemand so ganz genau. Es ist so lange her, seit die Jungfrau neun Jahre alt war und auf dem Heimwege von Bethanien durch den Bach Kidron watete.





Dreizehn bei Tische.

Von

Paul und **Viktor Margueritte.**



Schmollend stand Poum in seinem Zimmer. Man hatte ihm nach einem reichlichen, aus Creme und Obst bestehenden Dessert ein drittes Stück Backwerk verweigert. Und er hatte doch ein ganzes gefülltes Ei und einen Truthahnschenkel mit Kastanien verzehrt; außerdem hatte Mama ihm in ihrer Zerstreutheit eine doppelte Portion grüne Erbsen vorgelegt. Mit schwerem Bauch und ebenso schwerem Herzen pfiff Poum vor sich hin. Er besaß eine grenzenlose Empfindlichkeit; und das kleine, verweigerte Stück Backwerk erschien ihm selten und wertvoll wie ein verlorener Schatz.

Poum hätte sich mit den Geschenken, die der Ostertag ihm gebracht, unterhalten können: da war eine Schachtel mit unschädlichen Farben — man konnte also daran lecken! Der braune Oker hatte das Aussehen eines Chokoladetäfelchens! — Was noch? Ein bis zum Platzen aufgeblasener Lederball, der von selbst zurücksprang, ein flötespielender Hanswurst und ein hübscher Spazierstock, mit dem man den großen Herrn spielen konnte. Aber Poum schmollte, zerdrückte sich die Nase an der Fensterscheibe, zernagte sich auf grauenhafte Weise die Lippen, und während er seinen kleinen Finger ins linke Ohr steckte, suchte er sich das Gehirn zu durchbohren.

In düsterem Schweigen sehnte er sich nach dem Stückchen Backwerk. Mama, Papa, Pauline, Firmin erschienen ihm als eben so viele persönliche Feinde von ausgesuchter Grausamkeit, als willkürliche Henker eines unschuldigen Kindes: sie waren seinem Abscheu, seinem Fluch verfallen. Er träumte davon, sie zu Pulver zu zermalmen, sie alle zusammen zu vernichten. Mochte ein einbrechender Fußboden sie verschlingen, eine Ueberschwemmung sie fortreißen, das Feuer sie rösten; mochten sie an einem Hasenknochen oder einem Apfelkern ersticken.

Da plötzlich hielt Poum in seinen Verwünschungen inne; er zog seine Nase von der Fensterscheibe und den Finger aus dem Ohr, ein göttlicher Traum

machte sein Auge leuchten und verklärte seine Züge zu seligem Lächeln. Heute abend war Diner mit vierzehn Gedecken. Allerdings mußte Poum allein in seinem Zimmer speisen. Aber ... aber, man hatte es ihm versprochen, er wird Fruchteis bekommen!

Und viel wird er bekommen, ja, so ... so viel! Und er zeigte, wie viel — wie seine Faust mit einem Stück Arm daran.

„Herr Poum! Mama ruft Sie!“

Pauline ruft ihm diese Worte durch die halbgeöffnete Thür zu und verschwindet eiligst.

Poum durcheilt den Korridor. Was mag Mama nur wollen? Sie wird doch nicht die Kühnheit haben, ihn heute, am Osterfeiertag, seine Multiplikationsaufgabe hersagen zu lassen? Oder sollte sie sich — komische Idee! — etwa erkundigen wollen, ob Poum sein Diktat abgeschrieben habe?

Er ist höchst beunruhigt.

Stimmenlärm dringt an sein Ohr: Papa und Mama streiten sich.

„Unmöglich, daß wir dreizehn bei Tische sitzen sollen!“ sagt Mama.

„Es ist zu spät, noch einen Vierzehnten einzuladen,“ sagt Papa.

Wie ein Wirbelwind stürzt Poum ins Zimmer; seine Dazwischenkunft beendet den Streit.

„Poum,“ teilt Papa ihm mit, „du wirst heute abend als Vierzehnter mit bei Tische sitzen.“

„Du darfst aber die Ellenbogen nicht auf den Tisch stützen.“

„Und darfst Herrn Gourd, deinem Nachbar, oder Frau von Falcord, deiner Nachbarin, keinen Fußtritt versetzen.“

Geblendet steht Poum da, geblendet von dem Glanz des Tischtuchs und des Kristalls, von dem Flimmern des Silbers und dem Licht des Lusters. Dann trägt ein ungeheurer Stolz ihn in höhere Sphären. Er fühlt sich mehr als notwendig, er fühlt sich unentbehrlich, und er denkt daran, in welche Verlegenheit er seine Eltern wohl versetzen würde, wenn er stolz sich weigern wollte, die Rolle ihres Retters zu übernehmen. Vor allem anderen hat er das Recht, aus seiner Situation Nutzen zu ziehen.

„Ich muß aber eben so viele Weingläser haben wie die andern,“ fleht er.

Wenn er nur das Orgelspiel aus Kristall, die drei nach der Größe geordneten Gläser und den Champagnerkelch vor sich hat, dann ist er zufrieden. Er trinkt keine feinen Weine, das ist seine Sache; er trinkt nur Wasser, natürlich nur zu seinem Vergnügen; aber man darf seiner Ehre nicht nahetreten, indem man ihn wie einen Bettler behandelt, der nur ein einziges Glas für sich hat.

„Ich werde von allem essen!“ erklärt er.

„Nur vernünftig, Poum, nur vernünftig. Fisch darfst du nicht haben, der hat zu viel Gräten, und Spargel auch nicht, die erhitzen dich zu sehr. Ebensowenig darfst du von der Gansleberpastete verlangen, die ist viel zu schwer.“

„O Mama!“

Er wollte ihre Knie umfassen, er wäre im stande, um der Gansleberpastete willen ein Verbrechen zu begehn. Gansleberpastete — o nur einen Bissen, einen Bissen und dann sterben!

„Also, eine Ahnung!“

„Und von den Trüffeln?“

„Einen Stecknadelknopf!“

„Und Eis?“

„Das habe ich dir schon versprochen. Du wirst dein Samtkostüm anziehen. Und vor allem, beschmutze dir nicht Kragen und Manschetten.“

„Mama!“

„Was denn noch?“

Er macht Augen wie ein gesottener Fisch und seine Pupillen erweitern sich zu beschwörender Bitte:

„Nicht wahr, man wird mir die Serviette nicht um den Hals binden, und ich darf mir den Zipfel selbst einstecken, ganz oben, beim ersten Knopf?“

Mama erteilt die Erlaubnis; närrisch vor Freude hüpft und tanzt Poum aus dem Zimmer. Zuerst stattet er der Küche einen Rekognoszierungsbesuch ab.

„Marianne,“ sagt er zur Köchin, einem Vollmondgesicht, dem man ansieht, daß es einen guten Schluck liebt, und das wie der Rost des Herdes glüht, „Marianne, ich speise heute bei Tische.“

Sie nimmt diese Nachricht mit merkwürdiger Gleichgiltigkeit auf. Als er aber hinzufügt: „Sie werden sich zusammennehmen müssen!“ gewinnt sie Leben, schwingt ihre Fackel, und von edlem Zorn erfaßt schreit sie:

„Was hat denn dieser kleine Gelbschnabel, der mit seiner stumpfen Nase meine Töpfe beschmutzt, zu reden? Gehn Sie doch in die Speisekammer schnüffeln!“

In die Speisekammer? Dorthin lenkt Poum nun seine Schritte. Firmin ist im Begriff, eine Flasche zu leeren. Die Ueberbleibsel in den Flaschen fangen zu gären an, wenn man nicht darauf achtet. Firmin leert sie in seinen Mund, das ist doch unbestreitbar das bequemste.

„Firmin,“ sagt Poum, „ich speise heute abend bei Tische.“

Auch hier findet diese Neuigkeit kühle Aufnahme. Firmin hat Poum mit einem schiefen Seitenblick gestreift und wischt sich mit dem Handrücken den Mund.

„Sie werden die Weingläser vor meinen Teller stellen.“

Firmin vertieft sich in ein frenetisches Putzen der Messer.

„Sie werden mir auch Gänseleberpastete servieren.“

Firmin fängt an, den Roi Dagobert zu pfeifen.

„Und Sie müssen mir auch eine große Portion Fruchteis geben.“

Firmin legt sein Gesicht in traurige Falten, seine Augenbrauen gehen

auf und nieder, als wäre ihm ein Staubkorn ins Auge geflogen. Poum wittert ein Spottwort und setzt seine herablassendste Miene auf:

„Verstanden, Firmin?"

Firmin legt die Hand aufs Herz, ein Sylphidenlächeln zuckt um seinen Mund und er verbeugt sich so tief, daß seine Haarlocke das Parkett berührt.

Befriedigt eilt Poum in die Wäschekammer.

„Pauline, ich speise heute abend bei Tische!"

„Ah, wirklich? Nun, ich kenne jemand, der sich eine ganz hübsche Verdauungsstörung holen wird!"

Wer denn? Wo denn? Es ist doch niemand im Zimmer, als Pauline und Poum. Sollte sie am Ende gar vielleicht ihn meinen?

„Und wissen Sie, Pauline, Sie müssen mich sofort anziehen und mir den Spitzenkragen und die Spitzenmanschetten geben."

„Es ist noch zu früh; Sie könnten sich beschmutzen."

„Nein, Pauline, nein, ich werde sehr achtsam sein."

Aber Pauline weigert sich energisch, ihn vor fünf Uhr anzukleiden. Poum denkt an die Folterwerkzeuge, mit denen sie ihn martern wird, mit denen sie ihn bereits martert, denn eben hat es fünf Uhr geschlagen. Da ist das Ohrenschwämmchen, da ist die Zahnbürste, die das Zahnfleisch wund reibt, da ist die Nagelbürste, die die Haut zerfleischt, und die Feile, die so entsetzlich sticht. Endlich kommt die hübsche Samthose an die Reihe. Poum verdreht sich den Hals, um sich im Spiegel bewundern zu können; er streckt das Bein aus und bläst sich auf.

„Vorwärts, Herr Poum! Hören Sie doch auf, sich wie ein Frosch aufzublähen."

Nun kommt das Jäckchen, das Poums Taille so elegant zur Geltung bringt.

„Nicht wahr, Pauline, der Anzug kleidet mich vortrefflich?"

„Ja, wie ein angezogener Affe!"

Liebenswürdig ist Pauline entschieden nicht. Das kommt von ihren vielen Zahnschmerzen. Poum scheint es, als hätte sie sein Haar nicht genug pomadisiert: das muß gleißen und glänzen wie Butter.

„O Pauline! Jetzt noch Parfüm auf mein Taschentuch!"

Sie zuckt die Achseln und gießt ihm einen Tropfen Eau de Cologne aufs Taschentuch.

Poum ist schön, Poum schwelgt in Seligkeit, Poum bewundert sich.

„Pauline, werden Sie das Fruchteis servieren? Daß Sie mich ja nicht vergessen!"

Mama läutet. Allein geblieben, schmiert Poum sich von neuem Pomade auf: das glänzt — und auf einmal fängt es gar an zu tropfen ... Was geht nur draußen vor? Stimmen, schlechte Laune, Papa und Mama im Vorzimmer, und Papa hält eine Depesche in der Hand, er erklärt:

„Zu dumm! Da sagt der Herr Gourd wieder ab; er ist krank.“

Mama stöhnt:

„Jetzt sind wir wieder dreizehn!“

Papa weiß Rat:

„Lassen wir Poum weg, dann sind wir zwölf.“

Ueber diesen Geistesblitz verwundert, wiederholt Mama:

„Lassen wir Poum weg!“

Poum wird weggelassen. Poum wird allein in seinem Zimmer speisen. Er soll sich ausziehen lassen. Als Ersatz soll er Spargel bekommen, ja, Spargel, und Eis. Ja, viel, viel Eis.

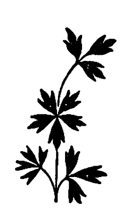
Entschwundene Herrlichkeit! Schmachvolle Demütigung! Poum hat sein Alltagsgewand wieder angezogen; eine einsame Kerze erhellt das Zimmer mit mattem Schein. Als das Diner beginnt, wird ihm in langen Zwischenräumen serviert. Er hört das Stimmengewirr, das Tellergeklapper; das Vorzimmer ist glänzend beleuchtet. Firmin geht geschäftig ab und zu; seine Schuhe knarren. Pauline hat ein neues Häubchen. Da liegen in einer erkalteten Sauce drei armselige Spargeln.

Und wieder eine lange, melancholische Pause. Poum wartet auf das Eis. Es kommt nicht.

Pauline erscheint, um ihn zu Bett zu legen.

„Und das Eis, Pauline?“

„Es ist keins mehr da.“





Trauer.

Von

Stig Stigson.

Trauer, Trauer herrschet im Walde; tiefe, zehrende Trauer.

Die Eisenbahn kommt!

Was bedeutet die Trauer der Menschen gegen die des Waldes! Die Menschen können weiterziehen, können anderwärts Nahrung und Sonne suchen; der Wald steht gebunden, gebunden an Tod und Henkersbeil, wenn die Menschen es wollen — und sie wollen.

Sie kommen in einem langen Zuge, fernher, mit Hacken, Bohrern, Aexten und Dynamit.

Ich sehe sie — wir alle sehen sie!

Lege deine Hand auf die Erde, Herr, und fühle, wie sie bebt.

Sie weiß, daß sie aufgerissen, ihrer Schätze beraubt, zertreten werden und ihrer höchsten Aufgabe verlustig gehen soll, der, Leben zu erzeugen!

Hörst du den Wasserfall, wie er singt?

Nein, Herr, er singt nicht, er klagt.

Hörst du, was er ruft?

„Weh, weh, meine Macht soll gebunden, mein Neck ermordet, mein Perlenschatz von Sklaven des Nutzens genossen werden!"

Trauer, Trauer herrschet im Walde!

Hörst du die große Stille der Weiten mit schwerem Flügelschlage entfliehen?

Siehst du die Berge, wie sie glühen?

Das Volk der Berggeister kennt seine Macht — darum wagt es, seinen Grimm zu zeigen.

Es geht eilig zu da drinnen in den Granitsälen, du magst es glauben. Alle die Schätze sollen von dannen geschleppt und tief verborgen werden. Schnee soll sie decken, Eis soll sie decken, Lava soll sie decken!

Der Weg zu ihnen soll wenigstens Blut und Menschenseelen kosten. Doch was liegt den Menschen an Blut und Seelen, wo es Gold gilt!

Siehst du die Bäche tanzen?

Nein, Herr, das sind keine Bäche, das sind Thränen, die aus den Wasserfällen da droben fallen, in welche der Riesenzwerg der Schöpfung, der Mensch, schon seine zerstörende Klaue geschlagen.

Horch!

Hörst du Hufegeklapper?

Es sind die Renntiere, die aus den dynamitwankenden Felsen fliehen. — Und lausche, lausche wohl!

Welch gewaltige Klage ertönt dort im Dickicht?

's ist der schneeweiße Bär der Sage, der mit den schwarzen Haarspitzen, der in seiner Menschenfurcht sich selbst zerreißt.

Du glaubst vielleicht, Herr, der Wald bestehe aus Bäumen?

Nein, Herr, hier giebt's keine Bäume, hier giebt es eine Welt auf Wurzeln.

Siehst du die dichten, geradlinigen Fichtenreihen?

Das sind die Leute aus dem Volke, die Treuen und Tapferen, die stehen und fallen, bis zum Letzten Haus und Heim schützend gegen Frost und Tod.

Nicht einmal jetzt beben sie, ob sie gleich wissen, daß der Feind in Scharen naht.

Aber sieh diese beiden zitternden, zarten Ebereschen! Sieh, wie sie die Arme umeinander winden, um in gemeinsamer Angst gemeinsame Stärke in gemeinsamem Tode zu finden. Schützet sie, Fichten, schützet sie, so lange ihr könnt!

Und hier die Hängebirken, Herr!

Das sind die Nervenmenschen des Waldes, niemals zufrieden, fortweg Sonne und Raum fordernd — Sonne und Raum auf allen Seiten! Jetzt aber klagen sie nicht, fordern sie nichts. Sie hüllen sich bebend in ihre langen Locken, alle Qualen des Todes schon leidend — eh der Tod noch gekommen. Und die Espen! Sieh nur, wie vorsichtig sie ihre Blätter wenden, um nicht zu laut zu rascheln.

Das sind die Schwätzer des Waldes, Schwätzer ohne allen Kern, die fürchten sich aber immer am meisten!

Und die Wachholder, das tapfere Volk der Wachholder, das sich von den Büschen zu den Bäumen hinaufgearbeitet! Wozu führt nun all ihre Arbeit?

Ihr Schicksal wird ja doch sein, auf dem Holzstoße zu sterben, während des Waldes leichte Truppe, die Mücken, das Eindringen der Usurpatoren in das Herz der grünen Welt mit ihren giftgemischten Waffen zu hindern suchen.

Du glaubst etwa, es gebe keine Gesetze, kein Recht, keine Ordnung hier in dieser grünen Welt? Ei du, hier giebt es Könige und Adelshöfe, Republikaner und Alltagsvolk, Akademien, Schulen, Richter — und Pöbel auch, wenn du so willst.

Aber der Pöbel ist so leicht lenkbar hier in der grünen Welt, ist so schnell gezüchtet und veredelt. Unsere Luft ist so frisch.

Ja, hier giebt es Städte und Meere und unermeßliche Wüsten und Kirchen, du, Kirchen, allwo die Menschen Erlösung finden ohne Worte. Und das ganze Sagenheer ist hier zu finden — und Leben, Millionen glücklicher Leben, die nun verlöscht oder verscheucht werden sollen.

Und weshalb?

Wir brauchen euere Zivilisation nicht, Herr; ihr könnt uns nichts geben — nur nehmen. Wir sind die Reichen, denn wir wachen bei dem Verborgenen!

Aber die Menschen begreifen nichts, sie wollen alles — alles haben!

Horche noch einmal, Herr! Hörst du die Luft erbeben von dem hurtigen Laufe der Elche? Hörst du die schneidenden Pfiffe? Die Riesenzwerge nahen — in langem Zuge — fernher, mit Hacken, Bohrern und Dynamit!

Eilig nähen die Erdmännchen ihre Sterbegewänder fertig; das Koboldvölkchen, die Lust des Waldes, zieht die Hauben über die Köpfe und verwandelt sich selbst zu Stein.

Ich wünschte, ich könnte thun wie sie.

Hörst du die rohen Schüsse?

Mein Mantelzipfel soll meine Haube sein . . .

Trauer, Trauer herrschet im Walde!





Milchfläschchen und Sonnenstrahl.

Von

Bruno Baumgarten.

Wahrlich, das ist ideal!
Kleiner, süßer Wicht!
Hascht nach goldnem Sonnenstrahl,
Milch — die mag er nicht.

Laß die Strahlen Strahlen sein,
Trinke, gutes Kindchen,
Für das Aeuglein ist der Schein
Und die Milch fürs Mündchen.

Später kommen Strahlen, Kind,
Die sogar den Augen
Ewig unerreichbar sind
Und zu gar nichts taugen.

Nach der Ideale Schein
Sehnt sich der Gedanke,
Speise läßt er Speise sein,
Und der Leib wird Schranke.

Und der Leib zerfällt, erbleicht,
Und der Geist muß schwinden:
Ob er dann sein Ziel erreicht?
— Sag', wer will's ergründen?

Sonnenstrahlen sätt'gen nicht,
Trinke, gutes Kindchen,
Für das Aeuglein ist das Licht,
Und die Milch fürs Mündchen.





Unaufgeführte Dramen.

(Polenz — Viebig — Kram — Eulenberg — Weigand.)

Das Wort „Buchdrama" macht gähnen. Es bringt so etwas herauf wie eine weltentlegene Studierstube, in der ein idealistischer „Musensohn" Bogen auf Bogen volldichtet, immer in glattem Deutsch, in der sogenannten „schönen" Sprache und immer mit unanfechtbar edler Gesinnung. Es entstehen auf diese Weise tugendhafte Dichtungen, die man am Sonntagnachmittag lesen kann, ohne die Sabbathstille der Seele zu stören. Nur aufführen kann man diese Dichtungen nicht. In vielen Fällen wollen sie auch gar nicht, daß man es thut; sie sind zu „vornehm", um mit der plebejischen Bühne Bekanntschaft zu machen. Ein gewöhnlicher Parkettbesucher kann sie gar nicht genießen; man muß Gelehrter sein, mindestens klassische Bildung genossen haben, um sich in ihrer „klassischen" Langeweile zurecht zu finden. Mit Menschen, die nicht Griechisch verstehen, verkehren diese Dichtungen nicht, so wenig wie eine Prinzessin mit einer Kuhmagd, die nur plattdeutsch kann. Sie sind schrecklich stolz auf ihre Bildung, weil in ihnen kein lebendiges Herz pocht. Sie gleichen den hochnäsigen Dämchen, denen die „Bildung" jedes menschliche Empfinden weggefressen hat. Auch ihrer geistigen Herkunft nach sind sie bleichsüchtige Kreaturen, sie stammen aus einem mit weisen Sentenzen gefüllten Gedächtnis; nicht aus einer erregten Menschenseele.

Und trotzdem? Trotzdem wollen wir über unaufgeführte Dramen, also über „Buch"dramen schreiben? Allerdings — trotzdem!

Es giebt nämlich Dramen, die nicht aus eignem Entschluß und nicht aus verdientem Schicksal „Buchdramen" sind, die zu dieser staubigen Büchereiexistenz nur durch den schönen Bund von Dummheit und Gemeinheit verurteilt sind. Wenn wir hinzufügen, daß zu diesen „Buchdramen" erlauchte Dichtungen von Kleist und Hebbel gehören, sind wir hoffentlich genügend legitimiert, wenn wir nunmehr auch den Buchdramen der neueren Litteratur einige Aufmerksamkeit widmen. Vielleicht finden wir auch hier Arbeiten, die von Dichtern stammen.

Es sollte überhaupt ein allgemeiner Brauch werden, in gewissen Zwischenräumen die Buchdramen in eigenen Artikeln zu behandeln. Der Einfluß des

Theaters auf die Litteratur ist heute bereits unermeßlich und wächst noch immer. Die Direktoren aber sind Geschäftsleute und müssen es bis zu einem gewissen Grad auch sein. Es gehört schon Idealismus dazu, sich die Einschränkung „bis zu einem gewissen Grade" aufzulegen. Die meisten sind Geschäftsleute sans phrase und handeln demgemäß. Wechselnde Moden, aktuelle Stoffe, humoristische „Schlager", pikante Schlüpfrigkeiten, kurz Dinge, die mit dem Kunstwert eines Dramas nichts zu schaffen haben, beeinflussen ihre Wahl. Es wird geradezu eine Notwendigkeit, ihrem Regiment ein Gegengewicht zu geben. Das kann aber, wie die Dinge liegen, nur die Kritik thun. Die Kritik kann zwar die Aufführung eines Dramas nicht erzwingen; sie kann aber wenigstens den Autoren, die von den Direktoren vernachlässigt werden, die Ehre geben, die ihnen gebührt.

Wir fangen heute, wie sich's gehört, mit dem berühmtesten Namen an. Drei Dramen liegen neben uns, die Wilhelm von Polenz zum Verfasser haben. Zwei davon stammen aus dem Jahre 1891 und dürfen mithin als Jugendarbeiten bezeichnet werden. Für die Bühne kommen sie kaum in Betracht. „Preußische Männer" trägt zu sehr den Charakter einer patriotischen Gelegenheits-Dichtung, enthält viel zu viel Deklamation und naive direkte Charakteristik. Auch „Heinrich von Kleist" — das zweite Stück — (bei Pierson erschienen) krankt an den beiden zuletzt genannten Fehlern und hat überdies hier und da einen theatralischen Beigeschmack, der in einer Dichtung besonders fatal wirken muß, deren Held der unvergeßliche Heinrich von Kleist ist. Außerdem ist der Stoff in seiner psychologischen Tiefe nicht erschöpft. Kleist wirkt zu einseitig larmoyant und geistreich-weltschmerzlich. Man glaubt diesem Bühnen-Kleist nicht den festen, metallenen Versklang, den man am wirklichen Kleist kennt. Dazu kommt, daß die Charakteristik der Nebenpersonen in vielen Fällen unglücklich ist. Das Ganze macht den Eindruck, als sei der große Stoff in eine Reihe von theatralischen Situationen aufgelöst, die mitunter von Talent zeugen, die aber niemals ein festes, unerbittliches dramatisches Gefüge bilden. Der monumentale Zug, der einem historischen Drama nun einmal eignen muß, fehlt.

Weit ernsthafter wird die Situation, wenn wir das dritte Drama Polenz' in die Hand nehmen. „Andreas Bockholdt" ist nicht 91, sondern 98 bei Pierson erschienen, d. h. nachdem Polenz mit den Romanen „Büttnerbauer" und „Grabenhäger" seinen Poetenruf unantastbar begründet hatte. Wir stehen denn auch wirklich vor einem bedeutungsvollen Fortschritt. Die Anschauungen des Dichters über das Wesen des Dramas haben sich nicht nur fortentwickelt, sondern sind von Grund aus anders geworden. Es scheint sich nicht um eine Reform, sondern um eine Revolution seines Denkens zu handeln. „Andreas Bockholdt" ist nicht nur graduell, sondern prinzipiell von den Jugenddramen verschieden. Polenz betritt hier zum ersten Male den festen unerschütterlichen Boden des Charakterdramas. Die tönende Deklamation der „Preußischen Männer" und die mechanischen Theaterfiguren des „Kleist" sind überwunden und Andreas Bockholdt steht vor uns, ein handelnder und leidender, lebendiger Mensch. Er steht im Mittelpunkt der Dichtung und giebt dieser damit die Konzentration, der keine Bühnenarbeit entraten kann. Er füllt die Dichtung, lebt frei und natürlich in ihrer Atmosphäre, während wir bei „Kleist" bittere Sentenzen hörten, ohne einen ganzen Mann zu fühlen und zu schauen.

Er ist Arzt, Andreas Bockholdt. Sein Wirkungskreis ist für uns ein unheimlicher Ort, ein Zuchthaus nämlich, für ihn aber eine Stätte, die seiner geistigen Thätigkeit immer neue Nahrung zuführt. Sein wissenschaftliches Interesse am Verbrechertypus wird täglich gespeist und sein großes fühlendes Herz findet täglich Stoff, an dem es sich in Mitleid entzünden kann. Er hat ein Buch geschrieben, das den Titel: „Der Verbrecher, Mitmensch oder Paria" führt und das lebhaft für den Mitmenschen gegen den Paria plädiert. Die Gesellschaft muß einsehen, daß die Verbrecher Menschen sind. Zutrauen brauchen sie vor allen Dingen und die Sonne der Liebe. Verachtung und kalte Absperrung müssen aufhören.

Frau Bockholdt scheint der geistigen Entwicklung ihres Mannes mit Besorgnis zuzusehen. Und in der That: es ist in dieser Entwicklung ein Moment, das beunruhigen muß. Der richtige Satz, daß man auch dem Verbrecher mit Liebe entgegenkommen muß, wächst über alles Maß hinaus. Es ist, als ob in einem Menscheninnern ein stilles, wärmendes Feuer sich zu frevelhaften, verzehrenden Flammen auswüchse. Der sittliche Idealismus wird zu einem im letzten Grunde unsittlichen Wahn. Bockholdt übersieht vollständig die lange Kette von Ursachen, deren letztes Glied der Verbrecher ist. Er meint, durch die Kraft seines Glaubens den verlorenen „Mitmenschen" an sich reißen zu können, d. h. er wähnt, den natürlichen Kausalzusammenhang aufheben zu können, und das wiederum heißt, ein Wunder thun. Von der wissenschaftlichen Lösung einer gesellschaftlichen Aufgabe ist gar keine Rede mehr. Eine Art von religiösem Größenwahn hat ihn erfaßt, wozu es vortrefflich stimmt, daß er sich in seiner verstiegenen Kühnheit auf Christus beruft.

Natürlich scheitert er. Ein aus dem Zuchthaus entlassener Totschläger, an den er all seine Liebe verschwendet, um dessen Seele er wie ein Verzweifelter ringt, kehrt ihm mit kaltem Hohn den Rücken. Der trügerische Wahn, der seinen Blick umfing, zerreißt in diesem Augenblick, und mit dem Ausruf „Ich bin ein Narr!" bricht er zusammen.

Aesthetisch muß zunächst einem Mißverständnis begegnet werden, das geeignet ist, dem Stücke den Hals zu brechen. Was Polenz geschrieben hat, ist nicht etwa eine Tragödie, in der der Glaube an Menschen Schiffbruch leidet, um der harten Menschenverachtung zu weichen. Es ist nicht der sittliche Optimismus, den wir in den sittlichen Pessimismus umschlagen sehen. Es ist nicht der Bankerott des idealistischen Handelns und der Sieg der bequemen „praktischen" Werkeltagsmoral. Das letzte Wort der Dichtung ist nicht die resignierte Erkenntnis, daß der Kampf mit der Gemeinheit fruchtlos und der Glaube an das Edle im Menschen Trug ist. Es giebt ja eine Weltanschauung, die das verkündet. Wenn Polenz aber die hätte demonstrieren wollen, so hätte er nicht einen Totschläger zum Vertreter der Gemeinheit wählen dürfen. Totschläger sind, wie selbst der galligste Pessimist zugeben wird, Ausnahmen und somit nicht beweiskräftig für die Menschheit im allgemeinen. Und weiter hätte Polenz dann nicht den wahnverstörten Dr. Bockholdt zum Vertreter des sittlichen Optimismus machen dürfen. Man kann an die Veredelungsfähigkeit des Menschen glauben, trotzdem man die dunklen Abgründe seiner Natur mit Schaudern kennt. Polenz' Stück würde haltlos zusammenbrechen, wenn es den Bankerott der Menschenliebe predigen sollte. Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, müßte

es mit aller Energie abgelehnt werden, weil unter diesem Gesichtspunkt sowohl der Totschläger als Bockholdt Karikaturen sein würden.

Es darf aber eben nicht unter diesem Gesichtspunkt betrachtet werden. Um es zu verhindern, haben wir die letzten Zeilen geschrieben. Dr. Bockholdt ist krank, was scheinbar den Wert der Dichtung beeinträchtigen könnte, aber doch auch nur scheinbar. In Wirklichkeit liegen die Dinge so, daß jeder Tragödienheld eine ungewöhnliche, „anormale“ Natur sein muß. An irgend einem Punkt müssen seine Vorzüge in Unsittlichkeit umschlagen, damit überhaupt ein Konflikt und damit eine Tragödie zustande kommt. Es liegt vollkommen innerhalb der gebotenen dichterischen Grenzen, daß die Menschenliebe des Helden in einen Wahn und damit in eine tragische Schuld umschlägt. Bockholdt ist krank, aber doch nur in dem Sinn, in dem etwa Othello auch krank ist. Was ist nun aber der eigentliche Sinn der Dichtung? Er liegt in dem tragischen Umstand, daß weitblickende Idealisten eben um ihres weiten Blickes willen die harte nüchterne Gegenwart nicht sehen und darum scheitern. Menschen wie Bockholdt beladen sich mit Schuld, auch insofern als sie den dunklen Feinden der lichten Menschenliebe willkommene Gelegenheit zum Hohn und zur Verachtung geben. Man muß sie bekämpfen, wo man sie trifft, gerade um der guten Sache willen, die sie dem tragischen Untergang entgegenführen. Wenn man es aber gethan hat, mag man immerhin ein Wort von Hegel im stillen Sinn bewegen: Es ist das Vorrecht großer Seelen, so schuldig zu werden.

Ich will von Polenz' Stück nicht scheiden, ohne einzuwenden, daß er zum mindesten nicht geschickt handelte, als er einen Arzt zum Helden wählte. Gerade Aerzte, die den anthropologischen Typus des Verbrechers kennen, neigen eher zum Pessimismus, als zum Gegenteil. Außerdem packt Bockholdt die Sache ja ganz und gar von der ethischen, nicht aber von der medizinischen Seite an. Es fällt uns, offen gesagt, schwer zu glauben, daß dieser Schwärmer ein Mann der exakten Wissenschaften und Verfasser eines epochemachenden gelehrten Werkes ist. Aerzte pflegen in Bezug auf Verbrecher nicht zu Schwärmereien zu neigen, ebenso wenig wie die Schwärmer für „sociale Gerechtigkeit“ gute Nationalökonomen zu sein pflegen. Der dänische Dichter Pontoppidan hat in einem dreibändigen Roman ein ähnliches Thema behandelt wie Polenz. Er läßt seinen Helden aber Pfarrer sein, und das ist psychologisch richtig. Der Priester der Liebe steht auch dem Wahn der Liebe näher als andere.

Nach Polenz mag Clara Viebig folgen, die sich wie der Dichter des „Grabenhägers“ durch erzählende Dichtungen einen klangvollen Namen gemacht hat. Um es gleich zu sagen: ihre Komödie „Pharisäer“ (Berlin bei Fontane) ist kein gelungener Wurf. Nicht etwa, als ob sie eine unsichere Hand verriete. Keineswegs. Was Frau Viebig geschaut hat, hat sie mit kraftvollem Talent dargestellt; aber das Geschaute war kein Drama. Bereits eine schlichte Inhaltsangabe wird das wenigstens ahnen lassen. Wir werden auf ein Rittergut in dem deutschen Teil der Provinz Posen geführt. Die Familie Thiemann, der es gehört, ist sehr kirchlich; aber sie gehört zu den Kirchlichen herber Art, zu den Menschen, die selbstgerecht sind und ihre Mitmenschen hart behandeln, zu den Pharisäern. Ihr Christentum wohnt mit der Habsucht zusammen; sie verlangen auf Grund der Bibel Gehorsam von ihren „Leuten“, aber sie lassen sie in ungesunden Löchern hausen. Sie halten regelmäßig mit ihren Dienstboten Andachten ab,

aber das Verhältnis zu ihnen bleibt streng und kalt. Ihre kirchliche Gesinnung ist ein finstrer Schatten, der die Freude aus dem Hause scheucht und die Bewohner geduckt und bang umherschleichen läßt. Es ist die Despotie, wie sie vor allem in Frau Thiemann vertreten ist, die sich mit dem Schwarz der Kirche drapiert, um ehrwürdig zu scheinen. In diesem Hause nun lebt Helene Thiemann, ein zwanzigjähriges schönes, frisches, kraftvolles Mädchen. Es begreift sich leicht, daß sie für den einzigen Menschen des Guts, der inmitten des Pharisäertums seine aufrechte Haltung und sein warmes Herz bewahrt hat, für den Inspektor Wolter nämlich, eine tiefe Neigung hegt. Ebenso leicht aber begreift es sich, daß diese Neigung ein heimliches Dasein führen muß, da die Eltern bei ihren unbarmherzigen Grundsätzen eher ihre Tochter verfluchen würden, als daß sie die Heirat mit dem gänzlich mittellosen Mann billigten. Der Inspektor und Helene feiern am Tag ihre Liebesstunden in verborgenen Winkeln, und wie die Glut der Sinne stärker wird, kommen sie auch nächtlicher Weile zusammen. Dieses nächtliche Herumhuschen in den Korridoren des alten Hauses wird aber von den Dienstboten belauscht, die in ihrer Unbildung an allerlei gruselige Spukgeschichten zu denken beginnen. Die Angst unter ihnen wächst schließlich so bedrohlich, daß die resolute Frau Thiemann eine Nacht mit dem Pfarrer zusammen aufbleibt, um dem vermeintlichen „Gespenst" auf die Spur zu kommen. Natürlich entpuppt sich nun das kalte Grabeswesen als ein sehr warmblütiges Menschenkind, als Helene nämlich, die im Nachtgewand zu ihrem Geliebten schleicht. Der Skandal ist groß. An den einfachen Ausweg, die beiden, die von Natur zusammengehören, nun auch zusammen zu geben, denkt kein Mensch. Der Skandal ist zwar schlimm, aber die Heirat mit einem pauvren Mann ist noch schlimmer. Vertuschen ist die Losung, die ausgegeben wird. Der Inspektor soll mit Geld abgefunden werden. Daß er sich gegen dieses schuftige Ansinnen wehren könnte, kommt den korrekten Leuten nicht in den Sinn. Im Gegenteil. „So ein" Inspektor, der arm ist, kann noch von Glück sagen, auf diese Weise einen Gewinn zu ergattern. Er thut das aber nicht, der dumme Teufel. Er weist vielmehr den ehrlosen Mammon entrüstet zurück, und Helene, die die Ihrigen in ihrer ganzen Armseligkeit entschleiert sieht, folgt dem geliebten Mann ohne Segen und ohne Vermögen.

Das ist der Inhalt, von dem ich oben sagte, daß er nicht dramatisch sei. Um uns klar zu machen, inwiefern er es nicht ist, müssen wir untersuchen, worin der eigentliche Reiz der Dichtung beruht. Zunächst: ruht er in den Konflikten der Charaktere unter einander und miteinander? Offenbar nein; denn nirgends prallen diese Charaktere kräftig aneinander, nirgends entfalten sie sich, daß wir in ihre Tiefen sehen. Nur im letzten Akt kommt es zu einem Treffen zwischen Helene und ihrer Familie, aber auch hier ist es weit mehr eine Katastrophe der Thatsachen als ein Konflikt der Charaktere, was allein schon aus dem Umstand erhellt, daß die ganze Scene ohne tiefere psychologische Aufschlüsse vorübergeht. Mehr noch, die Psychologie, soweit sie vorhanden ist, ist sogar der Tendenz der Situation zuliebe vollständig verschroben. So offenkundig schachert man nicht mit einem lästigen Liebhaber, den man als festen Charakter kennt. So offenkundig enthüllen die Pharisäer nicht ihre gemeine Denkart. So offenkundig wirft die Heuchelei nicht ihr Gewand. Sie am allerwenigsten, da ihr Wesen Vertuschen und Verbergen ist.

Das Undramatische der Dichtung wird auch durch den Umstand bewiesen, daß den Charakteren jede innere Entwicklung fehlt. Was sie am Anfang sind, sind sie bis zum Schluß. Helene freilich scheint eine Ausnahme zu machen, aber es scheint leider nur so. Ohne Zweifel ist ja ihr Bruch mit der Familie ein Fortschritt in ihrer Charakterbildung; aber er wird uns als äußere Thatsache gegeben, die in äußeren Thatsachen begründet ist; er steigt nicht aus dem Innern und ist nicht ins Innere der Seele zurückgeführt. Das ist nun zwar poetisch erlaubt, nur daß man dann eine Erzählung schreiben muß, nicht aber ein Drama. In der Erzählung (wohlverstanden, ich sage nicht Novelle) müssen Charaktere und Handlung zwar miteinander stimmen; aber die Erzählung hat es mit der Schilderung der Charaktere und der Schilderung der Handlung zu thun; sie braucht den ursächlichen Zusammenhang zwischen Menscheninnerem und Menschenschicksal nicht aufzudecken. Das ist die tiefe Kunst des Dramas. Als Erzählung hätten die „Pharisäer“ ein Prachtstück werden können. Ihr Reiz ruht nicht zum kleinsten, meines Erachtens zum größten Teil in dem Gegensatz zwischen der muffigen Atmosphäre des finsteren Gutshauses und der berauschenden Sinnlichkeit Helenens. Dieser Gegensatz stirbt aber auf der Bühne, aus dem einfachen Grunde, daß die „muffige Atmosphäre des finsteren Gutshauses“ hier eine simple Leinwandkoulisse wird. Wenn Clara Viebig uns aber erzählend in die Tiefe dieses Gegensatzes hineingeführt hätte, wenn sie das alles ausgesprochen hätte, was im Drama zwischen den Zeilen und in den scenarischen Anmerkungen steht: dann würde uns ein schwerer Wind entgegenwehen, schwül von äußerlichem, despotischem Kirchentum und berückender Frauensinnlichkeit.

Ein neues Talent ist Kurt Aram. Er scheint im besonderen zum Drama berufen zu sein, was für uns und schließlich für ihn auch ein Glück wäre. Seine erste Arbeit heißt „Wetterleuchten“, und zwar ist es der Bauerngroll, der in ihr mit fahlem Schein am Horizonte aufzuckt (erschienen in Leipzig bei Haacke). Hessische Bauern, die von der Regierung und aller Welt verlassen sind, fallen einem schurkischen Aufwiegler in die Hände, der sie mit Branntwein und roten Phrasen in wilde Exzesse hineinhetzt. Natürlich endet der Aufstand damit, daß die Bauern mit bleiernen Argumenten zur Vernunft gebracht werden. Wie man sieht, erinnert das an Hauptmanns „Weber“. Nun weiß ich zufällig, daß der Autor sein Stück geschrieben hat, bevor er die „Weber“ kannte. Wenn ich trotzdem diese Tragödie zum Vergleich heranziehe, thue ich es, um einen ästhetischen Einwand zu erläutern, nicht aber um dem Autor die Verwandtschaft im Motiv schulmeisterlich aufzumutzen. In den „Webern“ wächst der Aufstand mit unerbittlicher Notwendigkeit aus der Bevölkerung herauf. Diese elenden Gestalten haben menschlich recht und darum ergreift es uns, daß sie am harten Felsen der Staatsvernunft tragisch zerschellen müssen. Anders aber bei Kurt Aram. Es ist bei den Bauern zwar eine Mißstimmung vorhanden, aber diese Mißstimmung ist nicht so stark gemalt, daß sie zum Aufstand führen muß. Der Aufstand steigt nicht aus den Tiefen der Bauernschaft, sondern ist schließlich das Werk eines Schurken, der die Massen irreleitet. Daß aber ein Bubenstück zu Schanden wird, kann uns niemals tragisch erschüttern. Die eigentliche Tragik fehlt im „Wetterleuchten“, und das ist allerdings eine kritische Kugel, die ins Herz der Dichtung trifft. Es scheint übrigens, daß Kurt Aram

sich dieser Schwäche bewußt gewesen ist. Er nennt sein Stück „Charakterbild". Darf ich fragen: was ist das? In meiner Theorie des Dramas fehlt dieses Genre. Die Kunst des Dramas — auch des heiteren — ist streng. Kurt Aram, der ein Dichter ist, sollte die Charakterbilder den Autoren der Vorstadtbühnen überlassen, womit ich selbstverständlich sein „Wetterleuchten" nicht in die Nachbarschaft der Vorstadtstücke bringen will. Die Dichtung zeigt im einzelnen viel Talent. Da ich aber auf diese Dinge beim zweiten Stück des Dichters zu reden komme, übergehe ich sie hier.

Das zweite Stück heißt „Die Agrarkommission" (erschienen bei Pierson) und ist eine Komödie, die einen ganz bedeutenden Fortschritt darstellt. Auch sie spielt wieder unter Bauern. Die Regierung hat in ein armes Dorf eine „Agrarkommission" gesandt, die über die Notlage der Bewohner „Erhebungen" anstellen soll. Die bauernschlauen Einwohner aber sagen sich: Halt, dahinter steckt nichts Gutes. Die Regierung hat all ihr Lebtag nur haben wollen und nun befaßt sie sich plötzlich mit unserer Notlage? Hm, hm, das ist doch sonderbar. Schließlich aber finden sie die Lösung; sie haben um eine Zweigbahn petitioniert, die man ihnen abgeschlagen hat, weil sie keinen genügenden Export besitzen. Nun will man natürlich die „Erhebungen" anstellen, um ihre Notlage statistisch festzustellen und damit endgiltig die Bahn zu hintertreiben. Infolgedessen werden die Räte der Regierung, wie sie nun kommen, in der schauderhaftesten Weise angelogen. Die Bauern entwerfen fabelhafte Bilder von ihrem Wohlstand und weigern sich entschieden, irgend eine Unterstützung in Anspruch zu nehmen. Als schließlich das Schwindelgebäude zusammenbricht und die Herren von der Regierung mit „Lump und Betrügern" kommen, schleudert ihnen der Gemeindevertreter Blau den bittern Ernst der Komödie mit diesen Worten ins Gesicht: Sie heißen uns Ligner und Betriger? Sie? Wie könne Sie verlange, daß wir Ihne glaube solle? denn warum? Ei, wann hawe Sie sich je bisher um uns gekimmert, wann hawe Sie emal mit uns geschwätzt wie mer mit Mensche schwätzt. Für Sie sein mir die dumme dreckige Bauern. Und da verlange Sie, Sie, daß wir auch nur ein Wort von Ihne glaube? Blos weil Ihne das uff einmal in Ihre Kram paßt! Und weil wir nit so dumm sei, dann komme se mit Lump und Betriger? Sie selbst (er beißt sich auf die Lippen).

Das ist in der That eine Komödie, die keine bloße Posse ist. Das humoristische Motiv ist hier so blank und klar, wie das tragische im „Wetterleuchten" dunkel und verworren. Die Handlung ist durchaus von geschlossener, innerer Notwendigkeit, und damit ist das Stück ein festgefügtes, heiteres, lachendes Ganze. Nebenher teilt die satirische Peitsche mit entzückender Verve nach rechts und links ihre Hiebe aus. Wir haben hier eine Komödie vor uns, die menschlich heiter und künstlerisch ernst ist. Diese Komödien aber sind in Deutschland so selten, so bitterselten, daß wir jeder einzelnen Ehrenpforten bauen müssen. Was sich in unsrem Stück — und übrigens auch im „Wetterleuchten" — an Talent im Detail zeigt, ist: gesunde Charakteristik, Sinn für dramatische Schlagkraft des Ausdrucks und die Fähigkeit, einen Dialog zu schreiben, der nicht bedrucktes Papier ist.*)

*) Beim Korrekturlesen wird uns mitgeteilt, daß die „Agrarkommission" bereits von der „Neuen Freien Volksbühne" in Berlin aufgeführt wurde und einen schönen Erfolg davontrug. Auch ein Münchener Bühnenverein hat sich der Dichtung angenommen.



Herbert Eulenberg irrt mit seinem „Dogenglück“ (Berlin, bei Sassenbach) von den Wegen des modernen Dramas ab. Er wird, da ich den Raum des „Türmers“ schon ungebührlich in Anspruch genommen habe, in diesen Zeilen zu kurz kommen. Vielleicht kann ich ihm an einer andern Stelle gerecht werden. Hier muß die Feststellung genügen, daß er viel Talent hat. Ja, hier und da blitzen aus dem Ganzen Stellen hervor, in denen die poetische Kraft schlechthin bedeutend ist. Die poetische Kraft; denn ob Eulenberg auch Dramatiker ist, wage ich noch nicht zu sagen. Er berauscht sich dafür, scheint mir, zu sehr in Schilderungen. In seinem Stil will er in seiner besonderen Weise zu Shakespeare zurück. Er strebt nach monumentaler Wucht des Ausdruckes und erreicht sie oft. Nur daß er mitunter des Guten zuviel thut und die Adjektive häuft, bis man vor lauter Monumenten das Monumentale nicht mehr sieht. Dem Grundzug seines Wesens nach ist Eulenberg, glaube ich, ein Romantiker, der sich zurücksehnt in die große Vergangenheit, in der es mehr Helden und weniger Maschinen gab als heute. In Summa: ein Mann, den man im Auge behalten muß, weil er Selbständigkeit und Kraft und Poesie bewiesen hat. Sein „Dogenglück“ handelt, um das noch kurz zu bemerken, von dem Dogen Antonio Falieri in Venedig, der alt war und ein junges Mädchen heiratete, was für ihn und sie einen traurigen Ausgang nahm. Es klingt wie verhaltene Sehnsucht und Klage durch das Buch. Es klingt fast wie ein altes, altes Lied aus längst entschwundener Zeit, wie ein melancholisches Lied, obgleich es doch ein Drama sein sollte.

Auch Wilhelm Weigand strebt in die Vergangenheit zurück. Er hat sich die eben nicht leichte Aufgabe gestellt, einen Cyklus von Renaissancedramen zu dichten. Er ist daran gegangen mit der glücklichen Unwissenheit des dramatischen Dilettanten, der die Schwierigkeiten gar nicht sieht und sie mithin auch nicht überwinden kann. Dieser „Cyklus“ (Franz'sche Hofbuchhandlung, München) ist als dramatische Leistung das Papier nicht wert, auf dem er gedruckt ist. Weigand verrät in Bezug auf das Besondere der dramatischen Kunst eine geradezu klägliche Unwissenheit und Unfähigkeit. Wenn man von einigen sonnigen lyrischen Stellen absieht, drischt er immer leeres Stroh. Ich habe von diesen vier Dramen in schwerer Selbstüberwindung drei gelesen. Das letzte legte ich schaudernd fort.

Erich Schlaikjer.



Hermann von Boyen.

Hermann von Boyen*) ist der Sohn des gleichnamigen Feldmarschalls; geboren 1811 und im Jahre 1886 als General der Infanterie, Generaladjutant und Ritter des Schwarzen Adlerordens gestorben. Das biographische Denkmal, das ihm sein Schwiegersohn Wolf von Tümpling gesetzt hat, giebt uns

*) Erinnerungen aus dem Leben des Generaladjutanten Kaiser Wilhelms I., Hermann von Boyen. Von Wolf von Tümpling. Berlin 1898, Mittler & Sohn. 8⁰. 244 Seiten.

das Bild eines Lebens, das ohne Stürme glatt und glücklich verlaufen ist, dem weder schwere Sorgen noch schwere Verantwortlichkeit zufielen, und das sich auf den Höhen der Gesellschaft bewegte. Boyen war von der Natur mit gesundem Körper, gesundem Verstande und leichten Talenten ausgestattet, ruhigen, leidenschaftslosen Temperaments, liebenswürdig und bequem im Umgange, und hatte das besondere Glück, durch einen hochbegabten edlen Vater die geistige Richtung zu erhalten, die sich instinktiv vom Niedrigen und Gemeinen abwendet und an dem Schönen und Edlen Wohlgefallen findet. Er ist Adjutant von Grolmann gewesen, als dieser das schwierige Kommando in Posen führte, 1842 wurde er zur Dienstleistung in den großen Generalstab kommandiert, dann stand er in Königsberg, und 1846 ward er in besonderer Mission nach Krakau geschickt, um während der Revolution, die in dem kleinen Freistaat ausgebrochen war, ein Zusammenwirken der preußischen und österreichischen Truppen herbeizuführen. Er ist dabei zwar in keiner Weise als ein irgend entscheidender Faktor aufgetreten, wohl aber gehören seine Berichte über diese Krakauer Ereignisse zu den interessantesten Abschnitten des Buches. Boyen beobachtet genau und versteht seine Eindrücke lebendig wiederzugeben. Seine allgemeinen Betrachtungen aber tragen einen etwas deklamatorischen Charakter und stechen in dieser Hinsicht unvorteilhaft ab von den staatsmännisch gedachten und scharf formulierten Urteilen seines weit bedeutenderen Vaters. Immerhin sind die Berichte über die Einnahmen Krakaus durch die Verbündeten, über die Ratlosigkeit Collins, die Kopflosigkeit der polnischen Patrioten und die Greuelthaten der galizischen Bauern sehr lesenswert; erfahren wir auch nichts absolut Neues, so geben sie dem Bekannten ein frisches und lebendiges Kolorit.

Im Jahre 1848 finden wir Boyen als persönlichen Adjutanten des Prinzen Wilhelm in London; er hat den Aufenthalt in der englischen Hauptstadt „als Kuriosität interessant, sonst schrecklich langweilig“ gefunden, und das klingt uns auch jetzt noch aus den recht inhaltlosen, offenbar auf neue Perlustrierung berechneten Briefen hervor. Auch was wir über die weiteren Ereignisse der Jahre 1848 und 1849 erfahren, bietet, die „Aphorismen über die deutsche Einigkeit“ mit einzuschließen, nichts von Bedeutung, wenn man nicht etwa die Thatsache hervorheben will, daß Boyen offenbar zu den politischen Ratgebern der Prinzessin von Preußen gehörte. Dagegen sind die Briefe aus den Tagen der Krisis im Oktober und November 1850 lehrreich als Stimmungsbilder aus der nächsten Umgebung des Prinzen von Preußen und des Königs. Zu den Eingeweihten und Wissenden aber hat er auch damals nicht gehört, die Gerlach'schen Tagebücher kommen der wahren Geschichte der Zeit weit näher. Dasselbe gilt von der ganzen folgenden Periode, soweit die Gerlach'schen Aufzeichnungen reichen. Es ist im wesentlichen das Echo derselben Kreise in weniger scharfer und kräftiger Zeichnung, aber entschieden liebenswürdiger gehalten. Es scheint jedoch, daß den Herausgeber, oder sagen wir lieber Verfasser des Buches die Schuld trifft, wenn die Boyenschen Erinnerungen nicht reichhaltiger und tiefer eindringend erscheinen. Aus vielen Stellen des Buches ergiebt sich, daß Boyen ein Tagebuch geführt hat, in welchem er rückhaltlos von seinen Erlebnissen berichtete, und wohl auch mit seinem Urteil nicht so vorsichtig zurückhielt, wie es in den Briefen geschieht. Alle diese Briefe hätten gedruckt werden können, sobald sie in die Hände der Empfänger kamen, ohne irgend Anstoß zu erregen. Die „Anmut der Sitten“, die

Alexander v. Humboldt an Boyen rühmt, kommt sehr treffend in ihnen zum Ausdruck, von der Wirklichkeit aber erfahren wir gleichfalls nur die „anmutige" Seite. Dasselbe gilt von den Briefen aus den beiden Campagnen Boyens 1866 und 1870/71. Sie erzählen uns nichts von Bedeutung, lesen sich aber angenehm; der begleitende Kommentar ist außerordentlich dürftig. Boyen starb im Februar 1886, nachdem er schon 7 Jahre vorher seinen Abschied genommen hatte. Man trennt sich von ihm mit dem Eindrucke, daß er weit mehr wußte und weit mehr erlebt hat, als sein Biograph uns mitgeteilt hat. Es ist ein Bild ohne Schatten, und eben deshalb kann es den, der in einer Biographie den ganzen Menschen sucht, nicht befriedigen.

Theodor Schiemann.

Das französische Theater der Gegenwart.

Von Max Banner. Renger'sche Buchhandlung. Leipzig 1898. 8°. 199 Seiten. Preis 4 Mark.

Der Verfasser nennt sein Buch „die Frucht eines sechsmonatlichen Aufenthaltes in Paris", doch konnte diese Frucht nur auf einem durch gründliche Kenntnis der französischen Litteratur vorbereiteten Boden wachsen. Er sucht die augenblicklichen Zustände der französischen Bühne aus dem Vorangegangenen zu erklären und greift darum auf eine Charakterisierung der großen klassischen Dramatiker zurück, um uns durch die Zeit des Romantismus bis in unsere Tage zu führen. Hierbei erfüllt seine Darstellung die Bedingung, klar und übersichtlich die einzelnen Stadien der Entwicklung zu veranschaulichen. Mit großer Vollständigkeit werden dann die modernen Dichter besprochen, die heute die Bühne beherrschen. Die Einwirkung, welche das französische Theater durch die modernen Litteraturen erfahren hat, wird einer Würdigung unterworfen. Gerade dies ist ein Gebiet, auf dem die Vorarbeiten noch lange nicht abgeschlossen sind, und daher hat eine zusammenfassende Darstellung mit manchen Unsicherheiten notgedrungen zu kämpfen. Der erste Abschnitt ist im besonderen als Frucht eigenen Schauens zu bezeichnen. Unter der Ueberschrift „Bühne, Schauspielkunst und Theaterlitteratur" bringt er eine Menge lehrreicher Mitteilungen über das französische Theaterleben, und vermittelt eine dankenswerte Kenntnis der äußeren Bedingungen, unter denen das französische Theater der Gegenwart steht. Das Buch ist aus fünf am Freien Deutschen Hochstift zu Frankfurt a. M. gehaltenen Vorträgen entstanden, und diese Entstehung merkt man ihm sehr zu seinem Vorteile an. Der öffentliche Redner ist ja stets gezwungen, durch alle Kunstmittel die enge Beziehung zu seinen Hörern zu unterhalten, muß ununterbrochen darauf bedacht sein, plastisch anschaulich und leicht verständlich zu bleiben. So kann man denn auch Banner die Anerkennung zollen, daß sein Buch stets fesselnd ist. Wir können es unsern Lesern warm empfehlen und sind überzeugt, daß es nach des Verfassers Wunsch „ihm neben der theaterfreundlichen Laienwelt auch die Studierenden und Lehrer der französischen Sprache und Litteratur als Leser" gewinnen wird.

Erich Meyer.





Neuere Forschungen zur Völkerkunde.

Wir gedenken an erster Stelle eines Werkes von Altmeister Bastian, dem unbestrittenen Nestor der Völkerkunde, betitelt: Lose Blätter aus Indien (Batavia 1898). Der Verlagsort ruft uns in Erinnerung, daß der gefeierte Forscher, um den lärmenden Ovationen zur Feier seines 70. Geburtstages (am 26. Juni 1896) zu entgehen, nochmals zum Wanderstab griff, um, wie es hieß, das rätselhafte Urvolk in China, die Miaotse, aufzusuchen. In der Hauptsache blieb die zweijährige Expedition der Erforschung des für die Ethnologie so reichen indonesischen Archipels gewidmet. Bei der außerordentlichen Bedeutung Bastians für die Entwicklung seiner Wissenschaft verlohnt es sich wohl, einen Augenblick bei der Betrachtung dieses geradezu einzigartigen Mannes zu verweilen, um so mehr, als neuerdings kleinliche Nörgler sich an seiner Größe vergreifen. Wer je, wie der Schreiber dieser Zeilen, das Glück gehabt hat, mit dieser Persönlichkeit in unmittelbare Berührung zu treten, wird nie den hinreißenden Zauber seiner Rede vergessen, durch den er jeden Hörer entzückt. Ueberall vermag er in der Flucht der Erinnerungen, im dichtesten Gewühl des Materials die großen elementaren Gesetze der geistigen Entwicklung mit intuitiver Meisterschaft zu treffen, im läuternden Feuer der erhabensten Ideen verschwinden alle Widersprüche, die unseren engbegrenzten Horizont stören, und das umfassende Bild der Menschheit steigt in erhabener Majestät vor unseren erstaunten Augen empor. Was will dem gegenüber die kleine stilistische Schwäche mangelhafter Periodenbildung bedeuten? Dazu kommt, daß hier neben klarer psychologischer Begründung eine geradezu riesenhafte Materialsammlung einhergeht, die kommenden Generationen noch bis auf Decennien hin Stoff zur Verarbeitung geben wird. Endlich suche man doch auch einigermaßen der historischen Gerechtigkeit zu genügen und vergesse nicht, daß die heutige Völkerkunde ganz und gar auf den Schultern Bastians steht; wer unbefangen zu urteilen versteht und sich nicht an Nebensachen hält, der weiß, daß die internationale Würdigung unseres Landsmannes in der kosmopolitischen Republik der Wissenschaften vollauf berechtigt und verdient ist. Freilich geben wir rückhaltlos zu, daß seine Schriften zum weitaus größten Teil (einige Bücher aus den fünfziger Jahren ausgenommen) für die große Menge eine zu schwere Kost sind, schon ihres Mangels an Uebersichtlichkeit halber, aber das streitet doch nicht gegen ihren wissenschaftlichen Wert.

Auch in der vorliegenden Arbeit ist, wie immer, Theorie und Material in bunter Fülle und Abwechslung miteinander vereinigt, ebenfalls nicht gerade zum Vorteil des Ganzen. Wir müssen uns hier mit einigen flüchtigen Andeutungen begnügen. Beginnen wir mit der Kardinalfrage: Was will die Ethnologie? Die Entwicklungsgeschichte der Menschheit entwerfen, namentlich in den durch die sog. Weltgeschichte vernachläßigten Anfangszuständen. Erst mit dieser wertvollen Ergänzung ist das Areal einigermaßen umgrenzt, auf dem nun die empirische Forschung einsetzen kann, also weit über alles das hinaus, was bislang am dämmernden Schöpfungsmorgen uralter Kulturvölker, wie Aegypter und Babylonier, resp. Sumero-Akkader lag. Ein wirkliches Porträt des Menschen konnte eben nicht eher wahrheitsgetreu geliefert werden, als bis die Umsegelung des Globus vollendet war und von allen Seiten das Material genauer Beobachtungen und Berichterstattungen einlief. Indonesien ist nun um des willen ein sehr fruchtbares Forschungsfeld, weil sich hier die verschiedensten Ideenkreise kreuzen, uralte volkstümliche Ueberlieferungen mit eindringenden islamitischen Einflüssen, indische Elemente mit christlichen Vorstellungen u. s. w. Dazu kommt eine reiche Trümmerwelt, die von einer glorreichen Vergangenheit beredtes Zeugnis ablegt und uns, wie z. B. bei der Entzifferung der uralten zentralamerikanischen Kulturwelt, bei der Enträtselung dieser längst entschwundenen Perioden hoffentlich von großem Nutzen sein wird. Man kann nach der Versicherung unseres erfahrenen Reisenden der holländischen Regierung nur die weitestgehende Anerkennung aussprechen, daß sie redlich bemüht ist, nach allen Seiten hin von diesen unersetzlichen Schätzen einer nur zu schnell verfliegenden Gegenwart (von der altersgrauen Vergangenheit gar nicht zu reden) für die wissenschaftliche Forschung zu retten, was zu bergen ist: Auch Bastian hatte sich des eingehenden Wohlwollens seitens der Behörden zu erfreuen.

Kulturhistorisch wichtige Probleme, die auch mit in den Bereich der Politik hinüberspielen, werden in einem interessanten, bei allem Paradoxen doch anregenden und belehrenden Buch eines gebildeten Türken behandelt, Kultur und Humanität, völkerpsychologische und politische Untersuchungen von Dr. Mehemed Emin Efendi. (Würzburg, Stahl'sche Buchhandlung 1898). Der Verfasser schreibt pro domo, aber doch nicht ohne für die schweren Mängel seines Staates blind zu sein, nur weiß er mit scharfem Auge beim Gegner die Blößen und wunden Stellen zu erspähen und manche diplomatische Verlogenheit, welche den landläufigen Egoismus geschickt mit allerlei Phrasen zu verbrämen weiß, rücksichtslos an den Pranger zu stellen. Die Quintessenz seiner Darstellung ist die Beweisführung, daß sich in der That Kultur und Humanität nicht decken, sondern daß vielmehr je nach den Verhältnissen die Gesittung der Völker sich ändert, namentlich wenn es sich um Beziehungen mit ungebildeten Stämmen handelt. In diesem Sinne haben freilich die sog. Segnungen der Kultur, besonders in den Händen gewissenloser Schurken, eine verhängnisvolle Bedeutung erhalten. Nur scheint uns jene ironische Gegenüberstellung eines ungleichen Maßes der Beurteilung und Behandlung je nach den entsprechenden Kulturstufen von vorneherein ungerechtfertigt. Es ist in der That etwas anderes, ob es sich um den Verkehr zwischen zwei annähernd gleich gebildeten Nationen handelt oder nicht; einem Negerhäuptling gegenüber müssen andere Mittel und Formen angewendet werden, soll das Ganze nicht zu einer inhaltsleeren Komödie herab-

sinken. Strenge, Härte, ja vielleicht als Repressalie nachdrückliche blutige Strafe wird gelegentlich nicht zu umgehen sein, nur sollten (darin geben wir dem Verfasser ganz recht) dabei nur die besten, ehrenhaftesten Vertrauensmänner der betreffenden Regierungen, wie es jetzt ja aber auch meist der Fall ist, zur Verwendung gelangen und nicht zweifelhafte oder gar völlig verwerfliche Subjekte. Gewiß bildet die Kolonialgeschichte ein sehr düsteres Blatt im Kapitel der modernen Entwicklung — keine Nation hat sich von Lastern und Greueln frei gehalten, am wenigsten die von humanitären Phrasen triefenden Engländer, am meisten noch die Franzosen —, und noch jetzt sind bedauerliche, aber doch stets gebührend geahndete Mißgriffe vorgekommen, aber trotzdem enthält doch der folgende Satz eine sehr gehässige Uebertreibung: „Im allgemeinen wird man ohne Uebertreibung von sehr vielen Kolonien, namentlich in Afrika, folgendes behaupten können: Prügeln, Rauben, Schänden, Brennen, Morden nehmen einen großen Teil der Arbeitskraft europäischer Beamten, Offiziere, Kaufleute und Forschungsreisenden in Anspruch." Anders liegt die Sache, wo es sich um einen offenbaren Rechtsbruch handelt, wie seiner Zeit in dem berüchtigten Opiumkrieg der Engländer gegen China; hier stimmen wir völlig dem vernichtenden Urteil Emin's bei, der sagt: Grausamere und ungerechtere Kriege sind zweifellos schon oft geführt: unwürdigere selten. Ein Staat, der sich mit seinem Christentum, seiner Humanität und Sittlichkeit brüstet, bekriegt einen andern Staat, wenigstens zum Teil deshalb, weil dieser ein Gift von seinen Unterthanen fern halten will. Und er fügt bitter hinzu: Ich möchte einmal gerne den Wortlaut der Predigten erfahren, welche damals englische Feldprediger an die Truppen richteten. Was mögen sie wohl gesprochen haben? Ihr kämpft für eine heilige und gute Sache! Ihr verteidiget die heiligsten Rechte eures Vaterlandes, die höchsten Güter der Menschheit. Ihr streitet für Christentum und Kultur, Humanität und Moral u. s. w. (S. 101). Auch sollen damit die niederträchtigen Ruchlosigkeiten der Yankees gegen die ihrer Jagdgründe schrittweise beraubten Indianer, die geradezu in gemeiner Weise zur Revolte angestachelt wurden, nicht irgend wie beschönigt werden, hier gilt, wie das auch von ehrlichen Amerikanern ohne weiteres zugestanden ist, eine doppelzüngige Moral. Nun fällt für das Verhältnis der Türkei zu den europäischen Staaten freilich die Religion sehr erschwerend ins Gewicht, nur vergißt der Verfasser, wenn er die Spannungen, das tiefe Mißtrauen der Christen gegen die Verläßlichkeit der Muselmänner rügt, daß auf der anderen Seite ein nicht minderer, sondern wohl noch stärkerer religiöser Fanatismus bestanden hat, der sich in den entsetzlichsten Unthaten Luft gemacht; ja, wie erfahrene Kenner des Islam versichern, ist der Anhänger des Propheten nur scheinbar und provisorisch duldsam, solange er dazu unter ungünstigen Existenzbedingungen gezwungen ist, in der That ist ihm die Intoleranz mit der strengen Rechtgläubigkeit, wenn nicht angeboren, so doch sicherlich anerzogen. Auch darin können wir Emin recht geben, daß der einzelne Türke, wie ja alle unsere Kaufleute beteuern, ein persönlich ehrenhafter und rechtschaffener Mann ist, dem namentlich im Handel und Wandel viel mehr zu trauen ist als dem geriebenen Armenier und Griechen; aber damit ist doch das übrige Niveau der Bildung, namentlich der geistigen Aufklärung nur sehr wenig berührt. Hier lagern noch tiefe, undurchdringliche Schatten auf den großen Schichten des türkischen Volkes, nur ein dünner, oberflächlicher Firnis deckt bei den höheren Stän-

den die Außenseite, während das Gros der Nation in Stumpfheit und orientalischer Lethargie seine Tage verbringt, froh (wenn er sich überhaupt Gedanken über die Zukunft macht), daß die Nemesis der Geschichte bei der sprichwörtlichen Uneinigkeit der Mächte die verhängnisvolle Abrechnung für die früheren Missethaten immer weiter hinausschiebt. Für diese weltgeschichtliche Perspektive fehlt dem Verfasser offenbar das Organ, vielleicht aber auch der rückhaltlose Mut, der sich nicht scheut, aus früheren Jahrhunderten die historische Nutzanwendung auf die Gegenwart zu ziehen. Ebenso ist es uns befremdlich gewesen, daß hier der eigentliche Krebsschaden der modernen Türkei kaum berührt ist, nämlich die entsetzliche Korruption des Beamtenstandes, die sich freilich etwas aus den jammervollen Besoldungsverhältnissen erklärt. Im übrigen scheint es uns doch ein verhängnisvolles Symptom, wenn ein Staat immerfort durch auswärtige Hilfsmittel gestützt und vor dem drohenden Untergang gerettet werden muß, der sonst widerstandslos alles mit sich fortreißen würde; jede Regeneration aus innen heraus ist völlig ausgeschlossen, wir haben es in der That mit einem kranken Manne zu thun, und nach den Gesetzen der Pathologie führt die Zersetzung und Entartung (Marasmus) schließlich zum Tode. Dafür liebt es Emin, mit gewissen eschatologischen Bildern, welche uns mit seltsamen Stimmungen und Gefühlen erfüllen, uns zu unterhalten, vielleicht in der Absicht, das stolze Siegesbewußtsein der europäischen Nationen zu untergraben. Wir schließen diese Betrachtung mit einer derartigen Auslassung: „Ob nicht einmal die Kulturvölker selbst ein Ueberdruß und Ekel an der überreifen Kultur erfassen wird, ähnlich jenem, der die antike Welt zu dem scheinbar unbegreiflichen Uebertritt zum Christentum bewog? Ob nicht die Nachkommen der heutigen Kulturvölker einst lächeln werden über die Anschauung, daß nur Völker mit erschlafften Nerven, abgestumpften Sinnen, geschwächtem Gedächtnis die einzig würdigen Vertreter der Gattung Homo sapiens seien? Die heutige Kulturmenschheit hält jedenfalls eine derartige Möglichkeit für ausgeschlossen. Der Gedanke, daß einst Neger- oder malayische Gelehrte die Trümmerstätten europäischer Riesenstädte ausgraben und tiefsinnige Betrachtungen über die Entwicklung und den Untergang der europäischen Kultur anstellen könnten, erscheint den heutigen Kulturvölkern sicherlich ebenso lächerlich, wie den alten Assyrern oder Griechen der Gedanke vorgekommen sein mag, es könnte jemals aus den nördlichen Barbarenländern eine Schar von Gelehrten kommen und ihre versunkenen Wohnstätten und Heiligtümer ans Tageslicht bringen."

Als ein hoffnungsvoller Seitenschößling der Ethnologie hat sich in neuerer Zeit die Volkskunde entfaltet, welche, vielfach auch regierungsseitig gefördert, unter der Decke der alles nivellierenden Civilisation nach den verborgenen Schätzen volkstümlicher Sitten und Anschauungen spürt und so noch innerhalb des großen und umfassenden Rahmens hochgesteigerter Kultur die uralte gemeinschaftliche Basis der Naturzustände zu Tage fördert. Ueberall sind Vereine und Zeitschriften entstanden, um vor der verheerenden Sintflut der alles uniformierenden Bildung noch rechtzeitig diese Schätze längst entschwundener Vergangenheit zu retten, die sich lichtscheu in einen geheimen ungestörten Schlupfwinkel geflüchtet haben. Selbst jahrhundertlange tiefe Einwirkungen auf das Denken und Gemütsleben der Völker (man denke nur an die große Revolution des Christentums) haben ältere ursprünglichere Vorstellungen nicht auszurotten vermocht, mitten in christlicher

Kultur tauchen noch z. B. heidnische Reminiscenzen auf und stellen uns Sagen von Wodan (von den bescheideneren Märchengottheiten ganz zu schweigen) unmittelbar vor Augen. Auch hier also durchleben wir längst verflossene Perioden geistiger Entwicklung, die sich in diesem unbeachteten Winkel mit unverwüstlicher Zähigkeit halten, noch einmal und werden uns somit als berechtigte Erben einer altersgrauen Vergangenheit bewußt. Wir nehmen deshalb gern Gelegenheit, auf die vortreffliche Sammlung Bergischer Sagen von O. Schell (Elberfeld, Baedeker 1898) hinzuweisen, welche der bekannte Wiener Ethnograph und verdienstliche Herausgeber der Monatsschrift „Urquell", Dr. Friedr. S. Krauß, so einleitet: „Die alten Sagen wissen noch mancherlei von den Wald- und Quellenfräulein zu erzählen, die völlig mit den Vilen der Südslaven und den Rusalken der Russen übereinstimmen; sie vermelden uns noch vom Blutgebrauch und den übernatürlichen Kräften der Juden, in den neuen Sagen dagegen sind die Waldfräulein unter das Zwergvölklein gezogen, und der Jude ist seines mystischen Ansehens verlustig, ja sogar zum lustig aufgelegten Spaßmacher geworden. Auch der Teufelsglaube ist schon dahin — wir weinen ihm blutige Zähren nach —, aber die und der Mahr und nächtliche Gespenster, wiederkehrende Geister, treiben noch ihr unheimliches Wesen. Der Hexenglaube ist alleweil lebendig. Die Schrecken der Jahrhunderte währenden Hexenprozesse liegen noch immer dem Volke in den Knochen. Auch der Glaube an vergrabene Schätze beschäftigt jetzt, wie ehemals, die Phantasie des Volkes, und seltsam, der Glaube an das Festmachen kehrt so häufig wieder. Nur der Wunderglaube, den die kirchliche Legendenlitteratur nährte, findet sehr rasche Abnahme. Anderseits aber hält allmählich eine Art von Hellseherei, vielleicht ein Niederschlag der modernen spiritistischen Bewegung, Einzug ins Volksgemüt." Es versteht sich von selbst, wie wir hinzusetzen, daß diese Ermittelungen, sollen sie anders auf wissenschaftlichen Wert Anspruch erheben, völlig ohne jede tendenziöse Entstellung und Verfälschung aufgenommen sein müssen, jede Schönfärberei, jedes Abrunden des Sammlers ist von vorneherein ausgeschlossen, mögen wir auch innerlich an mancher Derbheit der Auffassung Anstoß nehmen. Es ist übrigens beachtenswert, daß sich in einem Industriebezirk, wie in Berg-Mark, noch so viel echt volkstümliche Anschauungen unverfälscht erhalten haben, freilich wer weiß, auf wie lange? — und deshalb schreibt auch Schell: „Die unleugbare Thatsache, daß die Sage nur ein Rest der sich der Auflösung nähernden Vergangenheit ist, daß ihr der gänzliche Untergang im Volksbewußtsein droht, hat den Verfasser bestimmt, seine Sammlung schon jetzt der Oeffentlichkeit zu übergeben, um auf diesem Wege zu retten, was noch zu retten ist von dem Gemeingut unseres bergischen Volkes, um anderseits aber auch den Beweis zu erbringen, daß eben dieses bergische Volk hinsichtlich seiner Sagenwelt nicht hinter den anderen Stämmen des großen Vaterlandes zurücksteht. Möge jeder, der sich berufen fühlt, sammeln, was noch vorhanden ist, was noch lebt im Munde des Volks, denn dies ist die rechte Quelle für die Sage. Dort hat auch der Verfasser in erster Linie gesammelt, lange Jahre hindurch, unverdrossen, wenn auch manche Hoffnung im Laufe der Zeit geknickt, manch mühsamer Weg in Sommerhitze und Winterkälte nicht belohnt wurde, wenn geringschätziges Achselzucken und Ironie mitunter sein Lohn war. Im Volke muß man trotzdem sammeln. Und daß dies nicht ganz vergeblich ist, beweist die stattliche Anzahl der aus dem Volksmunde verzeichneten

Sagen." Wir wollen aber nicht unterlassen, hinzuzufügen, daß uns hier nicht nur wissenschaftlicher Gewinn winkt, sondern auch reicher Genuß nach der ästhetischen Seite hin, tiefe Anregung des Gefühls und ursprünglicher Empfindung, wie das ein anderer Folklorist, den Schell anführt, sehr hübsch ausdrückt: Mir ist die Sage, wie sie es uns allen sein sollte, nicht bloß Gegenstand der Forschung, sondern auch der Pietät; sie kommt mir vor wie der letzte Kuß, welchen die der Auflösung sich nähernde Vergangenheit ihrer jüngeren, blühenden Schwester, der neuen Zeit, auf die Lippen drückt. Prof. Dr. Th. Achelis.



Die Ausstellung der Berliner Secession.

Der Begriff einer Secessionsausstellung ist für die allgemeine Anschauung so ziemlich gleichbedeutend mit einem verwirrenden Durcheinander extrem naturalistischer und extrem phantastischer Kunstwerke. Wir wollen nicht untersuchen, wie weit diese Ansicht vor einigen Jahren berechtigt sein mochte: auf die Ausstellung der Berliner Secession läßt sie sich jedenfalls so wenig anwenden, wie auf irgend eine andere Secessionsausstellung dieses Jahres. Die jungen Maler haben seither eine Entwicklung durchgemacht, die jenen Gegensätzen ihre Schärfe nahm. Die Realisten sahen ein, daß sie selbst bei der genauesten „Wiedergabe der Natur" doch eine Auswahl in Farben und Linien trafen, die sich mit den Lehrsätzen ihrer Theorie nicht vertrug, und die sie von den einst verhöhnten Symbolisten und ihrem subjektiven Schaffen doch wesentlich günstiger denken ließ. Die Symbolisten aber sind heute weniger allgemein als je zuvor. Sie sind reifer geworden, ihre Weltanschauung hat sich geklärt, und das — hat sie „realistischer" gemacht.

Diese sogenannten Symbolisten sind nun freilich in der Secessionsausstellung recht schwach vertreten. Die Bilder von Ludwig v. Hofmann sagen nichts Neues nach der Separatausstellung des Künstlers bei Keller und Reiner. Ebensowenig Thoma oder gar Böcklin, die wir in den Kollektionen bei Cassirer und in der Akademie so genau kennen lernten. Von den Jüngsten wären die Namen Zwintscher, Raffael Schuster-Woldau und Brandenburg hervorzuheben. Aber die von ihnen ausgestellten Bilder geben uns doch nur recht fragmentarische Vorstellungen von ihrem Können. Trotz dieser Unzulänglichkeiten im einzelnen aber giebt das Totalbild der Ausstellung uns doch eine einigermaßen klare Anschauung von dem Wollen und Werden des jungen Symbolismus. Eine größere Ruhe in der Linienführung, ein stilleres, ausgeglicheneres Kolorit ist es, was sie in der Technik suchen, und aus dem Geiste dieser Technik heraus wählen sie ihre Motive, die nicht mehr so bizarr und dem einfachen Empfinden minder fremd sind, als sie es noch vor einigen Jahren waren.

Das allgemeine Bild, das uns die Ausstellung von der Entwicklung des Realismus bietet, ist ungleich schärfer. Vergegenwärtigen wir uns die Phasen dieser großen Entwicklung an denen der kleinen eines einzelnen Malers: des Max Liebermann. Die Werke, mit denen Liebermann die Ausstellung beschickte,

sind nur gering an Zahl, aber da sie aus verschiedenen Epochen seines Schaffens stammen, geben sie andeutungsweise seine Entwicklungsgeschichte doch gut wieder.

Ein finsterer Naturalismus in Courbets Art war das Ideal der Lehrjahre Max Liebermanns. Ohne die tiefsten, schwärzesten Töne schien ihm keine Modellierung, keine Naturwahrheit denkbar. In den scheuesten Winkeln halbmorscher Häuser, in den Ghettis alter Städte suchte er damals seine Motive. Langsam vollzog sich dann die Wandlung, für die eines der ausgestellten Bilder, „Die Waisen", besonders charakteristisch ist: der Dunkelmaler entdeckte, daß es auch im Lichte eine Welt gab. Noch war er beschränkt in seinen Motiven, die nur von einem spärlichen Sonnenlicht beleuchtet sein durften. Man bemerke, wie schwer und tief in dem Waisenbilde der Schatten der Allee gesehen ist, wie silhouettenscharf das Mosaik der Lichtflecken ausgeschnitten ist. Aber diese Scheu vor dem Tageslicht verlor sich bald, und ein Jahrzehnt der Entwicklung genügte, um aus dem Maler der Kellerwerkstätten und Vorstadtwinkel den Maler der holländischen Ebene und der Dünen zu machen: den Maler des ungebrochenen, vollen Tageslichts.

Dieser Weg zum Licht, „la marche au soleil," ist es, der der Entwicklung der sogenannten realistischen Malerei Ziel und Richtung gab, und den wir an einzelnen Bildern der Ausstellung in seinen verschiedenen Windungen verfolgen können. Da haben wir in einigen Porträts des alten gewissenhaften Leibl jenes erste Stadium, in dem die Künstler einem fast farbenblinden Geschlecht nur in den kräftigsten Tongegensätzen sich verständlich machen konnten. Wir haben in drei Habermanns jene Uebergangsepoche, und wir haben eine kleine Galerie von Bildern moderner Sonnenmaler.

Was die Sonnenmaler technisch leisten, grenzt an das Fabelhafte. Man betrachte nur Werke wie Zügels „Ochsen am Pfluge" oder „In der Sandgrube". Wie da nicht nur die ganze Schwüle heißer Sommertage gemalt, sondern diese Schwüle gleichsam individualisiert ist. Bei dem Ackerfeld glaubt man den Odem der arbeitenden Tiere zu spüren und den schweren Geruch einzuziehen, der über dem Felde liegt; in der Sandgrube, deren Kessel glüht wie ein Backofen, mischt sich der glühende Sonnenstaub mit den wirbelnden Sandkörnern, daß wir nur schwer meinen atmen zu können. Oder man sehe das Bild von Stremel, „Schillers Sterbezimmer": wie da ein anspruchsloser, kleinbürgerlicher Deutscher die Technik des gepriesenen Rysselberghe so spielend beherrscht, daß er es wagen kann, in ihr eine Scene von solcher Intimität darzustellen.

Aber gerade dieses Können, dieses absolute Können, dem nichts mehr unerreichbar ist, hat unsere Realisten in den letzten Jahren über den bloßen Realismus hinausgeführt und nähert sie mehr nnd mehr auch innerlich jenen Malern der Phantasie, mit denen sie bis dahin nur eine gemeinsame Feindschaft verband. Seit sie aus ihren entlegenen Kellerwinkeln heraus in die weite Welt getreten sind, hat sich ihnen mehr noch erschlossen als nur die äußerlichen Linien des Horizontes. Auch in ihren Seelen ist es weit und still geworden, und diese neue Stimmung, die sie bei der Wahl ihrer Motive und in ihrer Technik größer werden ließ, wird sie auch in Zukunft noch vieles sagen lassen.

Willy Pastor.



Das Kind ohne Namen.

(Von den Berliner Bühnen.)

Zwei kleine, harmlose Geschichtchen möchte ich mir zu erzählen erlauben, ehe ich von den Berliner Theaterereignissen des letzten Monats spreche.

Vor ein paar Jahren — ich war noch in Süddeutschland, wo Lenz und Herbst, jeder in seiner Weise, schmeichelnd das Auge verwöhnen — ging ich an einem Septembertag den Fluß entlang und freute mich über die herrlich gelben und roten Blätter, die von den Zweigen der Platanen im leichten Luftzug niederschaukelten. An einer Wegkreuzung, auf einer einsamen Holzbank, sah ich einen grübelnden Mann sitzen. Den gelben Paletot über den Beinen, das helle Hütchen verwegen im Genick, zeichnete er allerlei verwegene Schnörkel in den Sand und schien ganz hingerissen von dieser seiner sinnvollen Beschäftigung, die schon einen Archimedes sehr zur Unzeit ergötzt hatte. Als ich näher an den eifrigen Sandmaler herankam, erkannte ich in ihm einen jüngern Schriftsteller, der es damals schon, ohne gerade unter den Ersten zu marschieren, mit gutem Humor und leidlicher Gewandtheit zu einigem Erfolg und hübscher Anerkennung gebracht hatte. Ich begrüßte ihn und rief ihm zu:

Na, Verehrtester, aus Ihrer vergnügten Sorglosigkeit darf ich wohl entnehmen, daß Sie fertig sind für die Saison mit dem, was Sie zu geben haben.

Sein Lächeln wurde noch um eine feine Nuance vergnügter. Er zerstörte mit raschen Streichen sein mystisches Kunstwerk und meinte, indem er sich mir zugesellte:

„Was Sie für eine feine Nase haben! Gerade, ehe ich mich auf diese Bank setzte, ist mir das Wesentlichste für mein neues Lustspiel eingefallen. Nun wird's schon noch fertig zur rechten Zeit."

Das Wesentlichste? Also die Handlung.

„Nein. Von der hab' ich noch keine blasse Idee."

Also haben Sie die Figur des Helden, seinen Charakter, sein Schicksal —

„Ach nein. Nach dem, was ich bis jetzt habe, kann der Held noch ebenso gut Alexander der Große in Babylon oder ein Herr Fritz Neumann in Berlin sein."

Ja, aber Menschenkind, was nennen Sie denn das Wesentliche? Und was ist es, das Ihnen einfiel?

„Den Titel hab' ich, mein Lieber", gab der vergnügte Dramatiker zurück, blieb stehen und legte mir in ernster Belehrung die Hand auf die Schulter. „Den Titel! Und einen Aktschluß allerdings. Aber der Titel ist das Wesentliche. Sehen Sie, einen Namen muß das Kind haben; einen guten Namen, einen passenden Namen. Vorher ist es ein Nichts, ein strampelnder Fleischkloß, der schreit und sich unmanierlich benimmt ... Aber sobald es einen Namen hat, o, da ist die Sache gleich anders. Da ist er ein Alexander, oder ein Heinrich, oder ein Franz — gleich verbinden wir einen Begriff damit: Wir denken an den großen Alexander oder den Verfasser des Kosmos, nicht wahr? sobald wir Alexander sagen. Wir träumen von jenem ‚Heinrich', der als Doktor Faust dem einzigen Frankfurter seinen Weltruhm verdankt. Und bei ‚Franz' — nun, ‚Franz

heißt die Kanaille'; es ist doch immerhin ein Begriff. Wenn das Kind nachher seinem Namen im Wachstum nicht entspricht, keine Ehre macht, das ist seine Sache. Es ist ja schließlich ein Unglück, wenn eine wüste, alte Jungfer mit Hängelocken und falschen Zähnen Lilli heißt. Lilli — einfach unbeschreiblich! eine fürchterliche Illustration zu Goethes Lilli-Lied:

> Wie heißt die Fee? — Lilli? — Fragt nicht nach ihr.
> Kennt ihr sie nicht, so danket Gott dafür.

„Und wenn ein krummbeiniger Kerl mit schlechtem Haarwuchs und blöden, immer müden Augen sein ganzes Leben lang unter dem Namen ‚Siegfried' zusammenbricht, so ist das eine fluchwürdige Lächerlichkeit. Der Name ist unendlich wichtig. Wenn Gretchen in der Kerkerscene anstatt: ‚Heinrich! Heinrich!' etwa ‚Kaspar! Kaspar!' riefe, oder ‚Hugo! Hugo!', wäre nicht für Sie der ganze Zauber fort? Für mich sicherlich! Ja, ich möchte behaupten, daß der Name des Helden, wie der Name einer Sache unendlich viel ausmacht. An so einem Namen berauscht sich das Volk, oder der süße Plebs, oder das liebe Publikum, oder die oberen Zehntausend. Gleichviel wer; irgend jemand, auf den es ankommt, berauscht sich eben an dem Namen. Oder er holt sich umgekehrt eine große Ernüchterung, indem er ihn ausspricht. Denken Sie sich mal aus, Napoleon habe nicht Bonaparte geheißen, sondern Nudelmeier, oder Käsebier —— ja, Sie lachen, es kommt Ihnen einfältig vor. Und doch, halten Sie den Gedanken nur mal energisch fest, denken Sie ihn bis zu Ende. Sehen Sie nicht die Unmöglichkeit ein, daß jemals der Senatspräsident Cambacéré einem Nikolaus Käsebier — und hätte er die Seele von drei Bonapartes' in der Brust gehabt! — in St. Cloud die konstitutionelle Akte überreicht hätte, die ihn ‚durch Gottes Gnade und durch die Konstitution der Republik' zum Kaiser der Franzosen erhob? Unmöglich, einfach unmöglich! Das Lächerliche ist immer das Unmögliche. Und wer weiß, ob die blutigen Wiedertäufer in Münster sich nicht gegen die Bischöflichen gehalten hätten, wenn der Bürgermeister an ihrer Spitze nicht den wahnsinnigen Namen Knipperdolling in seiner ersten Taufe bekommen und in seiner zweiten Taufe hätte behalten müssen. Und deshalb sag' ich: ein guter Titel für ein Stück und ein guter Name für seinen Helden — das ist schon die halbe Arbeit" ...

Ich habe, glaub' ich, damals ein bißchen ungläubig gelächelt über den neben mir schreitenden Dramatiker, der das alles in heiligem Ernste vorbrachte. Heute bin ich nicht mehr so ganz lustig gestimmt, wenn ich an seine Theorie denke. Ich habe schon zu oft seit jenem Gang durch den Septembertag die Menge hinter einem Titel herjauchzen gesehen und empfunden, wie sie sich am Tonfall eines Wortes, an den schönen Vokalen eines Namens berauschen kann. Und die kindischsten Kinder ohne Lieblichkeit, ohne Frische, ohne Zukunft wurden als entzückende Wesen befunden, da der Name, den ihnen ein kluger Vater als Geschenk in die Wiege gelegt, einen vollen und guten Klang gab ...

* * *

Und nun die andere kleine Geschichte. Ich ließ mich früher jeden Morgen bei einem sehr beweglichen Mann rasieren, der eine bewunderungswürdige Fähigkeit besaß, sich seinen Kunden im Benehmen anzupassen. Nachdem er rasch be-

griffen, daß eine Belehrung über das heutige Wetter, das ich selbst auf dem Gange zu ihm hinreichend zu beobachten Gelegenheit hatte, mir keine sonderliche Freude bereite, daß er mir auch durch Witze und Scherzfragen aus dem Jahrgang 1874 der „Fliegenden Blätter", den er gebunden besaß, meinem Aufenthalt in seinem Rohrsessel keine besondere Würze zu geben vermochte, daß ich auch Zahnbürsten, Bartbinden und Perlmutter-Hemdenknöpfe durchaus nur dann kaufte, wenn ich sie brauchte, und nicht, wenn er damit zu räumen wünschte, ließ er mich mit Erzählungen und Anpreisungen ungeschoren und waltete schweigend seines reinlichen Amtes.

Nur einmal unterbrach er die feierliche Stille, um mir mit warmen Worten ein Döschen eidottergelben Fettes zu empfehlen, das intensiv nach Nelkenöl roch und das — nach seiner Erklärung — den Bart geschmeidig machte und ihm einen geradezu vorbildlich schönen Schwung in der Richtung des Augapfels verlieh. Da ich mich nicht entschließen konnte, den ganzen Tag das mir äußerst verhaßte Nelkenöl aus nächster Nähe auf die Geruchsnerven wirken zu lassen, so lehnte ich diese seine Erfindung dankend ab und besah mir nur das hübsche grüne Glasdöschen, auf dessen Deckel groß zu lesen war: „Fritz Müllers Bartpomade". Eine Reihe ganz gleicher Döschen stand vor dem Spiegel in schmucker Reihe auf der Marmorplatte, als hätten Kinder damit gespielt.

Aus dieser Reihe fehlte in der Folgezeit nie eins. Ging der Verkauf gut und wurde das Fehlende immer wieder durch neue Döschen ersetzt, oder ging es gar nicht mit dem Absatz — ich wußte das nicht, und ehrlich gesagt, es interessierte mich auch nicht sonderlich.

Da, eines Morgens — ich ließ mich, bevor ich eine größere Reise antrat, noch schnell bei ihm rasieren — schien der allezeit Geschmeidige sehr zerstreut. Als er schon dabei war, mir das Lavendelwasser ins Gesicht zu spritzen, hielt er plötzlich inne, wie von einem guten Einfall gepackt.

„Dürfte ich mir eine Frage erlauben, Herr Doktor?"

Bitte.

„Wie heißt der Bart auf lateinisch?"

Ich war zunächst etwas verblüfft über diese Wißbegierde, dann aber antwortete ich:

Barba heißt der Bart, Herr Müller.

„Aha — barba — ein sehr schönes Wort — ich danke — wirklich ein sehr schönes Wort: barba."

Als er sich darüber beruhigt hatte, daß barba ein sehr schönes Wort sei, spritzte er weiter mein Kinn mit Lavendelwasser ein.

Als er mir dann noch einmal besonders liebevoll mit dem Kamm durch den Schnurrbart fuhr, räusperte er sich abermals und faßte Mut zu der Frage:

„Dürfte ich mir noch eins gestatten: Wie heißt wohl ‚wunderbar' oder ‚staunenswert' auf lateinisch?"

Ich mußte lachen. Wollte der Wißbegierige etwa eine lateinische Ode an meinen oder einen andern Bart dichten?

Mirabilis, Herr Müller, heißt wunderbar.

„Aha — ich danke. Mi—rabi—lis — ach, das ist auch ein sehr schönes Wort!"

Ich schied von dem begeisterten Lateiner. Als ich nach Wochen von der Reise kam, standen vor dem Spiegel auf der Marmorplatte rote Döschen statt

der früheren grünen. Ich bemerkte es sogleich und freute mich für den fleißigen Bartkratzer.

Aha, Herr Müller, ich sehe, Sie haben alle Ihre grünen Töpfchen verkauft?

„Doch nicht," lächelte er sehr verschmitzt, „nur zwei. Aber von diesen roten habe ich in drei Wochen bereits beinahe vier Dutzend verkauft, obschon sie zwanzig Pfennige teurer sind als die grünen."

Ja, geht denn mehr hinein?

„Nein."

Ist denn etwas anderes darin?

„Nein. Aber bitte gehorsamst zu beachten" — er reichte mir sehr stolz ein rotes Töpfchen — „die Aufschrift, die Auf-schrift!"

Und da stand auf grellem, rotem Papier mit gelben Drucklettern zu lesen: „Müllers unerreichtes, wunderbares Mirabilibarbarum."

„Gut, nicht wahr?" sagte der stolze Erfinder. „Natürlich gesetzlich geschützt. Sie sagten doch barba — der Bart — mira-bilis ‚wunderbar' — ich meine, es ist ein gutes Wort: Mirabilibarbarum. Meine Erfindung! Es gefällt auch den Kunden sehr. O ja, das macht jetzt seinen Weg. Mit deutschen Namen, wissen Sie, ist nichts zu machen. Aber Lateinisch — sehen Sie, das hat so seinen eigenen Reiz. Der, der's versteht, freut sich, daß er's kann, nicht wahr? und der, der's nicht versteht, hat viel Achtung vor dem Wort. Sehen Sie, einer von den beiden Herren, die mir die grünen seiner Zeit abgekauft, ein Beamter von der Reichsbank, ein sehr netter Herr, Reserveoffizier und auch sonst — o ja! der hat jetzt schon das vierte rote Töpfchen, und jedesmal sagt er: Wissen Sie, Herr Müller, das gelbe Schmierzeug damals in den grünen Töpfen, das war wirklich keinen Nickel wert, aber das da — alla bohkör! Herr Müller, ich meine immer, Sie verkaufen's zu billig — alla bohkör!" ...

Ich hatte, während er redete, ein Döschen geöffnet und an dem köstlichen Mirabilibarbarum gerochen. Es war noch immer das feste eidottergelbe Fett von damals und duftete intensiv nach dem infamen Nelkenöl, mit dem man im Sommer den Schnakenbissen das Jucken nimmt ...

* * *

Verzeihen Sie mir die beiden kleinen Geschichtchen. Es bestand gewiß keine zwingende Notwendigkeit, sie hier zu erzählen, aber sie erleichtern mir meinen Bericht über den letzten Theatermonat in Berlin ungemein.

Berlin stand im Zeichen der Gastspiele. Eine Russin mit ihrer Truppe; eine Französin mit ihrer Truppe; eine Oesterreicherin, oder vielmehr eine zur Oesterreicherin gewordene Holländerin — was will man mehr?

Gastspiele aber verlangen vor allem ein säuberlich aufgeklebtes Etikett. Das liebe Publikum will erst an das glauben, was auf dem bunten Etikett zu lesen ist. Mehr noch als bei einem Drama oder einer Komödie heißt es: dem Kind geschickt einen Namen geben.

Von den drei Gastspielen bedurfte das eine keiner andern Aufschrift, als des wohlbekannten Namens der Künstlerin, die von der Donau siegesgewiß an die Spree kam, um sich einen längst erworbenen, eifersüchtig verteidigten Ruhm wieder neu bestätigen zu lassen: „Die Sandrock". Es gehört ein gewisser Mut dazu, einzugestehen, daß dieses bewährte Etikett täuschte; es war kein

Erfolg, dieses Sandrock-Gastspiel, oder doch nur ein halber, und dieses halbe mehr erwachsen aus der Erinnerung, als aus der Freude an dem Gewinn der Gegenwart.

Die beiden anderen aber bedurften des Etiketts. Bei der Russin war es die geschickte Betonung des Slaventums, die reizen sollte. Es ist wahr, wir sind in Berlin gewohnt, unter den berühmten Gästen, die des Lobes und Zulaufs von vornherein sicher sind, nur Wiener und Romanen zu zählen. Der deutsche Impresario der Sáwina, Aji Wiese, hatte ganz richtig erkannt, an welchem Punkt eine geschickte Reklame für die Russin einsetzen mußte, um für die verwöhnte Frau, die nach ihrem eigenen und glaubhaften Geständnis nur ängstlich den deutschen Boden betrat, das Interesse zu wecken, das unbedingt recht kräftig aufgerüttelt werden mußte für eine Künstlerin, die in einer Sprache zu uns sprechen sollte, die kaum der Tausendste in Berlin versteht, und uns Dichter vorführen wollte, die uns auch in Uebersetzungen fremd geblieben sind. Es galt also, sie als die Slavin κατ' ἐξοχήν darzustellen, den vollen und rasseechten Typus slavischer Persönlichkeit, die einzig wahrhaft große Repräsentantin slavischer Kunst, und ihr so das Interesse zu sichern, das der Empfindungsart und den Ausdrucksmitteln eines ganzen Volkes gebührt, dessen Kunst uns noch immer (nicht nur räumlich) geschoben scheint zwischen die nervöse, realistische Kunst Mitteleuropas und die naiv-sentimentale Kunst der kindlicheren Völker Asiens.

Der kluge Impresario hat recht gehabt. Die Presse und das Publikum die Ewig-Neugierigen und die Verwöhnten, die Enthusiasten und die Skeptiker, sie sind alle mitgegangen, und in die wilde Begeisterung ihrer jugendlichen Landsleute durfte die bedeutende russische Tragödin den ehrlichen Beifall des deutschen Publikums hineinklingen hören, das zwar ihre Reden nur ahnend deuten konnte, dem aber ihre Munterkeit wie ihr Schmerz, ihre Resignation wie ihre Leidenschaft nicht fremd blieb.

Madame Sáwina, die Russin, ist seit fünfundzwanzig Jahren oder noch länger ein angesehenes Mitglied der Petersburger Hofbühne. In dieser Thatsache, die sie nicht leugnet, liegt die Gewißheit, daß allzu große Jugend nicht ihr Fehler sein wird. Und Maria Sáwina ist eine verständige Frau; sie hütet sich, gefährliche Rollen zu spielen, die nun einmal Jugend erfordern. Aber mit Ausnahme der Kameliendame, in der sie den stets gewagten Vergleich mit der einzigen Duse herausforderte, spielte sie russische Rollen; Kostüm, Sprache, Empfindung — alles durchaus russisch. Die russische Empfindungsweise, dieses Schwanken zwischen krampfhafter, grausamer Energie und müdem, unlustigem Hindämmern, ist uns seit Puschkin und seinen Nachfolgern, vor allem seitdem die Novellen Iwan Turgenjews einen europäischen Erfolg hatten, nicht ganz fremd; und die dramatische Ausgestaltung der Leidenschaften im Lande des weißen Zaren mochte in diesen Tagen, die dem Friedenskongreß im Haag vorangingen, besonders interessieren.

Ob eine Sprache malende Musik enthält, das wird auch beurteilen können, wer sie nicht versteht, wenn er nur gewöhnt ist, seine wartende Seele in sein Ohr zu legen. Und Madame Sáwina hat das Wunder vollbracht. Sie hat uns eine Sprache, in der wir uns nicht ausdrücken können, bis zu einem gewissen Grade zu einer Sprache gemacht, die wir verstehen, und an deren Reize wir glauben, ohne ihre Vokabeln zu beherrschen und in das Geheimnis

ihrer Struktur zu sehen. Und ebenso groß, wie sie als Sprecherin ist, erscheint sie uns als Schauspielerin. Als Geliebte und Gemahlin des schrecklichen Iwan litt sie unter der Echtheit und Schwere dieser seltsamen russischen Kostüme, die wie keine anderen geeignet sind, die Bewegung zu hemmen, die Schönheit der Linien zu zerstören und jede Anmut der Form untergehen zu lassen in diesen farbenschönen, aber unkleidsamen Stoffen. Als Marguerite Gautier endlich hatte sie volle Bewegungsfreiheit; und die genaue Kenntnis dieses von Meisterinnen und Stümperinnen gleich gern gespielten Stückes ließ noch deutlicher erkennen, welch eine große selbstschöpferische Künstlerin diese Russin ist. Es wäre ein Unsinn, zu leugnen, daß Russen und Franzosen sich geistig und seelisch näher stehen, als die zwischen dem Kaukasus und den Vogesen ihre eigensten Träume spinnenden Deutschen den einen oder den anderen je gestanden haben. Es wäre das ebenso thöricht, wie diese unleugbare Thatsache auf die geräuschvollen Tage von Kronstadt zurückzuführen. Frau Sawina hat denn auch die Rolle der französischen Kokotte, ihre sentimentale Liebe und ihren rührenden Tod nicht ins Russische zu übersetzen nötig gehabt; sie war Französin durch und durch, ein verlorenes, krankes Kind des eleganten Leichtsinns von Seine-Babel, eine Pariserin, die neben ihren vielen Launen auch noch die besaß, nicht französisch, sondern russich zu sprechen.

War die ruhmvolle Aufschrift dieses Gastspiels also verzeihlich, ja vollauf gerechtfertigt, so war die andere um so lächerlicher. Mademoiselle Rosa Bruck, eine Dutzendschauspielerin mit harter, wenig biegsamer Stimme, breithüftig und von mäßiger Eleganz, hatte das Bedürfnis, Berlin mit dem Ruhm zu füllen, daß sie — die Nichte der Sarah Bernhardt ist. Dies war das Etikett, das ihr Gastspiel trug. Sie war vom Dutzend, sie blieb vom Dutzend, und sie hätte sich nicht über das Dutzend erhoben, auch wenn sie noch Irving zum Onkel, Sonnenthal zum Vetter und die Duse zum Geschwisterkindsbäschen gehabt hätte. Zum Ueberfluß spielte sie noch langweilige Stücke, und so füllte sich der schon an und für sich nicht sehr sympathische, kalte Raum des neuen Kgl. Operntheaters mit einem Publikum, das im Sitzen fror und im Weggehen gähnte.

* * *

Dann kam Adele Sandrock ins Lessingtheater. Hier kann der Name allein Etikett und Programm für ein Gastspiel sein. Aber sie hätte in ihren Rollen kommen müssen, in jenen Rollen, denen gerade ihre starke, temperamentvolle Kunst die leidenschaftlichsten Töne abgewinnt, in jenen Rollen, die für sie geschrieben sind oder doch für sie geschrieben scheinen. Dann hätte man ihr die fehlende Jugend in den Zügen wohl verziehen. Aber so —. Was spielte sie? Die „Christine" in der Liebelei — die „Magda" in der Heimat — die „Cyprienne" — — es hätte noch gefehlt, daß sie das Käthchen von Heilbronn oder das Sonnenscheinchen in „Sodoms Ende" spielte! Diese reife Frau mit dem hohen königlichen Wuchs, mit den breiten Hüften und dem starren, unjugendlichen Gesicht — in der Liebelei gar mit Defregger-Frisur! Seien wir ehrlich: es war furchtbar! Gewiß, die Sandrock ist und bleibt eine große Schauspielerin; aber ihre volle Altstimme ist gemacht zu befehlen, ihr brünhildenhafter Wuchs ist der Wuchs einer Herrscherin, was will diese ins Riesenhafte verzerrte Christine in dem feinabgetönten Milieu des Schnitzler'schen Stückes? Drei Dinge erfordern solche Rollen, wie die der kleinen, schwärmerischen Musikantentochter, der

ganz modernen Enkelin der Luise Millerin: Jugend, Jugend und noch einmal Jugend. Und gerade die Jugend, die dieses intime Wiener Stück verlangt, hat Adele Sandrock nie besessen ... Aber seltsam, der berechtigte, auf ganz andere Siege gegründete Ruhm hat Adele Sandrock erlaubt, nur ihren Namen als Etikett einem im Grunde so verfehlten Gastspiel aufzuprägen, und sie findet wirklich noch geschäftige Leute, die von großem Erfolg reden, ja sogar vielleicht solche, die daran glauben. Sie haben's ja so oft gelesen; so muß es wohl wahr sein.

* * *

Und nun zu den Novitäten. Die Etiketten sind gut: „Kain" — „Der grüne Kakadu" — „Die Krone". Geschickt gewählte Titel. Der erste erweckt ernste Gedanken an die erste und furchtbarste menschliche Tragödie. Der zweite erweckt die Neugier; denn daß ein „grüner Kakadu" so wenig wie eine „Fledermaus" oder ein „Bengalischer Tiger" Held eines Dramas sein kann, ist klar. Der dritte läßt Romantik oder Polemik vermuten; oder vielmehr — denn darüber steht: „Königliches Schauspielhaus" — nur Romantik, keine Polemik, am wenigsten gegen die Krone.

Ernst Prange war Schauspieler. Ich habe ihn nicht auf der Bühne gesehen, aber ich höre, er soll nicht besonders gespielt haben. Er hat einmal am Lessingtheater gastiert. Der Erfolg war nicht berühmt. Jetzt hat er am Berliner Theater als Autor gastiert — ich sage nur „gastiert", denn das Stück wurde nicht oft gespielt und mußte rasch einfältigem Zeug weichen, das dem immerhin ernsten und vornehmen Stück Pranges das Wasser nicht reichte. Der Erfolg dieses Gastspiels war für den ernsthaft Prüfenden kein durchschlagender, aber ein vielversprechender. Prange schreibt heute noch kein Stück; weder ein gutes noch ein schlechtes. Er schreibt eine Rolle; eine Rolle, die er gern oder wie er sie gern gespielt hätte. Neben dieser einen Rolle versinkt alles andere für ihn, für sein Interesse und seine Kraft in die Unbedeutendheit. Aber schließlich ist es für ein Erstlingswerk nicht maßgebend, ob etwas und was verfehlt, sondern ob etwas und was gelungen ist. Die Milieu-Schilderung im „Kain" ist herzlich schlecht; oder besser: sie ist überhaupt nicht vorhanden. Vom Thun und Treiben dieser Familie, von der Stadt, in deren Nähe sie leben, von ihrem Verkehr, ihren Neigungen, ihrer Stellung in der Gesellschaft wissen wir nichts, gar nichts. Was wir erfahren, sehen, hören, ahnen, hat nur auf den Einen Bezug, auf den Helden, der dem Stück Namen, Inhalt und Leben giebt, den modernen „Kain". Alles Licht fällt auf ihn und geht von ihm aus. Verläßt er die Bühne, so sinkt das Stück unter die Dutzendware. Tritt er auf, so wächst es und erstarkt es, interessiert und wird lebendig.

Und doch scheint mir gerade dieses Stück mit der guten, lebensfähigen Rolle, ich möchte sagen: dieses seltsame Familienbild mit einem ausgemalten Charakterkopf inmitten von lauter Schablonen ein Beispiel zu sein für jene Art zu arbeiten, die ich oben in dem kleinen Geschichtchen skizzierte. Das uralte Kainmotiv hat den Verfasser, der zum Darsteller vielleicht zu grüblerisch, zu schwer, zu nachdenklich angelegt ist, mächtig angezogen. Er hat den packenden Titel und mit dem Titel den klaren Begriff gefunden: „Kain". Und er hat überlegt: wie läßt sich dieser Kain-Stoff ins Moderne übersetzen? Wie läßt sich aus der fernen, fernen Zeit, „da Kain dem Herrn Opfer brachte von den Früchten des Feldes, und Habel brachte auch von den Erstlingen seiner Herde und von ihrem

Fett; und der Herr sah gnädiglich an Habel und sein Opfer, aber Kain und sein Opfer sah er nicht gnädiglich an" — wie läßt sich aus dieser ersten Menschheitsepoche und von dem naiven Empfinden der Genesis der geistige Gehalt dieser tiefen Menschheitstragödie übersetzen in Empfindung und Sprache unseres nervösen Jahrhunderts?

Also erwägend setzte der Dichter an Stelle des Ackerbauers und des Hirten, an Stelle der nackten Kinder der Natur die beiden geistigen Arbeiter, die Zöglinge der Studierstube. Und für den Herrgott, dem die Söhne Adams opfern, setzte er den verderblichen Götzen der Modernen ein: den Erfolg. Sein Kain ergrimmt nicht mehr über den hochsteigenden Rauch von des Bruders festlichem Opfer. Sein Kain kann es nicht ertragen, daß dem Genie des Bruders von der berauschten Menge dithyrambisch geopfert wird. Eines aber bleibt dasselbe: wenn du fromm bist, so bist du angenehm. Diese „Frömmigkeit" ist hier übersetzt in wahre Genialität, die in sich birgt das „genialische Geheimnis, angenehm zu sein". Der Bruder besitzt sie; der moderne Kain nicht.

Und so entstand ganz natürlich aus dem Titel der Begriff; aus dem Begriff und dem Bedürfnis, ihn ins Moderne zu übersetzen, die Handlung; und in dieser Handlung entstand aus dem durchaus schauspielerischen Empfinden des ehemaligen Darstellers eine einzige Rolle; eine Rolle, die am „Berliner Theater" von Herrn Bassermann kreiert wurde, der sich selbst übertraf und eine geradezu wundervolle Leistung schuf, ganz aus einem Guß, packend, erschütternd, nervenzerreibend und quälend, wie es das Stück verlangt. Zwei Damen im Zuschauerraum bekamen Weinkrämpfe im letzten Akt, als Herr Bassermann den hereinbrechenden Wahnsinn mit einem im Berliner Theater unerhörten Realismus zeichnete. Das mußte wohl so sein.

Der Schriftsteller Gerbot — das ist die Fabel des Stückes — ist von brennendem Neid gegen den wenig älteren Bruder erfüllt gewesen. Dieser Bruder besitzt eine gewinnende Leichtigkeit des Wesens, die ihn zum gesuchten Gesellschafter der Männer und zum Liebling der Frauen macht. Mühelos produziert er. Mit wenigen raschen Strichen schafft er das Bedeutende. Ohne es zu wollen, erdrückt er schier mit seinem mühelos erworbenen Ruhm den peinlich, mit saurem Fleiß arbeitenden Bruder. Aus der Mißgunst wird Neid im Herzen des Zurückgesetzten, aus dem Neid wird Haß. Und dieser wilde, unbezwingliche Haß kommt zum verhängnisvollen Ausbruch bei einer gemeinsam unternommenen Wanderung ins Gebirge. Kain stürzt den ahnungslosen Abel von einem Felsvorsprung in die Tiefe. Nun will er arbeiten an seinem Ruhm, den der überragende Bruder lebend verdunkelt hat. Aber seine Kraft, seine Schaffenslust sind völlig dahin. Er findet die Ruhe nicht nach der That. War es früher der Neid, der ihn nicht schlafen ließ, so ist es jetzt die furchtbare Erkenntnis, daß der Tote auch modernd noch immer der Stärkere ist. Der Mörder hat sich die Herrenmoral zur Rechtfertigung der That ersonnen, aber leben kann er seine Philosophie nicht. Der große Wurf, der ihn berühmt machen, ihm vor sich selbst recht geben soll, gelingt ihm nicht. Da, in halb irrsinniger Verzweiflung, vollendet er ein großangelegtes, nachgelassenes Werk des Toten, in der Hoffnung, daß es niemand kennt und erkennt. Aber sein eigenes Weib, die treu an der Seite des scheuen, weltflüchtigen Sonderlings ausgehalten hat, entlarvt ihn. Ihre vornehme Rechtlichkeit verlangt von ihm, daß er dem Toten das Seinige zurückgiebt. Diese

letzte furchtbare Enttäuschung zerstört das morsche Gefühlsleben dieses Mannes vollends. Die sophistischen Stimmen in der Brust, die ihm schmeichelten: du hast recht gethan! du mußtest so thun! schweigen mit einmal stille. Der Wahnsinn bricht herein. In einem furchtbaren Anfall verrät er den schändlichen Weg, den sein verwundeter Ehrgeiz sich zur erträumten Größe gebahnt hat. Er höhnt, daß niemand das Kainszeichen auf seiner Stirne gesehn. Und niemand wird es mehr sehen. In einem Tobsuchtsanfall stirbt er.

Es gehört nicht viel Scharfsinn dazu, diesem „Kain“ zwei Paten nachzuweisen: Ibsen und Strindberg. Aber es ist wieder nur die Figur des Helden, die von ihnen gelernt hat. Die glänzende Milieu-Schilderung Ibsens fehlt ganz. Ja, ein Liebespaar spielt neben der großgedachten und mit dem wirkungsvollen Zauber geheimnisvoller Sünde umgebenen Figur des alten Gerbot eine lächerliche Rolle. Das sind Schlittgen-Figuren in ein Klingersches Bild gezeichnet. Das wirkt stillos. Und unsere seltsame Zeit erlaubt alle Stile und kann sich in ihrem Anempfindungstalent mit allen befreunden. Nur die Stillosigkeit ist ihr verhaßt.

* * *

Ich habe von den drei Stückchen, die Arthur Schnitzler zu einem Einakterabend vereint, vorhin nur das mittlere genannt: „Der grüne Kakadu“. Ich nannte nur diesen Einakter, weil er der originelle, der stilvolle und mithin derjenige ist, der unter den dreien dem Abend das charakteristische Gepräge giebt und das Interesse erwirkt. Das erste Stückchen „Die Gefährtin“ ist eine Reminiscenz an Ibsen. Die Reminiscenz eines geistvollen Mannes, aber das Problem wie die Art der Behandlung durchaus nicht auf dem eigensten Boden des Verfassers der Anatol-Stücke gewachsen.

Ein Professor hat seine Frau durch den Tod verloren, die eigentlich nie seine Gefährtin war, die es niemals versucht hat, ihn und seine ernste Arbeit zu verstehen und ihm zur Erholung das freundliche Heim und sich selbst zu schmücken. Er hat auch gewußt, wem das Herz dieser leichtfertigen, an allem Glänzenden, Aeußerlichen hängenden Fremden an seiner Seite in heimlichem Verlangen zugeflogen ist. Die Freundin der Toten, die in der Nacht nach dem Beerdigungstag die kompromittierenden Briefe aus dem kleinen Schreibtisch retten will, kann ihm mit ihrem beredten Schweigen nichts Neues mehr sagen. Er besitzt sogar die starke Ruhe, den Geliebten der Toten, seinen Assistenten, freundlich zu empfangen. Als ihm dieser aber mitteilt, daß er sich im Seebad verlobt hat, bricht in wilden Worten Zorn und Verachtung aus dem Herzen des noch eben alles verzeihenden, weil alles verstehenden Mannes. Er weist diesem Eindringling in die Ehre seines Hauses die Thüre. Hätte dieser Fremde seine Frau wirklich geliebt, er selbst, der Betrogene, wäre bereit gewesen, ihn an das Grab zu führen und zu trösten. So aber hat er die Tote, die einem rechtmäßigen Gatten aus Unverstand nie die Gefährtin werden konnte, in spielender Lüsternheit zur Dirne erniedrigt, und das verzeiht er ihm nie.

Ist dies erste Stückchen ein schwacher Ibsen, so hat das letzte Stückchen „Paracelsus“ vielleicht ein kleiner Molière werden sollen. Das seltsame Genie des vielgeschmähten Wundermannes, der zuerst die Aerzte auf den großen Wert der Chemie hinwies, der in seiner „magischen Medizin“ Wertvolles mit Albernem, abergläubischen Ballast der Vergangenheit mit zukunftsreichem Neuem mischte, will der Verfasser retten vor der Ungerechtigkeit der Geschichte. Diese

Geschichte des Wunderdoktors, der, getragen von der Gunst der geheilten Gläubigen, es wagen durfte, auf dem Markt zu Basel die Schriften des Hippokrates, Galen und Avicenna zu verbrennen, wurde meist diktiert von dem Aerger neidischer Kollegen, geschrieben von den Enkeln jener Männer, die einst den Unbequemen am Hofe des Bischofs von Salzburg meuchlings ermorden ließen. „Die Rettung", soweit sie nicht von der heutigen, ehrlichen Wissenschaft bereits besorgt ist, hätte in einem wirklich poetischen Stückchen versucht und erreicht werden können. Die Poesie liegt aber bei Schnitzler nicht im Inhalt, sondern in der Form, und auch hier nur in den Aeußerlichkeiten der Form. Seine Verse sind der Zeitvertreib eines gewandten Mannes, nichts weiter. Eine kleine bescheidene Anekdote in Versgewand, das ist der Schnitzlersche „Paracelsus". Auf der blanken Etikette eine prächtige, sagenumwobene Figur, auf dem Hintergrund einer abenteuerlichen Zeit. Und hinter der Etikette ein billiges Pröbchen Philosophie, wie es jeder Putzmacherin geläufig ist, in einem Reimgewand ohne echte Steine ..., Mirabilibarbarum.

Künstlerisch hoch steht das dritte Stück „Der grüne Kakadu". In diesem Stück verwandelt sich plötzlich der Wiener Autor, den wir bisher nur als den weichlichen Helden des Anatolkreises gekannt haben, in dem die Männer so schwach und die Frauen so liebebedürftig sind. Einiges Theatralische, Opernhafte wird man streichen müssen. Thut man das, so bleibt ein mit großer Geschicklichkeit gemaltes, außerordentlich packendes Bild der Zeit des Bastillensturmes übrig. Der „grüne Kakadu" ist der Name eines Verbrecher-Kellers oder vielmehr eines Kellers, in dem verkommene Komödianten einem verlotterten Adel, der ahnungslos mit dem Kopf schon unter der Guillotine nach ewig neuem Nervenkitzel verlangt, eine Verbrecherkomödie vorspielen. Diese Scenen, in knappen, sicheren Strichen keck hingeworfen, ergeben (trotz der kleinen Eifersuchtstragödien im Mittelpunkt) kein geschlossenes Ganze, eher den Expositionsakt einer Tragödie aus der Revolutionszeit. Aber ich glaube, in richtiger Erkenntnis der Grenzen seines Talentes wird Schnitzler niemals die Tragödie dieser Zeit zu Ende schreiben. Er läßt sich daran genügen, gezeigt zu haben, daß er auch die Massen geschickt bewegen kann. Vielleicht hatte es ihn geärgert, daß man, ihn ehrlich und rückhaltlos zu loben, immer wieder zu jenem Wienerstück zurückkehrte, das in ganz engem Rahmen mit vorsichtig getönten Farben die simple Geschichte einer Wiener „Liebelei" — mustergiltig im Ton, liebevoll empfunden — zu entrollen wußte.

* * *

Ein hohes Ziel hatte sich Anton von Perfall gesteckt, dessen fünfaktiges dramatisches Märchen „Die Krone" im Hoftheater, sehr sauber insceniert, einem lauen Beifall begegnete.

Sarbar, der König von Rûm, ist durch Blut und Verbrechen den Weg zum Thron emporgestiegen. Sein Vorgänger wurde ermordet, das Königsschloß eingeäschert, und unter den stürzenden Trümmern der brennenden Burg soll das Knäbchen des Königs begraben liegen. So glaubt der neue Herr, so will er's glauben. Im Volke aber erhält sich das Gerücht: der Knabe Asr sei gerettet und wachse in der Fremde zum Mann, der einst wiederkehren werde, um zu rächen. Und das Gerücht hat recht. Der alte Fischer Uli hat einst in jener furchtbaren Nacht den Königssohn gerettet und einem weit von Rûm lebenden Bruder geschickt. Dort wächst, ohne seinen wahren Stand und Namen zu kennen,

Asr, der Königssohn, auf. Als Zwanzigjähriger, geschmückt mit allen Tugenden einer starken Jugend, betritt er nach dem Tode seines Pflegevaters unwissend den Boden seiner Heimat. Er findet das Land geknechtet von der Selbstsucht des Tyrannen; er lernt durch einen Zufall den furchtbaren Sarbar selbst kennen, der sich dem edlen Freimut des Jünglings, wie einer seltsamen Kuriosität in diesem schweigend-duldenden Lande, gnädig zeigt. Der Fischer Uli nimmt ihn auf; derselbe, der einst das Kind gerettet, und der unter den schlechten Dielen seiner niedrigen Hütte ein Kleinod verborgen hütet: die Krone, die echte Krone von Rûm, deren Wunderstein nur leuchtet, wenn der angestammte Herrscher sich den Reif ums Haupt legt. Auch das ahnt Achmet, der Zurückgekehrte, nicht. Im Scherz bei den Fischerspielen wird er zum König gekrönt; aber sein wahrhaft königliches Wesen wird dem König verdächtig. Doch noch ehe der ihn verderben kann, hat Achmets begeisterte Rede die Brandfackel geworfen in das Herz des duldenden Volkes; er schart die Unzufriedenen um sich, stürzt den Tyrannen und macht sich zum Statthalter. Gerade rüstet er seine Hochzeit. Ulis Tochter hat er gewählt, das Mädchen aus dem Volke, das zuerst an ihn geglaubt hat, dieses schwärmerische Kind, dessen romantische Verehrung für den nie gesehenen Prinzen sich seltsam und ahnungsvoll mischte mit der Liebe zu diesem Fremdling. Da dringt ein falscher Asr, der durch frechen Betrug Anhang im Volke gewonnen, in den Saal. Achmet, in dessen Adern das königliche Blut sich empört gegen diesen neuen Afterkönig, weigert ihm die Huldigung. Da — als er eben mit der Geliebten zum Tode geführt werden soll —, erscheint Uli mit der Krone von Rûm. Laut erhebt er seine Stimme an das Volk und beschwört Achmet, die Krone zu berühren. Und siehe, da der echte Asr den Reif erfaßt, leuchtet der Rubin in strahlendem Licht. Das Volk aber, das den Zauber kennt, huldigt seinem König...

Ein uralter Stoff, neu aber ohne Glück gewandelt. Die Prinzen, die das Geheimnis ihrer hohen Geburt nicht kennen und die plötzlich durch Frauenliebe oder Freundestreue den Weg zum Thron ihrer Väter wieder finden, gehören von jeher zu den Lieblingsgestalten der Romantik. Aber sollen sie uns heute noch Interesse abgewinnen, so müssen sie einen poetischen Duft mitbringen aus dem Lande, in dem unser aller liebste Kinderträume heimisch waren. Sie müssen aber vor allem wahre Prinzen aus Genieland sein und nicht bloß so gesinnungstüchtige junge Männer mit geringelten Heldenlocken und rasselnder Bühnenrhetorik. Es giebt nichts Fürchterlicheres als Gesinnungstüchtigkeit, die an Stelle der Poesie tritt.

Wenn die Wunderkrone von Rûm nicht in den Händen des echten Königs, sondern nur vom echten Poeten berührt, leuchten wollte — ihr Rubin wäre blind und glanzlos geblieben, als Anton von Perfall nach ihr griff. Er mag ein guter Erzähler moderner Stoffe sein; aber im geheimnisvollen Lande der Romantik bleiben ihm Prinz, Krone und Poesie nichts als große Titel für eine kleine Sache.

Denn es ist ein Anderes: das Leben verstehn und schildern, und ein Anderes: den Traum begreifen und bannen; den Traum, der uns hinter duftigem Schleier mit den zarten Farben der Sehnsucht auf dem Hintergrunde nie betretener Länder ein sinniges Gleichnis des Lebens malt.

Rudolf Presber.



Stimmen des In- und Auslandes.

Die Fabel von der Seeschlange.

Es giebt zwar wirkliche, echte, rechte Seeschlangen, die Familie der Hydrophidae mit ihren 50—60 in den Tropen lebenden Arten, aber das sind Tiere von höchstens ein paar Meter Länge; sie haben nichts mit dem Riesentier der Fabel gemein, noch können sie auch nur den Anlaß zu den allsommerlich zur sauren Gurkenzeit wiederkehrenden Erzählungen von ungeheuren Märchenungetümen gegeben haben, die man hier und da gesehen haben wollte.

Was leichtgläubige oder sensationslüsterne Menschen in unseren Tagen dafür hielten, hat sich noch immer als eine Sinnestäuschung entpuppt. So sollte z. B. in der seebeckenartigen Erweiterung des Suldal in Norwegen ein solches Ungetüm gesehen worden sein: es stellte sich heraus, daß größere zusammenhängende Decken von Sägemehl und halbverfaulten Pflanzenteilen, Kiefernadeln, Holzstücken und allerlei Unrat durch die Entwicklung von Gasen vom Boden des Wassers an die Oberfläche gebracht und aufgebläht wurden und so den Rücken eines riesigen Ungeheuers vortäuschten.

Natürlich können solche rein lokalen Beobachtungen noch nicht die Veranlassung zu der schon Jahrhunderte alten Fabel von der Seeschlange gegeben haben.

Zuerst wird dieses Fabelwesen, wie Dr. Schnee im „Zoologischen Garten", Heft 39, mitteilt, von Olaus Magnus 1555 und dann von Nikolaus Gramius erwähnt. Als Vater und eigentlichen Urheber der Seeschlangensage bezeichnet er aber Erik Pontoppidan, gest. 1764, von dem unter anderem die Mitteilung stammt, daß der Leib des Ungetüms braun und so lang sei, daß seine Windungen gleich einer Kette von Oxhoftfässern auf dem Wasser erscheinen. Gleichzeitig beschreibt auch Hans Egede, der Evangelist Grönlands, ein großes Seeungeheuer mit langer Schnauze und sehr großen, flügelartigen „Ohren"; „der hintere Teil war wie eine Schlange"; nach einiger Zeit tauchte das Tier rückwärts ins Wasser und streckte dabei seinen Schwanz etwa eine Schiffslänge vom Kopfe entfernt über die Oberfläche. — Eine an Alter dem Olaus Magnus gleichkommende Darstellung der Seeschlange findet sich, wie H. Reeker in der „Natur" (Nr. 14, 48. Jahrg.) mitteilt, bei dem schweizerischen Naturforscher Konrad Geßner (1516—1565). In seinem, freilich erst 1613 in Heidelberg erschienenen „Schlangenbuch" giebt er uns sogar die Abbildung einer ganz riesigen „Wallschlange", wie sie sich aus einem kleinen Segelschiffe die einzelnen Seeleute als Opfer herausholt.

Weitaus die meisten (ehrlichen) Berichte über die Seeschlange führt Schnee auf die Verwechselung mit riesigen Tintenfischen oder „Kraken" (Cephalopoda) zurück.

Die meisten Arten der Tintenfische haben zwar nur eine Gesamtlänge (Rumpf, Kopf und Tentakeln) von 5 cm bis 1 m und die Berichte von riesigen Tintenfischen, welche kleinere Schiffe gefährden können, hatte man längere Zeit

in das Reich der Fabel verwiesen, bis in den letzten Jahrzehnten indes unzweifelhafte Beweise für die Existenz ungeheuerlicher Cephalopoden geliefert wurden. Am 30. November 1861 traf der französische Aviso „Alekton“ zwischen Tenerifa und Madeira mit einem Tintenfische zusammen, dessen Länge ohne die Arme auf 4 m taxiert wurde. Am 26. Oktober 1873 ward an der Küste von Neufundland ein Cephalopode angespült, dessen Körper nach Prof. Verrill 3,3 m lang und 1 m dick war, während die zwei großen Arme über 10 m lang waren. Wenige Wochen später wurde ein ähnlicher, aber etwas kleinerer Riese dort lebend gefangen, der immerhin fast 11 m Gesamtlänge erreichte. An der genannten Küste haben sich im Laufe der Jahre die Strandungen von Riesentintenfischen infolge von Stürmen wiederholt; die Tiere gehörten zur Gattung Architeuthis; bei einem Exemplare war der Körper 6 m lang; die Arme besaßen eine Länge von 11 m und die Stärke eines Männerarmes.

In diesen riesenhaften Tintenfischen läßt sich sehr oft die wunderbare Seeschlange wiedererkennen. Der Kopf des Fabelwesens war der beim Schwimmen vorausschießende und bei der Wucht des Stoßes oft außer Wasser gelangende Leib des Tintenfisches; die bei vielen „Seeschlangen“ beobachteten „großen Ohren“ oder die „Mähne“ waren die Seitenflossen des Tieres. Die Erzählung Egedes erklärt sich auf diese Weise ganz leicht; der Krake schwamm zuletzt, wohl durch das näher kommende Schiff beunruhigt, fort, wobei einer seiner beiden langen Arme zufällig außer Wasser kam und so den Schwanz der Seeschlange vortäuschte. Was viele dieser Fabelgeschöpfe schon ohne weiteres als Tintenfische charakterisiert, ist die (häufige) Angabe, daß das Wasser dort, wo das Tier gewesen war, eine schwarze Färbung zeigte. Man kann dieses eben nur durch die Entleerung des Tintenbeutels erklären, eines Organes, das bloß bei den Tintenfischen vorkommt und ihnen zu ihrem Namen verholfen hat; es besteht in einem mit langem Kanale neben dem After mündenden Sacke, der ein schwarzes Sekret ausscheidet, welches der Tintenfisch, wenn er verfolgt wird, ausspritzt, um damit weithin das Wasser zu trüben.

Doch sind es nicht stets solche Ungeheuer von Cephalopoden, welche Seeschlangen vortäuschen; auch hinter einander schwimmende Züge von Delphinen, Heringen und anderen Fischen dürften nach Dr. Schnee oft den wahren Kern einer angeblich beobachteten Seeschlange darstellen. Ein nicht geringer Anteil an der Bildung der Seeschlangensage kommt auch den großen Walen des Meeres zu. Diese schwimmen bekanntlich mit sogenannten tummelnden Bewegungen in einer Wellenlinie mit vertikalen Schwanzschlägen, was, aus der Ferne gesehen, sehr leicht den Eindruck eines mächtigen, sich halb unter, halb über Wasser dahinschlängelnden Geschöpfes macht. Ein solcher Wal braucht sich bloß in eine Gegend zu verirren, wo er sonst nicht vorkommt, und die Gelegenheit zur Bildung einer Seeschlangenmäre ist geschaffen. So erzählt Schnee einen hübschen Fall, der sich in den 60er Jahren an der englischen Küste ereignete. Dort zeigte sich mehrere Wochen lang ein Seeungeheuer, so daß die Fischer, die sich bedroht glaubten, um die Absendung eines Kriegsschiffes baten. Das fragliche Tier wurde dann noch vom deutschen Dampfer „Karlsruhe“ aus beobachtet, und die Folge war, daß bald in allen Blättern die neueste Kunde von der Seeschlange zu lesen war. Und doch reicht eine einzige der vom Dampfer aus beobachteten Einzelheiten hin, um das Wesen des angestaunten Tieres zu erkennen: als es

beim Herankommen des Schiffes untertauchte, ward eine große, wagerecht liegende Schwanzflosse sichtbar. Dieses Merkmal kommt eben nur den Walen zu.

Eine wertvolle Ergänzung zu Schnees Ausführungen giebt R. du Bois-Reymond in der „Naturwissenschaftlichen Rundschau". Seine Beobachtungen machte er im Jahre 1890 als Schiffsarzt auf der „Serapis" in der westlichen Ausfahrt der Magellanstraße bei dunstiger Luft und spiegelglatter See. In einem damals geschriebenen Briefe sagt er: „Plötzlich sahen wir in lebhafter Bewegung im Wasser folgendes: Glatt, schwarz und blank! — Alle, mit deren Würde es vereinbar war, tobten vor Erstaunen und Aufregung über diese Seeschlange. Den Kopf sich lang hervorstrecken und umdrehen zu sehen, war ein scheußlicher Anblick, die Bewegung des Wassers schauerlich, wenn man an den ungeheuern Leib dachte." Durch das Fernrohr wurde unser Gewährsmann aber bald eines Besseren belehrt. Es handelte sich um eine Gesellschaft Seelöwen (Otaria). Einer von ihnen streckte seinen spitzen Kopf weit aus dem Wasser hervor und täuschte so den Kopf der Seeschlange vor, während ein anderer ruhig auf dem Rücken liegend (außer der Schnauzenspitze) nur die Vorderbeine bezw. Vorderflossen gekreuzt aus dem Wasser hielt und dadurch den im Bogen aus dem Wasser hervorragenden Teil eines Schlangenleibes markierte. — Diese eigentümliche Stellung scheint für die Seelöwen eine bequeme Ruhelage zu sein; denn du Bois-Reymund beobachtete sie nachher noch bei einem andern Tiere. Aus dem Mitgeteilten kann man entnehmen, daß die Beobachter die Entfernung und folglich auch die Größe der Erscheinung überschätzt hatten. Diese Täuschung kann um so leichter eintreten, als das Merkmal bekannter Größe auf offener See fast ganz fortfällt.



Telepathie.

Die Telepathie ist ein Thema, welches das gewöhnliche Publikum mit Gleichgiltigkeit — wenn nicht mit Verachtung und Spott — zu behandeln geneigt ist. Diese Gesinnung ist durch viele betrügerische und fast immer nutzlose und alberne Vorführungen seitens sogenannter Spiritisten gewissermaßen gerechtfertigt. Jedoch, wenn die Telegraphie ohne Draht eine bewiesene Thatsache ist, und wenn vermittelst der Röntgenstrahlen die innersten Knochen und Muskeln des Körpers photographiert werden können, warum sollte es da dem menschlichen Verstand nicht auch möglich sein, eine hinreichende Erklärung gewisser merkwürdiger, mit der Telepathie zusammenhängender Phänomene zu finden, die, das ist gar nicht mehr zu leugnen, doch eine ziemlich große Rolle in dem Bereiche menschlicher Erfahrung spielen? Wenigstens muß man zugeben, daß es heutzutage nicht mehr an der Zeit ist, mit ablehnendem Skepticismus über diese Phänomene hinwegzugehen.

In der „Methodist Quarterly" bringt Mr. Robert Hind einen höchst interessanten und gedankenvollen Aufsatz über die Telepathie in Bezug auf theo-

logische Erforschung. Nachdem er manche treffenden Beispiele von Gedankenübertragung, deren viele wohlbekannt sind, angeführt hat, schreibt er:

„Angesichts solcher Thatsachen (die man ad libitum vervielfältigen könnte) wird es klar, daß Gedanken und Gefühle und selbst das Sehen von Gegenständen und Ereignissen von einem Gehirn zum andern, ohne die Vermittlung irgend eines der bekannten Organe des Wahrnehmens, übertragen werden können. Was die Art und Weise betrifft, in der uns solche Wahrnehmungen mitgeteilt werden, so können wir darüber noch nichts festsetzen; jedoch ist es wahrscheinlich, daß eine nähere Bekanntschaft mit dem Wesen ätherischer Schwingungen uns helfen wird, dieses Geheimnis zu durchdringen. Obgleich wir die Eigenschaften und den Mechanismus des Aethers noch nicht völlig verstehen, wissen wir gegenwärtig, daß er das Medium der Wärme, des Lichts und der Elektrizität ist, und daß er wahrscheinlich unsern Planeten so leicht durchdringt, wie er es etwa mit einer steinernen Mauer oder mit unserem eigenen Körper thut. Eine sehr geringe Quantität Energie genügt, den Aether anzuregen und eine Wellenbewegung in Gang zu setzen, die mit unerhörter Geschwindigkeit 186 400 Meilen (englische) in der Sekunde zurücklegt. Wenn der Aether nun durch unsern Körper dringt, kann ihn das Gehirn in Bewegung setzen? Dies ist kein schwieriges Problem für den Physiologen. Ohne Molekular-Bewegung können wir nicht denken. Jede Thätigkeit des Gehirns bedingt eine Vibration seiner Atome, welche wiederum eine Erregung des Aethers verursacht und damit eine Wellenbewegung erzeugt, die sich nach allen Richtungen gleichmäßig fortpflanzen kann, und zwar 186 400 englische Meilen die Sekunde. Diese ätherischen Wellen haben eine gewisse Zeitdauer oder Periode der Schwingung. Es kann sein, daß sie auf tausend, selbst Millionen anderer Gehirne treffen, ohne auf sie irgend einen Eindruck zu machen; erreichen sie aber ein Gehirn, daß mit ihnen genau zusammenstimmt (in derselben Höhe oder Periode gestimmt ist), so werden dem Besitzer dieses Gehirns die Gedanken der Person, von welcher die ätherischen Schwingungen ausgingen, kundgethan."

Sollte diese Hypothese bestätigt werden, so ist Mr. Hind der Meinung, daß sie einen großen Einfluß auf die theologische Forschung ausüben wird: „Diese Entdeckung könnte theologisches Denken in all seinen Beziehungen beeinflussen, unsere Vorstellungen von dem Wesen Gottes und seiner Art, seine Absichten auszuführen, bis zu den kleinsten Einzelheiten des ethischen Gesetzes. Zum Beispiel, wie viel bedeutungsvoller und wichtiger würde das Prinzip, welches der Bergpredigt zu Grunde liegt, im Lichte der Telepathie! Christus besteht auf der Notwendigkeit, das Herz aufrichtig und die Gedanken rein zu halten. Seine Gebote in betreff dieses Punktes sind so streng und anspruchsvoll, daß man auf unüberwindlich scheinende Schwierigkeiten stößt, will man sie vernunftgemäß erklären. Den Aerger gegen den Bruder betrachtet er als eben so strafwürdig und abscheulich, wie den Mord, den ehebrecherischen Gedanken als eben so sündhaft wie die wirklich ausgeführte That, und diese Lehren des Heilands sind unzweifelhaft leichter zu verstehen, wenn wir die Erscheinungen der Telepathie als Thatsache annehmen. Zugegeben, daß jede Bewegung des Gehirns eine Reihenfolge ätherischer Schwingungen erzeugt, und daß irgend ein Mensch (sei er weit entfernt oder in der Nähe), dessen Gehirn zur selben Höhe gestimmt ist, d. h. der von demselben Gefühl berührt wird, dadurch besonders empfänglich

für diese Schwingungen wird, so ist es klar, daß unsere geistigen Thätigkeiten nicht nur einen großen Einfluß auf unseren eignen Charakter ausüben, sondern auch einen wichtigen Faktor in der Handlungsweise unserer Mitmenschen bilden mögen. Zum Beispiel: es ist jemand eines Tags so fürchterlich erzürnt auf seinen Nachbar, daß er ihn töten würde, wenn nicht Furcht vor dem Gesetz und der öffentlichen Meinung ihn zurückhielte. Seine Wut beschwichtigt sich, und er gedenkt ihrer nicht mehr. Den folgenden Tag aber liest er in den Zeitungen, daß in einer andern Gegend ein abscheulicher Mord begangen worden ist, und zwar zur selben Stunde seines Zornes-Ausbruchs. Er sieht keinen Zusammenhang zwischen den beiden Ereignissen; doch war er es, dessen Wut die ätherischen Schwingungen in Bewegung setzte, die auf das Gehirn des Mörders schlugen und seinen verbrecherischen Trieb verstärkten.

Oder, er giebt sich unreinen Gedanken hin, ohne ein wirkliches Unrecht zu thun; ein zweiter Mensch aber, der weniger Selbstbeherrschung hat, beeinflußt von den Aetherschwingungen, welche jener Erste verursachte, begeht die schändliche That. Demnach sind wir für das Thun und Lassen unsrer Mitmenschen in einem viel weiteren Sinne, als wir es uns bis jetzt vorgestellt hatten, verantwortlich, und üben auf sie beständig einen guten oder bösen Einfluß aus.

Auf keine Seite der Religion wirft die Telepathie ein größeres Licht, als auf das Gebet. Die Erfahrung der Diener Gottes zu allen Zeiten beweist, daß die Gewährung spezieller Wohlthaten vom Maße der Inbrunst, womit Menschen sie verlangen, abhängt. Daher könnten wir schließen, daß gerade dieses inbrünstige Verlangen des Beters nötig ist, um die Bedingungen hervorzurufen, welche die Erhörung seiner Bitte ermöglichen. In England giebt es viele wohlthätige Anstalten, die allein durch freiwillige Subskriptionen unterhalten werden. Oefters tritt eine Krisis in ihrer finanziellen Lage ein, die durch den unerwarteten rechtzeitigen Empfang von Banknoten u. s. w. überstanden wird, und die Leiter dieser Anstalten sehen darin eine direkte Antwort auf ihre dringenden, glaubensvollen Gebete. Da aber der Herr die Menschen beeinflussen kann, dergleichen gute Werke zu unterstützen, warum sollte er erst dies inbrünstige Flehen erheischen, bevor solche Freigebigkeit sich bethätigt? Kann es wohl sein, daß dabei ein von diesem Resultat begleitetes Naturgesetz zur Geltung kommt, das nur durch das Gebet ausgelöst wird? Daß das dringende Verlangen des einen wohlthätigen Menschen nötig ist, um die ätherischen Schwingungen zu erzeugen, welche die Freigebigkeit eines Zweiten erwecken?

Die Existenz eines derartigen Naturgesetzes würde auch ein neues Licht auf unser Verständnis der Person und der Werke unseres Herrn Jesu Christi werfen, und viele seiner Worte und Werke würden auf der Basis der Telepathie ganz einfach und naturgemäß erscheinen. Christus war — telepathisch ausgedrückt — ein großer Gedankenleser. Nicht nur kannte er das Wesen des Menschen in generischem Sinne, sondern auch den Charakter jedes einzelnen Individuums. Wie oft hat er uns das bewiesen! Zum Beispiel, als er die ersten zwei Jünger zu sich rief, hatte er noch kein Wort mit ihnen gewechselt; doch als sie, von unbestimmten und unerklärlichen Gefühlen bewogen, eines Tages ihm auf dem Fuße nachfolgten, kehrte er plötzlich um, und weil er in ihren Seelen bis auf den Grund gelesen hatte, befähigte er sie, sich selbst zu verstehen, und ihr dunkles Sehnen wurde zu einem bestimmten und klaren Verlangen.

Auch in den Fällen von Simon Peter, von Nathanael, von Nikodemus, von der Frau von Samaria, von Thomas, von Simon dem Aussätzigen, kurz von all denen, die zur Belehrung und Heilung zu ihm kamen, sowie von denen, die ihn zu verschiedenen Zeiten zu überlisten suchten, haben wir Beweise seiner wunderbaren Fähigkeit, die Gedanken der Menschen zu durchschauen. Auch beeinträchtigt es die Herrlichkeit seiner Gottheit durchaus nicht, wenn wir annehmen, daß er sein Wirken mit Vorliebe innerhalb der Grenzen der Naturgesetze beschränkte, denn auch diese sind ja göttlichen Ursprungs, der Ausfluß des Geistes Gottes, und seinem Wesen gemäß.

Könnte nicht diese Hypothese auch Anwendung auf die Wunderthaten Christi finden und eine sorgfältige Untersuchung die Ansicht bestätigen, daß viele von ihnen auf telepathischem Einfluß beruhen? Selbst die Bedingungen, die er den zu Heilenden stellte, begünstigen diese Ansicht. Immer begehrt er Glauben von seiten des Leidenden oder seiner Freunde, und in manchen Fällen schreibt er nach vollbrachter Heilung diese direkt dem Glauben des Kranken zu. Ein hervorragendes Beispiel finden wir in Mark. 9, 14—29. „So du kannst," sagt der Vater des leidenden Knaben, „habe Mitleid mit uns und helfe uns!" Und Jesus antwortete ihm: „So du glauben kannst, alles ist dem möglich, der glaubet" — als ob er, überrascht von dem in der Bitte angedeuteten Zweifel, sagen wollte: „Es hängt nicht von meiner Fähigkeit ab, sondern von deinem Glauben. Hast du Glauben, so ist das scheinbar Schwierigste möglich; ohne ihn kann sogar meine Macht dir nicht helfen." Ueberdies, steht es nicht ausdrücklich geschrieben, daß er in Gadara nicht viele mächtige Werke vollbringen konnte wegen des Unglaubens des Volkes?

Daraus müssen wir schließen, daß der Glaube einen seelischen Zustand befördert, wodurch die Fähigkeit des einen Gehirns, die Eingebungen eines zweiten zu empfangen, bedeutend vergrößert wird. Wir wissen, daß Christus beständig suchte, den Körper durch den Geist zu beeinflussen. Zum Paralytischen sagte er zuerst: „Mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben, sei guten Mutes" — als ob der Mann durch die Reue über seine Sünden körperlich litte, und erst als seine geistige Bedrückung gehoben war, erfolgte die Heilung.

Das Obige ist natürlich alles hypothetisch, doch weder unwahrscheinlich, noch unmöglich, noch tritt diese Auffassung der Wunder Christi dem Glauben an die Gottheit seiner Persönlichkeit zu nahe. Die Telepathie in ihrem jetzigen Stadium deutet nur eine Richtung an, in der zukünftige theologische Forschung manches bisher Unerklärbare im Wesen und Wirken des Heilands auslegen mag, und verdient deshalb die ernste Aufmerksamkeit jedes Suchers nach der Wahrheit.

Lmc.





Nationalcharaktere.

Den Lesern dieser Zeitschrift dürfte es nicht uninteressant sein, zu dem Aufsatze Gagliardi's in Nr. 5 (Februar) über Paolo Mantegazza's „Nationalcharaktere“ das Folgende heranzuziehen.

In einer „Nouvelle Et Parfaite Grammaire Royale Françoise Et Allemande“, „bisher unter dem Nahmen des Herrn des Pepliers vielmals herausgegeben, gegenwärtig aber durchgehends aus des berühmten Französischen Jesuiten, Hn. Buffier, und anderer Gelehrten Anmerkungen auf das fleißigste verbessert“, aus dem Jahre 1763, „bey M. G. Weidmanns Erben und Reich“ in Leipzig erschienen, findet sich u. a. ein höchst interessanter Abschnitt, überschrieben: „Art und Kennzeichen der Franzosen, Teutschen, Italiäner, Spanier und Engelländer“. Dieses Kapitel, welches, in französischer und deutscher Sprache, offenbar nur als Zusammenstellung von Vokabeln diente, bietet einen witzigen und geistvollen Beitrag zur Völkerpsychologie, der Wissenschaft von den Nationalcharakteren. Eines solchen anregenden und fesselnden Stoffes entbehren meistens die öden, braven Schulgrammatiken unserer Zeit, was vielleicht nicht vom pädagogisch-philologischen, wohl aber von allgemeinerem Standpunkt aus zu bedauern ist. Andererseits beweist diese Zusammenstellung auch, daß man nicht nur heute für die nationalen Eigenschaften der Völker sich interessiert, sondern auch schon im vorigen Jahrhundert, wenn auch nicht in wissenschaftlicher Weise, Völkerpsychologie getrieben wurde. Ob für unseren Abschnitt eine ältere Quelle vorlag, konnte ich leider nicht ermitteln.

Ich lasse nun die „Art und Kennzeichen“ selber für sich reden, bemerke nur noch, daß ich sie in deutscher Sprache und nur in den seltensten Fällen auch französisch anführe, obwohl das Französische im Buche selbst voran steht.

1. In Gebräuchen.

Der Franzose ist höflich.
Der Teutsche aufrichtig.
Der Italiener manierlich.
Der Spanier höhnisch.
Der Engelländer hochmüthig.

2. Vom Leibe.

Der Franzos ist hurtig.
Der Teutsche groß und wohlgestalt.
Der Italiener mittelmäßig.
Der Spanier klein.
Der Engelländer ansehnlich.

3. In der Kleidung.

Der Franzos bringet was neues auf.
Der Teutsche affet nach.
Der Italiener ist knauserich.
Der Spanier räthlich (menager).
Der Engelländer prächtig.

4. In der Kost.

Der Franzos ist leckerhaftig.
Der Teutsche prächtig (splendide).
Der Italiener mäßig.
Der Spanier sparsam.
Der Engelländer verschwenderisch.

5. Am Gemüthe.

Der Franzos scherzet gern.
Der Teutsche ist gesprächig (affable).
Der Italiener willfährig.
Der Spanier ernsthaft.
Der Engelländer veränderlich.

6. In der Schönheit.

Der Franzos ist schön.
Der Teutsche giebt ihm nichts nach.
Der Italiener ist weder schön noch heßlich.
Der Spanier ist etwas ungestalt.
Der Engelländer kommt den Engeln bey.

7. In Rathschlägen.

Der Franzos ist geschwind.
Der Teutsche standhaft und scharfsinnig.
Der Italiener tiefsinnig (subtil).
Der Spanier behutsam.
Der Engelländer verwegen.

8. Im Schreiben.

Der Franzos redet wohl, u. schreibet besser.
Der Teutsche giebt ihm nichts nach.
Der Italiener gründlich.
Der Spanier wenig, aber gut.
Der Engelländer gelehrt.

9. In Wissenschaften.

Der Franzos weiß von allem etwas.
Der Teutsche ist Meister.
Der Italiener gelehrt.
Der Spanier gründlich.
Der Engelländer ein guter Philosophus.

10. In der Religion.

Der Franzos ist eifrig (zélé).
Der Teutsche gottesfürchtig.
Der Italiener hält über Ceremonien.
Der Spanier ist abergläubisch.
Der Engelländer andächtig.

11. In Unternehmungen.

Der Franzos ist muthig.
Der Teutsche wie ein Adler.
Der Italiener wie ein Fuchs.
Der Spanier tapfer.
Der Engelländer wie ein Löwe.

12. Im Dienstleisten.

Der Franzos machet Complimente.
Der Teutsche ist getreu.
Der Italiener ist ehrerbietig.
Der Spanier unterthänig.
Der Engelländer knechtisch.

13. Im Ehestande.

Der Franzos ist frey.
Der Teutsche Herr.
Der Italiäner ein Kerkermeister.
Der Spanier ein Tyrann.
Der Engelländer ein Knecht.

14. Die Weiber.

In Frankreich sind sie stolz.
In Teutschland häuslich.
In Italien gefangen und böse.
In Spanien Sclavinnen und verliebt.
In Engelland Königinnen und unbändig.

15. Im Reden.

Der Franzose singt. Der Teutsche röchelt. Der Italiäner zischt.
Der Spanier redet im Gewicht (déclame). Der Engelländer heulet.

Ob diese Charakteristiken wohl heute nicht mehr zutreffen? Ich möchte das bezweifeln. Der Charakter der Völker bleibt so lange derselbe, als sie mit eigener Sprache, eigener Sitte, eigener Kultur bestehen und sich entwickeln.

Karl Mayer.





Friedenskongreß und Selbstkritik. — Die Verwundeten des nächsten Krieges. — Das „rasierende Orakel“.

Der „ewige Friede“ ist natürlich ein Ideal; Ideale aber, die sich verwirklichen ließen, wären keine. Hebt das nun unsere Verpflichtung auf, Idealen zuzustreben? So, glaube ich, muß man die Frage stellen, wenn man über den gegenwärtig im Haag tagenden „Friedenskongreß“ ein allgemeines, grundsätzliches Urteil gewinnen will. Es ist ja wirklich nichts wohlfeiler, als über die ganze Idee die Lauge seines überlegenen Hohnes auszugießen. Wer kennt sie nicht, die Redensarten von der unvollkommenen menschlichen Natur, die der blutigen Gewalt nicht entraten könne! Es lebt sich bequem und angenehm auf solchen sicheren Gemeinplätzen, solchen Asylen — ewigen Gedankenfriedens!

Ob der gegenwärtige Kongreß einen erkennbaren Fortschritt in der Richtung seiner Aufgabe erzielen wird, ist eine besondere Frage, die von der allgemeinen getrennt werden muß. Es werden noch manche solche Kongresse stattfinden und ohne greifbare Ergebnisse — wenigstens in der Hauptsache — verlaufen. Werden sie deshalb nutzlos gewesen sein? Wird die Menschheit nicht schließlich doch dem Ideale näher kommen? Mag sein, daß die „hohe Politik“ auch diesen Gedanken, wie schon so viele andere edelstem menschlichen Sehnen entsprossene, nur dazu benutzt, ihn in sein Gegenteil zu verkehren, in den Dienst chauvinistischen Egoismus zu stellen — verliert er dadurch an seiner inneren Berechtigung? Es gehört kein sonderlicher Scharfsinn dazu, den Verlauf der Kongreßverhandlungen schon heute in den allgemeinen Umrissen zu bestimmen, darin aber liegt doch viel mehr eine Kritik des gegenwärtigen Zustandes der menschlichen Gesellschaft, als eine solche des mit so vielem Behagen, mit so viel unbewußter — Selbsterkenntnis bespöttelten Gedankens.

* * *

Wer sich das Schlachtfeld des künftigen Krieges, wie es voraussichtlich aussehen wird, nur einigermaßen vorzustellen versucht, dem erstarrt wohl das Hohnlächeln über die Friedensbestrebungen auf den Lippen. Die „Neue Zeit“ (Nr. 33, XVII. Jahrg., II. Bd.) enthält darüber eine beachtenswerte Studie von J. Karski

Der Schutz der Kriegsverwundeten — ich gebe hier das Wesentlichste des Aufsatzes im Auszuge wieder — hat bekanntlich nach einer langdauernden Agitation, an welcher viele der trefflichsten Männer in allen Ländern teilnahmen, eine Regelung in der Genfer Konvention von 1864 gefunden. Aber die Bestimmungen jener Konvention sind in vielen Punkten als ungenügend von vornherein erkannt worden, die Herren Strategen waren indessen zu weiteren Zugeständnissen an die Humanität nicht zu haben. Im Kriege von 1866 machten sich die Uebelstände derart bemerkbar, daß eine Revision unbedingt nötig wurde, und infolge dessen wurden 1868 einige weitere Zusatzartikel aufgestellt, jedoch sind dieselben niemals ratifiziert worden, und es bedarf eines besonderen Vertrages beim Ausbruch eines Krieges, wenn sie in Geltung treten sollen. Geschieht es nicht, dann ist nur jene ungenügende Konvention von 1864 bindend, was für die Verwundeten im Landkriege eine Verschlimmerung der Lage bedeutet, während die Verwundeten im Seekriege ohne jeden Schutz bleiben, weil eben die Konvention von 1864 sich nicht auf den Seekrieg bezieht. In dem neuesten Lehrbuche über „Völkerrecht" von Prof. Franz v. Liszt (1898) heißt es denn auch konsequent: „Die Genfer Konvention von 1864 mit den Zusätzen von 1868 findet auf den Seekrieg keine Anwendung, soweit sich die Kriegführenden nicht besonders zu ihrer Beobachtung verpflichten. Auch Schiffe, die mit der Ueberführung von Verwundeten beauftragt sind, unterliegen mithin der Beschießung und der Wegnahme."

Ein Arzt, der den Krieg von 1870/71 mitgemacht hat und daher aus Erfahrung spricht, der bayerische Generalarzt Dr. Julius Port, hat in einem Büchlein: „Den Kriegsverwundeten ihr Recht" (Stuttgart 1896), scharfe Klagen gegen den bestehenden Zustand erhoben, weil er seine „Seele entlasten" will und um, wie er sagt, „die in langjährigem Wirken für die Verwundeten gewonnene Einsicht in die Bedürfnisse des Sanitätsdienstes nicht in mir absterben zu lassen."

„Es ist sehr auffallend" — heißt es in dem Schlußworte —, „daß in den fünfundzwanzig Jahren, welche seit dem letzten Kriege verflossen sind, und welche in Bezug auf die Bewaffnung eine Periode der vollständigen Umwälzung darstellen, in der Sanitätsorganisation keine nennenswerten Fortschritte zu verzeichnen sind. Daß die Amerikaner (im Secessionskriege 1861 bis 1864) so Großartiges im Kriegssanitätswesen leisten konnten, verdankten sie neben ihrer angeborenen Energie vor allem dem Mangel an zünftigen Strategen. Diese sind die Gegner der Vervollkommnung des Sanitätswesens. Sie verweigern uns (den Aerzten) die Mittel zur Leistung einer ausgiebigen und raschen Hilfe, weil sie glauben, daß dadurch die Kriegführung beeinträchtigt wird. Von dieser veralteten und durchaus unrichtigen Tradition waren die amerikanischen Strategen frei. Diese unberechtigten Zunftüberlieferungen müssen fallen, damit auch bei uns das Sanitätswesen sich frei entwickeln kann." Und das wird um so notwendiger sein, als die Lage der Kriegsverwundeten in einem Kriege mit modernen

Waffen und der entsprechend geänderten Taktik eine geradezu verzweifelte, im Vergleich zu früher unendlich traurige sein wird. — Vor allem kommt hier die furchtbare Wirkung der kleinkalibrigen Gewehrgeschosse in Betracht.

Das Gerede von dem „humanen Geschoß" hat sich längst als falsch herausgestellt, die grundlegenden Untersuchungen des Generalstabsarztes der preußischen Armee, Professor von Coler, wie des schweizerischen Militärarztes Bircher und des österreichischen Militärarztes Habart lassen keine Zweifel mehr in dieser Beziehung. — Die Ergebnisse sind kurz in Folgendem zusammenzufassen: Die Durchschlagskraft der Geschosse ist eine so gewaltige, daß sie große Knochen noch auf eine Entfernung zermalmen, auf die die alten Geschosse gar nicht heranreichten. Während z. B. die Bleikugeln des Zündnadelgewehres auf 800 Meter einen Menschenschädel nicht mehr zu durchschlagen vermochten, sondern in der Schädeldecke stecken blieben, durchschlägt das Stahlmantelgeschoß des Achtmillimetergewehres einen Schädel noch auf die Entfernung von 2000 Meter. Bei einer Entfernung von 50 bis 100 Meter wird der Schädel in winzige Splitter zerschlagen und die ganze Hirnmasse wird von einem einzigen der winzigen Geschosse zu Brei zermalmt. Kein Wunder, wenn in Anbetracht derartiger Wirkungen in allen neuen Kriegen die Gegner sich gegenseitig der Verwendung kleinkalibriger Explosivgeschosse anklagen. Es stellt sich eben heraus, daß das moderne Geschoß infolge der gewaltigen lebendigen Kraft, welche ihm das starke neue Stickstoffpulver verleiht, wie ein Explosivstoff wirkt. Bircher hat diese Wirkung durch ein sehr einfaches Experiment nachgewiesen: er nahm mit Wasser gefüllte Blechgefäße und durchschoß sie, indem er die Ladung verstärkte, also die Anfangsgeschwindigkeit des Geschosses erhöhte. Bei einer Anfangsgeschwindigkeit von 200 Meter waren Einschuß- und Ausschußöffnung nahezu gleich, bei 300 Meter wurde ein kleines Einschußloch gebohrt, aber die gegenüberliegende Wand des Gefäßes wurde herausgerissen, bei 400 Meter wurde das Gefäß gesprengt. Die Erklärung ist leicht gefunden: die in dem Gefäße enthaltene Flüssigkeit übte infolge des Anpralls einen hydraulischen Druck in der Richtung der Schußlinie auf die Hinterwand aus, so daß nicht nur das Geschoß, sondern auch die Flüssigkeitspartikel auf sie einwirkten, respektive sie zerstörten; je größer die Anfangsgeschwindigkeit, desto größer natürlich dieser hydräulische Druck. Der Schädel stellt nun genau ein mit Flüssigkeit gefülltes Gefäß dar und daher die Wirkung. — Ganz analog verhält es sich aber mit einem Schusse, der den Körper an einer beliebigen Stelle trifft: der ganze Körper besteht aus einem System mit Flüssigkeit gefüllter Gefäße und überall muß bei genügend starkem Anpralle der hydraulische Druck eintreten. Es entstehen daher Wunden mit kleinen Einschußöffnungen, aber mit weiten Ausschußöffnungen, deren zerfetzte Ränder auseinander klappen. Es ist also klar, welche Wirkung die durch das neue Pulver bedeutend gesteigerte Anfangsgeschwindigkeit der Geschosse haben muß: das Geschoß durchschneidet die Blutgefäße nicht, es sprengt sie auseinander, und die Folge ist — furchtbare innere Blutung; das Geschoß, welches Herz, Lunge,

Leber, Milz oder Magen trifft, sprengt diese Organe auseinander. — Dazu kommt ein weiteres: das alte Bleigeschoß blieb, wenn es Knochen traf, darin stecken oder spaltete sie in einige Teile, das harte Stahlmantelgeschoß mit seiner erhöhten Anfangsgeschwindigkeit zermalmt und zersplittert die Knochen. Diese Wirkung wurde von F. Smith experimental untersucht, indem er Pferdeknochen aus verschiedener Entfernung beschoß. Bei Distanzen bis zu 800 Yards (720 Meter) wurden die Knochen pulverisiert oder in winzige Splitter zerschlagen; bei größerer Distanz wurden die Splitter größer, aber stets wurden sie noch gänzlich von einander getrennt; erst bei Distanzen über 1000 Yards blieben die einzelnen Splitter miteinander verbunden. Später wurden derartige Versuche wiederholt, und auch hier ergab sich die Geschoßwirkung: das Knochenmark übt hydraulischen Druck und die großen Knochen werden daher auseinander gesprengt. Die Folgen liegen abermals auf der Hand: die winzigen, gänzlich voneinander getrennten Knochensplitter dringen tief in die Weichteile ein, zerfetzen die in der Nähe der Knochen stets in großer Menge befindlichen Muskeln und Blutgefäße, wodurch furchtbare Wunden entstehen.

Auch die Annahme, daß die harten Stahlmantelgeschosse weniger deformiert werden als die Bleikugeln, und daß sie einen runden, glatten Schießkanal ergeben, hat sich als falsch erwiesen. Das moderne Geschoß dreht sich infolge des gezogenen Gewehrlaufs um seine Achse, und die Zahl dieser Drehungen pro Sekunde ist bei den modernen Gewehren und bei Anwendung der neuen Pulverarten größer geworden. Nach Berechnung des Generals Rohne machte das Geschoß des deutschen Gewehrs von 1870 791 Drehungen um die eigene Achse pro Sekunde, wobei die Schnelligkeit an der Oberfläche 27 Meter pro Sekunde betrug; das Gewehrmodell 1888 verleiht dem Geschoß 2625 Drehungen und die Schnelligkeit an der Oberfläche beträgt 65 Meter. Die Folge davon ist: wenn ein solches Geschoß in seinem Laufe auf einen Körper trifft, so muß es infolge dieser Drehung um die eigene Achse die Richtung ändern. Prallt es z. B. perpendikulär an, so dringt es nicht in perpendikulärer Richtung ein, sondern unter einem bestimmten Neigungswinkel. Diese Drehung des Geschosses veranlaßt auch, daß es beim Durchdringen von Stoffen von verschiedener Dichtigkeit seine Richtung ändert, daß also im menschlichen Körper, wo diese Bedingung stets gegeben ist, das Geschoß sich nicht in gerader, sondern in mehr oder minder schiefer Linie einbohrt. Dadurch nun, daß die Spitze des Geschosses härter ist als die Seitenwände, wird bei einer solchen Fortbewegung fast immer eine Deformation eintreten, der harte Stahlmantel zerspringt in Splitter, der Bleikern wird gänzlich deformiert. Die Folge ist abermals die, daß die Gewebe im weiten Umkreis vom Schußkanal zerfetzt werden. Eine noch größere Deformierung findet statt bei Rikoschetschüssen, d. h. in Fällen, wo das Geschoß an irgend einen Gegenstand anprallt und dann erst in den Körper eines Menschen dringt. Derartige Schüsse wirken, als wenn mit gehacktem Blei geschossen worden wäre, weil das deformierte Geschoß als scharfkantiger Körper in die Wunde dringt.

Schließlich ist auch die Ansicht, daß der Wundkanal bei dem modernen Geschoß rein bleibe, nicht durch mitgerissene Fasern der Kleidungsstoffe infiziert werde, als falsch erwiesen. Schon v. Coler erkannte bei seinen Versuchen, daß bei Schüssen auf große Distanz Stofflappen in die Wunde gerissen wurden. 1897 veröffentlichte dann der österreichische Regimentsarzt Justyn Karlinski im „Zentralblatt für Bakteriologie" die Ergebnisse von Versuchen, die er anstellte, indem er Kaninchen mit künstlich infizierten Tuchlappen, Stücken alter Uniformen, Wäsche ꝛc. umband und dann ihnen Schußwunden beibrachte. Das Ergebnis ist folgendes: In nahezu allen Fällen trat Infektion der Wunde ein; war ein Bleigeschoß verwendet, so wurden wohl mikroskopisch sichtbare Tuchteile in den Schußkanal hineingerissen, bei Mantelgeschossen waren solche Stücke niemals sichtbar; bei der mikroskopischen Untersuchung aber fanden sich Tuchfäserchen stets in der unverletzten Umgebung des Schußkanals. Karlinski schließt: „Ich sehe mich daher genötigt, den mitgerissenen feinen, manchmal weit von dem Schußkanal hineingejagten Stofffasern, an welchen Eiterungserreger hafteten, die Entstehung der disseminierten Abscesse (zerstreuten Eiterherde) in der Umgebung des Schußkanals, gegen die selbst die sorgfältigste Desinfektion des Schußkanals nicht aufkommen kann, zuzuschreiben. Das Vorhandensein von Eiterungserregern an Kleidungsstücken gehört nach meinen bisherigen Untersuchungen keinesfalls zu Seltenheiten, wie dies bei der oft konstatierten Ubiquität (Allgegenwart) dieser Keime selbstverständlich ist."

Man versteht darnach die Worte Kochers auf dem medizinischen Kongreß in Rom, wenn er sagt, die Wirkung der modernen Geschosse habe die „Grenze des sittlich Zulässigen bereits überschritten".

Aber die gesteigerte verheerende Wirkung der Geschosse ist nicht das einzige, was in Betracht kommt. Man nehme hinzu die vergrößerte Rasanz und Tragweite derselben, die furchtbare Durchschlagskraft — ein Geschoß kann vier bis fünf menschliche Körper hintereinander durchschlagen — und die vergrößerte Patronenzahl, die der einzelne Schütze mit sich bringt, und es ergiebt sich mit absoluter Sicherheit der Schluß: die Zahl der Verwundeten wird in einem zukünftigen Kriege unvergleichlich größer sein als in früheren, und diese Wunden werden ungleich schwerer, ungleich lebensgefährlicher, ungleich schwieriger zu heilen sein. Daher wäre es erste Pflicht, dafür zu sorgen, daß den unglücklichen Opfern des Krieges in ausgiebigem Maße Hilfe zu teil wird.

Dagegen belehrt uns Port, daß das Sanitätswesen in den letzten Jahren gar keine Fortschritte gemacht habe.

Ein Stillstand ist aber hier unbedingt ein eklatanter Rückschritt, erstens infolge der eben besprochenen furchtbaren Wirkung der Waffen, zweitens — und dies kommt ganz besonders in Betracht — infolge der veränderten Taktik.

In Bezug auf die letztere Frage — Einfluß der Taktik auf das Sanitätswesen — kommen folgende Gesichtspunkte in Betracht:

1. Die Schlachtfelder der Zukunft, auf denen riesige Armeen sich gegen-

überstehen, die mit furchtbar weittragenden Schießwaffen ausgerüstet sind, werden ungeheuerliche Ausdehnung annehmen müssen, was unbedingt den Sanitätsdienst erschweren muß.

2. Infolge der mörderischen Wirkung der Geschütze und Geschosse werden die Frontlinien der einzelnen Truppenteile sehr ausgedehnt, was abermals den Sanitätsdienst erschwert. Port äußert sich hierzu folgendermaßen: „Die Breitenausdehnung eines Bataillons in Schützenlinie beträgt 400 bis 500 Meter. Hinter dieser langen Front hin- und herzuspringen, ist ohne Aluminiumschild nicht wohl angängig, weil alles, was den Kopf unvorsichtig in die Höhe regt, weggeschossen wird. Auf eine Strecke von 500 Meter müßten wenigstens zehn Aerzte verteilt werden, wenn sie mit einiger Aussicht auf Erfolg ihr Revier abkriechen sollen. Wo kaum zehn Aerzte ausreichen, ist mit einem einzigen Arzte gar nichts geholfen; er markiert bloß Hilfe, was ebenso gut durch eine Tafel mit rotem Kreuze geschehen könnte.“ Port verwirft deshalb unbedingt das veraltete Reglement, welches bestimmt, daß die Aerzte die Truppe in die Feuerlinie begleiten sollen, und verlangt Vermehrung der Aerzte und Truppenverbandsplätze. „Die Truppenärzte“ — sagt er — „müssen unter Entbindung von der Verpflichtung, sich außerhalb ihres ärztlichen Berufs noch extra als Helden und als moralische Stützen zu präsentieren, ausschließlich zu Hilfszwecken und ausschließlich an Orten verwendet werden, wo sie etwas leisten können. . . . Die Verwundung eines unnützen ärztlichen Statisten in der Feuerlinie kann nur ein mitleidiges Achselzucken hervorrufen.“ Warum, fragt man sich, besteht nun jene kuriose Verordnung, die die Aerzte zwingt, „Hilfe zu markieren“, wo sie keine leisten können? Weil es den Herren Strategen eben auf dieses Markieren ankomme, dem Soldaten solle der Glaube an Hilfe beigebracht werden, um ihm Mut zu machen; was dann aus ihm wird, sei gleichgiltig, und zu wirklichen Reformen, bedeutender Vermehrung der Aerzte und des Sanitätspersonals, seien die Herren nicht zu haben.

3. Die gesteigerte Wirkung der Feuerwaffen führt dazu, daß die Deckung in Zukunft die größte Bedeutung erhält. Port sagt: „Bis die Schildfrage gelöst ist, bleibt nichts übrig, als die Schlachten nach Vierfüßlerart zu schlagen, katzenartig auf dem Boden fortzukriechen, maulwurfsartig sich in den Boden einzuwühlen.“ Nun denke man sich die Schwierigkeit bei Absuchung des Schlachtfelds, wenn man in den Laufgräben, hinter Bäumen, in Furchen rc. die Verwundeten aufsuchen muß. Eine Aufgabe, die nur dann mit einiger Aussicht auf Erfolg unternommen werden könnte, wenn das Sanitätsdienstpersonal doppelt und dreifach so stark wäre, als es heute ist.

Port erzählt dabei, wie er beim Absuchen des Schlachtfelds bei Wörth gewahr wurde, daß die Turkos die Leichen ihrer Kameraden zu Wällen anhäuften, um so eine Brustwehr zu bilden; er tröstete sich mit dem Gedanken, daß derartige Kriegsbräuche nur den Turkos eigen sind. „Heute“, sagt er, „bin ich über die Leichenwälle nicht mehr so beruhigt, wie vor fünfundzwanzig Jahren. Ich fürchte jetzt, daß sie in künftigen Kriegen auch bei uns Mode werden.“ Er

behauptet nämlich folgendes: „Der Schützengraben führt fast mit Notwendigkeit zum Leichenwall. Man denke sich eine Verteidigungsstellung mit flüchtig ausgehobenen Schützengräben, die in der Eile nicht mit rückwärtigen Verbindungsgräben versehen werden konnten, so daß die Verstärkungen, die nach und nach zu der ersten Besatzung der Schützengräben herangezogen werden müssen, ein ungedecktes, dabei aber von Kugeln scharf bestrichenes Gelände zu überschreiten haben. Sie werden das im wildesten Laufe thun und blindlings in die Schützengräben hineinspringen, wobei für die Gesunden und die Verwundeten, die im Graben liegen, zahlreiche Fußtritte von derbster Art abfallen werden. Sobald sich im Schützengraben die Leichen in störender Weise angesammelt haben, müssen sie notgedrungen hinausgeworfen werden. Nach rückwärts kann das nicht geschehen, weil dadurch das Nachrücken der Reserven erschwert würde, es geschieht also vorwärts, wobei sich von selbst der Vorteil der Verstärkung der Brustwehr ergiebt. Wenn bei dieser Gelegenheit ein noch Lebender mit hinausfliegt, so ist das eigentlich ein Glück für ihn, denn auf der Brustwehr erhält er vom Feinde bald die Gnadenkugel, während er im Graben wahrscheinlich weniger schnell totgetreten wird. Das ist so ungefähr das Bild des Krieges der Zukunft, wie es sich wohl nicht immer, aber doch recht häufig gestalten wird. Wir sind damit auf der tiefsten Stufe der Roheit angekommen; ein noch tieferes Herabsinken ist vorderhand wenigstens nicht denkbar. Wenn das die letzten Früchte der Zivilisation sind, so war es wirklich nicht der Mühe wert, den Naturzustand zu verlassen, denn im Vergleich zu dieser Kulturroheit war die natürliche Rohheit eine paradiesische Unschuld."

4. Infolge der Tragweite der Geschütze und Gewehre ist es unbedingt notwendig, die Verbandsplätze sehr weit von der Kampfeslinie zu verlegen, damit sie außer Schußweite kommen, je weiter aber der Verbandsplatz gelegen ist, desto mehr Träger sind notwendig, um die Verwundeten hinzubringen; genügt die Zahl dieser Träger nicht, so bleiben die Verwundeten über Nacht auf dem Felde, wo sie, wenn sie nicht verbluten, erfrieren oder verschmachten. Aber damit ist dieser Punkt noch nicht erledigt: auf den Verbandsplätzen, die im freien Felde errichtet sind, soll und kann den Verwundeten nur die erste Hilfe geleistet werden, dann müssen sie so bald als möglich nach den Lazaretten transportiert werden, die durchaus außerhalb der Gefahr gelegen, also weit vom Schlachtfeld entfernt sein müssen. Je schneller also der Transport vor sich geht, desto besser, denn nicht nur die Versorgung der Verwundeten kommt hier in Frage, sondern auch ihre Sicherheit. „Wenn ein mit Verwundeten vollgepfropfter Verbandsplatz beschossen wird, so treten Zustände ein, die an Entsetzlichkeit ihresgleichen nicht finden."

Also es ergiebt sich aus alledem, daß, um die furchtbare Lage der Verwundeten auch nur im geringsten zu lindern, eine große Anzahl von Sanitätspersonal, von Krankenträgern und Aerzten bei den Verbandsplätzen vorhanden sein, und daß den Aerzten eine große Zahl von Sanitätswagen zu Diensten

stehen muß. Ist diese Forderung nicht im weitestgehenden Maße erfüllt, so ist von Hilfeleistung nicht die Rede, die Aerzte „markieren nur Hilfe". Die Lazarette mögen noch so gut ausgestattet sein, die Aerzte mögen hier noch so hingebend ihre Pflicht erfüllen, das hilft den Verwundeten gar nichts, denn sie verbluten oder verkommen vor Kälte, Hunger und Durst, ehe sie das Lazarett erreichen. In diesem Sinne ist auch der oft zitierte Ausspruch Billroths aufzufassen, wonach zu gründlicher Hilfeleistung die Zahl des Sanitätspersonals so groß sein müßte, wie die Zahl der Kombattanten; das soll eben besagen, daß alle Fortschritte der Chirurgie — und man weiß ja, daß sie in der That in der letzten Zeit sehr groß sind — für die Kriegsverwundeten keine Bedeutung haben, so lange der Sanitätsdienst nicht besser organisiert ist.

Auf ein ganzes Armeekorps kommen jetzt vierundzwanzig Krankenwagen, was unter allen Umständen nicht genügt. Die Herbeischaffung anderer Fuhrwerke, die man, so gut oder schlecht es geht, zum Transport der Verwundeten herrichten kann, ist, wie die Erfahrung zeigt, nur schwer zu bewerkstelligen. „Weil sich die Strategen gegen jede Vermehrung der Wagen wehren, so geschieht genau das Gegenteil von dem, was geschehen sollte. Die Verwundeten werden auf den Verbandsplätzen in der unglaublichsten Weise zusammengepfercht und ihre Abfuhr wird erst nach Beendigung des Gefechts ernstlich in Angriff genommen. Geht das Gefecht günstig aus, so läßt sich dieser Verwundetenknäuel nach und nach mit großer Mühe wieder entwirren, ohne daß in der Regel ein größeres Unglück sich ereignet; bei schlimmem Gefechtsausgang aber haben die in den Bereich der feindlichen Granaten gekommenen Verbandsplätze die größte Aussicht, zu Verbrennungsanstalten für die Verwundeten zu werden." . . .

Es gelten eben die Verwundeten, nach einem Ausdruck Ports, „als Heeresabfall, Schutt und Scherben, um welche sich die Heerführer so wenig als möglich kümmern". „Die Genfer Konvention setzte voraus, daß die Kriegsverwaltungen für die Verwundeten ihre volle Schuldigkeit thun, die Leistungsfähigkeit des Sanitätsdienstes bis zur Grenze des Erreichbaren steigern würden, und wollte dann den noch übrig bleibenden Härten des Krieges durch die Neutralitätserklärung des Hilfspersonals und -Materials nach Möglichkeit abhelfen. Die Strategen aber drehten den Spieß um und sagten: Nachdem es von nun an den beim Feinde zurückgelassenen Verwundeten vorzüglich gehen wird, so braucht sich die unterliegende Partei um ihre Verwundeten überhaupt nicht mehr zu kümmern, es verlohnt sich nicht mehr der Mühe, vom Schlachtfeld, von den Verbandsplätzen oder von den etablierten Lazaretten beim Rückzug Verwundete mitzunehmen; man kann alle ruhig dem Feinde überlassen, der glänzend für sie sorgen wird; das hauptsächlichste ärztliche Anliegen, nämlich die Vermehrung der Transportmittel, ist für alle Zeiten gegenstandslos geworden; überhaupt kann an eine weitere Verbesserung der Sanitätseinrichtungen unter den durch die Konvention gegebenen Verhältnissen nie mehr gedacht werden." Das Resultat dieser

tiefen Weisheit ist klar: in einem künftigen Kriege wird es sich herausstellen, daß keiner der Gegner sein Sanitätswesen derart ausgebaut hat, daß er für seine Verwundeten sorgen könnte, und dabei wird der Sieger sowohl für seine, wie die feindlichen Verwundeten zu sorgen haben, was bei den hervorgehobenen erschwerten Umständen des Sanitätsdienstes und den ungenügenden Mitteln dazu führen muß, daß nur ein kleiner Teil der Verwundeten versorgt wird, während der weitaus größte Teil jeder Hilfe entbehren muß.

Nun fragt es sich: was kann unter den bestehenden Verhältnissen geschehen, um dieser trostlosen, entsetzlichen Lage der Opfer des Krieges abzuhelfen? Wie die Ausführungen Ports lehren, handelt es sich vor allem darum, daß in jeder Armee mit aller Anstrengung daran gearbeitet wird, das Sanitätswesen zu heben, aber einiges ließe sich auch auf dem Wege internationaler Vereinbarungen herbeiführen. Es wäre da die Geschoßfrage zu regeln. Auf dem medizinischen Kongreß zu Rom wurde beantragt, dahin zu wirken, daß die Stahlmantelgeschosse durch Stahl- oder Messingvollkugeln ersetzt werden; des Weiteren wäre die Ausdehnung der Genfer Konvention auf den Seekrieg durchzusetzen, und schließlich wäre die Versorgung der Verwundeten aufs neue, der veränderten Taktik gemäß zu ändern.

In Beziehung auf das Letzte macht Port einen diskutabeln Vorschlag: „Den Kriegsverwaltungen muß durch internationale Verträge zur Pflicht gemacht werden, für die Mitführung ihrer Verwundeten beim Rückzuge durch Beschaffung der erforderlichen Menge von Wagen genügend Vorkehrung zu treffen: Nur einem vollständig aufgelösten, in wilder Flucht befindlichen Heere darf das Liegenlassen der Verwundeten nachgesehen werden. Nicht nur nach der Zahl der verlorenen Kanonen und Fahnen, sondern in erster Linie nach der Zahl der zurückgelassenen Verwundeten muß die Schwere der Niederlage bemessen werden. Ungenügende Anstrengung zur Mitführung der Verwundeten muß als ein größerer Schimpf gelten, als die kampflose Preisgebung der Trophäen. Wo ein wirklicher Zustand der Auflösung nicht vorhanden ist, muß es als eine grobe Pflichtverletzung erklärt werden, wenn die zurückgelassenen Verwundeten nicht wenigstens nachträglich auf Grund des Artikels 6 der Genfer Konvention beim Feinde abgeholt werden." — Auf Grund dieser Sätze ließe sich wohl ein Schritt weiter machen auf dem Wege der „Humanisierung des Krieges", wenn man das Wort gelten lassen will.

Wie gemeldet wird, hat der schweizerische Bundesrat beschlossen, bei der Haager Konferenz eine Erweiterung der Genfer Konvention zu beantragen. — Es wäre nun allerdings nicht viel, wenn statt der Einleitung zur Abrüstung die Konferenz als Resultat nur eine Linderung der Kriegsgreuel ergeben würde. Immerhin wäre aber auch ein solches Resultat zu begrüßen.

* * *

Ein Berliner Sonntagsplauderer hat gefunden, daß diejenigen, die die Sache doch eigentlich am nächsten angeht, nämlich die Berufsmilitärs, dem Friedensgedanken gegenüber eine viel würdigere Haltung einnehmen, als „die Mitläufer

der handwerksmäßigen Kriegsleute, die krassen Bierphilister und die Civilisten mit dem geraden Kammstrich mitten überm Schädel". Das seien die Elemente, aus denen der Professor Stengel, unser Fachdelegierter im Haag, seinen Anhang rekrutiere — Leute, die ihr Talent als Eisenfresser dadurch zu dokumentieren glauben, daß sie schon bei dem bloßen Worte „Weltfriede" ihr Hohngelächter erschallen lassen. „Ich ließe mir den Standpunkt der herben, großen Satire gefallen, — aber wo haben wir denn den großen Satiriker? Wie unsere Witzblätter die Persiflage betreiben, sei's in Prosa, im Spottreim oder in der Karikatur, erscheint sie gar zu klein und kleinlich. Nie waren unsere Berliner Witzblätter so witzlos, wie in ihren Spötteleien über diese Friedenskonferenz. Ich lasse es mir gefallen, wenn ein Mann von Ueberzeugung, der von den Großen dieser Erde kein Heil erwartet, die ganze Affäre als eine „Farce" nimmt; aber dieses charakterlose, harlekineske Verreißen um jeden Preis — in aller Devotion natürlich und mit wedelndem Schweife, damit's ja keiner übelnimmt — finde ich einfach unwürdig. Verträgt unser molluskenweiches Bürgertum wirklich keine derbere Kost mehr, als diese Kalauer Bisquits?

Vielleicht vertrüge „unser Bürgertum" jene „derbere Kost", wenn sie ihm nur geboten würde. Aber woraus besteht denn die, die ihm täglich, zweimal täglich, verabfolgt wird, und wer sind die Köche, die sie ihm zubereiten? Der „Berliner Lokalanzeiger" mit seinen über 100000 Abonnenten, das „Centralorgan der Reichshauptstadt", dürfte nachgerade auch weit über deren Weichbild hinaus bekannt geworden sein. Es ist der vollendete, ausgewachsene Typus des ideen- und überzeugungslosen Allerweltsblattes, als solcher Typus eine wirklich charakteristische Zeiterscheinung, das berufene Organ des ebenso sensationslüsternen als schwachmütigen und denkfaulen Philistertums, das brünstig beneidete, brünstig nachgeahmte, in seiner vollen Glorie aber kaum erreichte Vorbild aller strebsamen Zeitungsverleger. Diese, in ihrer Art wirklich geniale Schöpfung des Herrn August Scherl ist ein wesentlicher, nicht zu unterschätzender Faktor im gesamten Leben der deutschen Reichshauptstadt geworden, für alle, die mit der Oeffentlichkeit rechnen müssen, ein Machtfaktor. Da rechtfertigt sich wohl ein Blick in das Geheimnis solcher Erfolge.

„Es ist etwa vierzehn Jahre her," so erzählt Hans Land in seiner Berliner Wochenschrift „Das neue Jahrhundert", „als ich in der Zimmerstraße einen Barbier zu Rate zu ziehen pflegte, der den wohlklingenden Namen Pfützenreuter trug. Ein freundlicher Meister seiner Zunft, zu dessen treuesten Kunden ein Herr gehörte, der meine Aufmerksamkeit dadurch erregte, daß er täglich seines Hauptes Gelock sorgsamst sich brennen ließ. Das war August Scherl in der Blüte seiner Jahre. Sie haben, wie ich höre, in der Reihe der Jahre treu zu einander gehalten, der Barbier und der Schaumschläger von der Presse. Der Letztere hat seine beringten Hände auf Herrn Pfützenreuter gelegt, der sein Barbiergeschäft aufgeben und seine Klinge allein dem Zeitungsmonarchen fürder wetzen durfte. Scherl hat den Mann vom Scheermesser als ein rechter Organi-

sator von Gottes Gnaden an den richtigen Platz gestellt, denn nebst seinem Barte und jenen Augen, die in den Stiefeln stecken, vertraut der Gewaltige ihm höheres an, das höchste vielleicht, was er anzuvertrauen hat. Wohl wimmelt es in der Fabrik des „Lokalanzeigers“ und der „Woche“ von Schreibern und Schreiberlein, ein ungezähltes Heer zitternder Tintenkulis bangt in diesem Ergastulum stündlich um sein Stück Brot, hoch über all diesem Volk thront, wie der Adler des Zeus Herr Pfützenreuter, der Egerius Augusti, der dem Hochgebietenden die Volksseele repräsentiert, — und wenn bange Zweifel über den Erwerb eines Romans oder eines sogenannten Redakteurs seine Herrscherseele umdüstern, dann wird die Volksseele befragt, — dann muß das rasierende Orakel reden, — dann giebt sein Votum Alois Pfützenreuter. Alle Großen waren in der Freundschaft groß, alle Gewaltigen hatten ihren Vertrauten, Achill den Patroklus, Cäsar den Brutus, Carlos den Posa, Friedrich seinen Voltaire, August Scherl seinen Pfützenreuter, Arm in Arm mit ihm fordert er sein Jahrhundert in die Schranken. Man weiß das in der Zimmerstraße, und der Held vom Scheermesser und vom Brenneisen ragt wie ein Minister aus der Schar der Höflinge heraus, er ist ein umworbener Machthaber, und es giebt wenig Beschlüsse, bei deren Fassung sein Rat nicht von Einfluß ist.

„Nicht um ein Porträt — um einen Typ handelt es sich hier. . . . Die Seele des beschränkten Kleinbürgertums, sie hat Macht gewonnen in Deutschland, als ein bedrohlicher Spuk geht sie um und giebt Blätter heraus, das Land überschwemmend mit einer trüben Flut von Philisterei und Banausentum, sie streut den Mehltau des Schlafmützentums auf die Seele des Volkes . . . und füttert alles groß, alles, was an verderblichem Alltagssinn, an gewöhnlicher Durchschnittsdenkweise, an lähmendem Kriechersinn, an Kastratentum des Denkens und der Ueberzeugung in diesem Volke schläft. Es wird zu nichts erzogen in diesen Blättern, zu nichts anderem, als Fürsten blöde anzustaunen, Verbrechen zu beschnüffeln und sein schlafrockgesegnetes, stiefelputzendes Dienerdasein schön und gut zu finden — in unterthäniger Ergebenheit ersterbend.

„Wahrlich — ich bin kein Tory, aber eine Zeile Kreuzzeitung ist mir lieber, als dieser Sumpf alltagsfroher Nüchternheit.“

Daß der Schöpfer und Eigentümer des „Berliner Lokalanzeigers“ mit der rasierenden „Volksseele“ mehrfacher Millionär ist, bedarf kaum der Erwähnung; daß er Inhaber eines Ordens ist, — eigentlich auch nicht.



Briefe.

H. H., Breslau. Daß der T. Sie so sehr befriedigt, hat ihn herzlich erfreut. Für die liebenswürdigen Zeilen und besonders das Anerbieten hilfreicher Teilnahme, „wenn er ja die Hand eines Getreuen bedürfen sollte“, aufrichtigen Dank. Ihren Wunsch zu berücksichtigen, lag und liegt durchaus in unseren Absichten. Gewiß soll auch der Musik die gebührende Pflege zu teil werden, und zwar liegt dem T. bereits das erwünschte und hoffentlich auch Ihren Wünschen entsprechende Material vor. Freundl. Gruß!

W. W., F—n. Herzlichen Dank! Daß Ihnen gerade die genannten Beiträge so gut gefallen haben, hat mich besonders sympathisch berührt.

„Vom Strand der Aare", Bern. Sehr gern gehe ich auf Ihre Frage ein, soweit eine Beantwortung eben möglich ist. Nicht ein finsterer Rachegott hat Nietzsche in Fesseln geschlagen, wohl aber glaube ich, daß eine solche Philosophie bei solchen Gemüts- und Geistesanlagen ihren Bekenner wenigstens in die nächste Nähe des Wahnsinns führen muß. Inwieweit andere Ursachen, etwa erbliche Belastung od. dergl., mitgewirkt haben, läßt sich kaum feststellen. Die beanstandeten Stellen in dem betr. Werke sind mehr symbolisch aufzufassen: die Mythe vom Prometheus ist unendlich tiefgründig und mündet schließlich in ein Mysterium. In christlichem Sinne gedeutet, läßt sie sich mit der Allgüte Gottes wohl in Einklang bringen. Nicht der Allgütige schmiedet den Vermessenen an den Felsen — er selbst thut es durch seinen Frevel. Daß sich in Ihre „Teilnahme mit dem Unglücklichen auch etwas wie Bewunderung eingeschlichen hat", dessen brauchen Sie Sich nicht zu schämen. Bewunderung verdient schon der Künstler N., der sprachgewaltige Stilist. — Im übrigen herzlichen Dank für die so liebenswürdigen Zeilen!

H. B., Baku. Die gewünschte Auskunft hat der T. bereits durch Karte gegeben. Daß Sie aber gerade dann, „als Bülbül anfing", Ihnen „leise Hafis' Lieder vorzutragen", zu der Gewißheit gelangten, dort könne der gesuchte Herr nimmer wohnen, darin liegt für diesen doch wohl kein gerechtes Urteil. Der T. wünscht Ihren Naphtabohrungen dauernd leuchtenden Erfolg. Gruß!

F. Sch., Genua. Leider nicht recht verständlich.

L. R., Saar. Für das liebenswürdige Schreiben herzlichen Dank. Hoffentlich entziehen Sie dem T. Ihr Wohlwollen nicht, auch wenn er leider die eingesandten Gedichte nicht abdrucken kann. In der Annahme von Lyrik muß er je länger desto sparsamer werden. Freundliche Grüße Ihnen und den andern Freunden an der Saar! Vielleicht lassen Sie wieder einmal von Sich hören?

J. B., Kurland.

„Das ist doch zum Verzweifeln schon,
Dies innerliche Singen,
Und soll davon kein blasser Ton
Jemals nach außen dringen!
Denn wie es dir auch zuckt und spukt
Im Herzen hin und wieder,
Nur alles hübsch hinabgeschluckt:
Die Welt braucht keine Lieder!

Was willst du, jämmerlicher Wicht,
Auch mit den Versen machen!
Im besten Fall versteht man's nicht,
Im schlimmsten wird man lachen.
Drum unnütz nicht die Kraft verspritzt
Und an die Arbeit wieder!
Das Dichten hat nie viel genützt,
Die Welt braucht keine Lieder!"

Solche Stimmungen eines poetisch empfindenden Gemüts sind wohl verständlich, aber vor einer objektiven Betrachtung der Dinge können sie doch nicht stand halten. Welche unendliche Fülle von Liedern hat die Welt schon „gebraucht"! Und sie wird trotz alledem und alledem immer Lieder brauchen, das Mißverhältnis liegt nur darin, daß eben tausendmal mehr an Poesie produziert wird, als die Welt gebrauchen kann. Nach dem vielen Herrlichen, das schon geschaffen ist, muß sich das weniger anspruchsvolle Talent mit der eigenen Freude an der Gestaltung seiner Empfindungen und der Anerkennung eines kleinen Kreises Näherstehender schon begnügen. Solche Entsagung mag wohl zunächst als harte Zumutung erscheinen und denjenigen, der sie rät, nicht immer günstig gedeutet werden. Aber auf die Dauer erspart sie manche bittere Enttäuschung, und schließlich birgt auch sie einen Reichtum und Segen. Ihre gütigen Zeilen verpflichten mich zu aufrichtigem Danke. Nur zu oft kommt leider der T. in die schmerzliche Lage, seinen Freunden nicht so dienen zu können, wie er es von Herzen gern thäte. Er hat aber zu jenen das volle Vertrauen, daß sie ihn nicht entgelten lassen, was durch den Zwang der Dinge veranlaßt wird, wie er sie — ohne jeden Anspruch auf „Unfehlbarkeit" — nach bestem Wissen und Gewissen auffassen zu müssen glaubt. Ergebenste Empfehlungen!

H. K., W—t. Gern gelesen. Verbindl. Dank und freundl. Gruß!

A. E., Mecklenb. Recht hübsch, aber doch nicht eigenartig genug.

W. R. i. F. An die von Ihnen freundl. mitgeteilten Adressen sind Prospekte abgegangen. Ueber den Erfolg werden wir Ihnen später berichten. Besten Dank! Der Verlag.

Verantwortlicher und Chef-Redakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß, Berlin SW., Bernburgerstr. 8.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Beilage zu „DER TÜRMER“ 1898/99 Heft 10.



F. Hellrath pinx.

Photogravure Bruckmann

DER KLOSTERWEIHER



Monatsschrift für Gemüt und Geist.

Herausgeber:

Jeannot Emil Frhr. von Grotthuss.

„Zum Sehen geboren, Zum Schauen bestellt."

Lynkeus, der Türmer. (Faust II.)

I. Jahrg. Juli 1899. Heft 10.

Richard Wagner und das Christentum.

Von

Hans von Wolzogen.



Die öfter gehörte Frage nach Wagners Stellung zum Christentum ward kürzlich auch an mich gerichtet in Form einer Aufforderung, mich in diesem Blatte darüber auszusprechen. Ich möchte nun am liebsten die Leser des „Türmer", denen man ja den Sinn für ernste und gute Schriften ohne weiteres zutrauen darf, auf schon geleistete Arbeiten verweisen. Gerade die religiöse Seite des vielbesprochenen Themas Wagner, die Bedeutung des Christentums für seine Persönlichkeit, erscheint z. B. in dem trefflichen Buche des Dr. Rudolf Louis: „Die Weltanschauung Richard Wagners" (Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1898) noch jüngst in besonders aufklärender Weise behandelt. Der Verfasser citiert dabei die „Christliche Welt" (1893, Nr. 41—45), worin Dr. Arthur Seidl „Wagners Stellung zum Christentum" vordem noch specieller und mit Glück erörtert hatte. Daneben nenne ich hier nur noch zwei

Franzosen, den Abbé Marcel Hébert, der über den Gegenstand ein ganzes schönes Buch geschrieben: „Le sentiment religieux dans l'œuvre de R. W." (Paris, Fischbacher, 1895) und den so früh verstorbenen Alfred Ernst, der in seinem gehaltvollen Werke: „L'Art de Richard Wagner" (Paris, Plon, Nourrit & Co, 1893) das XV. Kapitel dem „Art religieux" gewidmet und damit eigentlich alles gesagt hat, was sich außerhalb von Specialbetrachtungen über die religiöse Bedeutung der Wagner'schen Werke sagen läßt. Jedenfalls wird es mir und den Lesern die Aufgabe von vornherein erleichtern, wenn ich aus dem genannten Kapitel hier gleich zu Anfang eine Unterhaltung mitteile, welche Villiers de l'Isle-d'Adam im Herbst 1868 zu Luzern mit Wagner gehabt und in der „Revue Wagnérienne" (1887, Nr. 5) folgendermaßen wiedergegeben hat:

„Eines Abends, während wir bei herabsinkender Dämmerung in dem schon dunkeln Gartensaal beisammen saßen und in ungestörtem Behagen zwischen langem Schweigen nur wenige Worte wechselten, frug ich Wagner ohne viele Umschweife, ob er seinen Werken den ihnen eigenen erhaben-mystischen Charakter sozusagen ‚rein künstlerisch' (kraft seines Geistes und Wissens allein) verliehen habe, — kurz: ob er unabhängig von persönlichem Glauben und Bekenntnis als freier Denker nur soweit ‚Christ' gewesen, wie es die Stoffe seiner Dramen eben verlangten? — Niemals werde ich den Blick vergessen, den Wagner aus der Tiefe seiner wunderbaren blauen Augen auf mich richtete, als er erwiderte: ‚Wer mit niedrigen Absichten auf Erfolg oder Geld in einem vorgeblichen Kunstwerke die Maske eines Glaubens zu tragen sucht, der verrät sich selbst und bringt nur ein totes Werk zu stande. Der wahre Künstler, der einheitlich schafft und gestaltet, muß zwei untrennbare Gaben besitzen: Wissen und Glauben. Was mich betrifft — da Sie mich danach fragen, so mögen Sie wissen, daß ich vor allem Christ bin, und daß die Accente, die Ihnen in meinen Werken einen solchen Eindruck machen, im wesentlichen nur dem allein Ursprung und Seele verdanken.' —"

Diesen Ausspruch aus der Zeit der scenischen Vollendung der „Meistersinger" und der musikalischen Wiederaufnahme des „Siegfried", zehn Jahre vor Beginn des „Parsifal", möchte ich nach meiner persönlichen Kenntnis in der Hauptsache wohl für authentisch halten. Wer ihm ernstlich nachsinnt, ihn gleichsam als Leitmotiv in den Wagner'schen Werken wiederzuerkennen sucht, der wird nicht nur über das Verhältnis des Künstlers zum Christentum belehrende Aufschlüsse erhalten, sondern auch über die Beziehungen zwischen Religion und Kunst überhaupt, über die der Kunst eigentümliche Weise, religiösem Geiste Ausdruck zu geben. Gerade das letztere ist zur richtigen Beurteilung des ersteren äußerst wünschenswert. Von vornherein wäre bei einem Künstler die Frage falsch gestellt, wenn sie hervorginge aus einer unkünstlerischen Auffassung jenes Verhältnisses. Man muß sich vor allem darüber klar sein, daß der Künstler als solcher nicht etwa nach Art eines Predigers kirchlich be-

stimmter Religiosität vor die Welt zu treten und sozusagen „die Sprache Kanaans“ zu reden habe, um sich selber als religiös, als christlich zu beglaubigen. Ist er im Innern seines Wesens eine religiöse Natur, so wird in seinem Werke, das ganz Ausdruck seiner Natur sein muß, auch der religiöse Geist sich unmittelbar bekunden. Ist er christlich — und nach Wagner „entblüht reinste Religion der christlichen Offenbarung“ — so wird dieser Geist unter allen verschiedenartigen Formen des künstlerischen Ausdrucks sich derart bekunden, wie er es nur auf Grund einer christlichen Weltanschauung vermochte. Dies alles aber wird nicht lehrhaft, nicht absichtlich, vielfach kaum bewußt geschehen, — denn in der Kunst giebt es nur die Absicht, ein Kunstwerk zu schaffen, und dafür wiederum giebt es nur eine künstlerische Form — sondern es wird sich äußern in dem Eindruck, den eine nicht voreingenommene Seele von den Werken in unentstellter Wiedergabe empfängt.

Ich glaube nun behaupten zu dürfen: auch wer nichts weiter von Wagner wüßte, würde von seinen Werken — immer vorausgesetzt eine wahrhaftige und deutliche Wiedergabe — den charakteristischen, wenn zwar nicht immer bewußten Eindruck empfangen, daß hier ein Geist sich ausspreche, der gewiß nichts anderes als ein Kunstwerk geschaffen, nicht aber etwa „die Kunst nur um ihrer selbst willen“ (l'art pour l'art), als ein den Sinnen edelerfreuliches Beispiel ästhetischer Schönheit, sondern als Ausdruck, und zwar eben Ausdruck nicht nur eines Realen, sondern — kurz gesagt — eines Metaphysischen. Dieses Metaphysische wird sich in bestimmten Werken auch als bestimmt Religiöses äußern, und dieses Religiöse wird dann immer zugleich den Eindruck des Christlichen hervorrufen. An und für sich aber ist schon die Richtung auf das Metaphysische nichts als ein religiöser Trieb. Sobald dieser Trieb weiter nach Gestaltung drängt, also künstlerischer Trieb wird, so verlangt er zu seiner Befriedigung eine Welt, in der das Göttliche heimisch ist. Das Bewußtsein des Künstlers vermag dieses Göttliche, wie es Wagner vielfach gern gethan, als das „Reinmenschliche“ bezeichnen. Denselben Gedanken würde ein bekenntnisgläubiger Christ so fassen können: „Das Reinmenschliche ist das in Christo offenbarte Göttliche.“ Aber auch Wagner stellte frühe schon ganz zweifellos Christus als Verkörperung und Vorbild des Reinmenschlichen auf und sagte ein Menschenalter später an seinem Lebensabend im gleichen Sinne: „Der Gründer unserer Religion war nicht weise, sondern göttlich.“

So kann man von vornherein sagen: was Wagner so entschieden zum künstlerischen Ausdruck des Reinmenschlichen (auch in der germanischen Mythenwelt) getrieben, das war mindestens ebensosehr ein religiöser wie ein künstlerischer Trieb, und er mußte ihn mit Notwendigkeit immer wieder zum Christentum führen. Wie er denn auch selbst zu einer Zeit, da man ihn nicht eben leicht zu den „Christen“ zählen mochte, vom Reinmenschlichen schrieb: „Solange wir im Irrtum über sein wahres Wesen uns Vorstellungen davon bilden, wie es sich kundgeben möchte, werden wir nach willkürlichen Formen suchen

müssen; so lange werden wir aber auch Staaten und Religionen haben, bis wir nur Eine Religion und gar keinen Staat mehr haben." Das Wesen des Reinmenschlichen ist ihm demnach Sache der Religion — der Einen wahren Religion. —

Es war zu jener Zeit, da Wagner noch in stürmisch hoffnungsvoller Jugendlichkeit von einer aus politischen Antrieben hervorgehenden Revolution, welche alles zu Unrecht, als Lüge und Lebloses nur noch Bestehende beseitigen würde, eine Erneuerung der Menschheit erwarten konnte. Da hatte er in solchem radikalen und bei ihm durchaus idealen Sinne geglaubt, auch das historische Christentum — also eben nicht das Reinmenschliche — auf einen „notwendigen Irrtum" zurückführen zu müssen, indem er in ihm nur eine ursprünglich weltverneinende, daher auch kunstfeindliche, und doch in die Dienste und Künste dieser Welt so bald und so tief verstrickte Folge des großen Niedergangs der Antike sah. Aber fast zu derselben Zeit, im Jahre 1848, hatte er neben seinem ersten Entwurf zum Siegfried-Drama einen „Jesus von Nazareth" sehr ernsthaft geplant, nach den eindringlichsten (seither auch veröffentlichten) Bibelstudien bereits als Schauspiel skizziert, also mindestens doch gezeigt, für wie bedeutend ihm gerade diese religiöse Erscheinung im Augenblicke moderner geschichtlicher Entwicklung und Entscheidung gälte. Das war gewiß ein sehr vereinzeltes Beispiel unter den radikalen Revolutionären jener Tage, doch kein so vereinzelter Fall bei Wagner selbst. Eben damals, in seiner einzigen „politischen" Rede im Vaterlandsverein, welche ganz die Rede eines Dichters war, hatte er ja auch an der Monarchie, nicht einer undeutsch konstitutionellen Scheinmonarchie, sondern einem „freien Königtum im freien Volke" als germanischem Ideal in einer Weise festgehalten, daß jene Hochstellung der Person des Königs ebensowohl ihren Platz hätte finden können in der um ganze 13 Jahre späteren Schrift für den jungen König von Bayern „über Staat und Religion", diesem herrlichen Zeugnis für die religiöse Bedeutung des gnadenmächtigen Königstums. Und so wenig, wie er dort in das Meer zeitgenössischer Parteiphrasen sich verlor, sondern die lebendige Persönlichkeit gelten ließ und ihren Existenzgrund in religiöser Tiefe fand: so hat er auch in seiner ersten sogenannten „revolutionären" Kunstschrift: „Die Kunst und die Revolution" von 1849 das religiöse und das künstlerische Ideal untrennbar zusammen auf- und hochgestellt in den merkwürdigen Schlußworten:

„So laßt uns den Altar der Zukunft im Leben wie in der Kunst den zwei erhabenen Lehrern der Menschheit errichten: Jesus, der für die Menschheit litt, und Apollon, der sie zu ihrer freudevollen Würde erhob."

Immer wieder Jesus fest und bestimmt an erster Stelle! Und dies in jener verworrenen Periode eines Liberalismus, der an Stelle des Kreuzes eine Verfassung als heilbringendes Siegeszeichen der Humanität wollte erhoben wissen. Jesus Christus, der damals so „Unzeitgemäße", verließ offenbar niemals, inmitten aller modernen Strömungen, jenes eigentümlichen Künstlers kühne und

tiefe Gedanken. Und wiederum am Schlusse seines Lebens, als er in einer seiner letzten Schriften die Theologie ermahnte, „der christlichen Welt ihren rein offenbarten Gott in Jesus dem Einzigen“ zu erhalten: da ging der einstige leidenschaftliche Kritiker des Bestehenden mit wahrlich nicht geringerer Strenge gegen alles Unrechte und Unechte von dem sehr ernst erfaßten Worte aus: „Noch besteht das Christentum.“

Der, dessen unerschütterlicher Glaube an das Reinmenschliche sich an dieser religiösen Thatsache aufrecht erhielt, nachdem er inzwischen erkannt, daß auch die Kunst nichts anderes sei als Ausdruck jener „weltverneinenden“, richtiger: weltüberwindenden Kraft, die im Christentum Religion geworden: er war gleichzeitig der Schöpfer des Bühnenweihfestspieles „Parsifal“. — Mag man vom theologischen Standpunkte aus, schon je nach der Konfession, mannigfach anderer Meinung sein über das Christliche in einem solchen Kunstwerke: das widerlegt nicht die jedenfalls für jeden religiösen Menschen erfreuliche Erfahrung, daß der Eindruck eines christlichen Werkes da ist. Für das Bewußtsein der Hörer und Schauer kann er zunächst wenigstens da sein bei denjenigen Werken, in welchen der religiöse Trieb bereits die Ausdrucksform christlicher Religiosität empfing, wie im „Tannhäuser“, „Lohengrin“ und „Parsifal“. Die ersteren beiden sind freilich jahrzehntelang nur als „Opern“ bekannt und beliebt geworden; folglich kam das Religiöse in ihnen dabei ebensowenig zum klaren Ausdruck in der Darstellung wie das Dramatische, ja, es konnte leicht ganz übersehen oder als nebensächlich betrachtet werden. Wo aber der unverkennbar doch außerordentliche Eindruck dieser Werke auf die Gemüter nicht etwa nur auf augenblickliche ästhetische Erregungen zurückzuführen war, sondern vielmehr sich verstärkte und vertiefte, je mehr man mit den Werken bekannt ward, also nicht mehr ihren Handlungsinhalt und ihre Form allein, sondern ihren inneren Geistesgehalt auf sich wirken ließ: da war es gewiß jene über alles in der Oper Gewohnte hinausgehende Kraft des Metaphysischen, welche, zumal durch die ihr verwandte Macht der Töne vermittelt, den Eindruck in seiner besonders eindringlichen Art unbewußt schon mitbestimmte. Wer aber hätte sowohl dies Metaphysische in seinen Werken derart lebensvoll zu gestalten, als auch in solchen Tönen es zum idealen Ausdruck bringen können, wenn nicht ein Künstler, der es selber und damit schon die Quelle alles Religiösen in sich trug?

Doch allerdings erst der „Parsifal“, der sofort in Bayreuth durch seinen Schöpfer in seinem rechten Geist zu rein entsprechender Erscheinung kam, vermochte unmißverständlich auf sein Publikum die bewußte Wirkung des religiösen Erlebnisses im Kunstwerke auszuüben; wessen alle diejenigen sich dann eben erwehren wollten, welche gerade bei diesem ersten und letzten ganz unbestrittenen künstlerischen „Erfolge“ des Meisters dennoch von ihm und seinem Werke sich abgewandt haben. Erst von dann ab ward auch ernstlicher die Frage aufgeworfen nach den Beziehungen Wagners zum Christentum. Kein Wunder aber am Ende, daß man sich bei dieser späten Erfahrung die Sache zunächst leicht

machte und von einer „Bekehrung im Alter“ zu sprechen liebte, da man nichts davon wußte, wie von Jugend auf und durch das ganze Leben hin die religiöse Frage den Künstler niemals losgelassen und er alle Dinge in Kunst und Leben immer bis auf den religiösen Grund zu durchschauen bestrebt gewesen war. Nur daß eben erst diese letzte künstlerische Blüte dem bisherigen Opernpublikum nun von dem echten Lebensbaume des greisen Meisters überraschend in den Schoß fiel.

Wer die Geschichte von Bayreuth seit bald 25 Jahren miterlebt und das Publikum der Festspiele zu beobachten, zum Teil auch persönlich kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hat, der weiß es, wie durch den „Parsifal“ als künstlerischen Ausdruck eines religiösen Geistes in der That einer großen Anzahl ganz verschiedenartiger Menschen, Stark-, Schwach- und Ungläubigen, religiöse Eindrücke zu teil geworden, religiöse Gefühle erweckt, religiöse Gedanken angeregt worden sind. Man hat Amerikaner und Engländer dabei wie kirchlich-feierlich berührt gefunden, Franzosen und Italiener ungewöhnlich ernst werden, und Deutsche auf das vergessene Christentum als auf eine Sache von Bedeutung sich besinnen sehen. So thöricht und falsch es wäre, jener ganz unpassenden Phrase sich zu bedienen: „der Tempel der Kunst“ sei zur „Kirche“ geworden, so wahr ist es doch, daß manche, die längst nicht mehr zur Kirche gegangen waren, im Festspielhause, wo ihnen der Kern des christlichen Glaubens in reiner künstlerischer Symbolik wieder mit Macht gefühlsverständlich ward, zu der schönen Stimmung kamen, in welcher man die Bedeutung auch des religiösen Kultus erfaßt und das Bedürfnis wieder zu empfinden beginnt nach einem solchen innig-edlen Gemeinschaftsausdruck lebendiger Gläubigkeit. Was dem Kunstwerke gegenüber Empfindung und Stimmung war, das müßte nun die Kirche selbst freudig aufnehmen und zur moralischen Kraft ausbilden helfen. So könnten Kunst und Kirche allerdings zusammen wirken. Eine Möglichkeit dazu hat Wagner in seinem Bayreuth gegeben, und er hat es deutlich ausgesprochen, daß er von der Kunst die Hilfe zu einer innerlichen Wiederbelebung der Religion erhoffe. Das wäre unmöglich, wenn nicht seine Werke selbst verwandten Geist enthielten. Der Geist der Werke aber ist des Meisters Geist. —

* * *

Es ist wohl gesagt worden: alles dies sei nur eine Sache des Stoffes. Wagner habe als ehrlich schaffender Künstler gar nicht anders gekonnt: er mußte bei einem „Tannhäuser“ der Zeit, bei einem „Parsifal“ der Sage gemäß christliche Anschauungen in der Handlung und Rede zum Ausdruck bringen, ohne daß er deshalb sie auch persönlich zu besitzen brauchte. — Für das „Milieu“ ist dies ja richtig, nimmermehr aber für den Künstler, gerade den ehrlich schaffenden Künstler! — Warum wählte der überhaupt gerade solche Stoffe? Und wenn er sie schon wählte, warum gestaltete er sie gerade aus diesem Geiste heraus? Warum ließ er, der „Revolutionär“, der doch sonst so frei mit seinen Stoffen schaltete, darin gerade den christlichen Geist, dieses „Reaktionsgespenst“,

als Sieger aus dem tragischen Kampfe hervorgehen? Das Religiöse zog ihn offenbar an, und er sah darin nicht etwa nur ein wirkungsvolles, stimmungsvolles, oder gar dekoratives Element der dramatischen Handlung. Vielmehr, er drang so tief wie möglich hinein in den Grund des Religiösen, durch seine weltlichen, historischen Hüllen hindurch, auf den reinmenschlichen Kern jenes individuellen Seelenzustandes, dem zu allen Zeiten das wahrhaftige Bedürfnis nach der Religion als ein Bedürfnis nach Erlösung entspringt.

So schätzte er — „aus Religion", wie Schiller sagt — im „Tannhäuser" die Christlichkeit der sichtbaren Kirche und der weltlichen Gesellschaft, Rom und Wartburg, als religiös minderwertig ein gegenüber der Wahrhaftigkeit jenes Reinmenschlichen in der Elisabeth. Wagner hätte ja, wie im alten Liede, den Tannhäuser zur Venus zurückkehren lassen und so das Christliche mit dem Römischen zugleich abweisen können, wenn er das Reinmenschliche nur sinnlich — sensualistisch — aufgefaßt hätte. Einem Atheisten, Materialisten und modernen Heiden wäre es ein Leichtes gewesen, gerade diesen Stoff und die wie dazu prädestinierte Gestalt des Helden zum Zwecke einer glänzenden revolutionären Feier der Natur und der Ichheit zu verwerten. „Tannhäuser" — so sagt Wagner selbst — „ist nie etwas nur ein wenig, sondern alles voll und ganz; er ist nur des unmittelbarsten Ausdruckes seiner unwillkürlichsten, aufrichtigsten Empfindungen mächtig!" Welch ein Held also für das Reinmenschliche als Natur — als Ich — als Wille zum Leben! Sein ganzes Drama konnte ein großes Venuslied werden. Und doch — nicht Er ist bei Wagner der sieghafte Held des Dramas, sondern die reine Jungfrau, die seine Tragödie in die Hände der göttlichen Gnade legt. Schon in der Natur des Tannhäuser selbst hat der Dichter den natürlichen Trieb der Willensbejahung (der übrigens gleich mit dem Drange nach dem Tode einsetzt) mit dem Sehnen nach dem Idealen den tragischen Kampf des Dramas führen lassen und dadurch das Eingreifen der höheren, religiösen Macht erst ermöglicht. So hat er auch aus eigener dichterischer Machtvollkommenheit jene Gestalt der Elisabeth geschaffen, die dem Sünder, der „jubelnd ihr das Herz zerstach", das ewige Heil erfleht. In ihrem Heilswerke gipfelt nun das ganze Tannhäuserdrama, und nicht mehr die Frage nach den Rechten der Natur oder des Geistes findet darin ihre künstlerische Lösung, sondern als Frucht des tragischen Erlebnisses bietet sich das in den Schlußworten enthaltene Bekenntnis dar: „Hoch über aller Welt ist Gott, und Sein Erbarmen ist kein Spott!" Mit der heidnischen Venus in der Tiefe des Berges begann das Drama; mit der Verkündung der wahren Gottheit auf den Höhen heiliger Liebe schließt es ab. Die Sehnsucht Tannhäusers, nicht nur nach dem „frischen Grün der Au", sondern auch „nach unsrer Glocken trautem Klange", sie findet ihre Erfüllung in jenem grünenden Stabe der jüngeren Pilger, der es dem Sterbenden verkündet: „Heil! Heil! Der Gnade Wunder Heil! Erlösung ward der Welt zu teil!" Das war keine Notwendigkeit des Stoffes; das ist die freie That der Persönlichkeit des Künstlers, dem das Reli=

giöse zum Reinmenschlichen sich vertieft, das Reinmenschliche aber zum Christlichen sich erhoben hat.

Gegen einen solchen kann denn auch nur zu Unrecht der konfessionelle Vorwurf gerichtet werden, es sei in seinem Werke, wenn überhaupt Christentum, doch eines mit „katholisierender Tendenz" enthalten. Hier hätte man sich in der That erst fragen sollen, wie der Dichter, ob Christ oder nicht, eine mittelalterliche Geschichte denn anders zur Darstellung bringen konnte, als mit den entsprechenden mittelalterlichen Vorstellungen und Gebräuchen, wie Heiligenverehrung, Mariendienst, Fürbitte und Opfer. Dann aber müßte man diese selbst etwas genauer daraufhin ansehen, ob und wiefern sie etwa maßgebend gewesen seien für die geistige Auffassung des dramatischen Vorgangs? Wo aber erschien das Wesen des Christentums wohl reiner und tiefer gefaßt als in dieser zur „allmächtigen Jungfrau" betenden Elisabeth, in welcher der Glaube ganz Person geworden, der nach St. Paulus „in Christo Jesu gilt": „der Glaube, der durch die Liebe thätig ist" (Gal. 5, 6). Oder wie Luther sagt: „Der Glaube wirkt der Liebe Werke". An Stelle des Gesetzes tritt die Freiheit. Ja, der „Tannhäuser" könnte eher ein antirömisches Werk heißen. Denn just entgegen dem engherzigen Urteile des höchsten Priesters in Rom über den reuigen Sünder wendet sich hier die reinmenschliche Seele der frommen Jungfrau mit ihrem ganz eigenen Adel, ihrer vollen persönlichen Inbrunst, im freien Glaubensaufschwung selbstlos liebevollen, entsagend opferbereiten Erbarmens an die ewige Himmelsgnade selbst, deren heiliger Geist in ihr lebt und wirkt. Tannhäuser aber, der Sünder, nicht wie die Welt ihn ansieht, sondern wie er gegen das Wesen der Liebe in Elisabeth sich vor Gott vergangen hat, da er in wahnsinniger Verzweiflung über menschliche Unbarmherzigkeit, die ihm verwehrt, „seines Engels Thränen zu versüßen", von solchem falschen Christenthum angeekelt und abgestoßen zur Venus zurückkehren will, gewinnt auch er im Augenblicke des sühnenden Todes eben an dem Beispiele des Reinmenschlichen in Elisabeth den Glauben wieder an die wahrhaft göttliche Macht der Erlösung, die Macht des heiligen Erbarmens, der christlichen Liebe. Konfessionell ist hieran nichts und darf es nicht sein. Jenes Bekenntnis, das wir am Schlusse vernehmen, ist zwar sicherlich das eines Protestanten und kann es nicht anders sein; aber es ist an und für sich, im Kunstwerk, ein frei über alle historischen Formen sich erhebendes, reinmenschliches Bekenntnis zur ewigen Religion der göttlichen Gnade, offenbart uns allen in Christo, begründet für jeden im Glauben: „daß auch für ihn einst der Erlöser litt".

Freilich, nur in Bayreuth hat man bisher diesen Eindruck eines religiösen Bekenntnisses haben können, da hier das ganze Drama, das zum erstenmal wirklich als Drama, nicht als „Oper", vor uns sich entwickelt hatte, mit überzeugender Gewalt darauf hindrängte, eben in diesem Bekenntnisse als Lösung des tragischen Problems auszuklingen. Der dritte Akt des „Tannhäuser" in Bayreuth ist für mich und viele der zweifelloseste aller künstlerischen Beweise

gewesen dafür, daß wir es in Wagners Kunst mit einer christlichen Kunst zu thun haben. Der Eindruck dieses Kunstwerkes war, je reiner es als Kunstwerk erschien, um so mehr auch ein religiöser Eindruck. Am meisten aber, das ist nicht zu leugnen, trug dazu bei, daß hier zum ersten Male auch die Gestalt der Elisabeth zu jener Verkörperung — und man möchte im Hinblick auf den dritten Akt hinzufügen — auch Entkörperung gelangte, welche der Meister bei ihrer Dichtung im Auge gehabt, aber niemals völlig erlebt hat. Uebertrug er einst in Dresden diese — nach Operngebrauch — Primadonna-Partie seiner kaum siebzehnjährigen Nichte Johanna, so war damit schon etwas gesagt, — was kein Theater seitdem beachtet hat. Als fast ein halbes Jahrhundert später die junge Norwegerin Elisa Wiborg in Bayreuth die Gestalt zu verwirklichen hatte, da kam zu der reinen Jungfräulichkeit, ja Kindlichkeit der Erscheinung und des Wesens auch der volle erhaben-keusche Ernst jener weltentrückten Heiligkeit, der diesem dritten Akte seinen ganz eigenartig feierlichen Stempel gab. Ihm vor allem war es dann zu verdanken, daß man, gleich dem Tannhäuser selbst, am lebenden und sterbenden Beispiele der im tragischen Moment aus ursprünglich-naiver Natur unmittelbar erblühenden religiösen Erhabenheit zu der Erkenntnis kam, die das Christliche in Wagner am hellsten beleuchtet: wie nämlich das Reinmenschliche, das im Tannhäuser zur Sünde wider sich selber abgeeirrt, seinen vollendeten Ausdruck auf Erden im gnadenreichen Christentum gefunden hat.

Um der Wichtigkeit dieses Erlebnisses willen habe ich mich länger dabei aufgehalten. Es spricht deutlicher als alle Erwägungen und Studien für die Thatsache, auf welche unsere Frage sich bezieht. Und daß eine solche „Predigt" in reinkünstlerischer Form, zu unserer Zeit, unter uns entstanden und vorhanden ist, als das Werk eines deutschen Meisters: das darf uns wohl auch als Trost gelten gegenüber so manchen trüben Erfahrungen mit der Religiosität und Irreligiosität einer unkünstlerischen Menschheit à la fin de siècle.

* * *

Hiernach auf „Parsifal" zurückzukommen, wäre wohl nur deshalb erwünscht, um gerade am letzten Werke Wagners dieselbe religiöse Anschauung nachzuweisen, welche schon im ersten seiner neuen Laufbahn zu bemerken war, nun aber durchleuchtet von der völlig geklärten Erkenntnis auch des Denkers. Gewiß ist es dabei von Bedeutung, daß dieser „Parsifal" mit vollem Bewußtsein als letztes Werk, als Abschluß, von Wagner selbst betrachtet worden ist, — bedeutend insofern, als er sich damit nun ganz auf das religiöse Gebiet begab und ersichtlich ein feierliches symbolisches Zeugnis hat hinterlassen wollen für den beherrschenden Gedanken seiner letzten Jahre: die Regenerationsidee. — „Wir erkennen den Grund des Verfalles der historischen Menschheit, sowie die Notwendigkeit einer Regeneration derselben; wir glauben an die Möglichkeit dieser Regeneration und widmen uns ihrer Durchführung in jedem Sinne." „Wir haben uns selbst sehr gründlich nur noch in der einen Voraussetzung zu bestärken, daß nämlich aller echte Antrieb und alle vollständig ermöglichende

Kraft zur Ausführung der großen Regeneration nur aus dem tiefen Boden einer wahrhaften Religion erwachsen können." „Und würde eine gegen jeden Rückfall in die Unterthänigkeit unter die Gewalt des blindwütenden Willens uns bewahrende Religion erst neu zu stiften sein?" „Bedürfen wir des ungeheuren allegorischen Ausschmuckes, mit welchem bisher noch alle Religionen, und namentlich auch die so tiefsinnige brahmanische, bis zur Fratzenhaftigkeit entstellt wurden? Haben wir doch das Leben nach seiner Wirklichkeit in unserer Geschichte vor uns, die jede Lehre durch ein wahrhaftiges Beispiel uns bezeichnet. Erkennen wir, mit dem Erlöser im Herzen, daß nicht ihre Handlungen, sondern ihre Leiden die Menschen der Vergangenheit uns nahe bringen und unseres Gedenkens würdig machen. Möge der aus einer Regeneration des menschlichen Geschlechts hervorgehende Zustand durch die Kraft eines beruhigten Gewissens sich noch so friedsam gestalten, stets und immer wird uns in der umgebenden Natur, in der Gewaltsamkeit der Urelemente, in den unabänderlich unter und neben uns sich geltend machenden niederen Willensmanifestationen in Meer und Wüste, ja, in dem Insekte, dem Wurme, den wir unachtsam getreten, die ungeheure Tragik dieses Weltendaseins zur Empfindung kommen, und täglich werden wir den Blick auf den Erlöser am Kreuze als letzte erhabene Zuflucht zu richten haben. — Wohl uns, wenn wir uns dann den Sinn für den Vermittler des zerschmetternd Erhabenen mit dem Bewußtsein eines reinen Lebenstriebes offen erhalten dürfen, und durch den künstlerischen Dichter der Welt-Tragik uns in eine versöhnende Empfindung dieses Menschenlebens beruhigend hinüber leiten lassen könnten. Dieser dichterische Priester, der einzige, der nie log, war in den wichtigsten Perioden ihrer schrecklichen Verirrungen der Menschheit als vermittelnder Freund stets zugesellt; er wird uns auch in jenes wiedergeborene Leben hinüber geleiten, um uns in idealer Wahrheit jenes ‚Gleichnis‘ alles Vergänglichen vorzuführen." — „Nun hieß uns der Erlöser selbst, unser Sehnen, Glauben und Hoffen zu tönen und zu singen. Ihr edelstes Erbe hinterließ die christliche Kirche als alles klagende, alles sagende, tönende Seele der christlichen Religion. Dem Tempelraume entschwebt, durfte die heilige Musik jeden Raum der Natur neu belebend durchdringen, die erlösungsbedürftige Menschheit eine neue Sprache lehrend —." „Ueber alle Denkbarkeit der Begriffe hinaus offenbart uns der tondichterische Seher das Unaussprechbare: wir ahnen, ja wir fühlen und sehen es, daß auch diese unentrinnbar dünkende Welt des Willens nur ein Zustand ist, vergehend vor dem Einen: ‚Ich weiß, daß mein Erlöser lebt!‘ („Religion und Kunst" 1880.)

Aus der geistigen Sphäre dieser letzten Gedanken des Künstlers — und wir dürfen nie vergessen, daß es ein Künstler war, der so dachte und schrieb — ist sein letztes Kunstwerk hervorgegangen. Könnte man ernstlich glauben, das Christliche darin sei ihm nur bequeme stoffliche Form gewesen, und er habe hernach, wenn es das Alter nur erlaubte, dieselben Gedanken auch noch in beliebiger anderer, religiöser und historischer Einkleidung uns nahe bringen mögen?

Man spürt doch deutlich die reine Höhenluft des erstiegenen obersten Gipfels. — Dennoch haben besonders solche, denen das Christentum Wagners überhaupt nicht paßte, gern von einem nach dem „Parsifal" noch geplanten „Buddha" gefabelt, womit sie ihn dann in eine weitere nichtchristliche Sphäre glücklich hinübergerettet zu sehen wünschten. Jener buddhistische Stoff aber stammt aus der Zeit der ersten Gedanken an „Tristan und Isolde", und die einzige Skizze dazu steht im Nachlaßbande unter dem Titel „Die Sieger" und dem Datum: Mai 1856. Im April 1857, also etwa ein Jahr später, ergriff dann Wagner die Idee des „Parsifal" — die Karfreitagsidee — mit entscheidender Gewalt, und an die Stelle des aufgegebenen „Buddha" trat das christliche und deutsche Regenerationsdrama. Die Erlösung führt hier nicht aus der Welt hinaus, sondern zu neuen Thaten: „Wer guter That sich freut, Ihm wird das Mahl erneut." Die Weltüberwindung ist nicht einsiedlerische Abwendung, sondern liebevolle — „heilthatvolle" — Zuwendung. Allerdings haben die Kritiker des Wagner'schen Christentums, die sich durchaus nicht an einem christlichen Künstler rein erfreuen können, auch im „Parsifal" noch buddhistische Züge finden wollen. Etwa, weil den Gralsrittern „die Tiere heilig" sind, und die Pflanzen teilhaben am Karfreitagszauber? Aber „sehnet sich nicht die Kreatur und ängstet sich mit uns immerdar?" „Wartet ihr ängstliches Harren nicht auf die Offenbarung der Kinder Gottes?" Soll sie nicht auch „frei werden vom Dienst des vergänglichen Wesens zu der herrlichen Freiheit der Gotteskinder?" (Röm. 8.) — Oder, weil man die Gralsritter für Mönche hält? — Das steht nirgends geschrieben; im Gegenteil machen sie alle, nicht nur der Sünder Amfortas, auch die geborene Siegfriedsnatur des „heiligen" Parsifal, einen ganz anderen Eindruck. Das sind kraftvolle, thatenfrohe, das Leid nicht fliehende Männer. Bei der Abweisung der in Klingsors Zauberbann verführerisch wirkenden Kundry, der großen Sünderin am Heiland selbst, da handelt es sich nicht um die Frage, ob Liebe Sünde sei, sondern einfach um sündige Liebe. Und schließlich, wenn ein Parsifal auftritt, mutet der jedem von uns zu: sei du auch ein Parsifal?!

Die „Mönche" leiten wieder ins Katholische hinüber, welches einige auch im Parsifal haben verspüren wollen. Diese hat wohl zunächst die künstlerische Ausgestaltung der Gralsfeier mit dem Anschein eines kirchlichen Kultus geblendet. Gerade hier kann man aber als an einem Hauptbeispiel sehen, wie Wagner das Christlich-Religiöse tief auffaßte und ehrfurchtsvoll zart für die scenische Darstellung verwertete. Sein „Liebesmahl" ist keinesfalls ein konfessionelles Sakrament, weder ein katholisches noch ein evangelisches. Am ehesten wäre es noch mit den ‚agapai' der Urchristen zu vergleichen, aber doch nicht kurzweg aus der Gemeinde der Heiligen auf die Bühne versetzt! Nur ganz mißverständigerweise haben christliche Menschen — kaum aber bei der weihevollen Darstellung — daran Anstoß nehmen können, als wie an einer widerchristlichen Profanation des Sakramentes des Altars. Sie haben geglaubt, einen

„Operntext“ nur flüchtig lesen zu sollen, und machen danach einem Künstler den schwersten Vorwurf der Widerchristlichkeit. Wie es der Wortlaut der begleitenden Chöre deutlich besagt, hat man hierbei durchaus nicht zu denken an eine Transsubstantiation des Brotes und Weines in Fleisch und Blut des Heilandes. Vielmehr gerade umgekehrt: der Gral, als das Symbol der christlichen Erlösungsmacht, die Schale, welche einst das Heilandsblut am Kreuze auffing, segnet mit seinem Lichte allein die natürlichen Speisen, Brot und Wein, daß diese selber, indem sie sich zu Lebensblut und Körperkraft der genießenden Ritter umwandeln, ihnen die Fähigkeit stärken, ihre Thaten in der Welt draußen auszuüben in des Erlösers Sinne: „zu wirken des Heilandes Werke“. (Also auch hier, bei aller christlichen Thatfreudigkeit, doch keine eigene „Werkheiligkeit“!) Der Segensspruch der unsichtbaren Stimmen aus der Höhe: „Nehmet hin mein Blut“ ist zudem in der Dichtung noch ausdrücklich als Citat bezeichnet: ein Erinnerungswort („auf daß ihr mein gedenket“) vom ersten heiligen Liebesmahle her, das eine mysteriöse Wandlung schaffte, um die und deren religiöse Auffassung es sich hier im Drama gar nicht handelt. Die „Transsubstantiation“ in irgend welchem konfessionellen Sinne ist völlig ausgeschlossen.

Auch dies war nicht unwichtig zu erörtern, um Wagners Stellung zum Christentum besser zu beleuchten. Behauptet doch noch Professor Köstlin in der neuesten Auflage seiner Musikgeschichte, ohne Beweise, wie etwas ganz Bekanntes, daß „im Parsifal alle diejenigen Ideen aus dem Christentum entfernt seien, welche das Wesen und die Kraft des Christenglaubens bedingen“. Ja, das Sakrament ist freilich von der Bühne entfernt; aber der Geist des Christentums ist, von zeitlichen Formen befreit, zur künstlerischen Darstellung gebracht, wie es dem Künstler einfach geboten war, wollte er sich nicht an Religion und Kunst gleicherweise vergehen. Ebensosehr der Geist der Auffassung, als auch gerade die Zartheit der Behandlung der heiligen Dinge, zumal der Person des Heilandes, sollten dabei wahrlich genügend für den religiösen Sinn des Dichters zeugen. Davon könnten Moderne lernen, die grobsinnlich das Heilige in die Alltagsbühnenwelt hinabziehen, vielleicht nur, weil seit dem „Parsifal“ auch in der Kunst das Religiöse wieder „interessant“ geworden ist. Daß aber Wagner, bei seiner Vereinigung aller Künste, zur künstlerischen Darstellung gewisser, von religiöser Empfindung besonders beseelter Vorzüge, gern auch einmal ein religiös vertrautes Bild verwertet hat, wie bei der Taufscene im 3. Akte, das ist eben sein schönes Künstlerrecht, und die Wirkung seiner taktvoll feinen Darstellungsweise ist eine stimmungsvolle im reinsten Sinne. Das Bild als solches wirkt, nicht etwa der damit verknüpfte Irrtum, welcher — dem Drama ganz zuwider — im Parsifal mit einemmal ein Abbild des Heilands sieht, in der Kundry eine büßende Magdalena, dabei aber den alten Gurnemanz völlig zu übersehen scheint, der doch das Wort in der Scene führt und als Dritter die Gruppe erst zum eigentlichen „Parsifal“-Bühnenbilde charakteristisch ergänzt. Abgesehen davon, daß es sich in den drei evangelischen Vorgängen,

mit der großen Sünderin, dem Weibe bei Simon dem Aussätzigen, und der Maria Lazari, weder um einen Karfreitagszauber, noch um eine Taufe, noch auch um das erlösende Weinen der ewig lachenden Herodias handelt, so muß das Drama doch jeden, der es erlebt, belehren, daß dieser Parsifal, der sich selbst als Sünder bekennt und von seinen Irren reinwaschen läßt, überhaupt niemals das Abbild des sündenlosen Heilands sein kann. Spricht doch auch nicht er selbst die Büßerin von ihren Sünden frei, sondern er weist sie auf den Erlöser hin, den auch sie, wie die „Kreatur", zwar „am Kreuze selber nicht erschauen" kann, daher sie „zum erlösten Menschen" (Parsifal) aufblickt, der „durch Gottes Liebesopfer rein und heil" sich fühlend ihr zuruft: „Die Taufe nimm und glaub' an den Erlöser!" Die Gerechtigkeit findet auch sie im Glauben an jenen Erlöser und Heiland, den Parsifal zuvor angerufen: „Erlöser, Heiland, Herr der Huld, wie büß' ich Sünder meine Schuld?!" und dessen Klageruf vom Grale her er vernommen, aber erst verstanden, als er selbst die Sünde kennen gelernt, den Klageruf, die „Heilandsklage": „Erlöse, rette mich aus schuldbefleckten Händen". Denn der Gral ist in Hand und Hut eines Sünders, und Parsifal ist der durch Gottes Gnade Erkorene, ihn daraus zu befreien, sozusagen der „Kirche — der geschlossenen Gralsgenossenschaft — ihre Reinheit und Freiheit wiederzuschaffen. „Da wilder Feinde Macht und List des reinen Glaubens Reich bedrohten," ward der Gral einst von den Engeln des Herrn dem ritterlich-frommen Titurel zur Hut übergeben; nun gilt es — das ist das Parsifaldrama — dieselbe Reinheit des Glaubens, nicht äußerlich, innerlich wiederherzustellen. Dies geschieht durch die eigensten Thaten und Leiden der Individualität Parsifals, aber nie anders, als mit der immer wachsenden Erkenntnis des sündigen Menschen, „den keine Buße der Blindheit entwindet": daß ihn aus allen Irren, ja aus „Weltenwahns Umnachten", nur die Gnade des Erlösers selbst bis an das Ziel geleitet, dem Gral die Freiheit, dem Glauben die Reinheit, kurz: „Erlösung dem Erlöser" zu bringen. Ist das nicht ein Motto für jede Reformation? Auch der Inhalt des Parsifal-Dramas ist eine reformatorische That für die innerliche Regeneration des Rein-menschlichen in der Religion, der religiösen Gemeinschaft, des religiösen Menschen.

* * *

Nicht nur jeder Christ kann sich an solchem Werke erheben; auch jeder Nichtchrist und Widerchrist, der sich der künstlerischen Wirkung entzieht, ärgert sich daran. Dieses Aergernis ist ein negativer Beweis für die Christlichkeit des Werkes und seines Schöpfers, weit stärker als die gegnerischen Behauptungen vom entstellten und unechten Christentum. Wer aber diesen Beweis am allerstärksten geliefert hat, das war der unglückliche Friedrich Nietzsche, dessen bewußte Abkehrung von Wagner sich eben von dem tiefen Erschrecken herleitet, das ihn befiel, als ihm aus dem „Parsifal" so zweifel- und aussichtslos der „Christ" Wagner entgegentrat.

Nietzsche, der kurz zuvor noch so unvergleichlich geistvoll über Wagner

und den „Ring des Nibelungen“ (in „Richard Wagner in Bayreuth“) geschrieben hatte, war — wie man jetzt rückblickend erkennt — in der Auffassung Wagners auf dem Standpunkt verblieben, den dieser als reflektierender Denker seinen Kunstgedanken gegenüber in den Jahren 1850—54 eingenommen hatte, solange ihm seine eigene Empfindung vom tragischen Wesen der Welt noch nicht durch Schopenhauers Belehrung zur bewußten Erkenntnis gekommen war. Dies ist der Standpunkt jenes revolutionären Optimismus, der das Reinmenschliche als das natürliche Recht des Individuums annahm. Solches optimistisch Reinmenschliche hatte Wagner damals mit der kühnen Verallgemeinerung des Genies auch für ein Allgemeinmenschliches noch halten können, das nach Beseitigung aller gegenwärtigen geschichtlichen Mißstände als ein Zustand voller Freiheit aller Individualitäten sich hienieden mit ästhetischer Schönheit ohne weiteres etablieren würde. Diese Vorstellung — wofür es freilich dem Genie selbst schon damals das zunächst Gewissefte und Edelste erschien: schön zu sterben — sie war an und für sich ein künstlerisches Bedürfnis, entsprungen dem natürlichen Triebe des Genies, das sein eigenes Wesen in einer allumfassenden Liebesempfindung als das Wesen der Welt, der Menschheit, gläubig hinnimmt. Nietzsche dagegen, die Liebesempfindung gewaltsam unterdrückend, hat das selbe Ideal verengend und vereinzelnd in den radikalen Aristokratismus antichristlichen Uebermenschentums gefaßt. Da wurzelt der scharfe Gegensatz, der den einen zum „Parsifal“, den andern zum „Antichrist“ führte. Weil aber gerade der selbe verallgemeinerte Liebesgedanke in christlicher Vorstellung als ein unirdisches Jenseits nach dem Tode sich verbildlicht zeigt, so richtete sich in jenen seinen Revolutionsjahren auch Wagners künstlerischer Instinkt gegen ein solches Christentum, nur daß er diesen seinen Instinkt sich als Denker selbst noch falsch deutete, bis er erkannt hatte, daß in ihm und seinen Werken sich längst schon auch ein Jenseits, und zwar lebenskräftigst verkörpert habe. Dies „Jenseits des Künstlers“ — mit Friedrich von Hausegger zu sprechen — ist aber jenes „Innerseits“, davon es in der Schrift heißt: „Das Reich Gottes ist in euch“, — jenes Innerseits, woraus in der That alle großen Wiedergeburten der Individuen wie der Menschheit allein hervorgehen, und worauf seitdem auch Wagner als Denker seine Idee einer Regeneration begründet hat. „Die wahrhaftige Religion“, aus deren „tiefem Boden“ solche Regeneration nur erwachsen kann, ist ihm alsdann diejenige, welche „im tiefsten Innern des Individuums lebt“; denn „dieses eben ist das Wesen der wahren Religion, daß sie, dem täuschenden Tagesscheine der Welt ab, in der Nacht des tiefsten Innern des menschlichen Gemütes als anderes, von der Weltsonne gänzlich verschiedenes, nur aus dieser Tiefe aber wahrnehmbares Licht leuchtet“. „Der wahrhaft Religiöse aber kann seine innere, tief beseligende Anschauung nur mitteilen durch das Beispiel, durch die That der Entsagung, der Aufopferung, durch unerschütterliche Sanftmut, durch die erhabene Heiterkeit des Ernstes, die sich über all sein Thun verbreitet“ (1865).

Man sieht, daß dieser Denker als Künstler nicht bei der Schöpfung seines Ideal- und Uebermenschen Siegfried stehen geblieben war; er hatte inzwischen auch die Seele einer Brünnhilde und eines Wanderers Wotan durchlebt. Darin liegt die ganze Geschichte jenes seines großen Lebensgedichtes, des „Nibelungenringes", beschlossen und auch die Bedeutung selbst dieser stofflich so grundheidnischen Dichtung für die religiöse Stellung des Künstlers.

Seinen Nibelungenring hatte der Dichter einst in Angriff genommen mit der ausgesprochenen Absicht, das Reinmenschliche in der „aus aller Konvention gelösten" Gestalt des unbedingt freien Menschen Siegfried zur Darstellung zu bringen. Aber mit tragischer Notwendigkeit war dieser herrlichste Held in seinem eigenen Drama dem Lose des Allgemeinmenschlichen verfallen, und neben ihm waren Wotan, der Inbegriff dieses Allgemeinmenschlichen selbst, und Brünnhilde, die Personifizierung des wahrhaft Reinmenschlichen, als die eigentlichen Helden des Gesamtdramas emporgewachsen. Thatsächlich ist nun das vollendete Gedicht des „Ringes" eine tragische Darstellung des völligen Unterganges des Heidentums, ein furchtbares Weltgericht über das Wesen und Wirken dessen, was im Heidentum als Realität der Welt jenem Ideale entgegensteht, das wir erst im Christentum erkannt haben. Heidentum ist eben die egoistische Wotanswelt, ebensowohl als der sich bejahende Wille zum Leben, der das Unrecht ins Menschenleben bringt, wie auch als das seelenlose Gesetzeswesen, die Vertragswelt, die das Unrecht einschließt, ohne es fesseln zu können. Und doch ringt sich — echt Wagnerisch, weil nie im Negativen verharrend — aus der Tragödie des Untergangs ein neuer Geist hervor, ein im Leiden und Sterben sich kündender Geist mitleidsvoller Liebe. Freilich muß auch er in dieser Heidenwelt noch tief verstrickt sich zeigen mit der Tragik des egoistischen Willens, muß in seinen eigenen Liebesäußerungen den herrschenden Wahn erst sühnend erkennen lernen, muß darum auch mit allem Schönen und Häßlichen, Edlen und Bösen gleicherweise zu Grunde gehen. Doch im Untergang und Tode selbst bekundet er sich als ein Höheres, ein Unzerstörbares, ein zum Leben Berufenes, eine erlösende Kraft der Seele. Dieser Geist stirbt im „Ringe"; er lebt aber — wo anders als im Christenthum? —

Indem Wagner die Vorstellung der Götterdämmerung aus der Edda herübernahm, die seinem ersten Entwurfe „Siegfrieds Tod" (1848) noch fehlt, beschritt er, damals (1852) noch unbewußt, den Weg, welcher auch die Tragödie des sterbenden Heidentums hinüberführt zum Heile des neuen Glaubens. Hat doch auch die moderne Wissenschaft gerade schon in jener Vorstellung selber christliche Einflüsse auf die nordgermanische Phantasie nachzuweisen gesucht. Nur daß der strenge Künstler hier wiederum alles von seiner geschlossenen dramatischen Sphäre fernhielt, was in der nordischen Sagendichtung schon seinen künstlerischen Instinkt allzu auffällig an fremde Elemente aus der Vorstellung vom jüngsten Gerichte mahnen mochte. „Selig in Lust und Leid läßt die Liebe nur sein." So hatte er am Schlusse der Dichtung einstens sich ausgesprochen,

und er hatte gemeint, er habe damit die selige Liebe Siegfrieds und Brünnhildens — ihren „lachenden Tod" — gefeiert. Aber er fühlte auch, daß dies seinem eigenen Werke nicht rein entsprach. Er hatte darüber das Lachen verlernt. Er dichtete mit der Zeit die Strophe wieder und wieder um und stellte für die Seligkeit das Leiden, für die Liebe das Mitleiden ein. „Trauernder Liebe tiefstes Leiden schloß die Augen mir auf: enden sah ich die Welt." Und endlich strich er die Worte für die musikalische Ausführung gänzlich: der vollendete „Ring" (1874) schließt nun mit dem Untergange alles Sichtbaren, und nur noch die Musik allein ertönt darüber hinaus als „Alles sagende Seele", in der Erlösungsmelodie, welche nichts anderes ist als der einstige Dank der Sieglinde für Brünnhildens Mitleidsthat und Selbstopfer. Das ist der Gesang einer Liebe, die im Christentum zur Weltüberwindung befähigt wird.

Dieser für die Stellung Wagners zum Christentum bedeutsamste Wandel in der — man muß sagen — Selbsterkenntnis des Künstlers hat den merkwürdigsten Ausdruck gefunden in jenen zwei höchst lehrreichen Briefen Wagners an August Röckel, welche 1894 in den „Bayreuther Blättern" zuerst veröffentlicht wurden. In dem einen von 1854 spricht der reflektierende Denker über das Werk des Künstlers zum Freunde erläuternd mit den begrifflichen Ausdrucksmitteln der dialektischen Philosophie, und er schildert, kurz gesagt, ein Drama des idealen Optimismus. Im andern von 1856 berichtigt der Künstler, den Denker preisgebend, diese Erläuterung auf Grund der inzwischen (aus Schopenhauer) erworbenen vollen Erkenntnis dessen, was er schon intuitiv als Dichter erschaut und gestaltet hatte, und wir sehen nun ein Drama des idealen Pessimismus. Aus diesem letzten Briefe seien hier nur einige Stellen angeführt, welche genügen werden, um zu bestätigen, daß auch der „Ring" von einem Künstler geschaffen worden, welcher — wiederum kurz gesagt — der Schöpfer des „Tannhäuser" gewesen sein, und der des „Parsifal" werden mußte.

„Die Periode, seit der ich aus meiner inneren Anschauung schuf, begann mit dem ‚Fliegenden Holländer'; ‚Tannhäuser' und ‚Lohengrin' folgten, und wenn in ihnen ein poetischer Grundzug ausgedrückt ist, so ist es die hohe Tragik der Entsagung, der wohl motivierten, endlich notwendig eintretenden, einzig erlösenden Verneinung des Willens. Dieser tiefe Zug ist es, der meiner Dichtung, meiner Musik die Weihe gab, ohne die alles wirklich Ergreifende, was sie ausübten, ihnen nicht zu eigen werden konnte. Wo ich als Künstler mit so zwingender Sicherheit anschaute, daß alle meine Anschauungen dadurch bestimmt wurden, suchte ich als Philosoph mir eine durchaus entgegengesetzte Erklärung der Welt zu verschaffen. — Das Auffallendste in diesem Bezug mußte ich endlich an meiner Nibelungen-Dichtung erleben: ich gestaltete sie zu einer Zeit, wo ich mit meinen Begriffen mir eine hellenistisch-optimistische Welt aufgebaut hatte, deren Realisierung ich für durchaus möglich hielt, sobald die Menschen nur wollten, wobei ich mir selbst über das Problem, warum sie nun eigentlich doch nicht wollten, ziemlich kunstreich hinwegzuhelfen suchte. Ich entsinne mich nun, in diesem absicht-

lich gestaltenden Sinne die Individualität eines Siegfried herausgegriffen zu haben, mit dem Willen, ein schmerzloses Dasein hinzustellen; mehr aber noch glaubte ich mich deutlich auszudrücken in der Darstellung des ganzen Nibelungen-Mythos, mit der Aufdeckung des ersten Unrechtes, aus dem eine ganze Welt des Unrechtes entsteht, die deshalb zu Grunde geht, um — uns eine Lehre zu geben, wie wir das Unrecht erkennen, seine Wurzel ausrotten und eine rechtliche Welt an ihrer Stelle gründen sollen." Bei der Ausführung nun sei er unbewußt einer viel tieferen Anschauung gefolgt. „Doch entsinne ich mich, schließlich meine Absicht gewaltsam einmal zur Geltung gebracht zu haben, und zwar — zum einzigsten Male — in der tendenziösen Schlußstrophe, welche Brünnhilde an die Umstehenden richtet, und von der Verwerflichkeit des Besitzes ab, auf die einzig beseligende Liebe verweist, ohne (leider) mit dieser Liebe selbst recht ins Reine zu kommen, die wir, im Verlaufe des Mythos, eigentlich doch als recht gründlich verheerend auftreten sahen. So blind machte mich an dieser einzigen Stelle die Dazwischenkunft einer begrifflichen Absicht. —" — „Ich kann nur in Kunstwerken sprechen" — so schließt Wagner —; „dennoch frage ich dich, um die Sache summarisch abzumachen: kannst du dir eine moralische Handlung anders vorstellen als unter dem Begriff der Entsagung? Und was ist die höchste Heiligkeit, d. h. die vollste Erlösung, anders als die Grundlage dieses Prinzipes für unser Handeln überhaupt? — Doch schon mit dieser einfachen Frage gehe ich eigentlich zu weit und werde abstrakter, als mir vorteilhaft ist. Ich bin nur Künstler: — und das ist ein Segen und ein Fluch; sonst möchte ich gern Heiliger sein, und das Leben auf die einfachste Weise für mich abgethan wissen; so renne und jage ich Thor aber, um mir Ruhe zu verschaffen, d. h. jene komplizierte Ruhe eines ungestörten, genügend behaglichen Lebens, um nur arbeiten, nur Künstler sein zu können! —"

* * *

Wagner selbst geht bei diesen Bekenntnissen von dem Hinweis auf den Grundgedanken seiner Werke aus, den er als die Entsagung bezeichnet. Hierin stimmt er also schon überein mit einem Grundgedanken auch des Christentums. Nicht christlich wäre es zu heißen, wenn die Bedeutung dieser Entsagungsidee sich etwa beschränkte auf eine sozusagen „buddhistische" Passivität, auf den sog. „Schopenhauerschen" Quietismus. Eben dafür ist aber Wagner doch zu sehr deutscher Künstler, und gerade deshalb bleibt er auch deutscher Christ. Sein Pessimismus ist wesentlich Idealismus und wird Aktivität in lebensvoller Kunst. Die „Verneinung des Willens" ist ihm stets Verneinung des Egoismus; und aus dem großen positiven Reste erblüht ihm das moralische Ideal. Die Entsagung selbst zeigt sich in seinen Werken verschieden: als selbstloses Opfer für den geliebten Nächsten, von der weiblichen Seite, z. B. im „Holländer" (Senta) und im „Tannhäuser" (Elisabeth); aber ebensowohl auch, von der männlichen Seite, als hilfreiche Heilsthat der Menschenliebe in Lohengrin und Parsifal. Beides vereint und damit den ganzen Wagner als Ethiker sehen wir dann in

der Brünnhilde des „Ringes" und dem Hans Sachs der „Meistersinger". Volle Verneinung der Welt, Lebensentsagung, um des Ideales der Liebe willen, haben wir nur in „Tristan und Isolde".

Eng verbunden mit dieser Entsagung als entscheidend wirkender moralischer Kraft findet sich der bei Wagner so charakteristische Erlösungsgedanke. Wie jene die Wurzel, so bezeichnet dieser die Blüte und das Ziel aller ethischen Handlung, aller dramatisch-tragischen Entwickelung. Auch Tristan und Isolde sind ganz erfüllt von dieser Sehnsucht nach dem Heil: „Löse von der Welt mich los!" Dies könnte auch der Sehnsuchtsruf jedes Christen sein; was jene Liebenden aus der alten heidnisch-keltischen Sagenwelt natürlich nicht sind, noch sein können. Aber ihre Tragödie löst unter den tiefsten Leiden der Seele die selbe Empfindungsmacht aus, welche erst im Christentum aus der „höchsten Lust" des „Unbewußtseins" zur bewußten Seligkeit der Erlösung gelangen kann. Wagner selbst sagt einmal: „Was als einfachstes und rührendstes Symbol uns zu gemeinsamer Bethätigung unseres Glaubens vereinigt, was uns aus den tragischen Belehrungen großer Geister immer neu lebendig zu mitleidsvoller Erhebung anleitet, ist die in mannigfachen Formen uns einnehmende Erkenntnis der Erlösungsbedürftigkeit." Und er fährt fort, als musikalischer Künstler und Dichter, der er ist: „Dieser Erlösung selbst glauben wir in der geweihten Stunde, wenn alle Erscheinungsformen der Welt uns wie im ahnungsvollen Traume zerfließen, vorempfindend bereits teilhaftig zu werden. — Rein und friedesehnsüchtig ertönt uns dann nur die Klage der Natur, furchtlos, hoffnungsvoll, allbeschwichtigend, welterlösend. Die in der Klage geeinte Seele der Menschheit, durch diese Klage sich ihres hohen Amtes der Erlösung der ganzen mitleidenden Natur bewußt, entschwebt da dem Abgrund der Erscheinungen, und losgelöst von jener grauenhaften Ursächlichkeit alles Entstehens und Vergehens fühlt sich der rastlose Wille in sich selbst gebunden, von sich selbst befreit." In diesen Worten drückt sich eine Empfindung aus, in welcher für den Mitempfindenden die anscheinend so verschiedenen Welten eines Tristan und eines Parsifal verschmelzen. Die Erlösungsbedürftigkeit ist der gemeinsame Kern, woraus sich diese beiden tönenden Blüten der großen tragischen Klage — Naturklage und Heilandsklage — so voll und schön entfalten. Doch ohne die christliche Offenbarung hätte der Künstler diese seine Empfindung nie in dem tiefen Sinne der Erlösungsbedürftigkeit erfassen und deuten können.

Ueberall aber — und dies gerade wird als für Wagner besonders bezeichnend wohl allgemein bemerkt — überall ist es die Liebe, welche als die Erlösungsmacht erscheint. Die selbe Liebe, welche im Drama des Lebens wahnvoll wollend — „verheerend" — oder selbstlos entsagend — sterbend — tragisch untergeht, sie ist — wenn innerlich von der Welt gelöst und dann ihr wieder zugewandt — die dennoch einzig wahre und siegreiche Weltüberwinderin. Das ist wiederum eine Vorstellung, die nur erst auf dem Grunde christlicher Weltanschauung möglich war. Hierüber sagte Wagner schon in seiner ersten Denker-

zeit: „Die Mittlerin zwischen Kraft und Freiheit, die Erlöserin, ohne welche die Kraft Roheit, die Freiheit Willkür bliebe, ist die Liebe" (1850). Und er stellte die Antigone als Beispiel auf, „die reichste Blume reiner Menschlichkeit". Wieder dreißig Jahre später sagte er: „Nur die dem Mitleiden entkeimte und im Mitleiden bis zur vollen Brechung des Eigenwillens sich bethätigende Liebe ist die erlösende christliche Liebe." Wie einst vor den Apollon der Jesus, so erhebt sich auch hier über die Antigone die göttliche Gestalt des Heilandes: „Das größte Wunder ist für den natürlichen Menschen die Umkehr des Willens — was diese Umkehr selbst bewirkt hat, muß notwendig weit über die Natur selbst erhaben und von übermenschlicher Gewalt sein, da die Vereinigung mit ihm als das einzig Ersehnte und zu Erstrebende gilt. — Wir sehen hier der Wunder allergrößtes und nennen es Offenbarung." —

Der dramatische Konflikt in den Werken Wagners besteht denn auch durchweg in dem Kampfe zwischen Liebe und Lieblosigkeit, weiter gefaßt: zwischen Seele und Welt, oder wie im „Ring" besonders symbolisiert: zwischen Liebe und Gold. Dieser „Ring"-Kampf ist nicht nur — modern zu sprechen — „eminent aktuell", als ein Bild des eigentlichen Kampfes ums Dasein unserer Zeit. Er ist auch der alte und ewige Kampf, den der Heiland mit der Welt zu kämpfen hatte, seit er sein Evangelium unter den Juden verkündete. Wer das „Rheingold" in Bayreuth als furchtbares Drama des Goldfluches erlebt hat — ich habe es nie, auch 1876 noch nicht, in dieser Weise erlebt wie dort 1896! — der hat in der That eine der gewaltigsten „Predigten" gegen den Mammonismus im weitesten Sinn gehört, die heutzutage gehalten werden konnten. Und wenn er dann späterhin im Verlaufe der Gesamttragödie auf den entscheidenden Punkt gelangte, wo der Wotanspeer mit den Vertragsrunen zerschlagen wird durch das aus der Not selbstgeschaffene Siegfriedschwert: da hat er wohl an der erschütternd sprechenden Symbolik dieser Vorgänge erkannt, wie es sich auch in diesem großen Drama vom „Ringe" schließlich um das selbe handelt wie im „Tannhäuser", im „Parsifal", in den „Meistersingern": um den Grundgegensatz zwischen Gesetz und Freiheit.

Kurz, überall erkennt man die Wurzeln und Urtriebe („Ideen") jener wahrhaft religiösen Anschauungsweise der Dinge und damit auch des Christentums, in der von specifisch religiösen Fassungen freien Grundgestalt, wie sie dem Künstler als solchem einzig gestattet ist. Sobald sie sich dann verbinden mit den Formen einer christlich-religiös beseelten Handlung, so entsteht auch das entschieden als solches erkennbare und wirkende christliche Werk.

Wenn Wagner selbst mit vollem Rechte uns sagen konnte, daß wir den „tragischen Belehrungen großer Geister" die Erkenntnis der Erlösungsbedürftigkeit, also die religiöse Erkenntnis, verdanken dürfen, so muß man nach alledem gestehen: von all unseren großen deutschen Dichtern, auf deren Führung uns Wagner so gern und noch mit seinem letzten Worte (1883) verweist, ist bisher der ihnen so herrlich eigentümliche Idealismus der Weltanschauung doch niemals

in so entschiedener und fast ausschließlicher Weise zur künstlerischen Gestaltung beseelt worden durch das Ethos gerade des religiösen Geistes, wie von Wagner. Verehren wir in unserem Schiller die gleichsam Person gewordene Seelenverwandtschaft mit der erhabenen Reinheit des christlichen Geistes, und erhebt uns beim Großmeister Goethe immer wieder die nie verlöschende tiefe Ehrfurcht vor dem unerreichbar Göttlichen des Wesens Christi: so hat doch erst Wagner in seinen Werken selber jene religiösen Grundgedanken der Entsagung und Erlösung und jenen Weltkampf des Christentums zwischen Liebe und Lieblosigkeit als das bestimmend und entscheidend Wesentliche der tragischen Dichtung durchaus in den Vordergrund gerückt. In dieser Beziehung ist er ohne Uebertreibung als der erste große deutsche Dichter-Künstler zu nennen, der uns eine ideale Kunst aus religiösem Geiste und im reinmenschlichen Sinne christlich-ethische Werke geschaffen hat. Daß aber nur er dies erst vermochte, weil nur erst in ihm der Dichter auch mit dem Musiker sich verbunden hatte, das ist dabei eine nicht zu bezweifelnde und vieles erklärende Thatsache.

Da es sich nun hier um die Stellung eines Künstlers zur Religion handelt, und dieser Künstler sowohl seine eigene Natur wie die Wahrheiten, die er uns zu sagen hatte, nirgends so voll, rein und unbedingt ausgesprochen hat wie in seinen Kunstwerken, so habe auch ich mich in Obigem an diese ohnehin allbekannten, wenn auch nicht allverstandenen, allgekannten Werke gehalten. Durch eine auch ihnen zu gute kommende Erläuterung glaube ich ein lebendigeres Bild des ihnen und ihrem Schöpfer eigentümlichen Religiösen ermöglicht zu haben, als durch abstrakte Erörterungen oder auch durch ein weiteres Eingehen auf Wagners Schriften. Diese Schriften, für uns andere allerdings höchst wertvoll, anregend und belehrend, und längst nicht bekannt genug, sie waren doch für den Künstler selbst nur mehr geistige Notbehelfe, um sich über seine Stellung zu Kunst und Welt, zumal auch über die Stellung seiner Kunst zur Welt, möglichst klar zu werden. Meine Citate habe ich vornehmlich aus den letzten Schriften entnommen, welche in den „Bayreuther Blättern“ sich allerdings geradezu an einen Kreis wandten, der näher herangezogen werden sollte zum Verständnis der vollen Bedeutung der letzten ihm dargebotenen Meistergabe: des christlichen Bühnenweihfestspieles. Wie die Durchführung und Anwendung der von mir etwa angeregten Gedanken, so muß ich auch eine ernstliche Durchforschung der Schriften den Lesern je nach ihrer Neigung und ihrem Bedürfnisse überlassen, indem ich ihnen nur noch zum Abschied die Abhandlungen über „Staat und Religion“ (1865) und über „Heldentum und Christentum“ (1881) besonders empfehlen möchte. Abschließen aber mag ich am liebsten, wie ich begann, mit einer Mitteilung aus der Unterhaltung Wagners mit den Seinen, der ich — zwanzig Jahre nach jener ersten — als Ohrenzeuge beiwohnen durfte, so wie ich das nicht lange zuvor Gehörte in meinen „Erinnerungen an Richard Wagner“ (Reclam, Bändchen Nr. 2831) bereits wiederzugeben versucht habe.

„Man sollte doch froh sein, von Kindheit an mit den religiösen Traditionen verwachsen zu sein; sie sind durch gar nichts von außen zu ersetzen. Sie enthüllen nur immer mehr und immer beglückender ihren tiefen Sinn. Zu wissen, daß ein Erlöser einst dagewesen, bleibt das höchste Gut eines Menschen." — „Man könnte meinen, es habe doch so viele Märtyrer und Heilige gegeben, warum sollte gerade Jesus der Göttliche unter ihnen sein? Aber alle jene heiligen Männer und Frauen wurden es erst durch göttliche Gnade, durch eine Erleuchtung, eine Erfahrung, eine innere Umkehr, die sie aus sündigen Menschen zu Uebermenschen werden ließ, die uns nun beinahe wie unmenschlich berühren. Auch Buddha war ein wollüstiger Prinz mit seinem Harem, ehe ihm die Erleuchtung kam. Es war sittlich groß, erhaben von ihm, aller Weltlust zu entsagen, aber es war nicht göttlich. Bei Jesus dagegen ist von Anfang an völlige Sündlosigkeit ohne jede Leidenschaftlichkeit, göttlichste Reinheit von Natur. Und dabei erscheint es doch nicht — was man denken könnte — wie etwas „Interessantes", oder gar wie etwas Unmenschliches. Diese reinste Göttlichkeit ist zugleich von reinster Menschlichkeit, die uns durch Leiden und Mitleiden allgemein-menschlich ergreifen muß. Eine unvergleichlich einzige Erscheinung! — Alle anderen brauchen des Heilandes — er ist der Heiland."

Wer dieses Bekenntnis ablegte, der war ein Christ. Oder, war er es nicht, so ist auch der „Tannhäuser" eine Lüge, und der „Parsifal" nur ein Spiel. Diese Kunstwerke aber wirken mit der Macht der Wahrheit. So war auch ihr Schöpfer im Geist und in der Wahrheit ein Bekenner der „Einen wahren Religion".



Nur irgendwo ein Thürlein.

Von

Karl Freiherrn von Fircks.

Nur irgendwo ein Thürlein, das harrend offen steht,
Nur irgendwo ein Fenster, aus dem ein Tüchlein weht,
Nur irgendwo ein Plätzchen in Gottes weiter Welt,
Dahin der Wegemüde die Hoffnung sich bestellt.

Und hält das Glück hienieden auch nirgend für uns Haus,
Und schaut zu keinem Fenster die Liebe nach uns aus,
Das Menschenherz ist g'nügsam, die Hoffnung ist sein Brauch, —
Und in des Weges Ferne ein Wölkchen Staub thut's auch.



Narben im Herzen.

Von

H. Sprenger.

Das bleibt von Sünden große Not:
Wenn auch die Werke selber tot,
Die mühsam starben, —
Daß doch das Herze lange Zeit,
Ja bis ans Thor der Ewigkeit
Noch trägt die Narben.

Als wie nach blut'gem Streit und Krieg
Und klingend ausposauntem Sieg
Ach, blasses Zittern
Und Herzleid lange deckt das Land
Von armen Krüppeln, matt und krank,
Die nun verwittern:

So auch läßt früh're Missethat
Zurück dir lange Zeit die Saat
Der bittern Schmerzen.
Es ringt vergebens deine Brust,
Denn ungeschehn und unbewußt
Wird nichts im Herzen.

O könnte doch Vergessenheit
Die alten Spuren alter Zeit
So ganz verdecken!
Umsonst! Der Seele Spiegel klar
Wahrt unerbittlich scharf und wahr
Den Rost der Flecken.

Und doch kannst Gottes treuem Rat
Auch für der Narben wehe Naht
Noch innig danken!
Sie führen dir die Demut mit,
Ohn' die dein ungewisser Tritt
Müßt' strauchelnd wanken.

Halt jetzt dich am Erbarmen fest,
Das deine Schuld dir schon erläßt
Aus großen Gnaden.
Die Narben trag als Kreuz der Zeit,
Bis Gott auch hebt in Ewigkeit
Den letzten Schaden.





Skizzen

von

Paul Quensel.

Ein Verhör.

Ein dickes Aktenstück liegt mir vor, vergilbt, in pedantischem altsächsischen Duktus: der Prozeß eines Mörders.

Auf sonniger ungefährdeter Höhe wandelt der eine, durch seelvergiftende Gründe der andere. Beide in der Wiege vertauscht, und er, hinter dessen Sarge ein endloser Trauerzug hinschreitet, wäre vielleicht der andere, den man auf dem Schindanger verscharrt.

Ein solcher Schreckensweg ist das Leben desjenigen, von dem in trockenen, teilnahmlosen Sätzen die vergilbten Aktenstücke berichten: Abstumpfung und Entehrung die Jugend — Zwang und Betäubung das Jünglingsalter — Unthaten, bis zur Blutschuld wachsend, die Mannheit. Und die Blutthat selbst, in ihrem Werden, stellt wieder die alte, furchtbare Lawine dar: Mangel — Gier nach Stillung — Beben und Verwirrung beim Vollbringen — zwei fremde Augen, Zeugenaugen — aus Wut und Furcht ein Schlag nach den Zeugenaugen — gesteigertes Entsetzen vor Entdeckung — Mord . . .

Dann läßt er sich halb freiwillig fangen, gesteht gleichmütig. Aus seinem Kerker auf der Osterburg schafft man ihn unter starker Bedeckung an den Thatort. Er erkennt die Wohnstube, die Tote; er zeigt alle Orte im Hause, wo er geweilt; er weist ruhig, wie er die Hausthür gesprengt, die Lade aufgebrochen hat; er findet den Mooshaufen wieder, in dem er sich in der Nacht vorher einwühlte, um sich vor der erstarrenden Kälte zu schützen; er giebt die Stelle auf der Straße an, wo er das gebrauchte Messer hinüber auf den Acker geschleudert hat . . .

— — — — — — — — — — — — — — — —

Die Protokolle über die verschiedenen Verhöre sind kalt, geschäftsmäßig; ich überfliege sie flüchtig. Nur über die eine Stelle kann ich nicht hinweg-

kommen. Ich lese sie wieder und immer wieder. Und dann sehe ich auf einmal alles vor mir, fühle, wie es gekommen:

Hier der Tisch mit dem „Inquirenten" und dem protokollierenden Schreiber — dort in der Nische beim Fenster mit den festen Gittern an der Außenseite: der Amtsdiener und der gefesselte Schächer. Er ist bleich und abgezehrt; war es doch, wie das Protokoll meldet, das erste Verhör nach längerer Krankheit. Während derselben ist der Frühling gekommen.

Die Sonne scheint durchs offene Fenster, gerade auf das häßliche Haupt des Missethäters. Ein warmes Düften dringt herein: das sind die Veilchen, die in ganzen Beeten drunten im Zwinger stehen. Die Finken schlagen; die Amseln pfeifen so tief und selig, als wäre der große Erlösungstag schon angebrochen. Auch das Städtchen im Grunde liegt festtäglich, feierlich besonnt; das Licht flimmert über den Essen und Giebeln. Aus den armseligsten Gärten recken sich blütenüberdeckte Obstbäume. Auf dem halb berasten Platze rennen die Kinder umher, kollern sich im Gras, jagen sich mit einem Zicklein und schreien vor Lust. Dahinter ist lichtgrüner, webender Frühlingswald und noch höher hinauf der Himmel, blauend über Gerechten und Ungerechten.

Der Missethäter hat, während der Untersuchungsrichter auf ihn einredet, dies alles gesehen. Er schaut immer wieder hinaus, immer länger, immer gieriger. Er fühlt die heilige, muttermilde Macht, die über die Erde geht, beim ärmsten Dornbusch einkehrt und im härtesten Herzen ein dunkles Dankesstammeln löst. Seine Lippen fangen an zu zittern, seine Augen werden naß. „Ach wie schön ist das alles geworden!" ringt sich's endlich von den rissigen, blutlosen Lippen.

Aber dann zerwühlt es ihn plötzlich wie ein inneres, krampfiges Aufschreien und Schluchzen. Er bedeckt das Gesicht mit den großen, knochigen Händen und sinkt auf die Bank.

— — — — — — — — — — — — — — — —

War Christus auch in diesem Entmenschten? Hat er noch Anteil am großen Erbe von Golgatha?

Der Schreiber des Protokolls hat sich offenbar mit dergleichen Fragen nicht beschwert. Pflichtgetreu und selbstzufrieden stehen seine Zeilen auf dem Papier:

„ . . . Dann wird Inkulpat, nachdem er trotz aller Ermahnungen immer wieder das Thal betrachtet, in welchem gerade die Bäume blühen, so weichmütig, daß an diesem Tag nichts weiter mit ihm anzufangen und dieserhalb das Verhör geschlossen werden muß."



Rettung.

Ein reizloses, kleines Nest zwischen Wiesen und Feldern. Kein Wasser. kein Wald, kein Berg ... Eine Stätte der Qual für Maleraugen.

Und doch wohnt er nunmehr schon vierzehn Tage in dem Gasthause mit den weitgestreckten Speichern und Stallungen, mit den langweilig sauberen Gast- und Fremdenzimmern.

Die Tochter des Hauses hat ihn gebannt, gebannt mit ihren leuchtenden Hexenaugen.

„Fort, fort!" drängt die innere Stimme. „Sie betrügt dich. Anmut überspinnt die kalten, klugen Regungen ihres Herzens wie Epheu die Risse im Baum."

„Nicht möglich!" widerstreitet die andere. „Sie ist weich und sinnig wie Frühlingssonne."

... Die Unruh treibt ihn in den Hof, in den Garten — vielleicht in der Laube dort — vielleicht will auch sie eine Entscheidung herbeiführen.

Immer wieder Enttäuschung.

Endlich findet er sie — ein wenig geeigneter Ort für das Geständnis sprießender Liebe! — in der Küche.

„Wollen Sie mich nicht in den Garten begleiten, Olga?" sagt er leise. „Ich reise morgen und wollte — ich wollte ihnen zuvor noch eine Mitteilung machen."

Sie errötet und schaut ihn mit den glänzenden Augen verliebt und schelmisch von der Seite an.

„Ich komme," kichert sie ... „nur einen Augenblick — ich muß erst noch morden."

„Morden?"

„Morden!" ruft sie lustig und lacht. „Die Magd, das alberne Ding, scheut sich" — und dabei greift sie nach einem Korbe, in dem zahlreiche junge Tauben beisammenhocken.

Schon hat sie eins der Tierchen mit sicherem Griffe an den Flügeln gepackt. Es sträubt sich und piept angstvoll.

„Ich bitte Sie — um unsrer Freundschaft willen — nicht jetzt!" stößt er erschrocken hervor und eilt hinzu.

Da fließt auch schon Blut. Sie beobachtet einen Augenblick, wie es rieselt, mit funkelndem Auge und zusammengebissenen Zähnen, fast wollüstig. Dann hält sie ihm das abgerissene Köpfchen vor das Gesicht und lacht dazu, lacht, daß ihre Perlenzähne blitzen.

Er weicht zurück ... ihr Bild verzerrt sich vor seinem Auge ... es wird größer und wilder ... Das Lachen geht in unmenschliches Höhnen über ... ihre Augen schillern ungewiß ... Aus ihren Händen wachsen Krallen hervor; in ihnen hält sie ein zuckendes Menschenherz.

„Eine Sphinx!" murmelt er und schließt die Thür hinter sich.

Jetzt ist er gerettet.



Schuldbewußtsein.

Immer näher rückte die Küste: wir fuhren in den herrlichen Christianiafjord hinein . . .

Im blauen Glanze lag das Meer. Uebermütig und neckisch tollten die Schaumkämme um das summende Schiff. Breitflügelige Möven kreisten über den Masten und ließen ihr Schneegefieder im Sonnenschein glänzen.

Eine fröhliche, dankbar selige Stimmung herrschte unter den Vergnügungsreisenden. Befreundete Gruppen standen auf dem leise wippenden Vorderdeck und blickten den neuen Naturwundern entgegen. Andere träumten hinaus auf die weiße Schaumstraße, die den Lauf des Dampfers bezeichnete. Die meisten aber saßen, auf Sesseln oder bequem in Klappstühle gelagert, auf dem Mitteldeck beisammen, lachten und plauderten — deutsch, englisch, dänisch und norwegisch — schauten dann zeitweilig hinüber nach der näherrückenden Küste, nach den vielen Felseninseln, nach den immer zahlreicher vorüberziehenden Schiffen, und lachten und plauderten von neuem.

Nun hörte man auch Gläserklirren. Goldgelber Wein vom Rheine wurde durch die Stewards heraufgetragen, und die gefüllten Gläser klangen aneinander: Was wir lieben!

Die Schiffsmannschaft war durch ein Glockenzeichen zum Frühstück in die Kajüte unter dem Vorderdeck gerufen worden. Ganz zuletzt stieg aus dem Maschinenraum auf senkrecht stehender, eiserner Leiter ein Heizer oder ein Kohlentrimmer herauf. Ich erschrak, als ich sein blutloses mitleiderregendes Antlitz auftauchen sah. Die Augen lagen tief und schauten klagend aus den verrußten Höhlen; die Backen waren eingefallen. Die überaus dünnen Beine des Mannes, die in schmutzigen, blauen Leinwandhosen steckten, knickten und zitterten beim Gehen, als könnten sie das Gewicht des Oberkörpers nicht tragen. Müde und entkräftet wankte er in seinen weiten Holzschuhen über das Mitteldeck, um zur Kajüte zu kommen . . .

Es war kein drohender Blick, den er ihnen zuwarf, auch kein zorniger und anklagender Blick, auch kein neidischer Blick — aber der Blick traf sie alle.

Und sie verstummten. Das übermütige Lachen einer blendenden Berlinerin brach unvermittelt ab. Sie hielten die Gläser zur Seite — der Mann aus der Tiefe sollte sie nicht gewahren. Sie wendeten die Augen weg — sie konnten den Mann aus der Tiefe nicht ansehen.

Keiner von uns kennt ihn — was geht er uns an? Keiner von uns Glücklichen hier oben kann dafür, daß er in der Tiefe langsam zu Grunde geht.

Und doch —

Was ist es, das uns erschauern macht? Warum überkommt es uns im Angesichte seines Elends so kalt und unbehaglich wie ein Schuldbewußtsein?





Die litterarischen Aufgaben der deutschen Katholiken.

Von
Fritz Lienhard.

Im Spätsommer vorigen Jahres erschien im Verlage von Franz Kirchheim (Mainz) eine Schrift, die diesen Winter über ganz gehörig „Staub aufgewirbelt“ hat, wenn man dies unwinterliche Gleichnis gebrauchen darf. Der Verfasser nannte sich Veremundus; seiner Schrift hatte er als Titel die herausfordernde Frage gegeben: „Steht die katholische Belletristik auf der Höhe der Zeit?“ Sei es nun, daß etliche Einseitigkeiten, zum Teil bewußter Art, so scharf verletzten, sei es, daß sich in der Schrift überhaupt ein agitatorisches und werbendes Element Antwort und Gegenhieb heischend in den Vordergrund drängte — jedenfalls war hier der Nerv einer Gruppe unserer Volksgenossen ganz lebhaft berührt und getroffen worden. Man stimmte erst zu, sehr lebhaft sogar; als sich aber etliche vom Klerus, besonders P. Gietmann und P. Kreiten, begreiflicherweise gegen den unbequemen Störenfried geäußert hatten, mehrten sich plötzlich an allen Ecken und Enden sehr auffallend die gegnerischen Stimmen. Veremundus war umlärmt auf litterarischem Gebiete wie auf dem Gebiete theologischer Principien der gefährlichere Würzburger Professor. Und das Ergebnis des Winters? Die „Katholische Welt“ (Nr. 3, 1899) faßt es in die Worte zusammen: „Als man alle Zeugen vernommen und das Für und Wider der einschlägigen Fragen gründlich diskutiert hatte, blieb von dem Plädoyer, dem anfangs der Triumph sicher schien, kaum mehr übrig, als die eben nicht mehr neue Wahrheit, daß die Hebung und entsprechende Ausgestaltung unserer Belletristik ein dringendes Zeitbedürfnis ist“ — warnt aber zugleich davor, sich „ins Lager der Antipoden hinüberlocken zu lassen“, und warnt noch mehr vor „bedenklichen Reformsprüngen“. Dieses Halb-und-halb, das zwar ein gewisses Zugeständnis enthält, zugleich aber auch den „Oberkritikus Veremundus“ abzulehnen sucht, wird wohl gegenwärtig in den betreffenden Kreisen durchschnittlich der bleibende Eindruck sein.

Nun ist aber Veremundus ganz und gar nicht gewillt, die Hiebe, die eine aufgestörte katholische Presse Monate hindurch austeilte, so ohne weiteres hinzunehmen. Soeben läßt er in demselben Verlag eine noch umfangreichere Schrift (104 S.) in die Welt gehen: „Die litterarischen Aufgaben der deutschen Katholiken. Gedanken über katholische Belletristik und litterarische Kritik, zugleich eine Antwort an seine Kritiker. Von Karl Muth (Veremundus).“

Die acht Kapitel dieser neuen Schrift sind, um es gleich zu sagen, weitaus klarer, schärfer und einheitlicher als die erste. Der Verfasser kann seinen Kritikern dankbar sein: er hat von dem aufgestörten Schwarm gelernt, wenn auch meist nur von der negativen Seite her, er hat seine Gegner nun erst am eigenen Leibe und damit um so eindringlicher kennen und überschauen gelernt, sie haben ihm gewissermaßen den Stoff und die Anordnung zu dieser Schrift in die Hand gegeben.

Ehe ich mit einigen Worten auf das Werkchen selbst eingehe, muß ich einige grundsätzliche Bemerkungen vorausschicken. Es ist in beiden Schriften Muths, in seiner ganzen Fragestellung ein leiser innerer Zwiespalt. Muths Standpunkt in künstlerischen und litterarischen Fragen ist ein so hoher, daß er eben mit Recht aus der Kunst selbst, und zwar aus der Kunst aller Völker und Zeiten, Maßstab und Gesetze studiert und hergenommen hat, die er nun an die Erzeugnisse der katholischen Gruppe des deutschen Sprachbezirks anlegt. Seine Darlegungen in dieser Beziehung (z. B. gleich im ersten sehr schönen Kapitel „Der Glaube an die Kunst“) sind derart, daß sie jeder von uns und zumal jeder „Türmer“-Leser sich sofort zu eigen machen kann, gleichviel welchem Glaubensbekenntnis wir angehören. Da er aber nun einmal zu katholischen Glaubensgenossen spricht, so hat sich im Eifer der Erörterung teilweise bei ihm selber und mehr noch bei seinen Widersachern die Frage sachte verschoben; man sprach von „katholischer Kunst“, von „katholischen Dichtern“; und man engte damit die nun einmal als solche durchaus überkonfessionelle Kunst ein. Muth hat nun damit — das ist meine Sorge —, selbst wenn seine litterarische Bewegung Erfolg hat, zum Teil wieder den alten Partikularismus bestärkt: bestärkt, indem er ihn angespornt und erhöht und vertieft hat. Muth hätte, wie er in seiner ersten kleinen Schrift (Wem gehört die Zukunft? Mainz, Fösser) vor Jahren dargethan hat, einer deutschen und christlichen Kunst und Dichtung im allgemeinen das Wort reden müssen; hätte seine Glaubensgenossen durch die beiden neuesten Broschüren so führen müssen, daß sie, bei allem charaktervollen Festhalten an ihrer Konfession und Kirche, dennoch auf dichterisch-künstlerischem Gebiete die Enge jedes konfessionellen Partikularismus empfunden hätten. Er hätte ihnen mit allem Nachdruck zurufen müssen: ‚Ich, der ich dies schreibe, bin bis ins Innerste hinein tief überzeugter Katholik. Aber ich habe den Mut, auf Gebieten, die in anderer Sphäre liegen, die sich wenigstens nicht decken mit dem Begriff Katholicismus, ganz herzhaft

„kein Katholik“ zu sein. Die Kunst war vor der christlichen Kirche und vor der Kirchenspaltung; die Kunst ist außerhalb der Kirche und außerhalb Europas ebenso echte und volle Kunst wie eben bei uns. Die Kunst ist der weitere Kreis, wir Katholiken sind darin nur ein Ausschnitt. Die Kunst ist tief eingeboren im Menschen, ehe er Katholik oder Protestant wird, schon im Kinde, eingeboren in jenen Tiefen, wo die Uebergänge ins Göttliche und die Zusammenhänge mit dem Tierischen nicht mehr erkennbar sind. Nur den Gedankengehalt kann der Katholicismus geben, nur die Grundstimmung das Christentum, nur die Wesensart das Deutschtum: die Gesetze der Kunst selbst aber, ihre Technik, ihre Sprache, ihre Gestaltungsweise, ihr Schauen ist an und für sich durch alles Menschentum hin dasselbe. Ob eine Mutter um ihr Kind in deutschen Lauten jammert oder in indischen, ob sie die heilige Maria dabei anruft oder den Buddha: der Schmerz der Mutter ist menschlich und seelisch überall derselbe. Und den, nur den hat der Dichter oder Künstler herauszuholen und in Formen zu kleiden, die eben seiner künstlerischen Absicht, seinem eigenen Wesen und der Sprache seiner Seele am besten entsprechen. Was soll uns in diesen Tiefen und Höhen noch die Wendung „katholischer Dichter“? Wer von uns weiß denn noch überhaupt in tiefsten Seelenstimmungen, oder überwältigt von starken Gesichten, daß er katholisch ist? Ganz aufgehen in Gestalten und Gesichten ist das Wesen des Dichters, der mit dem Seher verwandt ist! Wie die Somnambulen, etwa Kerners „Seherin von Prevorst“, im Tiefschlaf alle Leute mit „du“ ansprechen, weil alle irdischen Schranken von ihrem freiwandelnden Geiste abgefallen sind, so müßte auch der Dichter uns hinüberführen über alle Ausdrücke unserer Welt in weder konfessionelle, noch antikonfessionelle Sphären, sondern eben in ein drittes Reich, in das „Reich Gottes“, wenn ihr wollt, das zu dem Reiche echter und großer Kunst in keinem Gegensatze steht!‘

Diese Worte lege ich Karl Muth in den Mund; er hat sie aber nicht gesprochen; es wäre auch sehr schwer, als Katholik zu Katholiken (oder auch als Protestant zu Protestanten) solche Worte zu sprechen. Denn ist dies nicht Verachtung der Kirche? Ist dies nicht offenbare oder heimliche Gleichgiltigkeit? — Nun ja, derartige Antworten flögen dutzendweise um einen Mann, der von solchen Gesichtspunkten aus eine konfessionell so erstarkte und gesonderte Gruppe aufzumuntern suchte. Beweisen läßt sich eben auf diesem Gebiete nichts. Es geht hier, wie Emerson es einmal so gelassen sagt: wenn ihr mit meinen Augen seht, so gebt ihr mir von selbst recht. Eine wahrhaft künstlerische und künstlerisch empfindende Natur — und in Muth steckt eine solche Natur — weiß eben, fühlt es, hat es erlebt, daß das Reich der Kunst die „irdische Schwester der Religion“ ist, eng mit allem Tiefsten und Höchsten des Menschengeistes verwandt und verwurzelt, einer der Wege, die zu Gott führen, als aller Kräfte und alles Lichtes letztem Urquell. Ihr Wesen ist Frieden und Sonntagsruhe; ihr Wesen ist Ueberschauen und damit Loslösung vom ordnungslosen

Gewirre des Werktags; ihr Wesen ist Freiheit, weil ein Hinauffinden zu Gott, von dem aus allein Harmonie sich erkennen läßt in dieser Schöpfung, die uns im Gehämmer unserer Tagespflichten oft so mißtönig klingt. Müßt ihr denn nun nicht zugeben, daß euer ehedem und im Kerne ja unendliches Wort „katholisch“ heute nun einmal ein Parteiwort geworden ist? Was soll aber die Partei im Sonntag der Kunst? Wollt ihr denn also euren Partikularismus auch auf die Kunst ausdehnen, wollt ihr eine „katholische Kunst“ schaffen und uns aus den Hallen dieser Kunst ebenso hinausbannen, wie wir evangelischen Deutschen von der Kirche abseits stehen? Ich hatte gerade gehofft — und ich habe das unter anderem in einem längeren Aufsatz, den die „Kölnische Volkszeitung“ (R) übel und oberflächlich aufgenommen hat, längst ausgesprochen — daß wir nicht-decadenten, nicht-zerfahrenen Bestandteile des einen deutschen Volkes uns auf einem dritten Gebiete, auf dem Gebiete sonniger und edler Kunst zusammenfinden würden nach so langer und böser Trennung auf kirchlichem Boden. Ich habe aber aus der Mehrheit der unzähligen Kritiken, die ich über Veremundus kennen lernte, einen geradezu trostlosen Eindruck empfangen.

Nichtsdestoweniger hat der sich selber streng erziehende Dichter und Schriftsteller von heute die Pflicht, im oben angedeuteten Sinne seine durchgöttlichte Welt unentwegt und unentmutigt auszubauen. Er nehme aus seiner Umgebung nur das Beste; aus allen Völkern und Zeiten, besonders natürlich aus seinem eigenen Volke, aus der Weltanschauung aller Großen, besonders natürlich aus seiner eigenen, der christlichen Welterfassung, nehme er gewissermaßen den Hauch und Duft, gewissermaßen ein Destillat herüber; und das baue er in sich selbst zu einer selbständigen, stolzen, abgerundeten Welt aus. So gehe er einsam und doch nicht allein, so gehe er stolz und doch nicht hochmütig in und doch über den Menschen seine Wege — und lasse die Menschen des Tages (wie z. B. über Shakespeare!) ruhig in langer Abhandlung erörtern und streiten, welcher Konfession dieser Dichter als Mensch denn eigentlich angehört habe.

Auch Karl Muth, der Katholik, hat etwas von diesem Geiste, den ich, der Protestant, hier zu formulieren suchte. Sehr schön ist eine grundlegende Stelle im ersten Kapitel seiner Schrift, wo er, die Romantiker ablehnend, und doch wieder besonnen an sie anknüpfend, vom „Glauben an die Kunst“ spricht: „Nicht jeder fühlt sich berufen, als Verkündiger der religiösen und sittlichen Wahrheiten des Christentums zu wirken, der doch an seinem Teil beitragen möchte zu der idealen Gestaltung des Lebens und zur Läuterung des sittlichen Strebens der Menschheit. Er mag nicht als Prediger die Kanzel, als Redner die Tribüne besteigen, um von dort aus zu lehren, zu überreden, zu verweisen und anzuspornen, da alles dieses seiner Natur, seiner Art und Weise, mit den Menschen zu reden, nicht entspricht. Denn seiner ganzen Natur nach steht er in diesem Leben nicht als Kämpfer und Streiter, als Mahner und Verbesserer, sondern darüber als Beschauer und Schöpfer. Und da ihm ein Blick gegeben ist für alles Hohe und Tiefe in der Menschennatur, und da er in dem

Chaos des Lebens, in dem Wirrsal und der Mannigfaltigkeit der Gefühle, Gedanken, Handlungen und Ereignisse stets die höhere Harmonie, Einheit und Idee wahrnimmt, von deren Schönheit berauscht, sein Geist voll Sehnsucht nach oben strebt zu dem, der absolute Schönheit, Vollkommenheit, Einheit und Harmonie ist, so ist, da seine hochgestimmte, liebeweiche Seele keinen Egoismus kennt, sein ganzes Trachten vor allem darauf gerichtet, dieses großartige Schauen nicht allein zu genießen, sondern ihm Leib und Form zu geben zum Mitgenusse aller anderen Menschen. Er redet zu ihnen, aber in seiner Sprache, indem er gestaltet, was er gesehen, er überredet nicht, denn warum sollte er zu so kleinlichen Hilfsmitteln seine Zuflucht nehmen, da doch das, was er zu zeigen hat, lauter redet durch seine stille, ruhige, ebenmäßige Schönheit, als je ein Mensch es vermöchte. Er glaubt so unerschütterlich fest an die Wirkung der Kunst, die er an sich selbst erfahren, daß ihm alle auf die Erhöhung dieser Wirkung berechneten Zuthaten überflüssig, ja störend und profanierend erscheinen, und indem er glaubt, erkennt er die hohe Mission, welche dem Künstler geworden ist in der Menschheit, die er im innigsten Bunde mit der Religion hinaufführt zu den lichten, taborverklärten Höhen des Glaubens und Schauens."

Das ist ein schönes Kunstbekenntnis, ein Glaube, gegen den vom Standpunkte des reinsten Christentums doch wahrlich nichts einzuwenden ist, wie der Verfasser mit Recht hinzufügt. Und er schreibt weiter: „So wenig aber ein Mensch, der wirklich an die Macht der Religion und der Wahrheit glaubt, nach dem Staat und dem Polizeibüttel als Hilfsgewalten ruft, so wenig wird der Kunstgläubige andere Mittel in Anwendung gebracht wissen wollen, als solche, die aus dem Wesen der Sache selbst hergenommen sind."

Und demgemäß gestaltet er nun seine Kritik auch in dieser zweiten Schrift. Das erste Kapitel allerdings, das sich gegen eine gewichtige Aeußerung der „Köln. Ztg." wendet, im (heutigen) Katholicismus und seiner Dogmatik selbst liege die tiefere Ursache für die Inferiorität katholischer Dichtung, scheint mir diese Kardinalfrage wieder nicht restlos gelöst zu haben. So, wie der betreffende Gegner im rheinischen nationalliberalen Blatt die Sache auffaßt, hat er in der That unwidersprechlich recht; und hier eben kommt der innere Widersinn von „katholischer Dichtung" zum Durchbruch. Muth kann sich über den Zwiespalt, in den heute diese Wortverbindung jeden unbefangenen Aesthetiker bringen muß, nur dadurch helfen, daß er eben den Begriff katholisch ebenso vertieft wie den Begriff Dichtung, und zwar derart, daß er das dogmatische, das nun einmal für beide Teile mit dem Begriff verbunden ist (genau so wie mit dem Wort evangelisch, mosaisch u. s. w.), zurückdrängt und den tieferen Geist als Grundlage verlangt. Nun giebt es aber in der Kunst und Litteratur so viele „Indifferentia", daß ich beim besten Willen nicht begreifen kann, wie man hier mit an anderer Stelle ja ganz unsäglich wichtigen Worten wie „katholisch" überhaupt operieren kann. Ist der Farbenblick eines Katholiken, der Anschauungssinn im Genrebild, die lächelnde Stimmung eines Idylls, die Stoffgruppierung

in einer wuchtigen historischen Tragödie jemals mit dem Wort katholisch oder akatholisch völlig und treffend zu kennzeichnen? Kann man sich thatsächlich unter einem „katholischen Idyll“, einer „katholischen Landschaft“, einer „katholischen Tragödie“ etwas Vernünftiges denken? Und doch dreht sich dieser ganze Streit um die unselige Wortverbindung „katholischer Roman“! Die Katholiken haben also in diesem hauptsächlichsten Punkte recht, wenn sie sagen: „Ja, was willst du denn von uns? Wir haben ja einen katholischen Roman, von Katholiken für Katholiken, wir haben die Brackel, Herbert u. s. w. u. s. w.! Was du willst, ist ja gar kein katholischer Roman, ist ja gar nicht die litterarische Aufgabe der deutschen Katholiken, sondern die litterarische Aufgabe ernster, tüchtiger und allerdings christlicher Deutschen überhaupt. Denn du willst keine katholische noch antikatholische, du willst große, echte, volle Kunst schlechthin.“ Und hier bleibt auch nach Muths viel durchdachter Entgegnung der schwache Punkt der ganzen Frage. Er hätte den Deutschen schlechthin seine ästhetischen Forderungen stellen und die katholischen Deutschen, die Deutschen der Landschaften weithin im Reich, im Gegensatz zur herrschenden großstädtischen Decadence auffordern müssen, an der Erfüllung und Durchsetzung dieser Wünsche mitzuarbeiten. So hätte er seine Front verschoben und seine Flanken gedeckt.

Wahrscheinlich aber vermutete Veremundus, auf Grund genügender übler Erfahrungen, zu solcher Bundesgenossenschaft sei der jetzige litterarische Katholicismus nicht reif; ihn anzureizen und seinen Ehrgeiz zu stacheln, schien pädagogischer. Das mag in der That zutreffen; und von einigen temperamentvollen Männern, wie z. B. dem steiermärkischen Chorherrn und Pfarrer O. Kernstock (Korrespondenzblatt für den katholischen Klerus Oesterreichs, Nr. 1, 2) oder dem Rottenburger Bischof v. Keppler (Litterarische Rundschau für das katholische Deutschland, Nr. 11) oder von Joseph Seeber, dem talentvollen Dichter des „Ewigen Juden“ (Kathol. Kirchenzeitung, Salzburg, Nr. 72), ist das auch sofort verstanden und mit voller Herzenswärme aufgenommen worden.

Von jenem ersten und wesentlichen Einwurf abgesehen, finde ich die mitunter etwas breiten Kapitel dieser zweiten Schrift meist vortrefflich; und zwar nicht etwa nur für den Katholiken. Der litterarische Standpunkt, den Muth in den Abschnitten „Zu hohe Maßstäbe“ und „Nochmals unsere Autoren“ teils direkt, teils und noch mehr zwischen den Zeilen verrät, ist derart, daß wir ihn unbedenklich zu dem unseren machen können. Er weist an zwei Romanen (von Domanig und von Spillmann) wiederum in ausführlicher kritischer Analyse nach, warum und inwiefern diese vielgelesenen und geachteten Autoren den höchsten künstlerischen Ansprüchen dennoch nicht genügen. Man wird ihm von gewisser Seite die Kritik des Jesuiten Spillmann übelnehmen, kaum aber diese sachlichen und besonnenen Ausführungen zu widerlegen vermögen. Muth sollte überhaupt durch derlei ausführlichere kritische Analysen mehr an Beispielen darthun, was er will und meint; ein Buch etwa wie die Grotthußschen „Probleme und Charakterköpfe“ würde auch bei Muths Freunden und Gegnern licht-

voll wirken. Muth beklagt es (S. 70), daß dem Katholicismus ein „vornehmes, litterarisch-künstlerisches Organ" fehle, wobei er freilich, bei lobender Erwähnung des „Türmers", wieder Partikularismus durchschimmern läßt: „In dieser Monatsschrift", schreibt er, „hat sich die positiv-christliche protestantische Weltanschauung neuerdings ein vornehmes, litterarisch-künstlerisches Organ geschaffen. Was andere gekonnt, sollten wir es nicht vermögen?" Da haben wir wieder die „anderen" und die „wir"! Abgesehen davon, daß sich der „Türmer" die Einschachtelung in die so vielfach mißverstandenen und gemißbrauchten Begriffe durchaus verbitten wird, wenn auch sein Herausgeber auf solchem Boden den Geist der Zeitschrift aufbaut, so hat ja Muth in den von mir lobend aus seinem Eingangskapitel abgedruckten Worten selbst dargethan, wie leicht sich gutem Wollen und großem Blick ein gemeinsamer Boden „für Gemüt und Geist" finden läßt. Das ganze Muthsche Eingangskapitel vom „Glauben an die Kunst" könnte als Programm vor dem „Türmer" stehen: wozu also wieder die „andern" und die „wir"?!

Das Kapitel „Modern" hat kürzlich erst durch des Komponisten Perosi ungewöhnliche Erfolge eine Erläuterung erhalten; bei diesem doch wahrlich gut katholischen Römer und Priester wurde gerade die „moderne Technik" mit Anerkennung und als eine Art Neuerung hervorgehoben. Perosi hat gehörig von Richard Wagner und moderner Instrumentierung überhaupt für seine Oratorien gelernt: wer will ihn deshalb verketzern? Und nur in diesem Sinne, nach der Seite der Technik hin, verlangte Veremundus ein Schritthalten mit den äußeren Errungenschaften der Zeit, nicht mit dem Zeitgeist. Man kann ihm antworten, die Technik sei eben ein Erzeugnis des Zeitgeistes; und in gewissen Beziehungen ist das auch richtig. Der Naturalismus und einige symbolistisch-decadente Moden sind in der That Erzeugnisse einer oberflächlichen, in Zufallsdingen aufgehenden, unvertieften Welterfassung. Aber diese Auswüchse verwirft Muth ausdrücklich; er redet einem „realistischen Idealismus" das Wort, ohne sich freilich auf einen Ismus festzulegen. Und in einer Anmerkung zu einem Citat über „Fuhrmann Henschel" lesen wir ausdrücklich: „... womit durchaus nicht gesagt sein soll, daß wir nun diesen Stil nachahmen oder mitmachen sollten: schaffen wir uns doch einen anderen, zeitfrischen, modernen Stil, aber schaffen wir uns einen!" Auch der bereits genannte Pfarrer Kernstock (Korrespondenzblatt für den katholischen Klerus Oesterreichs, Nr. 2) äußert sich in diesem Sinne; in seinem Aufsatz finde ich die hierin den Kern treffenden Worte: „Der katholischen Litteratur ging es ähnlich wie der katholischen Geistlichkeit, deren äußerer Erscheinung man dadurch den Stempel der Orthodoxie aufzudrücken meinte, daß man sie hinter der augenblicklichen Mode mindestens ein halbes Jahrhundert zurückbleiben ließ. Der katholische Priester mußte in Frack und Escarpins aufziehen, als das sogenannte Wertherkostüm, dessen markantester Bestandteil der Stulpstiefel war, schon längst zur Tagesmode gehörte; und erst als diese Fußhüllen für die übrige Menschheit abgethan waren und den Pantalons Platz ge-

macht hatten, wurde der Thranstifel zum Standesabzeichen des katholischen Geistlichen erhoben. Unsere Litteratur hatte ein ähnliches Schicksal. Sie wandelt — um den Vergleich festzuhalten — vielfach heute noch in den schwerfälligen altkonservativen Thranstiefeln umher, in denen sie die vorwärtsstrebende Zeit und deren tonangebende Ideen nicht einzuholen vermag." Hierin liegt der Kernpunkt dessen, was Veremundus wollte und was Karl Muth will: modernes Schuhwerk, meine Herren!

Nach einem längeren Kapitel „Zwei Irrtümer. Ein Gespräch," in dem mich besonders die Parallele zwischen Calderons „Andacht zum Kreuze" und der „Richterin" des von katholischer Seite viel angefochtenen C. F. Meyer gefesselt hat, faßt er seine Bedenken und Wünsche in einem Schlußkapitel zusammen, über das er die Frage schrieb: „Familienlitteratur oder Nationallitteratur?" Damit hat nun Muth zwar ausgezeichnet die zwei Gegensätze getroffen, um die es sich in der That handelt. Aber, wie schon in der Polemik gegen die „Köln. Ztg.", so schaut auch hier die leise Inkonsequenz, die innere Doppelstellung durch. Mit dem Worte „national" hat sich wieder der größere Gesichtspunkt eingefunden, dem sich der Katholicismus unterordnen müßte, wenn er sein litterarisches Grundübel, seelsorgerliche Bevormundung und Partikularismus, heilen will. Muth selbst ist zu solcher inneren Freiheit gehaltvoll genug; ob aber die verschiedenen P. P., die in den „Stimmen aus Maria-Laach" und in der „Kölnischen Volkszeitung" ihr Unbehagen äußerten, in diesen weiteren Gesichtskreis einzutreten gewillt sind? Soll man daran erinnern, welche unsagbaren Gehässigkeiten und Niedrigkeiten aus gewissen Winkeln des katholischen Klerus kürzlich erst wieder gegen Goethe geäußert wurden? Es liegen mir, gleichzeitig mit der Muthschen Broschüre, die an die Vornehmheit seiner litterarischen Glaubensgenossen appelliert, nicht weniger als drei neue unvornehme Verunglimpfungen gleichzeitig vor. Ich muß als Beweis, wie notwendig Muths Forderungen sind, die eine, vielleicht weniger bekannte, hier abdrucken. In den „Sonn- und Festtagslesungen für die gebildete (!) Welt" des Jesuiten L. von Hammerstein (4. Auflage, Trier 1898) finden sich die Worte: „Welch ein Wüstling auf sittlichem Gebiete dieser Mann (Goethe) war, davon können erzählen: Fabrikmädchen, Kellnerinnen, Schauspielerinnen, Pfarrerstöchter, adelige Fräulein u. s. w. Dem entsprechend gehören Obscönitäten keineswegs zu den Seltenheiten in Goethes Werken. Das gilt auch von seiner hervorragendsten Schöpfung, dem ‚Faust'. Wir erinnern nur an das wüste Zwiegespräch zwischen Mephistopheles und Martha . . ." Ebenso unwürdig äußert sich, von den Artikeln der Tagespresse anläßlich der Denkmalsfrage ganz abgesehen, der „Donauwörther Taschenkalender für die studierende Jugend" über Goethe und Lessing. Wie vollends über Luther und Bismarck in jenen Kreisen unseres deutschen Volkes geurteilt wird, ist ja einesteils begreiflicher, macht aber die Hoffnung Muths, daß sich eine derart von ihren litterarischen Führern bearbeitete Volksgruppe für ein freudiges Mitschaffen an lebendig-nationaler Kunst und Dichtung erwärmen könnte, vorerst noch durch und durch zweifelhaft.

Fassen wir unsere Ansicht über Muths Bestrebungen und über diese ganze Frage noch einmal zusammen, so müssen wir dennoch vorwiegend einer freudigeren Stimmung Ausdruck geben. Dieser Veremundus hat doch wenigstens Leben hervorgerufen; und das ist immer der Anfang und die erste Voraussetzung zu einer weiteren Entwicklung. Mag die Bewegung selbst im Sande verlaufen: es werden doch wohl einzelne dort drüben an Herzen und Willen von ihr berührt werden, einzelne, vielleicht aber grade schaffensfreudige Männer und Dichter. Und diese Einzelnen geben immer den Ausschlag, diese Einzelnen werden durch That und Beispiel Führer sein. Ihnen den Weg angebahnt, sie ermutigt zu haben, ist Karl Muths bleibendes Verdienst.



Abend.

Von

Ernst Gystrow.

Tief unter mir ein Dächermeer,
Und brauner Rauch darüber her.

In den Fabriken Licht an Licht —
Die Pfeifen heulen zweite Schicht.

Und in den engen Straßendarm
Wälzt sich ein dicker, schwarzer Schwarm.

Dann aber ein Klingen, tief und rein —
Die Glocken läuten den Abend ein.

Und oben in der blauen Pracht
Ist auch der erste Stern erwacht.

Und Glockenklang und Sternenzelt . . .
Wie Grüße einer fernen Welt . . .





Theobalds Vaterfreuden.

Eine unmaßgebliche Geschichte.

Von

Rudolf Presber.

Wir saßen zusammen auf der breiten, hellerleuchteten Terrasse des Frankfurter Palmengartens.

Die Musik spielte eine Tannhäuserphantasie. An einem der uns benachbarten Tische bemühten sich drei ungemein hellgekleidete Ladenjünglinge, in leisem Pfeifen einige Motive aus Lohengrin mit den Melodien der Kapelle in Einklang zu bringen. Das klang nicht sehr hübsch.

Ein breiter beweglicher Menschenstrom flutete zu unsern Füßen hin; plaudernde fröhliche Menschen, die nach mehr oder weniger Arbeit des Tages hier ihre Erholung suchten, ein wenig von modernen oder zärtlichen Dingen sprachen, und sich je nach Alter und Herzenszustand in die dunkleren Wege verloren.

Theobald hatte so ziemlich alles Wesentliche von seiner Reise erzählt. Die sieben Jahre, die ich den trefflichen Menschen aus den Augen verloren, waren mir nun vertraut.

Ich hatte mich an den modernen Spitzbart gewöhnt, der im neusten Pariser Schnitt knapp und kokett sein gutes gesundes Gesicht umschloß; hatte mich daran gewöhnt, den alten Kulturverächter, der einst in abgetragener Lodenjuppe und grünem Schützenhütchen, ein kurzes Jagdpfeifchen im Mund, von mir Abschied genommen, in raffiniert gewürfelten Hosen, sehr langem Gehrock und florentinischem Strohhut mit rotem Band vor mir sitzen und mit nachlässiger ungemachter Eleganz eine russische Cigarette rauchen zu sehen.

Er hatte, kurz nachdem wir uns damals vor dem altehrwürdigen Bau der Freiburger Universität zum Abschied die Hände geschüttelt, einen Onkel beerbt, der ihn im Leben niemals geniert hatte. Er war dann kräftig und genußfreudig untergetaucht in das große Leben, hatte ein „Weltbad" genommen, aus dem er nun als ein anderer und doch derselbe wieder auftauchte, um mir mit

gutem Lachen zu gestehen, daß ihn sein Geld nicht überglücklich und die Untreue seiner letzten Freundin nicht tief unglücklich gemacht habe.

Wir hatten in der Unterhaltung dieses Nachmittags beide wohl dasselbe behagliche Gefühl gewonnen. Wir empfanden, daß wir auch so, wie wir uns verändert und ausgewachsen hatten seit jenen Tagen, da wir zusammen im nächtlich schlummernden Freiburg als mutwillige junge Studenten Hausschilder „umhängten", uns noch verstanden.

Wir genossen jetzt bei einer trinkbaren Flasche Mosel die frische, kräftige Abendluft, die nach heißem Tag über die zierlich verschnörkelten Blumenarrangements auf den Beeten und über die plaudernden Menschen auf den gelben Kieswegen hinstrich.

„Auffallend, wie jede Stadt in ihren Liebespärchen eine andere Physiognomie zeigt!" bemerkte plötzlich Theobald, indem er aufmerksam einer jungen Dame und ihrem Begleiter nachsah.

Sie trug auf reichen, tiefschwarzen Haaren einen überhohen Hut von jenem satten aufdringlichen Gelb einer guten Mayonnaise und hatte hinten unter der stark gebuchteten Taille einen grellroten breiten Schlupp, der sich vom blendend weißen Rock wie eine blutige Zeichnung abhob.

Der sehr junge Herr neben ihr trug den Oberkörper halblinks vorgebeugt, wie es die Mode ihren Verehrern und das Leben sehr alten, gebrechlichen Herren, die bereits einen leichten Schlaganfall erlitten, vorzuschreiben liebt.

Sein Hals war durch einen erschreckend hohen Kragen durchaus unfrei in der Bewegung. Seine langen Füße aber tänzelten in rötlichen Schuhen, deren Spitzen immer ganz geradeaus gerichtet waren.

„Was findest du Typisches in der Physiognomie gerade dieses Pärchens? Von der Art sind schon sieben, acht, zwölf an uns vorbeigekommen, und siebzehn gleiche werden ihnen folgen."

„Das ist's ja."

Er lächelte fein, und immer noch dem Pärchen mit den Augen folgend, sagte er:

„Siehst du, mein Lieber, dieser Jüngling, der die unzierlichen Füße setzt wie ein zufriedenes Perlhuhn, das eben ein gesprenkeltes Ei gelegt hat, liebt zweifellos das Mädchen mit dem sehr gelben Hut und der noch röteren Schleife. Aber wetten wir, daß er auf Heller und Pfennig weiß, was so ein gelber Hut kostet, und wie viel man für diese rote Schleife auf der Kaiserstraße oder sonst in guter Geschäftsgegend seiner Vaterstadt zahlt. Er ist sich ganz genau darüber klar, daß diese junge Dame nicht aufhören wird, sehr hohe gelbe Hüte und sehr breite rote Schleifen in großer Auswahl einzukaufen, wenn sie erst den Namen ihres Vaters mit dem seinen vertauscht hat. Er wünscht diesen Tausch, das siehst du dem Menuettschritt seiner Beine an. Er weiß aber auch, daß er seine Kräfte nicht zu verdoppeln braucht, um alle die gelben Hüte und roten Schleifen bestreiten zu können. Denn sein künftiger Schwiegervater hat

eine große Anzahl bedruckter Papiere, an denen er von Zeit zu Zeit emsig mit einer großen blanken Schere ‚arbeitet‘. Das ist die einzige Arbeit, die der alte schmunzelnde Herr seit — nun sagen wir fünfzehn Jahren verrichtet. Unser Perlhuhn aber weiß nicht nur das. Das kluge Perlhuhn ahnt auch, was diese Papierchen wert sind, und jetzt gerade, ehe er hierher kam, der Tochter zu sagen, daß ihr die gelben Hüte und roten Schleifen außerordentlich gut zu Gesicht stehen, hat er noch einen Blick ins Kursblatt gethan. Und dieser Blick hat sehr erfrischend auf seine Laune, sehr erwärmend auf seine Herztemperatur, sehr befeuernd auf das Tempo seiner tänzelnden Beine und seiner Unterhaltung gewirkt. Er wird heute abend fähig sein, ohne Anstrengung oder Heuchelei von silbernen Mondnächten am Golf von Neapel zu schwärmen, von lautlosen Gondelfahrten auf den Kanälen Venedigs zu träumen, und von dem majestätischen Anblick des roten Felsen des Handanger Fjords visionäre Worte zu reden. Aber der sympathische Untergrund all seiner gesteigerten Gefühle wird immer die Ueberzeugung sein: Während wir im Angesicht des rauchenden Vesuv die hohe Straße nach Castellamare fahren, oder über die Piazzetta zum Abendkonzert auf dem Markusplatz wandern, sitzt daheim ein alter schmunzelnder Herr, der eine große blanke Schere hat und viele bedruckte Papiere. Und von allen Briefen, die dem jungen Paare Gutes melden von daheim, wird ihm der liebste der sein, den er in der Tasche trägt, der Kreditbrief, den ihm der alte schmunzelnde Herr schon bei der Abreise — nicht allzu heimlich — zugesteckt hat.“

„Lieber Theobald,“ sagte ich, und goß vorsichtig den Rest aus meinem Glase aus, in dem eine häßliche kleine Motte soeben den kurzen Todeskampf ausgekämpft hatte, „du solltest endlich aufstehen von der Bank der Spötter. Du, gerade du, hast alle Berechtigung, endlich selbst Umschau zu halten unter den Töchtern des Landes. Seit dein guter Onkel in Gotha von den Flammen verzehrt wurde, und das Häuflein Asche in kostbarer etrurischer Vase daheim auf deinem beneidenswert schönen Schreibpult steht, gehörst du zu denen, die nicht in Verdacht kommen, einen Blick in das Kursblatt zu thun, bevor sie Julien von Liebe reden.“

„Lieber wär' mir's schon, du hättest gesagt, daß ich überhaupt nach Neigung und Talent nie zu dieser Sorte von sonderbaren Schwärmern gehört habe“, meinte Theobald, entzündete sorgfältig eine neue Cigarette am Restchen der alten, warf das dampfende Stümpfchen unter den Tisch und betrachtete mit liebevoller Aufmerksamkeit, wie es im Sande qualmend verglomm.

„Du hättest damit ein wahres Wort gesprochen,“ fuhr er fort, „aber es ist schade, daß gerade so polizeiwidrig ideal veranlagte Menschen, wie ich, ihr Leben noch um einen Grad idealer gestalten, als du glaubst, und einfach — gar nicht heiraten.“

„Mach' keine Witze. Du wolltest niemals — — — Ach, das ist ja Unsinn!“

„Ich mache keine Witze, mein Lieber. Aber eine Dummheit mach' ich auch nicht. Ich werde die stark gepuderte Dame in mattblau Linon und höheren Semestern, die eben von da unten sehnsüchtige Blicke nach uns emporsendet, so wenig heiraten, wie eine madagassische kupferbraune Prinzessin, eine blatternarbige jugendliche Liebhaberin vom Sommertheater in Kottbus, eine russische Nihilistin, die nach Nitroglycerin und Cigarren riecht, oder irgend eine andere — ich sage irgend eine andere — aus Evas vielgerühmtem, vielgestaltigem Geschlecht."

Ich sah ihn an erstaunt und prüfend.

„Wenn das dein Ernst ist —"

„Es ist mein Ernst."

„Dann giebt es dafür nur eine einzige Erklärung."

„Eine einzige? Ach nein." Er lächelte mitleidsvoll, fast beleidigend. „Sicherlich zwei! Denn deine einzige ist bestimmt nicht die meine."

„Wir wollen sehen. Du fürchtest dich — ja, ich wiederhole: fürchtest — dich ganz einfach vor der Frau. Lach' nicht so dumm! Du fürchtest in ihrem Besitz etwas verlieren zu müssen, was dir dieser Besitz nicht aufwiegt; etwas aufgeben zu müssen an Liebhaberei, Genuß, Bequemlichkeit, guter und übler Gewohnheit oder was es nun sei. Du hast die Angst, nicht stark, nicht — nicht — wie sag' ich? — nicht Mann genug zu sein, ihr selbst, ihren Bitten, ihrem Drohen, ihren Zärtlichkeiten das abzuzwingen, dir eine bestimmte Freiheit zu erwirker, deren du zu bedürfen glaubst. Du erschrickst vor jenen Scenen am späten Abend, von denen du gehört hast, von jenen Thränen am Morgen, die du nur aus Büchern kennst, vor Seufzern und Anklagen, die du in Romanen gelesen, vor denen dir im Theater gegruselt hat. Das nenn' ich: Du fürchtest die Frau, wie sie eben der überreife Junggeselle fürchtet. Nicht eine bestimmte Frau, eine kleine Blonde, oder eine majestätische Schwarze, sondern eben die Frau, die Frau als Wesen, das beachtet, beschäftigt, unterhalten, beherrscht sein will und auch dich wieder beachten, beschäftigen, unterhalten und — beherrschen könnte. Ist's nicht so?"

„Hör' nur 'mal das reizende Potpourri aus der Fledermaus," sagte Theobald, ohne eine Miene zu verändern. Und seinen Oberkörper leicht im Takte wiegend, summte er leise, aber deutlich mit der Musik: „Mein Herr Marquis — Ein Mann, wie Sie — Sollte das besser verstehn . . . Uebrigens," fuhr er fort, seine musikalische Uebung unterbrechend, „hast du unrecht, wie das mein Kassandrablick deiner Weisheit bereits voraus sagte. Wenn du durchaus das schöne Verbum ‚fürchten' gebrauchen willst, so kannst du's ja —"

„Aha."

„Gar nichts aha! Du ahast immer viel zu früh. Nein. Ich fürchte nicht die Frau, sondern —"

„Sondern?"

„Ihre Kinder!“

„Ihre Kinder? Ja, aber das wären doch auch die Deinen!“

„Natürlich. Aber das ist's eben. Ich war einmal nur einen knappen Tag lang Vater. Ich war Vater ohne Vorbereitung, ohne Belehrung, ohne den Wunsch oder Willen, Vater zu sein, ganz plötzlich, unverhofft. Vater eines dreijährigen gesunden Jungen — — — Einen Tag! Nun, ich versichere dich, dieser eine Tag hat mich von jeder Ehesehnsucht kuriert. Gründlich! Wenn ich ein hübsches Mädchen sehe, ein liebes und kluges, und so etwas wie betäubender Myrthenduft in der Luft zu liegen scheint — ich sage dir, ich brauche nur einen Augenblick intensiv an meine zehnstündigen Vaterfreuden zu denken, und ich bin sofort bereit, jedem meiner Rivalen Hut und Schirm zu halten, daß er die Hände frei hat.“

„Du übertreibst.“

„Ach nein. Stell' mich auf die Probe! Ich werde der uneigennützigste Brautwerber sein, den deine Eifersucht zwischen den beiden Polen dieser Erde finden könnte. Die Welt hat es sehr, sehr weise eingerichtet, kann ich dir sagen, uns Junggesellen nicht zu früh mit Kindern und ihren unzähligen Wünschen, Fragen und Bedürfnissen bekannt zu machen. Erst dann, wenn wir uns gewissermaßen als Mitschuldige an ihrer Existenz fühlen, dann sind wir gezwungen, diese brüllenden kleinen Kerle, die sich das Gesicht mit Erde beschmieren, jede Wasserkaraffe umwerfen und schwarze Schuhknöpfe in den Mund stecken, mit verhaltenem Ingrimm ‚reizend‘ und ‚allerliebst‘ zu finden. Ich danke!“

Er hatte sich in erregten Eifer geredet und zerbrach einen Zahnstocher nervös in hundert kleine Stücke.

Ich hatte zuerst sprachlos gelauscht; jetzt mußte ich furchtbar lachen über den heiligen Zorn dieses Eheschenen und war neugierig, das Erlebnis zu hören.

„Ja, lache nur! Ich lache ja auch — jetzt. Aber ich werde dir dieses traurige Abenteuer erzählen, dem ich die rettende Weisheit meines Lebens verdanke. Eigentlich eine verblüffend einfache Geschichte, aber lehrreich. Merk' auf, mein Sohn, und lerne für dein sterblich Teil.

Es war im Mai 94. Ich war damals auf meinen Reisen, die ich zwecklos, aber fröhlich betrieb, in die Nähe von Neuhausen gekommen.

In der Geschichte dieses freundlichen Städtchens ist die Thatsache noch nicht gebührend vermerkt, daß kein Geringerer als ich dort vor achtundzwanzig Jahren, ohne damals besonders Aufsehen zu erregen, geboren wurde.

Das Haus am alten Markt, das meinen ersten Schrei als Protest gegen meine unfreiwillig unternommene Weltfahrt hörte, hat zwar längst eine Tafel, aber auf der Tafel steht: ‚Hier werden selbstgemachte Eiernudeln abgegeben. Therese Klinkemann, Witwe.‘

Therese Klinkemann, Witwe, eine Dame, der ich — leider bei peinlicher Gelegenheit — mich vorgestellt habe, bewohnt nämlich heute den ihren bescheidenen Verhältnissen entsprechenden Parterrestock des Hauses Nr. 7 am

alten Markt, jene Zimmerflucht von drei engen Gelassen, mit weißgetünchten Läden und blauen Tapeten, von einem Blau zum Uebelwerden, jene niedrigen Räume mit unzähligen Fenstern, wie eine Laterne, und mit niedriger Decke, wie ein Kuhstall in Tirol.

Diese Räume erschienen mir einst riesengroß und haben der emsigen Phantasie meiner fünf ersten Jahre mehr imponiert, als dem Erwachsenen die Riesendimensionen von St. Peter in Rom, oder die Hängebrücke von New-York.

Heute nährt sich darin die Witwe Therese Klinkemann, wie gesagt, von selbstgemachten Eiernudeln, die sie teils selbst ißt, teils ihren Kunden gegen mäßiges Entgelt verabreicht. Eiernudeln sind mir von jeher überhaupt ein Greuel; ich weiß also auch nicht, wie die von Therese Klinkemann in den Räumen meines Geburtshauses bereiteten schmecken. Es giebt Fälle, wo mir jede Neugier abgeht.

Ich weiß nur, daß Therese Klinkemann eine Frau hoch in den 40ern ist, groß, gelb, sauber, von erschreckend hagerem Wuchs und mit roten, knochigen Händen, deren skelettartige Dürre sie vielleicht gerade zum Verfertigen von Eiernudeln besonders qualifizieren mag.

Ich weiß auch, daß ihr Bett an derselben Stelle stand, wo einst ‚mein Schrank' stand; der Schrank mit meinen armseligen Kleidchen und Höschen, die meist aus des Vaters Abgeleglem geschnitten waren, und mit den paar zerbrochenen Spielsachen, über die meine zufriedene Jugend verfügte.

Ich weiß auch, daß in derselben Ecke, wo ich von meinem Erzeuger gelegentlich die Prügel zu beziehen pflegte, das Oeldruckbild eines geschundenen Heiligen mit unsagbar kläglicher Jammermiene als einziger Wandschmuck zu sehen ist. Ja, das Schicksal macht manchmal auch Witze und zuweilen bessere, als die Menschen, die blöde an seiner Ironie vorbeisehen . . .

Als ich damals in Neuhausen ankam, war es gewiß nicht, um Therese Klinkemann kennen zu lernen. Das kann ich beschwören. Ich wollte einmal mein Vaterhaus wieder sehen, wollte unter den alten Platanen im Stadtgarten alte Erinnerungen auffrischen, wollte mich nach den beiden riesigen Mohren umsehen, die in des Tabakhändlers Erkerfenster aus großen Pfeifen rauchten, und nach den fürchterlichen Zuckerkringeln beim Bäcker Nathusius. Und das zu einer Zeit, da Neuhausen in Jubel und Feststimmung war.

Unser junger König sollte die neue Marienkirche in höchst eigener Person einweihen. Ich hatte den jungen König noch nicht gesehen. Ich hatte auch die neue Marienkirche noch nicht gesehen, wohl aber auf dem Platz, auf dem sie sich jetzt erhob, vor vielen Jahren mit Zahlmeisters Lenchen Räuber und Nonne gespielt . . .

Na, mit einem Wort, jenes undefinierbare, aber sympathische Gemisch von Pietät, Sehnsucht, Neugier und der kindlichen Freude an festlichen Tagen trieb mich damals zu meinem Unglück nach Neuhausen, das ich zwei Jahrzehnte nicht mehr gesehen.

Das Programm des Festtages — es war ein Freitag — unterschied sich kaum von solchen Programmen an andern Orten und war das folgende: Um 10 Uhr Böllerschüsse.

Ankunft des Königs. Böllerschüsse. Begrüßung durch die Spitzen der Behörden am Bahnhof. Böllerschüsse. Ueblicher Vortrag des Gesangvereins ‚Eintracht,‘ ‚Männerlust,‘ ‚Keuchhusten‘ oder wie er sonst hieß. 10½ Uhr: Fahrt zur Marienkirche durch die geschmückten Hauptstraßen. Ankunft an der Marienkirche. Böllerschüsse. Ueberreichen eines Bouquets mit Dichtung an den König durch weißgekleidete Festjungfrauen. Empfang durch die schwarzgekleidete Geistlichkeit am Portal der Marienkirche. Festgottesdienst. Abfahrt vom Portal. Böllerschüsse. Fahrt zum Rathaus. Ankunft am Rathaus. Böllerschüsse. Festfrühstück im Rathaussaal.

Du siehst, ich habe das Programm noch ziemlich genau im Kopf. Höchstens kann mir's passiert sein, daß ich an irgend einer Stelle Böllerschüsse vergessen habe, die einen Hauptbestandteil solcher Feste in kleineren Städten auszumachen pflegen und, obschon sie Kinder, alte und nervöse Leute bis zu Tod erschrecken, die vorschriftsmäßige Unruhe des Festgetriebes ungemein wirkungsvoll zu steigern vermögen.

Mein Zug sollte um 8 Uhr 25 Minuten ankommen. Er kam aber thatsächlich kurz nach 9 Uhr an. Ich hatte ein Billet erster Klasse gelöst, fuhr aber in einem Wagen ohne Sitze, an dem zu lesen stand: 48 Mann, 6 Pferde. Wir waren denn auch in diesem Wagen reichlich 48 Mann und einige Weiber. Die Pferde hatten sie, Gott sei Dank, zu Hause gelassen.

Der Wagen, einer von den letzten natürlich, kam ziemlich weit vom Bahnhof zu stehen, und über die unglaublichsten Pfützen und tiefe schwarze Sümpfe voltigierend — es hatte stark geregnet in der Nacht — gewann ich endlich das nicht berühmte Pflaster meiner Vaterstadt.

Es war ein Trubel, ein Menschengewühl, eine Festesfreude nicht zu sagen!

Im überfüllten Wartesaal, den ich durchqueren mußte, umarmte mich ein Mann, den ich nicht kannte, mit großer Herzlichkeit. Er war sehr erregt und nannte mich August, küßte mich auf die rechte und auf die linke Backe und fragte mich, mir die Hände wie mit Schraubstöcken pressend, wie es der Karoline gehe, und dann im Tone herben Verdrusses, warum ich das Fritzchen nicht mitgebracht.

Ich machte mich nicht ohne Mühe von dem dicken Herrn frei, der in seinem gelben, großgewürfelten Sommeranzug, mit der großen goldenen Uhrkette auf der getupften Stoffweste den Eindruck eines behäbigen kleinstädtischen Rentners machte, und bedeutete ihn höflich, aber bestimmt, daß ich leider nicht der August sei und eine Verwechslung seinerseits vorliegen müsse. Demgemäß könne ich über das Befinden der Karoline keinerlei Mitteilungen machen und habe auch das Fritzchen nicht mitbringen können.

Der dicke Herr in Gelb sah mich verblüfft, dann mit tadelndem Stirn-

runzeln an, drehte mir enttäuscht, ja ein wenig beleidigt den Rücken, ging auf einen ebenfalls sehr wohlgenährten jungen Gentleman zu, der ziemlich mißvergnügt unweit auf zwei Handkoffern saß und eine grüne Hutschachtel umklammert hielt, und sagte:

‚Na, so was! der Kerl ist es ja gar nicht!‘

Ich drückte mich durch die Menge, so gut und so rasch es gehen wollte.

Ich erkannte mein liebes, stilles, altes Neuhausen nicht wieder.

Welches Leben, welche Bewegung, welche Unruhe in allen Straßen, Häusern, Höfen und Winkeln! Fahnen an allen Häusern, — Guirlanden und Fahnen überall! Inschriften, für diese Gelegenheit eigens gefertigt und für keine Gelegenheit passend, an den Häusern. Alle Fenster schon voller Leute. Kinder mit Trompeten, Mütter in schlechtsitzenden Festkleidern, platt geschnürt, mit riesigen goldenen Broschen, Väter in heißen, schwarzen Röcken, die über die Brust schmerzhaft spannen, den Hals in hohe Krägen gezwängt, die schon anfangen weich zu werden — dort eine Musikkapelle mit vielen blanken Instrumenten und schwarzen Cylindern — hier ein paar trippelnde Festjungfrauen in weißen Konfirmationskleidern, Veilchen an der Brust; dort schnorrende Händler, die an schiefer Schulter hängend einen Kasten tragen mit Schleifen in den Landesfarben und Denkmünzen mit aufgeprägtem Bild, in dem Gutmütige hartnäckig den Landesherrn erkennen wollen.

Den Weg zu der Marienkirche, in deren Nähe ich mir einen bescheidenen Platz suchen will, kenne ich noch ganz genau. Ich steure mutig in Staub und Hitze durch die Menschenmenge. Es müssen Tausende von Fremden und Nachbarn hier zusammengeströmt sein, denn so kann in der kurzen Zeit das gute Neuhausen, trotz seines großen Hanges zum reichlichen Kindersegen, nicht die Zahl seiner Einwohner vermehrt haben.

Am Dialekt erkenne ich wohl hier und da einen Landsmann, aber die Gesichter bleiben mir alle fremd. Nicht e i n bekanntes darunter, soweit ich auch spähe, nicht eins!

Um die Marienkirche, die ich jetzt in rotem Stein, freundlich, aber nicht gerade in überwältigender Schönheit des gotischen Stils vor mir aufsteigen sehe, ist das Gedränge schon ganz erschreckend, fast lebensgefährlich.

Ich lasse mich von dem Strom nach der rechten Häuserseite treiben, und bald stehe ich eingekeilt, daß ich kein Glied rühren kann, gerade unter einem Balkon, dessen Eigentümer thörichter oder boshafter Weise kurz vorher seine Blumen begossen haben muß. Von Zeit zu Zeit klatscht mir ein Tropfen auf meinen neuen, silbergrauen Filzhut oder auf die Schulter, so daß mir die Spritzer noch kitzelnd ins Gesicht fliegen.

Auch mein Nachbar zur Linken, der aus unbekannten Gründen stark nach Fischthran riecht und an einem abscheulichen Cigarrenstummel kaut, leidet unter dieser Traufe. Er ist zunächst der Ansicht, man betreibe vom Balkon aus das häßliche Gesellschaftsspiel, uns auf die Köpfe zu spucken, und wird unbeschreib-

lich grob, ohne jedoch, eingekeilt, wie er ist, den Kopf nach oben drehen zu können.

Es wird allmählich sehr heiß. Die Sonne brennt vom unbewölkten Himmel. Die Bäume, die Schatten spenden könnten, sehn leider erst auf ein Wachstum von wenigen Jahren zurück, und ihr Blattwerk ist außerdem stark zerfressen. Man merkt ihre Anwesenheit nur, wenn man bei einer Wellenbewegung der Massen wider das Eisengitter gedrückt wird, das dieses spärliche Wachstum beschützt.

Von dem Balkon über mir fallen ein paar duftige, aber leider abgekaute Orangenschalen zwischen mich und den Thranfritzen. Es schlägt an einer Kirche irgend etwas; was es schlägt, kann ich nicht feststellen, da ich unmöglich in dem Gedränge meinen Chronometer ziehen kann. Die dicken Schweißperlen rinnen mir über die Stirn. Meiner Umgebung geht's nicht besser. Mein Zwicker gleitet langsam und unaufhaltsam über den Nasenrücken abwärts. Ich beginne zu phantasieren mit halbgeschlossenen Augen und träume von dem Menü heute Mittag im ‚Güldenen Pfauen'. Der ‚Güldene Pfau' hat im neuesten Bädeker zwei Sterne, und schon mein Vater schwärmte von des Pfauen Küche. Ich stelle mir vor: Tomatensuppe mit weißen Klößchen — Salm mit Mayonnaise — ein zartes Stückchen Rehrücken mit Spargelgemüse — ein Flügelchen von — —

Auf einmal ein mächtiger Ruck von rechts. Ich werde heftig wider den fluchenden Thranfritzen gequetscht. Für eine hohe Persönlichkeit, einen hagern alten Herrn mit einem Bändchen im Knopfloch und einem ungeheuren Regenschirm unter dem Arm, wie ich ihn nur noch bei Obstfrauen an Straßenecken gesehen habe, wird ganz in unsrer Nähe von sechs, sieben Schutzmännern eiligst eine Gasse freigelegt. Der alte Herr dankt nach allen Seiten stotternd und sehr geniert und steuert mit kurzen, unsicheren Schritten über den Platz nach dem Portal der Kirche.

Hinter ihm brandet die Menge unaufhaltsam wieder zusammen. Und bei dieser Gelegenheit ereignet sich's, daß eine Frau an meine Seite geworfen und gepreßt wird, ein Balg von vielleicht einem Jahr auf dem rechten Arm, das an einem großen, schmutzigen Zwieback lutscht. Das heißt, gepreßt wurde sie eigentlich nicht, denn uns trennte das Körperchen eines etwa dreijährigen Jungen, den das Weib an der linken Hand hatte. Sehen konnte ich das Kerlchen nicht, nur peinlich an meinem Leibe fühlen. Denn als ihn die flutende Bewegung der Masse wuchtig an meine Hosen warf, ergriff er sofort diese Hose und hielt sich daran nicht ohne Geistesgegenwart. Das war mir nun, da mein Bein in der Hose war, nichts weniger als angenehm.

Auf einen Erwachsenen braucht man in solchem Gedränge bei solcher Gelegenheit nicht eben mehr Rücksicht zu nehmen, als er auf uns nimmt. Aber so ein Kind ist eine gebrechliche Sache. Ich dachte nur immer: Vorsicht, daß du das arme Wurm nicht trittst; Vorsicht, daß du . . .

Jetzt war mir's, als ob das Kerlchen seine Nase an meinen Hosen rieb. Das geschah vielleicht infolge seines angeborenen Reinlichkeitssinnes. Ich muß aber sagen, es war mir nicht angenehm.

‚J Gott, i Gott, i Gott!‘ stöhnte die Frau neben mir schmerzlich auf.

‚Ja, liebe Frau,‘ bemerkte ich im Tone väterlicher Zurechtweisung, ‚man nimmt aber auch Kinder in solch zartem Alter nicht — —‘

‚Uhä — uhä — uhä u—hä,‘ fing der Kleine unter mir an aus der Tiefe markerschütternd zu brüllen.

‚Ja, lieber Herr,‘ stotterte die Mutter, ‚lieber Herr, sehen Sie — ruhig doch, Bub! — sehen Sie, ich hab' halt niemand, der acht auf die Kinder geben thät, wenn ich nicht — — willst du wohl Ruh geben! — wenn ich nicht daheim bin. Und heut nun gar! Und unsereins sieht so was doch auch gern — und nun noch gar der Landesfürst!‘

Der patriotische Schreier unter mir kniff mich bei Nennung des Landesfürsten kräftig in die Beine. Das machte mich hart, und ich sagte:

‚Aber Sie sind doch in erster Linie Mutter, und es ist ein Frevel, so kleine Kinder solchen Gefahren auszusetzen.‘

Der Herr, der nach Thran roch, bestätigte mir, daß das ein Frevel sei. Die Leute hinter uns schimpften über das Geschrei, und vor uns begann man unruhig zu werden. Einer rief: ‚Maul halten!‘ und sah mich dabei wütend an.

‚Und was hat denn das Kind davon?‘ predigte ich sehr erregt weiter. ‚Sehen wird es gar nichts, aber gequetscht wird es werden.‘

‚Ach, wär' ich nur zu Haus . . . wär' ich nur zu Haus,‘ jammerte die Mutter. ‚Sie treten mir meinen Bub tot. Ach, lieber Herr, lieber Herr, seien Sie gut. Nehmen Sie mir nur einen Augenblick den Bub auf den Arm.‘ —

Der liebe Herr war ich. Ich war perplex, zauderte und dann — na, und dann: In einem aufwallenden Gefühl von Mitleid und Ritterlichkeit verschaffte ich mir mit Hilfe des nach Thran riechenden Gentleman ein wenig Luft, bückte mich nach dem heulenden Kerlchen, und mit unsäglicher Anstrengung bringe ich das zappelnde Menschenkind ruckweise in die Höhe und endlich auf meinen Arm; nicht ohne daß mir der Gerettete mit voller Kraft in den Leib trat und seine vollendete Rettung mit stürmischem Widerstand quittierte.

‚Nehmen Sie den infamen Bengel auf die Schulter,‘ rief der Thranfritze. ‚Er ist schwer und Sie halten's so leichter aus.‘

Unter unzähligen Schwierigkeiten folgte ich dem Rat. Bei dieser Gelegenheit sah ich das Objekt meiner Liebesthat zum erstenmal genau. Es war ein strammer, dicker Bengel mit finsterm Gesicht, brandroten Haaren und reichlichen Sommerflecken. Sein Kopf saß tief in den Schultern, was allerdings auch an der wenig vorteilhaften Gewandung liegen mochte, die auf das Wachstum späterer Jahre berechnet zu sein schien. Es war ein häßliches, reizloses Kind.

Was mich am meisten beunruhigte, war, daß das Kerlchen sehr schmutzige Hände hatte, die er mir, kaum auf meiner Schulter, vertrauensvoll beide auf meinen neuen silbergrauen Hut legte.

‚Thun Sie das Kind herunter, wir sehen nichts!‘ protestierte hinter mir eine grobe Stimme.

‚Deswegen bin ich nicht hierhergekommen,‘ fügte ein anderer Unzufriedener mit erregtem Baß hinzu.

Ich war nun überzeugt, daß der Betreffende in der That nicht seit Stunden hier stand, um schließlich einen schmutzigen kleinen Jungen von hinten zu sehen. Aber ich konnte ihm nicht helfen.

Zu schreien hatte mein junger Freund übrigens mittlerweile aufgehört. Er beschäftigte sich fortgesetzt voll ehrenvollen Interesses mit meinem Hut, der 10 Mark 50 Pfennig gekostet hatte und heute vermutlich zum zweiten und letzten Male mein Haupt schmückte. Das macht 5 Mark 25 Pfennig Kopfbedeckungsverbrauch pro Tag. Ich bin nicht geizig, aber diese nutzlose Erwägung erhöhte meinen Aerger. Es war ein Wiener Hut, — in zartem Silbergrau — der mir gut zu Gesicht stand. —

Da knallt's plötzlich vom Margarethenberge, einmal und noch einmal. Aha, Böllerschüsse! Alles erschrickt, am meisten der dumme Bub auf meiner Schulter, den ich gerade noch durch rasches Zugreifen mit der Rechten vor dem Hintenüberschlagen bewahre. Er schreit wie närrisch und trommelt mit den kotigen Stiefeln unausgesetzt wider meine Achsel. Seine Hände reißen an meiner Hutkrempe, und seine schmutzigen Thränen fallen mir auf die Hände.

‚Ich wi—ll he—he—he—he—runter‘ — schluchzt er unaufhörlich, ‚he—he—he—runter!‘

‚Dummer Bub, du kannst doch nicht — —‘

‚Sie kommen — sie kommen!‘ brüllt's rechts hinter uns.

‚Wer? — Ah, wahrhaftig . . . hurrah!‘

‚Hurrah — hurrah —!‘

Eine wellenartige Bewegung entsteht in der Masse. Ich sehe einige weiße Taschentücher wehen, Hüte schwenken, Fräcke über den Platz laufen, und habe den Eindruck, daß Wagen heranrollen.

Da — noch drei Böllerschüsse vom Margarethenberge, ganz kurz, grell und ohrenzerreißend laut.

Mit einem furchtbaren Angstgeschrei, das einem schneidend durch Mark und Bein fährt, läßt sich der dumme Bub mit ganzer Wucht nach vorn fallen und klemmt sich in wahnsinniger Furcht an meinen Hals, mir den silbergrauen Hut ins Gesicht reißend, tief über Stirn, Augen und Nase.

Ich sehe nichts und halte knirschend vor Wut immer nur den kleinen zappelnden und sich windenden Körper mit beiden Händen an meinen Hals gepreßt.

‚Willst du wohl still sein, verfluchte Kröte!‘

Ich kneife ihn in höchster Wut in einen fleischigen Teil. Das war, wie ich schnell einsah, unpädagogisch, denn das Geheul verdoppelt sich. Die Einmischung der Mutter hilft auch nichts.

‚Hurrah — hurrah — hurrah —‘ braust es vorn, hinter, neben mir. Die Begeisterung ist groß. Es muß sehr hübsch sein.

Aber mir liegt der Hut fest vor das Gesicht gedrückt, und ich kann keine Hand rühren, ihn in die Höhe zu schieben. Und während rings alles sein Vergnügen findet, jubelnd im Schreien nach stundenlangem geduldigen Stehn in Staub, Sonne und Schweiß, seh' ich mit heißem Ingrimm nichts als immer die kreisrund zur Schleife gezogenen goldenen Worte: ‚Incroyable. Müller und Schwarz. Maria-Theresien-Ring 17. Wien.‘

Das war die Inschrift meines Hutfutters! Nur um diese einfältige Inschrift meines eigenen Hutfutters zu lesen, hatte ich in einem Gepäckwagen mit 48 Mann die Fahrt hierhergemacht, hatte in fast tropischer Hitze und dichtestem Menschengewühl mit der Geduld eines Seraphim gestanden und schließlich ein gutes Werk an unwürdiger Jugend gethan. Das ist die vielgerühmte Gerechtigkeit der Weltgeschichte!

Ich sage dir, in diesem Augenblick begriff ich die Tyrannen und alle ihre Grausamkeiten; ja, der blutige Herodes selbst, der alle unmündigen Kinder zu würgen befahl, erschien mir als ein weiser und sympatischer Herrscher, dessen erwachsener Unterthan ich damals mit Wonne gewesen wäre! Denn zu warten, bis die Kinder einen würgen, ist doch einfältig!

Plötzlich wird's still um mich. Der Enthusiasmus schweigt. Die Fürstlichkeiten sind scheinbar in die Kirche eingetreten.

Ich denke, nun schlägt mir die Befreiung, will mich schon an die Nachbarn wenden — da — was ist das!? — ein Ruck, heftiger, stärker als alle vorigen. Ich werde wild und unaufhaltsam nach links gerissen, und schwere Stiefel treten mir fast die Füße ab.

Die Stimme eines Gensdarmen ruft: ‚Zu—rrrrück, meine Herrschaften, bitt' schön zu—rrrrück! Die Wagen müssen hier durch!‘

Gedrückt, geschoben, gestoßen, getreten, weich ich — immer die äußerst lebendige Last am Hals — zurück. Ich höre Schimpfen um mich, Fluchen und Bitten, und Getrampel wie vor nahenden Pferden. Aber sehen, sehen kann ich nichts, als immer nur die Worte: ‚Incroyable. Müller und Schwarz. Maria-Theresien-Ring 17. Wien.‘

Zum Verzweifeln! Rein zum Verzweifeln!

Endlich fühle ich unüberwindlichen Widerstand. Ich bin in einer Seitenstraße wider eine Hausthür gedrückt.

Mein Hut liegt am Boden. Ich *sehe*!

Aber *was* sehe ich! Menschen, Fahnen, Guirlanden, aber nicht die Mutter meines Schützlings. Sie ist von mir getrennt worden und wird wohl nun unter einer andern Hausthür in einer andern Gasse halbtot

ihrer Neugier fluchen. Geschieht ihr recht. Das Mitleid ist tot in meinem Herzen.

Mein einziger Gedanke ist: Hinaus, hinaus aus diesem Menschenknäuel, auf ein Revier, das Kind abgeben und dann fort — nichts wie fort!

‚Achtung, das Kind wird ohnmächtig!‘ schrei ich also und dränge nach hinten. Das Kind beweist zwar durch fortgesetztes Geschrei, daß es ihm nicht einfällt, ohnmächtig zu werden. Aber man macht Platz. Jeder glaubt, einen besseren Platz zu bekommen, wenn er einen von vorn nach hinten durchbrechen läßt.

Und nun stehe ich in einer Sackgasse, schweißtriefend, ohne Hut, allein mit einem dreijährigen Rangen, der heulend vor mir auf einem Gossenstein sitzt.

Ich wische mir den Schweiß von der Stirne und beginne das Verhör:

‚Wie heißt du?‘

‚E—e—e—‘

‚Was? Wie du heißt?‘

‚E—e— E—mil.‘

Auch noch Emil heißt der Kerl! Ich hab' den Namen nie ausstehen können, seit ein dicker Magister, der mich elend in Tertia geschunden hat, mir den Begriff dieses Namens für immer verunreinigte.

‚Wo wohnst du?‘

‚Ich — weiß — nicht.‘

Auf diese Weise kommen wir nicht weiter. Ich werfe einen wehmütigen Blick nach dem Festplatz, wo man eben wieder hurrah schreit, nehme den Emil an der Hand, lasse mir von einem unglaublich einfältigen Dienstmädchen, das aus einem Küchenfenster auf die Straße sieht, den Weg nach der nächsten Polizeiwache zeigen und begebe mich dahin.

Dort sind eben vier betrunkene Patrone eingeliefert und der Wachtmeister unterhält sich nun immer abwechselnd mit mir und den Betrunkenen, läßt mich aber kaum zu Worte kommen.

Einer von den Bezechten schlägt mir vor, er wolle mich zur ‚Grünen Linde‘ begleiten. Ich lehne dankend ab. Ein anderer schägt vor, dem Kinde weißen Sand in den Hals zu schütten, es werde dann ruhig sein. Auch zu diesem ungewöhnlichen Beruhigungsmittel konnte ich mich nicht entschließen.

Ich machte, daß ich aus der Polizei-Wachstube fortkam.

Als der Bengel draußen immer weiter schrie, konnte ich mich nicht enthalten, ihm einen Klaps zu geben, was seinen Seelenschmerz sofort ins Unermeßliche steigerte.

Ein alter Herr mit langem weißen Bart und in sehr unsauberer Wäsche trat an mich heran und sagte zugleich belehrend und verächtlich: ‚Wenn Sie Ihren Buben nicht besser erziehen können, so brauchen Sie ihn auch nicht zu schlagen.‘

Ich war außer mir. Es ist möglich, daß ich den alten Herrn mit dem langen, weißen Bart und der unsaubern Wäsche einen alten Esel genannt habe. Ich erinnere mich nicht mehr, aber wie gesagt, es ist möglich.

Da kam mir ein rettender Gedanke. Ich wollte das einzige Haus aufsuchen, das ich hier kannte, das einzige, zu dessen Bewohnern sich gewisse freundschaftliche Beziehungen mußten finden lassen, mein altes Geburtshaus, das Haus am alten Marktplatz Nr. 7.

Ich fand mich dahin zurecht, während Emil bemüht war, mir den Weg zu erschweren. Gott sei Dank war ich der Stärkere, und mein Wille drang durch.

Die Festlichkeit in der Kirche mußte zu Ende sein. Es strömte viel Volk durch die Gassen, lärmend und außerordentlich gut gelaunt. Ich habe die Freude, zu manchem Scherzwort Anlaß zu geben, das sich teils auf Kindererziehung, teils auf meine mangelnde Kopfbedeckung bezieht.

Am alten Markt angekommen, trete ich in das Haus Nr. 7 und klopfe an die Thür im Parterrestock, die Thür zu meinem einstigen Zimmerchen.

Auf dem unsagbaren Blau des Hintergrundes erscheint in der Thür eine Person von der beleidigenden Dürre einer alten Pharaonen-Mumie mit dem Gesicht einer kranken Ziege: Therese Klinkemann. Sie hat gelben Teig an den beiden knochigen Händen, scheint demnach auch den heutigen Festtag durch das Anfertigen der beliebten Eiernudeln entheiligt zu haben.

Ich stelle mich ihr vor. Sie begreift nur sehr schwer und mühsam. Endlich entsinnt sie sich, daß hier früher ‚so was' gewohnt haben soll.

Sie läßt mich eintreten, und nun erkläre ich der alten häßlichen Ziege ein wenig befangen die seltsame Angelegenheit, die mich zur Flucht gerade hierher bewog.

Als ich geendet, sagt sie nur: ‚So' und dann ‚Ja, aber wo ist denn das Kind? He?'

Ja wo ist der verd . . . Balg? Wo ist er? Im Zimmer ist er nicht. Auf dem Flur ist er auch nicht. Mein Gewissen beginnt doch zu schlagen. Wenn er am Ende in den Ziehbrunnen gefallen wäre? Oder wenn er sich aus dem Fenster gestürzt hätte? Alles Gräßliche, was ich von solchen Unglücksfällen gelesen, steht lebhaft vor meiner Seele.

Da entdecken wir ihn im dunklen Zimmer; dort sitzt er mäuschenstill und ohne Gewissensbisse auf dem weißen Holztisch und ißt mit schmutzigen Händen den abscheulichen rohen Nudelteig aus der riesigen Schüssel, in der Therese Klinkemann nach klugem Rezept das köstliche Nahrungsmittel zu bereiten pflegt.

Therese Klinkemann ist außer sich. Ich ehre ihre Gefühle und begreife sie. Therese Klinkemann ohrfeigt mit ihren knochigen Händen den flüchtenden Emil durch die drei blauen Stuben, und ich folge nicht ohne herzliches Vergnügen dieser traurigen Prozedur mit den Augen, ohne mich irgendwie in die

geräuschvolle Auseinandersetzung zwischen Therese Klinkemann und ihrem lieben Besuch zu mischen.

Als sich die zürnende Dame endlich beruhigt hat und ich mich bereit erklärt habe, den Wert des köstlichen Teiges zu ersetzen, erklärt mir die gütige Gastgeberin, daß sie — den Rangen kennt.

‚Es ist der Balzerin ihr Emil.‘

‚Emil‘ hat sie gesagt, Emil! Es muß stimmen. Ich atme auf.

‚Sie wohnt nicht weit von hier, die Balzerin, in der Grubengasse Nr. 12.‘

Nicht weit — die Balzerin — in der Grubengasse — das klingt wie Sphärenmusik! Ich überlege faktisch einen Augenblick, ob ich Therese Klinkemann einen Kuß geben soll, entscheide mich dann aber in Anbetracht ihres Alters dafür, es zu unterlassen.

Und nun nehme ich mir noch Zeit, mich in der alten lieben Wohnung umzusehen, mit vergnügtem Interesse den Boden, die Decke und die blauen Wände zu betrachten, während Emils Schluchzen gemäßigter und ruhiger wird und endlich ganz aufhört.

O wäre ich doch gleich gegangen!

Als ich nach einer Viertelstunde aufbrechen will, erweist es sich, daß diese Viertelstunde tückisch gewirkt hat, und der rohe Zustand der genossenen Eiernudeln dem zarten Magen Emils gänzlich unzuträglich scheint. Ihm ist sehr schlecht und an ein Aufbrechen nicht zu denken. Was thun? Wir beratschlagen.

Therese Klinkemann bricht endlich auf, nach unserem Uebereinkommen die Mutter zu benachrichtigen. Ich sage: sie bricht auf. O Himmel, hast du schon einmal eine alte Jungfer ‚aufbrechen‘ sehen?

Mit beleidigender Sorgfalt verschließt sie alles, was in dem Zimmer umherliegt, in einen alten Schrank. Alles, ein Tuch, ein Salzfaß, einen Schwamm und was weiß ich. Sogar den Eiernudelteig, der, wie die Stätte, die ein guter Mensch betrat, ‚eingeweiht‘ ist durch Emils segnende Hände, schließt sie ein. Dann sieht sie sich wohl zehnmal in den Zimmern um, sucht einen Regenschirm, und endlich, endlich geht sie!

Wie gern wär' ich selbst gegangen. Aber — ohne Hut! Barhäuptig durch die fröhliche zu allerlei Witzen gestimmte Menge! Lieber nicht!

Und so sitze ich denn eine geschlagene Stunde an Therese Klinkemanns jungfräulichem Bett, auf das wir den kreidebleichen Emil gelegt haben, dem die Sommersprossen im weißen Gesicht wie Mücken auf einem großen Käse sitzen. In beiden Händen halte ich einen unschönen Kübel, und meine Aufgabe besteht darin, dem teuren Patienten stets rechtzeitig diesen Kübel zu reichen. Das ist sehr schwierig, denn er thut nichts, mir durch rechtzeitige Prophezeiungen meine Aufgabe zu erleichtern.

Dazwischen schluchzt und stöhnt der Patient:

‚Ich wi—wi—will heim.‘

Ich hege denselben Wunsch und schweige ingrimmig. Ab und zu ersucht er mich auch mit ersterbender Stimme, ihm die Nase zu putzen . . .

Glaube mir, ich habe auf meinen Reisen tolle und peinliche Situationen genug erlebt. Aber eine so einfältige Situation war mir denn doch noch nicht vorgekommen.

Endlich erschien Emils Mutter, gereizt, gerührt, erbost, erstaunt, in eigener Person, einen ganzen Regenbogen von Stimmungen im Gemüt.

Natürlich war i ch an allem schuld. Nur ich. Und als ich das Haus verließ und Emil in einer Anwandlung von gutmütiger Schwäche die Hand zum Abschied hinstreckte, hat er mir stumm, aber energisch die Kehrseite zugedreht.

So haben meine sogenannten Vaterfreuden alles in allem nur einen knappen halben Tag gedauert, aber ich kann dir sagen, ich war nicht lüstern nach Verlängerung dieses Genusses!

Und seit jenem furchtbaren Freitag im Mai, mein lieber Freund, trage ich keine silbergrauen Hüte mehr und weiche jeder Schüssel mit Eiernudeln und jeder Menschenansammlung bei festlichen Gelegenheiten ängstlich aus.

Und heiraten — heiraten werd' ich auch nicht!"



Mir ist als müßtest du.

Von

Karl Freiherrn von Fircks.

Mir ist als müßtest du in nächt'ger Stille
Mein irrend Herz, das sich vom Weg verlor,
An deines Schlummers Pforte pochen hören,
An deiner Träume friedlich stilles Thor;

Als müßten wild und taumelnd die Gedanken,
Wie in die Nacht ich sie gesandt hinaus,
Als eine Schar von trunk'nen Schwärmern brechen
In deiner Seele friedlich Gotteshaus.

Du aber schläfst. Es pocht mein Herz vergeblich,
Und wie die Flut sich bricht am blum'gen Strand,
So steigt und klimmt die Woge meiner Sehnsucht
Vergeblich auf an deines Lagers Rand.





Die letzte Wahl.

(Roman von Rudolf Stratz. Stuttgart 1899, bei Cotta. 3 Mk. 50 Pfg.)

Es giebt sicherlich zahllose, auch hochgebildete Männer, die schon so manchmal ihren Stimmzettel bei der Reichstagswahl abgegeben haben und doch nicht einmal in den allgemeinsten Umrissen wissen, wie sich so eine Wahl abspielt. Es geht ihnen wie jemandem, der von einem fünfaktigen Drama nur die letzte Scene des letzten Aktes sieht. Der Entscheidung wohnt er bei. Aber wie diese Entscheidung herbeigeführt worden ist, bleibt für ihn völlig im Dunklen. Er hört klatschen oder zischen, erlebt Erfolg oder Mißerfolg. Das ist alles. Der Unterschied zwischen dem Theaterbesucher und dem Stimmzettelabgeber ist nur der: der eine will die Entwicklung der Handlung von Anfang an kennen, während dem andern das Wie und Warum der Wahl meist sehr gleichgiltig ist. Die Mehrzahl der Menschen, namentlich der Gebildeten, hat nun einmal kein großes Interesse für Politik. Die Politiker müssen das natürlich bedauern. Aber wenn sie versuchen würden, rein sachlich die Bedeutung und den Verlauf einer Wahlbewegung zu schildern, so würden sie wenig Zuhörer finden. Die Sache sieht sich erst anders an, wenn uns ein Dichter zu Hilfe kommt. Bebel mit seinem wissenschaftlich nicht haltbaren, aber poetisch wirkungsvollen Buche „Die Frau" hat mehr socialistische Gedanken in bürgerliche Kreise hineingetragen als Marx in aller seiner Weisheit. Und die „Weber" Gerhart Hauptmanns haben gewiß mehr sociales Mitempfinden geweckt als die Berichte aller Fabrikinspektoren zusammengenommen. Das sind Thatsachen, die man verschieden beurteilen kann, mit denen man aber rechnen muß. Darum bin ich als Politiker einem Dichter wie Rudolf Stratz dankbar, daß er einen so spröden Stoff, wie ihn eine Reichstagswahl darstellt, in künstlerische Form gegossen hat. Gerade er konnte es, denn er kannte die Sache. Zwar war er niemals selbst in schwebender Pein hangender und bangender Kandidat. Aber vor etlichen Jahren, als Dr. Karl Peters plötzlich Reichstagsgelüste empfand, ist er als sein Begleiter in den Wahlkampf nach Schmalkalden-Eschwege gezogen. Was er dort erlebt hat, das liegt jetzt als Roman vor, keine Photographie der Wirklichkeit, aber ihr lebenswahres Bild, wie es ein Künstlerauge schaut. Der Politiker muß hier und da ein Fragezeichen machen, aber doch zugeben, daß Stratz das Wesen der Sache erfaßt

hat. An der einen oder andern Figur entdeckt er auch bekannte Züge, so an dem zynischen Lebemann de Grain, dem christlich-socialen Journalisten Quectz, dem schwarz-rot-goldenen Professor Winkler. Dr. Peters, Hans Leuß und Professor Stengel haben Stratz dazu zwar nicht Modell gesessen, aber Aktstudien hat er an ihnen gemacht.

Das ganze Milieu des Wahlkampfs in dem thüringischen Wahlkreis Schmalkalden-Eschwege-Witzenhausen — Stratz nennt ihn Reiningen-Lüningen-Heidenfeldt — ist trefflich wiedergegeben. Drei miteinander kämpfende Gruppen treten besonders hervor. Der eine Kandidat ist der Regierungsassessor a. D. Graf de Grain. Seine Zeit als Verwaltungsbeamter in Lüningen benutzte er dazu, um sich mit den Großgrundbesitzern gut zu stellen und die ehrgeizige Tochter Mary des reichen Kommerzienrats Banners, des bisherigen Mandatsinhabers, zu heiraten. Dann nahm er seinen Abschied, da ihm das einfache Aufrücken in der „Ochsentour" nicht verlockend genug erschien. Er zog nach Berlin, um dort den „großen Schlag" zu erwarten, der ihm eine öffentliche Stellung einbringen sollte. Inzwischen führte er ein üppiges Drohnenleben, umgab sich mit zweifelhaften Börsen- und Turfexistenzen, spekulierte und schlemmte. Die Ungiltigkeitserklärung der Wahl seines Schwiegervaters bringt ihn in den Wahlkampf, der ihm zu dem „großen Schlag" verhelfen soll. Er baut auf die Gunst der Landräte und Großgrundbesitzer und hofft die sonst nötigen Stimmen durch Demagogie keckster Art zu erlangen. Das „Scheusal von kleinem Manne, das sich nicht wäscht, kannegießernd im Wirtshaus sitzt und, statt Geld zu verdienen, 10 oder 12 schmutzige Kinder in die Welt setzt," gedenkt er dadurch zu gewinnen, daß er ihm alles Beliebige mit einem durch keine Ueberzeugung angekränkelten Pathos verspricht. Seine rechte Hand ist der Agitator Quickstedt, der „im Besitze einer ehernen Stimme, eines Schlagrings und edler Dreistigkeit", durch 33 Wahlkämpfe gewitzt, für Geld alles zu machen bereit ist. Er kennt die Technik des Wahlkampfes großartig, empfängt den Grafen in Reiningen gleich damit, daß er seinen Kammerdiener nach Berlin zurückspediert, ihm die Brillantnadel aus der Krawatte zieht, ihn des Biberpelzes entledigt, die Kammerjungfer der Gräfin zur „Gesellschafterin" ernennt, kurz alles das beseitigt, was den „kleinen Mann" gegen den „Kandidaten des Volkes" einnehmen könnte. Ein höchst brauchbarer Mensch! Um ihn und den Grafen gruppiert sich dann ein „Wahlkomitee", darunter ein Druckereibesitzer, der die Flugblätter des Grafen in Druck zu bekommen hofft, ein Fuhrwerksbesitzer, der auf die vielen Agitationsfahrten spekuliert, ein Eisenbahnsekretär a. D., der seit einem starken Typhus jedem, der es zu hören bereit ist, ein welterlösendes Reformprogramm entwickelt, und andere Gestalten, wie sie jede Wahl an die Oberfläche befördert.

Die zweite Gruppe ist die des alten Banners. Sein Kandidat ist sein zweiter Schwiegersohn, Herbert von Haldern, ein befähigter und ehrgeiziger Generalstabshauptmann, der wegen eines steifen Kniees seinen Abschied nehmen mußte. Die einzige Hoffnung, aus seiner unfreiwilligen Beschäftigungslosigkeit herauszukommen, ist die Wahl in den Reichstag. Er ist eine tüchtige, charaktervolle Persönlichkeit, ohne bestimmte Parteischattierung, staatserhaltend schlechthin. Die „nach Bildung und Besitz maßgebenden Schichten" des Wahlkreises sehen in ihm den geeigneten Nachfolger für Banners. Er ist der Vertrauensmann des „guten Bürgertums".

Da ist aber noch einer im Wahlkreise, der ein Wort mitzureden hat, der Landpfarrer Frhr. v. Hohinrot. Als glänzender Kavallerieoffizier nahm er aus innerem Drange seinen Abschied, um sich in einem einsamen Bergdorfe den armen Leuten zu widmen. Als „socialer Pfarrer“ hat er einen unwiderstehlichen Einfluß auf den „kleinen Mann“ errungen. Die ganze jüngere Geistlichkeit steht zu ihm. Sein Kandidat ist Dietrich Queetz, einst als Kandidat der Theologie Hauslehrer im Hause von Banners, dann zeilenhungeriger Journalist in Berlin, ein Mann von starkem nationalen, aber noch stärkerem socialen Empfinden, seiner Richtung nach etwa national-social oder christlich-social, eine halb gescheiterte Existenz, die dicht vor dem völligen Schiffbruch stand, aber durch den Glauben an sich gehalten wird und nun im Wahlkampf zur vollen Entfaltung ihrer Kraft kommt. Als er aus Berlin nach Reiningen fuhr, hatte er gerade noch das Fahrgeld vierter Klasse. Die Hilfe Hohinrots und seine urwüchsige Beredsamkeit, die in seinen Hungererfahrungen die starken Wurzeln ihrer Ueberzeugungskraft besitzt, machen ihn zum Vertrauensmanne aller „Mühseligen und Beladenen“ des armen Kreises.

Den Kampf zwischen diesen drei Gruppen schildert Stratz mit all der Erzählerkunst, die aus seinen früheren Werken bekannt ist. Litterarisch steht er ja z. B. in der ergreifenden Erzählung „Dienst“ höher. Das eigenartige Ineinanderfließen von Litterarischem und Politischem ist es dagegen, was den besonderen Reiz der „Letzten Wahl“ ausmacht. Aber auch die, denen die Politik selbst in der reizvollen Verdünnung Stratzens nichts Verlockendes bietet, kommen zu ihrem Recht. Die witzige Sprache, die plastische Darstellung einer Reihe von Personen und nicht zum wenigsten die erschütternde, wenn auch etwas „romanhafte“ Schilderung der Lebensschicksale zweier Menschenkinder werden selbst denen Genuß verschaffen, die die Politik in jeglicher Gestalt für einen Greuel halten.

H. v. Gerlach.



Bergkrystalle. Von Wilh. Arminius (Berlin, 1897, Concordia-Verlag). **Am Scheidewege.** Von Thekla von Lingen (Berlin, 1898, Schuster & Löffler).

Neuklingend und eigenartig um jeden Preis zu sein, ist das Bestreben sowohl von Wilhelm Arminius in seinen „Bergkrystalle“ betitelten Gedichten, als Thekla von Lingen's in ihrem Versbüchlein „Am Scheidewege“. Allerdings erreichen sie ihren Zweck nicht immer, ohne Gefühl für Wohlklang und Empfindung für Schönheit zu verletzen, ersteres in Bezug auf die Form, letzteres in Anbetracht der gewählten Stoffe. Die Haubenlerche schwingt sich zur „Lichtmadonne“, damit es sich auf „Sonne“ reimt und dergl. Aus dem ersten Buche sind die Natur- und Landschaftsschilderungen, aus dem zweiten der mit feinem Empfinden, wenn auch (vielleicht absichtlich?) nachlässig hingeworfene Cyclus „Flirt“ als besonders gelungen hervorzuheben.

—oo—.





Vom Tuberkulose-Kongreß.

In den letzten Tagen des Monates Mai tagte in Berlin der erste große internationale Kongreß zur Bekämpfung der Tuberkulose als Volkskrankheit. Deutschland darf es sich zum Ruhme anrechnen, daß der Gedanke dieses Kongresses deutschen Köpfen entsprungen ist. Das Centralkomitee für die Errichtung von Lungenheilstätten für Unbemittelte war es, das diesen edlen menschenfreundlichen Gedanken anregte und ihn dann unter dem Protektorate unserer Kaiserin wirklich zur Ausführung gebracht hat. Welchen Anklang er in der ganzen Welt fand, beweist die Beschickung des Kongresses durch fast sämtliche Kulturstaaten.

Daß der Kongreß, wenn auch von Aerzten gefördert, beschickt und geleitet, für die medizinische Wissenschaft keine allzureiche Ausbeute liefern würde, war von vornherein abzusehen. Es war das ja auch gar nicht sein Zweck. Man wollte die ungeheure, furchtbare Bedeutung dieser grimmigsten Seuche für Leben und Sterben des unbemittelten, arbeitenden Volkes vor aller Welt in das rechte grelle Licht setzen, auf die Gefahr der Tuberkulose für die Gesamtheit des Volkes hinweisen, und diese Gesamtheit durch Belehrung, Warnung und Mahnung zum einmütigen Kampf wider sie aufrufen. Und das ist, wie mir scheint, vollauf gelungen. Die Masse ist aufgerüttelt, wie die im Anschluß an die Tagung gebrachten Artikel aller Tagesblätter bewiesen haben. Freilich dürfen nun auch die maßgebenden Kreise die Forderungen, welche als Vorbedingung für einen erfolgreichen Kampf gegen die Tuberkulose genannt wurden, nicht ebenso schnell, wie gehört, auch wieder vergessen, sondern, was sie anerkennen mußten, müssen sie nunmehr auch energisch zur Ausführung bringen. — Ganz belanglos war der Kongreß für die ärztliche Wissenschaft aber doch nicht. Waren die Vorträge im allgemeinen auch mehr für das große Publikum zugeschnitten, so wurde hier dennoch in dem knappen Zeitraum weniger Tage in großen Zügen vor aller Welt Rechenschaft abgelegt über den heutigen Stand unserer Wissenschaft von der Tuberkulose, ihrer Ursache und Entstehung, ihrer Vorbeugung und Bekämpfung, ihres Verlaufes und ihrer Heilbarkeit. Die Sichtung eines so ungeheuren Materiales in so kurzer Zeit war auch dem Fachmann, der sich seine Kenntnisse sonst mit großer Mühe sammeln muß, von nicht geringem Nutzen. Jedem Arzte wurden dabei die leider immer noch sehr großen Mängel der Tuberkulose-Statistik wieder einmal recht ein-

dringlich vor Augen gestellt. Die zur Besserung dieses Uebelstandes gemachten Vorschläge werden diesmal, weil vor dem ganzen Volke ausgesprochen, hoffentlich nicht wieder ohne Erfolg verhallen.

Besonders bemerkenswert war die Einmütigkeit, mit welcher alle Vertreter der Medizin bekannten: „Ohne Tuberkelbazillen keine Tuberkulose!“ Zwar versuchte es ein holländischer Arzt, einer gegenteiligen Ansicht Geltung zu verschaffen, indem er behauptete, er besitze Präparate von tuberkulösen Kranken, in denen sich keine Bazillen vorfänden. Allein Professor Flügge trat ihm sofort entschieden entgegen, indem er sich selbst und sein Laboratorium zur Untersuchung der Präparate und Entscheidung der Frage zur Verfügung stellte. Sei es wirklich Tuberkulose, so mache er sich anheischig, ihm auch die Bazillen nachzuweisen. Das war der einzige Vorstoß nach dieser Richtung hin.

Für die Laien- und Aerztewelt im großen scheint mir damit die Frage nach der Bedeutung der Tuberkelbazillen für die Tuberkulose vorläufig endgiltig entschieden zu sein. Das ist für die weitere Arbeit und die bessere Belehrung der großen Masse gewiß ein Erfolg.

Daß von „Bazillenfurcht“ oder „Bazillenschwärmerei“ auch nicht das mindeste auf diesem Kongreß zu bemerken war, muß auch der Gegner der Bazillentheorien zugestehen. Im Gegenteil: es wurden, wie wir nachher noch sehen werden, Befürchtungen und Annahmen für die Vererbung der Tuberkulose, welche die Entdeckung der Bazillen zu beweisen schien, wohl für immer beseitigt. Sämtliche Redner des Kongresses sprachen nüchtern, klar und bestimmt, und ihre Worte mußten Eindruck machen, weil auch jeder Laie merken konnte, sie sprachen auf Grund einer durch lange Forschung und Beobachtung gesicherten Ueberzeugung. Darum war die Ehrung, welche man dem Finder der Tuberkelbazillen, Herrn Geheimrat Prof. Dr. Robert Koch, zuteil werden ließ, auch eine wohlverdiente.

Der Uebersichtlichkeit und besseren Behandlung halber war der ganze große Stoff in fünf Abteilungen gegliedert worden: 1) die Ausbreitung der Tuberkulose; 2) die Aetiologie (Ursache der Tuberkulose); 3) Prophylaxe (Vorbeugung); 4) Therapie (Heilung und Heilbarkeit) und 5) das Heilstättenwesen. Was hierbei als unser heutiges Wissen über die Tuberkulose und ihre Bekämpfung festgelegt wurde, ist kurz folgendes:

Die Tuberkulose ist von allen infektiösen, d. h. übertragbaren Krankheiten diejenige, welche die größten Verluste an Menschenleben unter allen Ständen, vornehmlich aber unter der arbeitenden und armen Bevölkerung verursacht. Da sie ihre Opfer ganz besonders im sonst arbeitskräftigsten Alter von 20—30 Jahren meist nach längerem Siechtum dahinrafft, so bedeutet jeder einzelne Todesfall nicht nur eine Unsumme von Leiden, sondern auch eine Verminderung des arbeitenden Volkskapitals. In Deutschland starben nach dem Durchschnitt der vier Jahre 1894—97 jährlich 87600 Menschen an Lungentuberkulose, an Tuberkulose überhaupt jährlich 160000 Menschen. Die Gefahr der Tuberkulose ist nicht eine örtlich beschränkte, sondern eine allgemeine. Sogenannte immune Gegenden giebt es nicht. Der spezifische Erreger der Tuberkulose ist der Tuberkelbazillus, sowohl beim Menschen wie bei den Säugetieren. Die Geflügeltuberkulose dagegen ist nicht identisch mit der menschlichen. Außerhalb des tierischen und menschlichen Körpers vermag der Bazillus nur kurze Zeit zu leben, er geht bald durch Austrocknung oder die Einwirkung des Sonnenlichtes zu Grunde.

Zur Entstehung einer tuberkulosen Erkrankung gehört aber nicht allein die krankmachende Wirkung des Erregers, es muß als zweiter Faktor die krankhafte Beschaffenheit des Körpers, eine Disposition, dazukommen. Wo sich im menschlichen Körper durch Gelegenheitsursachen — Erkältungen, andere Krankheiten, Verletzungen, ungesunde Lebensweise, schlechte Ernährung, Ueberarbeitung zc. — geschwächtes Gewebe vorfindet, ganz besonders in den Luftwegen, die Schädlichkeiten am meisten ausgesetzt sind, kann sich der Tuberkelbazillus ansiedeln und hier eine spezifisch-tuberkulöse Erkrankung hervorrufen. Man unterscheidet vier Eingangspforten des Tuberkelbazillus: 1) die äußere Haut, 2) die Schleimhäute, 3) den Magendarmkanal und 4) die wichtigste, die Lungen. Die Uebertragung der Krankheit findet statt durch die Luft, bei längerem engen Beisammensein mit dem Kranken, z. B. durch öfteres Einatmen der durch Hustenstöße oder Niesen verstreuten und hinausgeschleuderten feuchten Partikelchen in der Luft oder auch durch den Staub, wie es Flügge, Cornet u. a. m. durch Experimente schlagend nachgewiesen haben. Oder sie findet statt durch fortgesetzte innige Berührung (z. B. das Küssen, in der Ehe) oder durch Nahrungsmittel. Da sind es besonders die Milch und das Fleisch tuberkulös erkrankter Rinder und Schweine, welche dem Menschen am gefährlichsten werden. Durch Unreinlichkeit kann außerdem jeder Kranke oder seine Umgebung durch Wäsche, Kleidung, Gebrauchsgegenstände zc. für seine Mitmenschen ein Ansteckungsherd werden. Es giebt gegen diese Krankheit weder eine natürliche, noch eine erworbene Immunität.

Eine direkte Vererbung der Tuberkulose durch die Eltern findet nicht statt; ob die Vererbung einer Disposition, ist noch sehr fraglich.

Ein spezifisches Mittel gegen diese Krankheit haben wir nicht, auch das Tuberkulin Kochs hat sich nicht als ein solches bewährt, wahrscheinlich weil es bisher nicht gelungen ist, ein so starkes Tuberkelgift herzustellen, daß damit ein genügend kräftiges Gegengift erzeugt werden konnte. Auch auf klimatische Kuren und auf die Errichtung von Heilstätten für Unbemittelte sind keine zu weitgehenden Hoffnungen zu setzen. Die beste Behandlung der Tuberkulose ist auch heute noch — abgesehen von der chirurgischen — die physikalisch-diätetische, wie sie Hermann Brehmer zuerst in Görbersdorf ein- und durchgeführt hat. Trotzdem ist der Kampf gegen die Tuberkulose kein aussichtsloser, sondern ist diese Krankheit durchaus als eine heilbare anzusehen. Das beweist schon die statistisch festgestellte, wenn auch langsame Abnahme der Sterblichkeit seit Einführung besserer hygienischer Maßnahmen in Haus und Arbeitsstätte. Denn im Kampfe mit dieser bösesten aller Seuchen ist und bleibt die beste Waffe die Prophylaxe, die Vorbeugung.

Und damit kommen wir an den Punkt, der nach meiner Meinung dem Kongreß erst seine eminente Bedeutung gegeben hat, und dessen Durchführung auch allein einen Erfolg in diesem Kampf versprechen kann.

Die Erkenntnis der Tuberkulose als Volkskrankheit und der Vorbeugung als einzig aussichtsvoller Waffe gegen diese Krankheit ergab auch zugleich die Erkenntnis der einzig möglichen Mittel, und die sind sämtlich socialpolitischer Natur. Nur eine gesunde, fortschreitende Socialpolitik kann uns im Kampfe mit der furchtbaren Volksseuche fördern, das mußten die Regierungsvertreter diesmal aus dem Munde von Aerzten ohne Rücksicht auf irgend eine Parteirichtung hören. Materielle, sittliche und intellektuelle Hebung des Volkes!

Ohne diese ist jeder Kampf umsonst. Man schaffe bessere, gesündere Wohnungen, verhüte den Bau ungesunder und zu teurer Wohnungen durch Ergänzung der Bauordnungen. Man sorge für bessere Ernährung, indem man auch für bessere Löhnung sorge. Man suche die Bildung des Volkes zu heben, damit es an Reinlichkeit Freude und Gefallen finde. Es gehört doch immerhin ein gewisser Grad von Bildung dazu, um einsehen zu lernen, daß Selbstzucht, Selbstschutz, Selbstbewahrung das beste Mittel gegen die Erkrankung sind. Die Seife allein thut es nicht, so notwendig sie für die Reinlichkeit auch ist. Die Reinlichkeit darf durch äußeres Elend nicht zur Unmöglichkeit gemacht werden. Dem Hungernden und Frierenden nutzt keine Seife gegen die Erkrankung, wohl aber eine warme Stube, ein warmer Rock, ein warmes Essen. Die Leitsätze Rubners sind in dieser Richtung so vorzüglich, daß ich mich gedrungen fühle, sie hier einzeln anzuführen:

1) Die Prophylaxe der Tuberkulose hinsichtlich der Wohnräume kann in zureichendem Grade nur erzielt werden durch öffentliche Maßnahmen, die die Verbesserung und Ergänzung der Bauordnungen, Aenderungen der Bauweise für Wohngebäude und den Erlaß eines Wohnungsgesetzes zum Ziel haben. 2) Die Anstellung von Wohnungsinspektoren muß die Ausführung gesetzlicher Bestimmungen sichern. 3) Alle Wohlfahrtsbestrebungen, die die Wohnungsverhältnisse einzelner Erwerbs- oder Berufsklassen bessern, sind zu fördern. 4) Ein großer Uebelstand besteht in dem durch Armut veranlaßten Zusammenschlafen zweier und mehrerer Personen auf einer Lagerstätte. 5) Durch Hebung der Belehrung größerer Kreise, namentlich der minderbemittelten Klasse, ist der weit verbreiteten Unreinlichkeit entgegenzuwirken. 6) In Arbeitsräumen ist der Luftverunreinigung durch Staub mittelst geeigneter technischer Anlagen entgegenzuwirken. 7) Stäubende Arbeiten müssen in besonderen Räumen vorgenommen werden. 8) Die Arbeiter selbst sind bei solchen Arbeiten, die unbedingt zur Verunreinigung der Zimmerluft mit Staub führen, in geeigneter Weise zu schützen. 9) Durch eine Beteiligung der Aerzte an der Fabrikinspektion soll verhütet werden, daß gesunde, aber nach ihrer körperlichen Beschaffenheit zur Tuberkulose disponierte Arbeiter an Betrieben sich anwerben lassen, die den Ausbruch der Tuberkulose begünstigen. 10) Es soll verhütet werden, daß Gesunde durch gemeinsame Arbeit mit Tuberkulösen gefährdet werden, sofern die Krankheitsart der letzteren eine Ansteckungsgefahr für Gesunde mit Wahrscheinlichkeit annehmen läßt. In die Arbeitsordnung soll das Verbot, auf den Boden zu spucken, aufgenommen und durch Anschläge dieses Verbot in stete Erinnerung gebracht worden. 11) Im öffentlichen Verkehr soll die Verschmutzung des Bodens verhütet werden. Dies kann in erster Linie und wirksam nur durch Belehrung und allmähliche Erziehung des Publikums zu größerer Reinlichkeit erreicht werden. 12) Die Verbesserung des Fahrmaterials, Reinlichkeit der Wagen, namentlich Schlafwagen, geeignete Beseitigung des Auswurfes, wirkt im Sinne der Verhütung der Tuberkulosegefahr.

Ganz mit Recht wies Gerhard darauf hin, daß wegen der Gefahr der Weiterverbreitung der Tuberkulose in engen und geschlossenen Räumen Fabriken, Schulen und Gefängnisse ganz besonderer Pflege und Aufsicht bedürften.

Auch die Heilung oder Besserung, welche etwa in Lungenstätten bei einzelnen Kranken erzielt ist, muß ja eine problematische, vorübergehende sein und bleiben wenn die eben Genesenen in die alten elenden Zustände zurückversetzt werden.

Wollte Gott, daß der in jenen Tagen in Berlin ausgestreute Same reiche Frucht zeitige! Dann hätte der Kongreß sich um unser liebes deutsches Volk und um die ganze leidende Menschheit Verdienste errungen. Geehrt ist er ja von Fürsten und Regierenden in hinreichender Weise. Er will aber nicht nur geehrt, sondern viel mehr noch gehört sein. Dr. **Fritz Meyer.**



Die „Große Berliner Kunstausstellung".

Ihr Name schon deutet auf den Hauptgrund hin, warum sie hinter der gleichzeitigen Ausstellung der Berliner „Secession" zurückstehen muß: mit rühmenswerter Offenheit bekennt sie sich selbst als die „Große"! Es hilft nichts mehr: wir haben die Lust an den landläufigen Riesenausstellungen verloren. Als Messe, als Bildermarkt können sie immerhin in Betracht kommen, als künstlerische Veranstaltungen aber nur dann, wenn sie für ihre enorme Ausdehnung irgend einen inneren Grund anzugeben in der Lage sind. Soll eine internationale Uebersicht über den Stand der europäischen Kunst gegeben werden, soll sich das Bild einer wichtigen historischen Entwicklung vor uns entrollen, soll die Bekanntschaft mit beachtenswerten neuen Bestrebungen vermittelt werden oder dergleichen, so lassen wir uns die Fülle gern gefallen. Aber wir möchten ein Prinzip, einen einheitlichen Gesichtspunkt sehen oder herausfühlen. Die Größe einer Ausstellung dürfte nicht von der Willkür des Zufalls abhängen, sie müßte vielmehr eine gewisse Logik haben, müßte aus der Absicht der Aussteller oder der Ausstellungsleitung folgerecht hervorgehen. Es müßte ein Plan vorliegen, ein maßgebendes Programm. Das wäre die erste Voraussetzung, um das zu erreichen, was man die Ausstellungskunst bei Kunstausstellungen nennen könnte. Dann kämen die weiteren Forderungen: geschmackvolle Ausstattung der Säle, richtige Farbenabtönung der Wände, Regulierung des Lichtes, sinnvolle Anordnung der Kunstwerke. Erst wenn alle diese Bedingungen erfüllt sind, kann sich eine Ausstellung wirklich als ein geschlossenes Ganzes präsentieren und selbst zum Kunstwerk werden. Daß sich ein so hohes Ziel thatsächlich nicht nur bei ganz kleinen Ausstellungen, sondern auch bei umfangreichen Veranstaltungen gewinnen läßt, haben vor zwei Jahren die Dresdener in ihrer epochemachenden internationalen und in diesem Sommer die Venezianer mit ihrer dritten großen Kunstausstellung bewiesen.

Den Leitern der Berliner „Großen" kann der Vorwurf nicht erspart werden, daß sie allen diesen Forderungen nicht die genügende Beachtung geschenkt haben. Vergebens suchen wir in den allzuweiten, ungemütlichen Hallen des Ausstellungsgebäudes am Lehrter Bahnhof nach einem einheitlichen Gesichtspunkt, nach einem festen Pol in der Erscheinungen Flucht. Vor uns breitet sich eine ungeheure Menge von Arbeiten aus, die uns verwirrt, und für die wir keine Berechtigung finden. Es könnten ebensogut noch ein paar tausend Sachen mehr da sein. Wo war hier ein Maßstab? Wo ein Prinzip der Auswahl? Alles ist bunt durcheinander gewürfelt, Gutes und Schlechtes, Originelles und Triviales, Erzeugnisse

des Genies und Fabrikate der Routine, höchste Kunst und blutigster Dilettantismus. Der Kunstkenner schüttelt sein Haupt, der Laie aber, der noch dazu fortwährend in einem dicken Kataloge blättern muß, ist völlig ratlos; er hastet durch die lange Flucht der Räume, um sich ja nichts entgehen zu lassen, verirrt sich vielleicht noch gar in dem Labyrinth und eilt schließlich, ohne einen Genuß empfunden zu haben, ohne einen bleibenden Eindruck mit nach Hause zu nehmen, ermüdet dem Ausgang zu.

Im Juniheft des „Türmers“ hat Peter Rosegger mit beredten Worten Klage darüber geführt, daß von seiten der Künstler viel zu wenig geschieht, um die für eine gesunde Kunstblüte unerläßliche Verbindung mit dem Volke aufrecht zu erhalten oder vielmehr, wie die Dinge heute liegen, wieder zu gewinnen. Ohne Frage wird es notwendig sein, auf diesen Idealzustand von zwei Seiten hinzuarbeiten: man wird das Auge der Künstler dem Volke, aber auch das Auge des Volkes den Künstlern und der Kunst zuwenden müssen. Und der Lösung dieser zweiten Aufgabe, meine ich, müßten die Kunstausstellungen, zumal die „offiziellen“, vom Staate geförderten, zu dienen trachten. An diesen Beruf der großen, sommerlichen Kunstveranstaltungen denkt man lange nicht genug. Wie sehr das von Seiten des großen Publikums bedauert wird, konnte man in den „Volkstümlichen Kunstausstellungen“, die im letzten Winter in Berlin allsonntäglich stattfanden, von jedem Besucher erfahren. Freudig wurde dort die geringe Zahl der sorgsam ausgewählten Kunstwerke begrüßt, die es dem Besucher ermöglichte, sich mit jeder Einzelheit innig vertraut zu machen, und mit besonderer Genugthuung wurde es anerkannt, daß jedes Kunstwerk einen Zettel trug, auf dem der Name des Künstlers und der Titel des Werkes, vielleicht sogar noch ein erklärendes Wort über das Stoffliche oder Technische zu lesen war. Freilich, das führt wieder auf das unerquickliche Thema des Katalogkaufzwanges, dessen Abschaffung von Kunstfreunden wie von Volksfreunden seit Jahr und Tag vergeblich gefordert wird. Man kann gegen diesen unwürdigen Zwang noch so viel ideale Gründe vorbringen, immer wieder wird die krasse materielle Erwägung dagegen ins Feld geführt, daß ohne die Einnahme aus dem Katalogverkauf der „Ueberschuß“ der Ausstellung ein erheblich geringerer sein würde. Es sei indessen die Frage erlaubt, ob es denn ein so unabweisbares Bedürfnis ist, diese Ueberschüsse auf ihrer bisherigen Höhe zu erhalten, und ob nicht die Thatsache, daß Tausenden der Besuch und Genuß einer Kunstausstellung erleichtert oder gar erst eigentlich ermöglicht wird, auch als ein Gewinn zu betrachten wäre?

Es gilt also für die großen Ausstellungen des Sommers, einer doppelten Forderung nachzukommen: einer künstlerischen und einer im weitesten Sinne volkserzieherischen, zwei durchaus heterogenen Wünschen, die man ihnen gerade deshalb vorlegen muß, weil man sie der Kunst selbst und den Künstlern in dieser Form nicht vorlegen darf. So gewagt es sein mag, das Wort auszusprechen: Die Kunst „soll“, so angebracht erscheint es zu sagen: Die Kunstausstellung „soll“! Und es stimmt traurig, wenn man von einer Veranstaltung wie der diesjährigen Großen Berliner Kunstausstellung feststellen muß, daß sie dieses „Soll“ nach keiner Richtung zu tilgen vermag, ja kaum bemüht war, es zu tilgen!

Es kann nicht wunder nehmen, daß, wo die wichtigsten prinzipiellen Dinge so vernachlässigt sind, auch auf die äußere Gestalt keine Sorgfalt verwandt wurde. Die Säle des Glaspalastes am Lehrter Bahnhof haben im wesentlichen

immer noch die Gestalt, die man ihnen gelegentlich der Jubiläumskunstausstellung 1886 gegeben hat. Das Gebäude war ursprünglich nicht für Kunstzwecke bestimmt, sondern für die große Hygieneausstellung anfangs der achtziger Jahre errichtet worden. So gut es gehen wollte, suchte man es dann dem neuen Zwecke anzupassen. Aber wie hat sich der Geschmack in den verflossenen 13 Jahren gewandelt! Oder vielmehr: wie hat er sich verbessert! In dieser Zwischenzeit liegt der ganze gewaltige Aufschwung unseres Kunstgewerbes, der uns gerade in den Fragen der Innenarchitektur und der Dekoration aus Unnatur, Ueberladung und erstarrten traditionellen Formen wieder auf neue Bahnen und zu gesunden Anschauungen geführt hat. Die Große Kunstausstellung giebt wohl in einigen Zimmern von dieser verheißungsvollen Bewegung Kunde, indem sie allerlei von Künstlern entworfene und ausgeführte Gebrauchs-, Zier- und Luxusgegenstände vorführt, aber ihre eigene Gestalt scheint von ihr unberührt geblieben zu sein. Diese hallenartigen, kolossalen Räume zerstören jede intime, beschauliche Stimmung und beeinträchtigen zahllose Kunstwerke in ihrer Wirkung. Selbst die Meisterbildnisse Lenbachs, von denen man sich eine ganze Reihe gesichert hat, machen in diesen hohen Sälen, wo sie mitten aus einer kunterbunten Masse ungleichwertiger Dinge auftauchen, lange nicht den Eindruck, wie etwa in einem vornehm ausgestatteten kleinen Raume, der im Beschauer die Illusion des Salons erweckt, für den diese Porträts geschaffen sind.

Als Ganzes also ist die Ausstellung nicht zu retten. Wenn wir nach Vorzügen suchen wollen, so müssen wir uns an die einzelnen Teile halten, die, ohne von einer ordnenden Macht unter sich verbunden zu sein, neben einander ein selbständiges Dasein leben. Wo Gruppen auftreten, wo sich die Sonderausstellungen einiger Künstler finden, da ist wenigstens im Kleinen Geschlossenheit und Einheit anzutreffen.

Eine freudige Ueberraschung bietet diesmal der Saal der Düsseldorfer. Der Name der rheinischen Kunstmetropole, deren Stern einstmals so hell leuchtete, hatte im letzten Jahrzehnt bedenklich an Geltung verloren. Man sah in der Düsseldorfer Künstlerschaft die hartnäckigsten Vertreter des Stillstands, der konventionellen Malweise, des Geschmacks von vorgestern und der überwundenen Technik. Das hat sich in den letzten Jahren von Grund aus geändert. Eine Schar hochbegabter Landschaftsmaler, an ihrer Spitze Olof Jernberg, Heinrich Hermanns und Hermann Liesegang, wies gemeinschaftlich mit dem Brüderpaar Arthur und Eugen Kampf unbetretene Pfade, gab Kunde von der modernen Licht-, Luft- und Farbenanschauung und von der schlichten Wirklichkeitskunst, die allenthalben herangeblüht war. Ihr Auftreten war um so wirksamer, da sie nicht mit wildem Radikalismus, sondern mit klarer Besonnenheit vorgingen. Arthur Kampf ist inzwischen als Lehrer der Hochschule nach Berlin berufen und hier freudig begrüßt worden. Aber schon meldet sich in Düsseldorf jugendlicher Nachwuchs, ein Zeichen, daß der Aufschwung keine vorübergehende Episode war.

Nicht mit der gleichen Befriedigung kann man von den Wiener Sälen sprechen. Auch Wien hatte, wie Düsseldorf, eine „tote Zeit", wo es sich an der Entwicklung der deutschen Malerei so gut wie gar nicht beteiligte. Seit Makarts Heimgang ist in der Kaiserstadt an der Donau keine Künstlerpersönlichkeit aufgetreten, deren Name über die Grenzen ihres engsten Vaterlandes hinaus bekannt geworden wäre. Erst vor kurzem brachte die junge Wiener „Secession" ein biß-

chen frisches Leben in den gesamten dortigen Kunstbetrieb. Von den Mitgliedern dieser Vereinigung lernen wir freilich am Lehrter Bahnhof nichts kennen; sie halten es mit den secessionistischen Genossen in Berlin und haben deren Gegnern auch ihrerseits die Freundschaft gekündigt. Die Wiener Künstler, die wir in der Großen Ausstellung antreffen, gehören der dortigen Ortsgruppe der allgemeinen deutschen „Künstlergenossenschaft" an. Da ist nun vieles in ungünstigem Sinne „Akademisches" zu sehen, viel arrangierte Kompositionen, viel reizlose Buntdruckfarben und süßlich-glatte, blühende Palettentöne. Einem Porträtisten wie Leopold Horovitz, der sich in Wien großen Ansehens erfreuen soll, einem Schilderer Wiener Lebens wie Hans Temple, einem Vertreter des historischen Genrebildes wie Julius Schmidt stehen wir recht kühl gegenüber. Ein interessantes Kolossalgemälde wie die Cherusker-Schlacht von Paul Joanowits, das die Wucht des Zusammenpralls zwischen Römern und Germanen voll Kraft und Temperament schildert, leidet gerade an den entscheidenden Stellen an unnatürlicher Theaterei und schulmäßiger Koloristik. Daneben zeigt sich dann, wie das ungestüme Vorgehen der Secessionisten auch die Genossenschaftler mit rückwirkender Kraft beeinflußt hat: ein energischer Versuch von Franz Thiele, es mit dem hellen Sonnenlicht aufzunehmen, hübsche Landschaften von Alfred Zoff, Eduard Ameseder, und von einer Dame, Tina Blau, ein an Uhde'sche Muster erinnerndes schönes Christus-Bild von Eduard Kasparides deuten auf die Anfänge einer neuen Entwicklung auch in diesem Kreise.

Stellt man die Künstler, die zu einer Kollektiv-Ausstellung eingeladen wurden, zusammen, so zeigt sich die ganze Planlosigkeit der Ausstellung am deutlichsten. Eine so hohe Ehre dürfte nur wirklich hervorragenden Persönlichkeiten zu teil werden. Aber wenn man die Namen der diesmal in Berlin Gebetenen hinter einander aufzählt, so hat man ein Gefühl, als wäre auf einer Parade das erste Glied des ersten Garderegiments, das allen voran defilieren soll, aus ganz großen und ganz kleinen, dicken und dünnen, strammen und schlappen Leuten zusammengesetzt. Da sind ein paar „recht tüchtige" Berliner Maler, dann ein paar herzlich unbedeutende Kräfte, dann ein längst Verstorbener, der „gerettet" werden soll, und schließlich, ganz überraschend, ein Italiener, freilich eins der glänzendsten Talente unter den lebenden Malern überhaupt!

Von den Einheimischen scheint Joseph Scheurenberg noch am ehesten dazu berechtigt, dem Publikum auf einer großen Ausstellung über seine Entwicklung und sein gegenwärtiges Schaffen Bericht zu geben. Seine älteren Bilder, diese von einem tiefen religiösen Gefühl durchdrungenen Scenen aus dem Leben der Kinder und der kleinen Leute, haben eine so treuherzige Innigkeit, daß man an Ludwig Richters liebe Zeichnungen denkt. In den historischen Bemühungen und den Bildnissen der späteren Zeit war Scheurenberg weniger glücklich. Doch stellt ihn keiner der anderen Berliner Kollektiv-Aussteller in Schatten, weder Hans Meyer, der als Radierer und Stecher Schönes geleistet hat, als Zeichner und Aquarellist jedoch nicht über das Durchschnittsniveau hervorragt, noch Friedrich von Schennis, der geschickte, ein wenig süßsentimentale Mondschein- und Ruinenmaler, weder Max Rabes, der strebsame und fleißige Orientmaler, noch Karl Breitbach oder Karl Hausmann, die ein tieferes Interesse nicht wecken können.

Ueber den Italiener Franzesco Paolo Michetti, dem ebenfalls ein eigenes Kabinett eingeräumt wurde, darf man sich die Worte des Lobes sparen. Die

entzückenden kleinen Pastelle, auf denen sein Farbenstift mit unvergleichlichem Geschick in schnell hingeworfenem Abbild landschaftliche Eindrücke festzuhalten weiß, erfreuen sich einer internationalen hohen Wertschätzung. Wo diese geistreichen Improvisationen, die der neapolitanische Taglöhnerssohn mit spielender Leichtigkeit schier ohne Zahl hervorzubringen scheint, auftreten, sind sie begeisterter Bewunderung gewiß. Verwundert fragt man sich nur: wie kommt Michetti hierher? Und die gleiche Frage legt man sich angesichts der kleinen, aber hochbedeutsamen Teutwart Schmitson-Ausstellung vor. Schmitson ist 1830 geboren und 1863 bereits in Wien gestorben. Er gehörte zu den wichtigsten Vorkämpfern der neuen Kunstprinzipien, denen er, von französischen Vorbildern angeregt, als einer der Ersten in Deutschland die Wege gebahnt hat. Wir lernen ihn in der Sammlung seiner Arbeiten, die uns hier vorgelegt wird, hauptsächlich als Tiermaler kennen. Rinderherden weiden auf saftigen Triften, und wilde Rosse tummeln sich munter umher. Es sind kleine Bilder, einfach im Motiv, streng sachlich und schlicht in der Auffassung. Doch diese Schilderungen sind von einer so naturechten Lebendigkeit in Bewegung und Zeichnung, in Farbe und Luft und Licht, daß man schwerlich aus den fünfziger und sechziger, ja kaum aus den siebziger Jahren Aehnliches finden kann. So treu empfundene, so ehrlich wiedergegebene und vor allem so malerisch gesehene Bilder ist man nicht gewohnt, unter den deutschen Werken jener Zeit zu entdecken. Es ist gewiß erfreulich, daß dem Publikum Gelegenheit geboten wird, sich über diesen Künstler, von dem bisher immer nur wenige Kenner voll Bewunderung sprachen, aus eigner Anschauung ein Urteil zu bilden.

Man sieht: es giebt der Oasen genug in der Ausstellung am Lehrter Bahnhof. Der Wanderer, der Zeit und Geduld hat, sich durch die Wüste der Mittelmäßigkeiten durchzuarbeiten, wird außer den genannten noch einige weitere finden, wird an einer Reihe früher Handzeichnungen des Altmeisters Menzel seine Freude haben, wird unter der Heerschar der anderen Gemälde vor allem eine Anzahl schöner Porträts entdecken und in der großen Sonderausstellung des „Verbandes deutscher Illustratoren“ neben einer Mehrheit belangloser Blätter manche zierlichen, originellen und witzigen Entwürfe sehen. Doch wenn er den Glaspalast verläßt, dann — „hat er die Teile in der Hand; fehlt leider nur das geistige Band“.

Dr. **Max Osborn.**



Johann Strauß.

Als der „Walzerkönig“ in Wien starb, brachten die Zeitungen die gewöhnlichen Berichte über die Art, wie er komponierte (sehr häufig komponieren in den Nekrologen die Meister auf ihren Manschetten), oder wie er sich seiner Erfolge freute, wie viel er verdiente und wie liebenswürdig er in der Gesellschaft war. Nur selten las man etwas anderes, das auf diesen Ton der ägyptischen Königsinschriften, den offiziellen Nekrologton nicht paßte, sondern von dem schwermütigen und selbstquälerischen Johann Strauß erzählte. Gewiß sind solche pessimistischen Notizen wahrhafter. Für die große Welt tänzelte Strauß, wiegte

sich hin und her, wie wenn er seine Walzer dirigierte; bei sich selbst war er unzufrieden, ängstlich und so unwalzerisch, wie es schließlich alle Großen sind. Was er schuf, stand als ideale Sehnsucht vor ihm, wie es bei jedem anständigen Kunstwerk ist. Die Welt der Walzer gilt bei uns nicht für vollwertig genug, als daß man solche innere Kämpfe bei ihren Meistern voraussetzen könnte. Man hat sich in Deutschland daran gewöhnt, den Maßstab für die Rangordnungen der Kompositionen nach ihrer Länge und ihrer Tragik zu wählen.

Nichts ist falscher. Einen guten Walzer zu bauen, dazu gehört dieselbe Erfindungskraft wie zur Komposition einer Messe. Ja vielleicht noch etwas mehr. Denn es ist eine gebundene Route. Der Dreivierteltakt ist gegeben, und die Wiederholung der einzelnen rhythmisch genau abgemessenen Abschnitte ist eine unumgängliche Notwendigkeit. Auf diesem Gerüst hat erst die Phantasie zu bauen: zu bauen in den wenigen in Betracht kommenden Harmonien, die einander im Laufe des Stücks ablösen, und der Melodie, die über ihnen schwebt. Wenn man die Walzermelodien von Strauß betrachtet, so erkennt man leicht das geniale Gesetz, das unbewußt ihrer Erfindung zu Grunde liegt. Sie malen in den Linien ihres Auf- und Absteigens, in ihren Ruhepunkten und ihren Freudejuchzern in ganz naturalistischer Weise eine Empfindung der Heiterkeit oder der sentimentalen Behaglichkeit, die nicht bloß in Wien so eng mit jener Heiterkeit verknüpft ist. Es sind die ganz bestimmten Bewegungen wehender Kleider, sprudelnder Fontänen, tanzender Füße, winkender Hände, schwirrender Blicke, flutender Strahlen, die sich in ihren Konturen zeichnen. Man nehme irgendwelche Melodien zur Probe, z. B. die Walzer vom Maskenball der Fledermaus: ein großer Schwung von oben nach unten und wieder hinauf, oben ein leichtes Hüpfen. Im zweiten Teil eine wiegende Bewegung nach unten, der sofort eine schäkernde Phrase antwortet. Man kann diese Melodien aufzeichnen, um den Naturalismus ihrer Bewegung, den natürlichen Organismus ihres Baues überzeugend wahrzunehmen.

Der ältere Wiener Walzer, namentlich der Schubert'sche und Lanner'sche, hat diesen Naturalismus der wohlgezeichneten Bewegung noch nicht. Er ist direkt aus dem Volkston hervorgegangen und ist halb Lied, halb Tanz. Strauß' Walzer ist dagegen Kultur, und zugleich eine moderne Kultur, da er denselben menschlichen Organismus in seine Produkte brachte, der von der ganzen Musik in allen Gattungen heut gepflegt wird.

Man spricht immer vom Walzer, weil er der verwandlungsfähigste aller Tänze ist. Polka, Marsch, Galopp sind starrer. Aber in den Strauß'schen Polkas ist derselbe moderne Zug. Seine Werke bergen eine verwirrende Fülle glänzender rhythmischer Einfälle; sobald er das Gebiet des geschlossenen Tanzes oder Tanzgesanges überschritt, wurde er konventionell. Es ging ja andern auch so, z. B. Bizet, der ein enormes Tanzerfindungstalent besaß, das er in „Carmen" so geschickt überallhin ausdehnte, daß er die Alltäglichkeiten vieler Partiturseiten damit decken konnte. Solche Menschen, in denen nicht das Drama oder die Romanze, sondern der Tanz das Centrum der Schöpfungsthätigkeit ist, dürfen wir heut in unserer art de tristesse besonders hochschätzen. Sie geben uns damit Schwung und Höhe und Sonne, so wie es sich Strauß selbst damit gab. Das ist der Kranz, den wir auf sein Blumengrab legen. O. B.



Stimmen des In- und Auslandes.



„Letzte Erinnerungen“ von Klaus Groth.

Fast hätte man mit den Kränzen, die dem gefeierten Geburtstagskinde von seinen Landsleuten aus aller Welt gespendet wurden, das Grab des Dichters schmücken können! Am 24. April beging er in rüstiger Frische sein 70. Wiegenfest, am 2. Juni hatte ihn der Tod bereits dahingerafft.

Einen lieben Toten vergegenwärtigt man sich gern, indem man sich Einzelheiten aus seinem Leben ins Gedächtnis zurückruft, ihn im Geiste wieder handeln sieht und sprechen hört. So wollen wir auch Klaus Groth von sich erzählen lassen, und zwar indem wir einiges aus den „Letzten Erinnerungen“ mitteilen, die soeben aus seiner Feder in der „Gegenwart“ (Nr. 23 l. J.) veröffentlicht werden. Zunächst etwas über die eigentümliche Entstehungsgeschichte eines seiner populärsten Gedichte:

„Wenn die Lyrik für sich allein leben will, so muß das Gefühl sehr stark sein,“ sagt Emil Kuh. Wenn ein Gedicht leben bleiben soll, so steckt irgendwie Schweiß und Blut darin. . . . „Lütt Matten de Has!“ Dies Gedichtchen ist innerhalb einiger Minuten geboren und niedergeschrieben und recht eigentlich ein Kind der Angst. Nämlich ich wohnte in Kiel in einem Hause, hinter dem ein Garten mir als Spazierplatz diente. Hier entstand manches Gedicht beim Herumwandern. Zuweilen, vielmehr oft wurde ich hier in meiner Arbeit durch Besuch gestört, der vorn durch die Hausthür kam, den Flur entlang ging, etwa das Mädchen fragte, ob ich im Garten sei und dann in der Hinterthür auf der Treppe sichtbar wurde. Zu diesen Besuchern gehörte ein lieber zartbesaiteter älterer Mann, Rhebenitz mit Namen, hochgebildet, aus Idealismus Maler geworden nach seinen Studierjahren, Vetter von Overbeck, mit diesem in Italien gewesen, jetzt ohne Malertalent als akademischer Lehrer seines Faches an der Kieler Universität mit geringem Gehalt angestellt. Wie solche Leute immer, kam er gewöhnlich zu unpassender Zeit und war bei seiner Höflichkeit nicht einmal mit Grobheit zu regalieren. Also eines Morgens geh' ich im Garten, als mir plötzlich die Idee zum „Lütt Matten“ durch den Kopf schießt, Situation, Versmaß, alles fertig. Ich ziehe mein Taschenbuch heraus, um mir das Gedicht langsam niederzuschreiben, von dem ich natürlich nur Anfang und Refrain in Worten hatte, als ich die Hausthür gehen höre und denke: Herrgott, wer kommt wohl! Der macht dir das Gedicht entzwei, das jedenfalls jetzt gut werden würde! In der Angst hocke ich mich am äußersten Ende des Gartens hin, forme und schreibe, wie wenn es das Leben gilt, seh' die Gartenthür sich öffnen, meinen langen mageren Rhebenitz mit dem sonderbaren Malerhut erscheinen, die Treppe heruntersteigen, die Gartenwege langsam absuchen — und als er endlich vor mir steht, stecke ich, von meiner Angst erlöst, das Taschenbuch ein in der Ueberzeugung, etwas gemacht zu haben, was nicht untergehen wird, wenn nicht die Sprache untergeht, in der es geschrieben ist.“ — —

Und nun nach dem innern ein äußeres Erlebnis, das gleichwohl in dem plattdeutschen Dichter eine ganze Welt seltsamer Gedanken und Empfindungen hervorgerufen hat: Klaus Groths Begegnung mit Eckermann, Goethes Eckermann! Es war im Bade Pyrmont:

„Ich ward natürlich von allerlei Berühmtheiten, auch einfachen Neugierigen vielfach aufgesucht. Wenn sie mich nicht aufgriffen, sondern sich anmelden ließen, schlug ich meistenteils ihren Besuch ab, denn ich hatte nichts davon und sie auch nicht. Wenige nahmen mich einfach wie ich mich gab, wie ich war und sie mich fanden. Schon meine äußerliche Erscheinung stimmte selten zu dem Bilde, das sie sich von einem plattdeutschen Dichter gemacht, und meistens konnten sie ihre Enttäuschung nicht verbergen. Oft wurden Fragen an mich gerichtet, die mich geradezu beleidigten. In solcher Stimmung verweigerte ich auch eines Tags dem guten Eckermann, Goethes Getreuen, den Zutritt zu mir. Doch er fing mich draußen auf, und ich war rasch von seiner Freundlichkeit bezwungen; das war einmal ein Mann, der mich wirklich verstanden hatte. Noch höre ich seine krächzende Stimme, er war erkältet, heiser wie ein Rabe, und sehe seine kleine komische Figur. Durch die Brille guckte er an meiner schmalen, riesigen Gestalt empor, als mäße er mich, und sagte: „So groß war der alte Herr" — nur so nannte er Goethe. — Ich kann nicht leugnen, daß mich diese Art des Empfanges ganz sonderbar rührte oder schmeichelte. Es bedurfte seinerseits nicht mehr der Entschuldigungen, die er vorbrachte: er hätte mich sehen und sprechen müssen. Als er dann mit einem Seufzer ausrief: „Wenn der alte Herr doch noch Ihren Quickborn erlebt hätte!" da war ich bis ins Herz hinein gerührt. Es war mir, als spräche der Dichterfürst selbst mir seinen Beifall aus. Es durchschauerte mich die geistige Nähe des Gewaltigen, den ich über alles verehrt. Zum erstenmal traf ich auf einen Lebenden, der Goethe persönlich gekannt, ja mit ihm gelebt hatte im täglichen Verkehr. Man kann sich vorstellen, wie ich ihn ausfragte über Dinge, die man nicht weiß und erfährt, wenn man auch, wie ich, die ganze Goethe-Litteratur kennt. Und wie gern erzählte der getreue Alte einem so begeisterten Zuhörer wie mir! Wir saßen sehr bald am Strande auf einem niedrigen Brett hinter einem Schuppen. Ich erfragte besonders Dinge aus dem täglichen Thun und Treiben Goethes, über Gang und Stimme, Manieren u. s. w."



Napoleon I. und die Ehe.

Es fiel dem späteren Weltbeherrscher nicht leicht, in den Stand der heiligen Ehe zu gelangen. „Von Korb zu Korb", schreibt Arvède Barine im Berliner „Zwanzigsten Jahrhundert", „hielt Bonaparte um die Hand einer Person an, die seine Mutter hätte sein können, und die der Schritt höchlichst amüsierte. Wenn man der Schauspielerin Mademoiselle Montansier Glauben schenken darf, so prüfte er einen Vorschlag, den ihm Barras machte, aufs ernsthafteste; es handelte

sich um eine Person, die seine Großmutter hätte sein können, und er wurde nur von der Furcht vor der Lächerlichkeit zurückgehalten . . .

„Im Jahre 1796 erhält Napoleon endlich das Jawort, und nun übt sich sein ‚Heiratsvermittlungsinstinkt‘ zu Gunsten oder — auf Kosten anderer. Nie sah man, als er zur Macht gelangt war, einen so enragierten Heiratsstifter, nie wird man einen sehen. Er beschränkte sich nicht auf die politischen Ehen, die bestimmt waren, die verschiedenen Gesellschaftsklassen zu verschmelzen. Unzählig waren die, welche er aus Liebe zum Prinzip stiftete, weil das große Ziel des Lebens, wie er sagte, darin bestand, viele Kinder zu haben. Keine Entschuldigung wurde zugelassen. Zu den Offizieren, welche vorschützten, sie könnten getötet werden, sagte er: ‚Ein Grund mehr, sich zu beeilen.‘ Wer erklärte, er habe keine Frau finden können, erhielt zur Antwort: ‚Das übernehme ich‘ — und thatsächlich wurde die Sache noch an demselben Abend arrangiert, und dagegen ließ sich nichts machen. Die Armen erhielten Mitgift, Aussteuer, Geld, um die Monate der Kindespflege zu bestreiten. Der Staat versprach ihnen, alle ihre Kinder zu verheiraten, so groß auch ihre Zahl war. Eines Tages verheiratet der Kaiser sechstausend Soldaten durch ein Dekret mit einem Schlage. Eines anderen Tages befiehlt er seinen Großwürdenträgern, sich en masse zu verheiraten. In seinem Testament arrangiert er noch zwei Heiraten, darunter die seines Kammerdieners.

„Doch er verlor die Ehen auch nicht nach der Hochzeit aus den Augen. Er folgte den jungen Paaren in ihr neues Leben, gab ihnen Ratschläge, leitete sie und zwar in sehr kluger Weise. Im Notfall arbeitete er für sie Instruktionen aus, die ebenso eingehend und so ziemlich in demselben Stil abgefaßt waren, als wenn es sich darum gehandelt hätte, ein Armeekorps zu dirigieren. Die Stunde des Aufstehens und Zubettgehens, die Aufmerksamkeiten, die sich Ehegatten zu erweisen haben, die zu beobachtenden Maßregeln in Krankheitsfällen, alles sieht der Kaiser voraus, regelt alles, befiehlt alles, und zwar in einem Tone, der keine Diskussion zuläßt.

„Es scheint unmöglich, daß die so geleiteten und überwachten Verbindungen nicht Musterehen geworden sein sollten. Dennoch hatte Napoleon thatsächlich oft eine unglückliche Hand. Man weiß, daß es in den Ehen in seiner Familie oft drunter und drüber ging. Abgesehen von seiner Familie bat mehr als ein Paar, das durch seine Bemühungen zusammengebracht war, um die Erlaubnis, ihn hinsichtlich der Scheidung kopieren zu dürfen, eine Erlaubnis, die er stets verweigerte, in Anbetracht des oben erwähnten Unterschiedes zwischen den Ideen, die nur für ihn gut waren, und denen, die er auf andere anwandte. Die Ursache seines Fiaskos als Heiratsstifter muß in einem seiner Lieblingsgrundsätze gesucht werden, der im Grunde genommen sehr richtig war: was gut und nützlich ist, kann nicht schnell genug gethan werden.

„Die Schnelligkeit, mit der er die Leute verheiratete, ist unbegreiflich. Sie übersteigt die so vielfach gerühmte Schnelligkeit seiner militärischen Operationen. Jemand trat als Junggeselle und an nichts Arges denkend in sein Kabinett, verheiratet oder wenigstens schon fast verheiratet verließ er es; er hätte es als Familienvater verlassen, wenn das vom Kaiser abgehangen hätte. In den ersten Anfängen, als Napoleon noch Lehrling war, konnte man auf einen Aufschub von 24 Stunden hoffen, um sich zu fassen, sich zu verlieben, der Dame den Hof

zu machen und das Jawort zu erhalten. Herr von Lavalette, der Adjutant des Generals Bonaparte, erfuhr im Wagen, während einer Spazierfahrt, daß er eine Nichte Josephines heiraten sollte. Er hatte die ganze Nacht Zeit, über diese Neuigkeit nachzudenken. Am nächsten Morgen führte ihn Napoleon nach dem Pensionat, in dem Fräulein von Beauharnais erzogen wurde, ließ sie zusammen frühstücken und bewilligte ihnen eine Viertelstunde, um sich auszusprechen. In acht Tagen waren sie verheiratet, und das war noch die schöne Zeit, in der es Napoleon noch nicht so eilig wie später hatte. Herr von Lavalette hatte übrigens seine Fügsamkeit nicht zu bereuen.

Im Jahre 1802 war nicht mehr die Rede davon, eine ganze Nacht nachzudenken und der Dame eine Viertelstunde den Hof zu machen. Ersonnen, gesagt; gesagt, gethan. Der General Leclerc, der erste Gatte von Pauline Bonaparte, entschuldigte sich, er könne nicht nach St. Domingo abreisen, weil er eine junge verwaiste Schwester ohne Mittel in Paris zurücklassen müsse. Napoleon erklärt ihm, er solle sich keine Sorge machen; schon am nächsten Tage wird seine Schwester verheiratet sein, mit wem, weiß er noch nicht, doch er wird jemanden finden. Der Zufall will es, daß Davoust einen Augenblick später dem Ersten Konsul seine Verheiratung anzeigen will. — ‚Mit Mademoiselle Leclerc!‘ unterbricht Napoleon. — ‚Mein General, mit Madame . . .‘ — ‚Mit Mademoiselle Leclerc!‘ — Auf der Stelle wird Davoust zu Mademoiselle Leclerc geschickt, heiratet sie und macht sie zuerst aus Trotz im höchsten Grade unglücklich.

„Berthier lieferte ein anderes Beispiel für die Schnelligkeit der Entschlüsse, die Napoleon in diesen Angelegenheiten, wie in allen anderen faßte. Berthier hatte den den Großwürdenträgern erteilten Heiratsbefehl umgangen, um einer Frau treu zu bleiben, die er entführt hatte und deren Mann noch lebte. Napoleon hatte ausnahmsweise ein Auge zugedrückt. Eines Tags beklagte sich Berthier in einem Anfall von Eifersucht unklugerweise seinem Gebieter gegenüber über Madame H . . . und fügte hinzu, da die Sache so stände, so sei er geneigt, sich zu verheiraten. Der Kaiser erklärte ihm, die Sache solle noch im Lauf des Tages erledigt werden, ließ einen deutschen Herzog holen, der sich vorübergehend in Paris aufhielt, und teilte ihm mit, daß seine Tochter Berthier heiraten würde. Der Herzog wurde halb ohnmächtig; Berthier, der bereits bereute, fing an zu weinen; was die Tochter that, sagt die Geschichte nicht, aber jedenfalls wurde sie geheiratet. Was die ‚Herzensdame‘ anbetraf, so wurde sie von dem Polizeipräfekten benachrichtigt, daß sie beim kleinsten Skandal nach Cayenne eingeschifft werden würde, sie hielt sich klugerweise zurück. Ihr Gatte starb drei Monate später, was Berthiers Kummer noch verdoppelte.

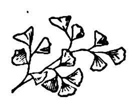
„Nicht alle Ehen, die mit dem Zwangssystem geschlossen wurden, nahmen ein schlimmes Ende; weit davon entfernt. Ihr großer Fehler war, daß sie sehr traurig einsetzten, besonders wenn einer der beiden Gatten gezwungen worden war. Häufiger als man glauben sollte, fügte sich das Opfer nach den ersten Stürmen ins Unvermeidliche, und das gute Einvernehmen wurde hergestellt. Das war der Fall bei Davoust, bei Berthier und auch bei der hübschen Stephanie von Beauharnais, von der Frau von Remusat in ihren ‚Memoiren‘ spricht. Nachdem sie dem Prinzen von Baden, ihrem Gatten, die entschiedensten Beweise der Abneigung gegeben hatte, wurde sie eine Mustergattin.

„Man könnte andere anführen, die sich niemals fügten: zum Beispiel

Fräulein von Tascher, die von Schluchzen fast erstickt zum Altare schritt und die selbst Napoleon nicht zwingen konnte, mit ihrem Gatten, dem Prinzen von Aremberg, zu leben. Der Kaiser ging so weit, ihr zu drohen, er werde sie durch Gendarmen unter das eheliche Dach zurückführen lassen. — ‚Thun Sie es, Sire!‘ — ‚Kreolenkopf!‘ rief Napoleon zornig. Nach einiger Ueberlegung schickte er die Gendarmen nicht. Frau von Aremberg ließ sich unter der Restauration scheiden und verheiratete sich wieder.

„Doch man wird zugeben, daß die kaiserliche Familie keine Familie wie andere war. Unter den Kreolen- und Korsenköpfen die Ruhe aufrecht zu erhalten, war eine übermenschliche Arbeit. Die kaiserliche Familie bei Seite gelassen, war das Verhältnis der unaufhörlichen Revolten wirklich schwach im Vergleich zu der ungeheuren Zahl der Verbindungen, für die Napoleon die Verantwortung hatte! Die gegenseitigen Meinungen der Zukünftigen waren seine geringsten Sorgen, um solche Kleinigkeiten kümmerte er sich nicht. Der verhältnismäßig große Erfolg Napoleons als Heiratsstifter kam daher, weil man wußte, daß er die Vergangenheit bei andern als tot betrachtete. Der Kaiser duldete ebenso wenig, daß andere sich scheiden ließen, als daß man eine geschiedene Frau oder auch nur ihre Kinder heiratete. Als der treue Coulaincourt zur Regierungszeit Maria-Louisens es wagte, um die Erlaubnis zu bitten, eine reizende Frau heiraten zu dürfen, die er seit langer Zeit liebte und die geschieden war, erwiderte der Kaiser trocken und ruhig, er würde einen solchen Skandal nicht dulden. Selbst Josephine, der es an Argumenten nie fehlte, konnte in solchen Fällen nichts ausrichten.“

Die Unlösbarkeit der Ehe war das Korrektiv des Zwangssystems. „Wohin wäre man bei den Schnelligkeitsgewohnheiten, die der Kaiser seiner Umgebung aufgedrückt hatte, gekommen, wenn er die Scheidung begünstigt hätte? Das wäre ein heilloser Wirrwar geworden, und es wäre mit dem Ziel aus gewesen, das Napoleon sich gesteckt, indem er darüber wachte, daß keiner seiner Unterthanen ledig blieb. Ich habe noch nicht gesagt, worin dieses Ziel bestand. Es war ein militärisches Ziel. Napoleon beabsichtigte, das durch die Kriege entvölkerte Frankreich wieder zu bevölkern. Die Aushebung der Mädchen bereitete die der jungen Männer vor . . .“



Die Litteratur in Bulgarien.

In der Sofianer Monatsschrift „Misl“ (Gedanke) spricht Dr. Krsteff, einer der ersten bulgarischen Kritiker, über die Stellung der Litteratur in Bulgarien. Obgleich Krsteff in seiner Darstellung der ja noch im Anfange der Entwicklung stehenden litterarischen Bewegung seines Vaterlandes die düsteren Partien besonders scharf hervorhebt, gewährt diese doch ein recht anschauliches Bild von dem gegenwärtigen Stande des Geisteslebens in Bulgarien, und der nach-

stehende Auszug dürfte daher auch als Kommentar zu den dortigen politischen Zuständen für deutsche Leser nicht ohne zeitgeschichtliches Interesse sein.

Die Anfänge der heutigen bulgarischen Litteratur liegen noch nicht weit zurück, nur einige Jahrzehnte trennen uns von ihnen, und unter uns leben noch die letzten Zeugen der Neugeburt der bulgarischen Litteratur. Doch in der kurzen Spanne Zeit hat diese sowohl in ihren äußeren Geschicken wie in ihrem inneren Wesen so tiefgehende Wandlungen erfahren, wie sie bei dem gewöhnlichen Gange der Geschichte sich kaum im Laufe eines Jahrhunderts vollziehen. Das Ereignis, welches die Wandlungen hervorrief, war die politische Befreiung des Landes. Die Sprengung der äußeren Fesseln, welche die Entwicklung des Individuums hemmten, brachte auch auf diesem Felde des Lebens, wie überall sonst, mit einem Schlage einen gewaltigen Umschwung. Früher das ausschließliche Privilegium einer kleinen Eliteschar, einer bescheidenen Aristokratie des Geistes, wurde die Litteratur in einem Zeitraum von zwei, drei Jahren allen zugänglich, allen, mochten sie schreiben können oder nicht, mochten sie etwas verstehen oder nicht — die letzteren machten sich natürlich am meisten bemerkbar —, ebenso wie in diesem selben Zeitraum die politische Thätigkeit allen zugänglich geworden war, Vernünftigen und Unvernünftigen, Erfahrenen und Unerfahrenen. An Stelle der bisherigen zwei litterarischen Centren, von zwei mächtigen und unversöhnlichen Strömungen im Volke selbst und in der Intelligenz getragen, dem Kreise der Zufriedenen, Wohlgesinnten, Loyalen und dem der Unzufriedenen, Mißvergnügten, Revolutionäre, erstanden so viele litterarische Centren, wie es schreibende Hände gab im ganzen Lande. Nirgends irgend anerkannte Führer, nirgends eine Stimme, auf die man aus Achtung und Ehrfurcht aufmerkt. Der von politischer Knechtschaft befreite Bürger erachtet jede Ehrfurcht, jede Anerkennung fremder Ueberlegenheit für neue Knechtschaft. Protest, Kritik, Auflehnung waren das erste Recht, die erste Pflicht. Nur den geistigen Vätern dieses Protestes, dieser Auflehnung, den Freiheitssängern aus der letzten Zeit der Türkenherrschaft, ihnen gegenüber erhob sich in einer häufig zu beobachtenden Inkonsequenz der socialen Psychologie kein Protest, nicht einmal die elementarste Kritik. Alles, was die Feder führte, ahmte sie nach, und diese Nachahmer, denen das Talent der Meister fehlte, ihre Bildung und ihre großen Ziele, vermeinten, wenn sie ihre Schwächen in zweiter und dritter Auflage wiederholten, das Ideal einer litterarischen Renaissance erreichen zu können. Und so entstand jene „Litteratur", welche in der politischen Presse auch heute noch nicht ausgestorben ist, in ernsthaften wissenschaftlichen und litterarischen Erzeugnissen jedoch keine Stätte mehr findet.

... Die neuen Leute waren jugendliche Feuerköpfe, welche vor der Zeit ihre Schulhefte beiseite warfen in dem festen Glauben, es genüge, anstatt ihrer Schulhefte Bücher zu schreiben, um Lehrer ihrer Lehrer zu werden. Alles, was Reife und Intelligenz besaß, hatte sich einer praktischen Thätigkeit gewidmet, welche das Gebot der Zeit und die neuerweckten Instinkte forderten....

Stellt die bulgarische Litteratur einen Ausdruck des bulgarischen Lebens dar? Könnten wir auf Grund dieser Litteratur ein Bild des bulgarischen Lebens zeichnen, welches auch nur seine hauptsächlichsten Bestandteile enthielte?

Unsere Antwort ist: nein. Und wenn es eine Erklärung, wenn nicht eine Rechtfertigung der allgemeinen Apathie des Publikums der bulgarischen Litteratur gegenüber giebt, so ist es vornehmlich diese Thatsache. Nicht daß sich nicht hie

und da allen vorliegende Fragen behandelt finden, die gewissermaßen aus dem Leben selbst geschöpft sind, daß man nicht manchem belletristischen Werke begegnete, welches an dieses Leben erinnert — doch das sind Ausnahmen, und das allgemeine Bild ist: eine Abwendung vom Leben, oder — eine kindische Spielerei mit dem Schatten seiner Schatten. Lassen wir die bulgarische Tagespresse beiseite, diese litterarische Kloake, welche ein so trefflicher Ausdruck — nicht eines politischen Lebens ist, sondern der mißduftenden Atmosphäre der Schenken und niedriger Parteiwirtschaft, — der übrige Teil der Litteratur, das ist jene, welche allein diesen Namen verdient, besitzt wahrlich nur geringe Verbindung mit dem Leben, mag sie auch manches Schöne aufzuweisen haben. Diese vereinzelten wertvolleren Erscheinungen giebt es seit einigen Jahren, gewiß, viel mehr als ehedem, aber es sind immer nur Spielereien, die der Jugend wohl Genüge schaffen können, mit denen auch der reife Mann ein paar Stunden angenehmer Unterhaltung verbringen kann, die aber zur Bereicherung seines Geistes nichts beitragen können, weil sie nicht selbst eine Etappe des Lebens bilden, weil sie nicht waren und nicht sein können ein Faktor in seiner weiteren Entwickelung. Die bulgarische Litteratur besitzt keinen „Werther", keinen „Don Quijote", keinen „Figaro", auch keinen Puschkin'schen „Eugen Onegin", oder Lermontoff'schen „Helden unserer Zeit", oder Gogol'schen „Revisor" — Ausschnitte des Lebens, wirklicher als die Wirklichkeit selbst, untrennbare Bestandteile ihrer Zeit und des Lebens....

Um die wissenschaftliche Litteratur steht es nicht besser. Werke, welche Eindruck machen könnten durch Wissenschaftlichkeit, eigene Ideen, weite Gesichtspunkte oder wenigstens durch die Fülle der Arbeit, fehlen vollständig. Wohl finden sich zuweilen Spezialstudien, welche in geringem oder höherem Grade die eine oder andere dieser Eigenschaften besitzen, aber es drängt sich einem instinktiv das Gefühl auf, daß das, was man liest, nicht die Frucht eines Lebens ist, das ganz der Wissenschaft gewidmet, und daß es nicht den ganzen Menschen zu ergreifen vermag. Auch von einem schriftstellerischen Talent des Wissenschaftlers kann, mit geringen Ausnahmen, nicht die Rede sein. All das nimmt auch der wissenschaftlichen Litteratur jene allgemeine Bedeutung, jene Einwirkung auf das Leben, ohne welche sie eine nutzlose Anhäufung toter Schätze bleibt.

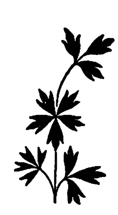
Dies Bild der bulgarischen Litteratur würde unvollständig sein, wenn nicht auch noch kurz die Uebersetzungslitteratur betrachtet würde und die Rolle der gänzlich ungebildeten „Schriftsteller" und ihrer völlig wertlosen Büchlein, mit denen sie zu Tausenden besonders die Schüler und die große Masse überschütten.

Neben einigen gut ausgewählten und befriedigend übersetzten Büchern findet man hundert Nichtigkeiten, litterarischen Abfall, Sachen, die mit einer Unfähigkeit und Unerfahrenheit übersetzt und herausgegeben sind, wie sie sich wohl nur noch in politischen Kreisen findet. Zudem giebt es ein paar Dutzend unfähige und stumpfsinnige Belletristen und vielleicht halb so viel Verleger, welche alljährlich den bulgarischen Büchermarkt mit einer Flut litterarischen Kehrichts überhäufen, der jedes gesunde Interesse und litterarische Gefühl ertötet. Eine rücksichtslose und systematische Kritik fehlt, und wo sie sich etwa doch zu zeigen wagt, da droht ihr das ganze organisierte litterarische Geschäft mit Vernichtung. Und diesem stehen nicht nur skrupellose Agenten zur Verfügung, sondern auch Zeitungen und Zeitschriften, die allerdings mehr als Parodien auf solche zu betrachten sind.

Zweifellos giebt es auch in andern Ländern eine solche „Litteratur", aber nirgends hat sie einen solchen Umfang, eine solche Uebermacht über die gute Litteratur, nirgends würde sie es wagen, sich überhaupt als Litteratur auszugeben.

Der Mangel an mächtigen, leitenden Persönlichkeiten, welche in ihrem Streben, in ihrer ganzen Thätigkeit das Streben ihrer Zeit concentrieren, mit dem reichen Schatz ihrer neuen und eigenen Ideen erfrischend auf die Geister und befruchtend auf allen Gebieten wirken, ist eine weitere Eigenheit des bulgarischen Geisteslebens. An Talenten zwar fehlt es nicht, auch nicht an Kenntnissen. Es ließen sich wohl ein Dutzend talentvoller und ebensoviele kenntnisreiche Personen aufzählen, aber ihr Einfluß ist fast gleich Null. Denn es fehlen noch alle Bedingungen, welche eigene Persönlichkeiten zu erzeugen vermögen, sowohl die socialen wie die individuellen. Die äußeren Verhältnisse bedingen, daß das politische Leben alle Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Jene geistige Kultur, welche wenigstens den Kreisen der Intelligenz das litterarische Leben von Interesse oder doch wichtig und nötig erscheinen läßt, fehlt ganz; aus demselben Grunde auch die Achtung und Anerkennung der menschlichen Persönlichkeit als solcher, über ihre zufälligen Aeußerlichkeiten hinaus. Doch nicht nur die Gesellschaft ist daran schuld; der Persönlichkeit, dem Talente selbst fehlt das ewige Werden, die ununterbrochene Entwicklung, die Fähigkeit, das ganze Bereich des Lebens zu erfassen, zu erfüllen, ihm den Stempel seiner Individualität aufzuprägen. Es fehlt auch der tiefe, umfassende philosophisch-kritische Gedanke, der die Geister hell und die Herzen weit werden läßt, der schöpferisch-philosophische Geist, der dem Leben einen neuen Inhalt giebt und ihm neue Wege erschließt.

Georg Adam.





Zur Frage der Feuerbestattung und der Beteiligung evangelischer Geistlichen.

Im vierten Hefte des „Türmer" vom Januar ds. Js. findet sich in der Rubrik „Rundschau" unter dem Gesamtartikel „Evangelische Streiflichter" und dem Specialartikel „Die evangelische Kirche und die Feuerbestattung" eine kurze Abhandlung über obige Frage von Johannes Quandt. Sie geht davon aus, daß in Hessen-Darmstadt damals vor kurzem — es wird also Ende vorigen Jahres gewesen sein — den Kammern ein Gesetzentwurf vorgelegt worden sei, der die Feuerbestattung im Inlande freigiebt, während die Ueberführung nach Gotha in Hessen schon früher gestattet war. Es sei anzunehmen, daß andere deutsche Bundesstaaten dem Hessenlande folgen würden, es dürfte also die Frage aktuell werden, ob und wie eine kirchliche Mitwirkung bei der Feuerbestattung stattfinden solle.

Es sei mir gestattet, hiezu meine Ansicht zu äußern, und dies um so mehr, als sich in jüngster Zeit Fälle ereignet haben, welche die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf diese brennende Frage lenkten und zum Teil dargethan haben, daß der Standpunkt der evangelischen Kirche zur Feuerbestattung nicht der richtige sein kann.

In einer Zuschrift an die „Tägliche Rundschau" beklagte ein Geistlicher das Verfahren, welches nach dem Tode des Professor Wislicenus, des Malers des Goslarer Kaiserhauses, beliebt worden sei, obwohl dieser ein überzeugungstreuer evangelischer Christ gewesen und als solcher auch gestorben ist. Nicht allein wurde der Geistlichkeit jede amtliche Mitwirkung bei der Bestattung von der vorgesetzten Kirchenbehörde untersagt, sondern auch die ursprünglich geplante Trauerfeier im Kaiserhause zu Goslar mußte unterbleiben, beides nur, weil der Verstorbene seine Leichenverbrennung in Gotha gewünscht hatte. In einem anderen Falle war ebenfalls nach dem Tode eines ebenso überzeugungstreuen evangelischen höheren Militärs die Mitwirkung des Geistlichen bei der Bestattung verboten, weil der Verstorbene die Verbrennung angeordnet hatte. In einem dieser Fälle sprach der Geistliche im Gehrock vor der Trauerversammlung, weil er den Toten nicht ohne Nachruf und gewissermaßen nicht ohne Sang und Klang wollte bestatten lassen. Als aber der Oberbürgermeister von Stuttgart, von Rümelin, starb, durfte eine Trauerfeier vor Ueberführung der Leiche nach dem Heidelberger

Krematorium im Hause des Verewigten unter Mitwirkung des Geistlichen in der Amtstracht stattfinden, und diese geistliche Mitwirkung vor der Verbrennung der Leiche wird vom württembergischen Konsistorium neuerdings in der Regel gestattet.

Ist es nun ein richtiger Standpunkt, wenn sich die große Mehrzahl der Geistlichen gegen eine Mitwirkung der Kirche bei der Feuerbestattung noch durchaus ablehnend verhält? Ist es ein gesunder Zustand, wenn es Aufsehen erregt hat, daß in einer der östlichen Provinzen Preußens der Stadtsuperintendent, der zugleich Mitglied des Konsistoriums war, vor der Ueberführung einer Leiche nach Gotha eine Feier am Sarge im Ornate abhielt, und wenn es Anstoß erregt hat, daß der gothaische Generalsuperintendent D. Schwartz letztwillig die Verbrennung seiner Leiche angeordnet hatte, worauf diese unter kirchlicher Mitwirkung vor sich ging? Ist es endlich wahr und richtig, daß in den meisten Fällen der Leichenverbrennung dieselbe eine bewußte Demonstration gegen kirchliche Lehre und Sitte bedeutet, einen Protest gegen Glauben und Hoffen der Christenheit, und daß treue und überzeugte Anhänger des Christentums die Feuerbestattung nur in den seltensten Fällen angeordnet hätten?

Im Gegensatze zu Herrn Johannes Quandt, der meines Wissens selbst Geistlicher ist und von seinem Standpunkte aus nicht unrecht haben mag, glaube ich alle jene Fragen verneinen zu können. Es entspricht nach meinem Ermessen nicht der christlichen Liebe, sich einer Sache gegenüber völlig ablehnend zu verhalten, welche immer mehr an Boden gewinnt, nirgends in der Bibel verboten ist und für welche sich gute Gründe geltend machen lassen, während das Begraben der Leiche nirgends geboten ist, nur eben eine Sitte darstellt und schädliche Folgen haben kann. Ich will nicht näher darauf eingehen, daß von den Leichenverbrennungsvereinen die Gesundheitsrücksichten meistens für die allgemeine Verbrennung der Leichen ins Feld geführt werden, denn es ist noch nicht erwiesen, ob das Begraben wirklich unbedingt schädlich wirken kann, aber dagegen möchte ich energisch protestieren, daß diese Bestrebungen nur in extrem liberalen oder ungläubigen Kreisen Anklang gefunden hätten. Die angeführten Fälle, die sich bei einiger Mühe vervielfältigen ließen, scheinen mir das Gegenteil zu beweisen. Herr Joh. Quandt giebt selber zu, daß der Auferstehungsglaube von der Art der Bestattung des Leichnams vollkommen unabhängig ist. Kann also nicht der Testator die Verbrennung angeordnet haben, um nicht im Falle eines Scheintodes wieder im Sarge zu erwachen, wie manche die Bestimmung treffen, daß der Arzt einen Stich ins Herz der Leiche thue, damit der Scheintod ausgeschlossen sei? Kann er nicht trotzdem an seine Auferstehung glauben? Ich persönlich würde mich nicht bedenken, die Verbrennung meiner Leiche durch letztwillige Verfügung anzuordnen, obwohl ich mir die Hoffnung einer Auferstehung nicht rauben lasse. Jedenfalls erscheint es mir als ein durchaus liebloser und völlig ungerechtfertigter Standpunkt, wenn ein Geistlicher von vornherein annimmt, die letztwillige Anordnung der Feuerbestattung und diese selbst sei in den meisten Fällen eine bewußte Demonstration gegen kirchliche Lehre und Sitte, ein Protest gegen Glauben und Hoffen der Christenheit, und dem Geistlichen verbiete es die Selbstachtung, bei solcher Bestattung mitzuwirken. Es sei das nur in Ausnahmefällen, bei Epidemien in Weltstädten und im Kriege, wenn sich die Verbrennung von Leichen als notwendig erweisen sollte, möglich, und dann würde auch die Geistlichkeit ihre Mitwirkung nicht versagen. Daß eine eiserne Not-

wendigkeit der Leichenverbrennung noch nicht nachgewiesen ist, muß ja zugegeben werden; darf man aber deswegen die Stimmen der Aerzte, welche in großer Zahl für eine solche eintreten, gänzlich ignorieren?

Gesetzt nun den Fall, die Geistlichen gäben ihren Widerstand gegen die Feuerbestattung auf, so handelt es sich darum, wie soll die kirchliche Mitwirkung dabei geregelt werden und vor sich gehen? Ausgeschlossen dürfte, wie auch der angezogene Artikel von Herrn Joh. Quandt richtig hervorhebt, eine geistliche Assistenz bei dem Verbrennungsprozeß schon aus ästhetischen Gründen sein, und ferner, weil derselbe mit einer rapiden Schnelligkeit vor sich geht. Bekanntlich wird der Sarg mit der Leiche durch eine Art Schacht in das Krematorium, den eigentlichen Ofen, gleiten gelassen, wo er im Augenblick verbrennt, worauf die Asche die Abzugsöffnung verläßt und gesammelt wird, um dem Bestattungsorte zugeführt zu werden. Diesem Akte dürften wohl auch die Familienglieder nur höchst selten beiwohnen. Es frägt sich vielmehr, ob die Trauerfeier vor der Verbrennung am Sarge oder danach an der Gruft oder dem Aufbewahrungsorte der Aschenurne stattfinden soll. Ersteres ist in Württemberg gewählt worden und hat überall dort, wo vor dem Begräbnis Trauerfeiern am Sarge stattzufinden pflegen, die schon bestehende Sitte für sich. Man hat sich auch deswegen dafür entschieden, weil doch noch die Leiche vorhanden ist, während nach der Verbrennung nur ein Aschenhäuflein da ist, die Persönlichkeit des Toten, an welche der Geistliche in seiner Rede anzuknüpfen pflegt, aber nicht mehr vorhanden ist. Diese Art der Mitwirkung hat aber den großen Mangel, daß die Leiche dann nachher dorthin transportiert werden muß, wo sich der Verbrennungsofen befindet, so daß zwischen Einsegnung und wirklicher Bestattung ein längerer Zeitraum verstreicht. Das wird nicht eher anders werden, als bis im lieben Deutschen Reiche mehr Krematorien geschaffen sein werden. In diesem Falle der Mitwirkung der Kirche vor der Verbrennung der Leiche müßte die Beisetzung selbst still geschehen; will man aber die Beisetzung der Asche feierlicher gestalten, so dürfte gegen eine geistliche Assistenz dabei, falls sich der Pfarrer über obiges Bedenken hinwegsetzen kann, nichts einzuwenden sein. Was mich betrifft, so halte ich das erstere für natürlicher, und wenn erst in den meisten größeren Städten Gelegenheit zur Verbrennung geschaffen sein wird, dürfte diese Form wohl am liebsten gewählt werden. Die zweite Art aber könnte dann angewendet werden, wenn erst Räume geschaffen sind, wo die Aschenurnen, etwa in Mauernischen, ihre Aufstellung finden.

Ich weiß nicht, wie in Hessen die Sache geregelt worden ist, und ob die dortigen Kammern den eingangs erwähnten Gesetzentwurf angenommen haben, so daß die Frage aktuell geworden sein würde. Wie in Württemberg verfahren zu werden pflegt, habe ich bereits erwähnt. Nur eines möchte ich betonen, die grundsätzliche Nichtbeteiligung der Geistlichen bei einer Feuerbestattung halte ich für ungerechtfertigt, auch schon deswegen, weil die Verweigerung kirchlicher Assistenz nicht den Toten, sondern die Hinterbliebenen treffen würde. Eine solche würde meines Erachtens zu katholischen Zuständen führen und der evangelischen Freiheit sowie evangelischer Lehre nicht entsprechen. Nur dann, wenn nachweisbar und erwiesen ist, daß die Feuerbestattung als solche eine bewußte Demonstration gegen kirchliche Lehre und Sitte bedeuten soll, und wenn der Verstorbene erwiesenermaßen diese Art der Bestattung gewünscht hat, um darzuthun, daß er den Glauben

und die Hoffnung der Christenheit nicht teile, mag der Geistliche von der Bestattung fernbleiben, aber auch nur in diesem Falle. Dann werden aber auch die Angehörigen im Sinne des Verstorbenen handeln, wenn sie auf geistliche Mitwirkung verzichten. Hierin muß ich Herrn Joh. Quandt recht geben, und im übrigen bin ich jederzeit bereit, mich eines Irrtums überführen zu lassen.

Nachschrift. Im Nachtrage zu Obigem muß ich folgendes berichtigend bemerken:

Nicht ein Geistlicher, sondern ein mit H. v. B. Unterzeichneter beklagte in der „Täglichen Rundschau" vom 10. Mai ds. Js. schmerzlich die engherzige Verweigerung der kirchlichen Ehren bei der Bestattung des Historienmalers Wislicenus durch das Konsistorium von Hannover. Diese Zuschrift hob hervor, daß der Verstorbene nicht nur ein bedeutender Künstler, sondern auch ein reiner und edler Mensch und ein wahrhaft frommer evangelischer Christ war, und gab der großen und verehrungsvollen Liebe und der schmerzlichen Trauer der Freunde für und um den Verewigten Ausdruck.

Nun kommt aber der Vetter des Verstorbenen, Dr. Johannes Wislicenus, Professor an der Universität Leipzig, in einer Zuschrift an die „Tägliche Rundschau", veröffentlicht in der Nummer vom 25. Mai ds. Js., zum Wort und berichtigt die obige Ausführung zum Teil. Es sei mir gestattet, diese Berichtigung, oder besser Ergänzung, teilweise wörtlich anzuführen.

„Nach dem Wortlaut jener Zuschrift (der ersten von H. v. B.) könnte vielleicht die Meinung aufkommen, als seien dem Verstorbenen infolge seines Wunsches, in Gotha durch Feuer bestattet zu werden, die kirchlichen Ehren schlechthin und allgemein verweigert worden. Glücklicherweise aber giebt es im Reiche noch evangelische Kirchenregierungen, welche von der die ‚Kirchlichkeit' vieler wahrer und frommer Christen oft gefährdenden Beschränktheit und pseudoorthodoxen Unduldsamkeit frei sind. Zu ihnen gehört diejenige des Herzogtums Gotha. So hat unserem lieben Abgeschiedenen die von Hannover aus für Goslar versagte kirchliche Einsegnung, den Leidtragenden die kirchliche Tröstung keineswegs gefehlt, sondern ist in erhebendster Weise unbeanstandet und mit Erfüllung alles dessen gewährt worden, was die Hinterbliebenen selbst für die Bestattungsfeier gewünscht hatten — und zwar gewährt worden nicht etwa als persönliches Zugeständnis des amtierenden Geistlichen, sondern auf Grund der kirchlichen Ordnung, wie sie seit Einführung der Leichenverbrennung in jedem Falle, in dem es begehrt wird, bei Gliedern der christlichen Kirche gehandhabt wird."

Möchten recht viele Kirchenregierungen dem Beispiele Gothas und Württembergs folgen! Möchte es viele solche Geistliche geben wie Herrn Oberpfarrer Müller, welcher bei dieser Bestattung in Gotha seines Amtes waltete!

Der weiter seiner Zeit angeführte Fall des höheren Militärs, bei dessen Bestattung die kirchlichen Ehren verweigert wurden, hat sich wie bereits geschildert zugetragen, und bei demselben konnte der Geistliche nur im Gehrock am Sarge sprechen. **G. Frhr. von Wedel-Parlow.**



Weibliche Aerzte.

Im achten Türmerheft interessiert mich der Aufsatz „Frauenuniversitäten?" so lebhaft, daß ich meine Ansicht darüber niederschreiben will. Vielleicht hat mein lieber alter Türmer dafür Raum in seiner „Offenen Halle".

Frau stud. med. Helene Friederike Stelzner spricht trotz der auf alle Wissenschaften deutenden Ueberschrift ausschließlich vom Medizinstudium, von weiblichen Aerzten. Gut. Denn wenn den Frauen das medizinische Gebiet offen steht, dann die Wissenschaft überhaupt.

Zuerst einige Worte, ob das Weib befähigt sei, den „Geist der Medizin zu fassen".

Das Seelenleben des Weibes ist ohne Frage anders als das des Mannes. Hier überwiegt das ruhige Denken, im Weibe ist jede Denkthätigkeit stark von Empfindungen beeinflußt. Der Umstand spricht jedoch für den Geist des Weibes. Denn auch nur die Männer, die über starkes Empfinden verfügen, leisten Großes. Das wird bewiesen durch die Dichter und die Künstler und Erfinder aller Art. Sie alle, die wahren Träger höherer Kultur, verfügen über ein starkes und reiches Gefühlsleben, über lebhafte Phantasie; wahrhaft große Männer haben somit thatsächlich viel von dem Seelenleben echter Frauen in sich. Und sie sind deswegen wahrlich nicht „weibisch", denn es ist doch eine allgemein bekannte Thatsache, daß gerade Idealisten mutig sind, daß sich aus ihnen die Helden rekrutieren, während rohe Männer meistens feige sind. Erwägt man ferner, daß, was jeder Blick ins Leben beweist, das Weib mit seinem Gefühl meistens viel schärfer blickt, als der Mann mit seinem Verstande rechnet, so werden die Herren der Schöpfung wohl oder übel dem weiblichen Verstande, wenn auch nicht die Gleichartigkeit, so doch die Gleichwertigkeit zugestehen müssen, es sei denn, — daß ihr kühler Verstand sie verläßt und sie sich von ihrem Gefühl — dem von manchem Wissenschafter so gering geachteten — leiten lassen.

Kann es nun kaum einem Zweifel unterliegen, daß der weibliche Verstand trotz seiner Eigenart dem männlichen gleichwertig ist, so müssen dem Weibe außerdem für den ärztlichen Beruf noch besondere Vorzüge eingeräumt werden: die für jeden Heilungsprozeß so ungemein wichtige Sanftmut, Selbstlosigkeit und Ausdauer. Ja, ein echtes Weib ist geradezu unglücklich, wenn es nicht Menschen um sich hat, für die es sorgen und sich sozusagen abplagen kann. Im echten Weibe verkörpert sich die opferwillige Liebe, und allein hierdurch müßte es für jeden Mann im höchsten Grade ehrwürdig sein und als mindestens gleichwertig anerkannt werden. Denkt ein Herr der Schöpfung auch nur einen Augenblick an seine Mutter, — er müßte sich schämen, wollte er das bestreiten. Ich behaupte darum, daß das Weib zum Medizinstudium mindestens ebenso befähigt ist wie der Mann.

Nun zu dem Kern der Ausführungen der Frau Stelzner, ob die Frauen in Gemeinschaft mit den Männern oder an besonderen Universitäten Medizin studieren sollten.

Den Frauen wäre das Studium der Medizin einfach verschlossen, wenn sie ganz unter sich bleiben sollten. Einstweilen, so lange genügend viel weib-

liche Professoren noch nicht vorhanden sind, werden sie mit Männern zusammen studieren müssen, auch in der Anatomie. Es erübrigt, darüber weiter zu reden denn sollen Frauen nicht mit Männern in der Anatomie zusammen kommen, so sind sie eben vom Studium der Medizin ausgeschlossen. Das hat denn auch der scharfe Verstand der Männer flugs erkannt und — die Frage aufs Gebiet der Sittlichkeit gespielt.

Sonderbar, höchst sonderbar! Gerade Mediziner neigen zu der Ansicht, daß der Mensch eine Seele nicht habe, nur Materie sei. In Bewegung lebe sie, im Zustand absoluter Ruhe sei sie tot, wird gesagt. Wenn nun „bewegte Materie“ in den Anatomiesälen unbewegte mit dem Messer in der Hand untersucht, kann das überhaupt unsittlich sein? — Menschen, denen das Weltall nur Materie ist, und die sich selbst als einen „Fetzen“ davon betrachten, werden die Frage verneinen oder sich mit sich selbst in Widerspruch bringen müssen. Ich nehme allerdings an, daß in dem sichtbaren Menschenkörper eine unsichtbare Seele wohnt. Mir ist sittliches Empfinden eine Eigenschaft der Seele. Diese Eigenschaft kann in der Seele eines schönen und gesunden Körpers fehlen oder nur schwach flattern, in einem häßlichen und kranken herrlich entfaltet sein. Die Materie ist weder gut noch böse; das ist nur die Seele. Darüber mögen, beiläufig, die Herren Mediziner einmal ernst nachdenken. Oder sollte eine höhere Macht zu dem Zweck die Frauen der medizinischen Wissenschaft zugeführt haben? — Wenn man nun den Begriff Sittlichkeit mehr volkstümlich auffaßt, wie erscheint dann das Zusammenarbeiten männlicher und weiblicher Studenten in den Anatomiesälen? Fühlen jene sich etwa durch diese geniert? Das wäre doch mindestens unmännlich. Oder sollte da vor den männlichen und weiblichen Hüllen ehemaliger Menschen etwas gesprochen und gethan werden, was mit der Wissenschaft nicht zusammenhängt? Nur wenn das vorkäme, könnten die Männer sich durch die Frauen geniert und diese sich in ihrem sittlichen Empfinden verletzt fühlen. Ich will in der Beziehung nichts behaupten und nichts vermuten. Gewiß ist jedenfalls, daß im geselligen Verkehr die Frauen auf die Männer veredelnd wirken, daß selbst leichte Männer in Gegenwart echter Frauen etwas von frommer Scheu in sich verspüren. Und da sollten sich die männlichen Mediziner doch besinnen, bevor sie die Ansicht, der Verkehr beider Geschlechter in den Anatomiesälen könnte entsittlichend wirken, auch nur unbekämpft lassen! Ob es sich um das sittliche Empfinden der Frauen oder der Männer handelt, auf jeden Fall tragen diese die Schuld, wenn es verletzt wird.

Nun die Hauptsache: ist es für die Menschheit im allgemeinen ein Segen, wenn Frauen Medizin studieren und als Aerzte thätig sind? Doch ganz gewiß! Wohl für die meisten Frauen ist der Gedanke, sich vor dem männlichen Arzte vollständig entblößen und einer Untersuchung unterwerfen zu sollen, entsetzlich. Wer das praktische Leben kennt, der weiß, daß viele Frauen dauerndem Siechtum verfallen, weil sie sich aus Scheu vor dem Arzt nicht oder zu spät einer Kur unterwerfen. Schon allein deswegen sollte Frauen das medizinische Studium und die ärztliche Praxis nicht nur gestattet sein, sondern man sollte sie dazu ermuntern und ihnen auf jede Weise förderlich sein. Und weil erfahrungsmäßig Frauen im Verkehr mit Männern auf diese etwas von ihrer Zartheit und Feinsinnigkeit übertragen, darum sollen sie nicht gesondert, sondern zusammen mit Männern im Anatomiesaal arbeiten.

Zum Schluß noch einige allgemeine Bemerkungen. Ich bin Gegner der Frauenemanzipation, wie sie heute betrieben wird. Die Frau soll dem Manne ein Ideal sein. Schon ihres hehren Mutterberufes wegen soll der Mann sie vor den Stürmen des Lebens und vor schwerer Arbeit schützen. Die Frau gehört ins Haus, nicht in die Fabrik oder ins Kontor. Muß sie aber erwerben, dann gehören ihr zuerst die höheren Arbeitsgebiete: Kunst und Wissenschaft. Zur Ehre der Männer nehme ich an, daß sie sich vor der Konkurrenz der Frauen nicht fürchten. **August Flemming.**



Noch einmal Hypnotismus und Unsterblichkeit.

Der Herr Verfasser des Artikels in Heft 8 des „Türmers" geht von einer vollständig falschen Voraussetzung aus, wenn er glaubt, die Zweifel an einer selbständigen, über den Tod hinaus fortdauernden Seele, welche durch den im 7. Heft des Türmers enthaltenen Artikel über Hypnotismus in mir wachgerufen wurden, entstammen der Feder eines Materialisten. Das gerade Gegenteil ist der Fall. Einsender möchte vielmehr sehr gerne an eine Fortdauer nach dem Tode glauben, ist aber von der herrschenden allgemeinen Zweifelsucht angesteckt, und er freut sich nicht, sondern erschrickt vielmehr, wenn er etwas findet oder zu finden glaubt, was diesen Zweifel vermehrt. Es thut mir leid, sagen zu müssen, daß beide Artikel, die als Erwiderung auf meinen ausgesprochenen Zweifel erfolgten, mich doch nicht vollständig befriedigt haben. Die darin vertretenen Ansichten, die als Beweis gelten sollten, kamen mir eben auch etwas einseitig vor, wenn ich auch aus Platzmangel nicht näher darauf eingehen kann. Nur so viel: Gerade wenn der Hypnotismus jemanden, wie angegeben, vollständig zu seinem willenlosen Werkzeug machen kann, dann sieht es schlimm mit meiner Seele aus, und ich bin kein geschlossenes verantwortliches „Ich", sondern ein Spielball derjenigen, die mich zu beeinflussen verstehen.

Von „Materialisation" habe ich schon viel gelesen. Schließlich wurde aber jedesmal bemerkt, die Sache sei auf Täuschung hinausgelaufen. Die angegebenen Bücher von du Prel will ich mir anschaffen, vielleicht gelingt es diesen, meine Zweifel zu zerstreuen. **E. U.**

Bemerkung des Herausgebers: Der Gegenstand ist jedenfalls wichtig und interessant genug, um eine weitere Erörterung im T. beanspruchen zu dürfen. Hoffentlich beteiligen sich die Leser recht eifrig daran. Ein Schlußwort zur Frage behält sich der Türmer vor, zunächst sieht er den Kundgebungen seiner Freunde entgegen, deren freiem Meinungsaustausche die „Offene Halle" ja in erster Linie dienen soll.





Das Neueste zum „Schutze“ der Gesellschaft. — Allerlei Terrorismus und socialdemokratische Jugenderziehung. — Geistige Mäßigkeitsvereinler und die Hosen des Herrn von Mephisto. — Worauf es ankommt. — Nietzsche-Prometheus? — Die Tragödie des Einsamen. — Genie, Wahnsinn und Verbrechen. — Die Umwertung aller Werte und die Artillerie des Herrn Josef Lauff. — Haben wir noch eine nationale Kultur? — Brot und Steine.

Die Handhabung eines Gesetzes wird nicht ausschließlich durch dessen Wortlaut bestimmt. Fast mehr noch kommt es darauf an, wer das Gesetz zur Ausführung bringt. Die selbe Waffe in verschiedenen Händen wirkt verschieden. Handelt es sich nun noch um politische und wirtschaftliche Klassenkämpfe, so müßte man die Menschen für vollkommene Wesen erklären, wollte man von den Hütern des Gesetzes stets ein völlig objektives, unbefangenes Urteil erwarten.

Nun aber gehen in Deutschland die maßgebenden Vertreter der Staatsgewalt nicht aus den unteren, handarbeitenden Klassen hervor, sondern sie wurzeln mit ihrer ganzen Erziehung, Bildung, Anschauungsweise und gesellschaftlichen Umgebung in der oberen Schicht der Nation, derjenigen, die sich von der unteren in ihrem geistigen, politischen und wirtschaftlichen Besitzstande bedroht fühlt.

Diese Betrachtung ist eine so naheliegende, daß sie sich natürlich auch dem einfachen Arbeiter aufdrängt. Diesem — wiederum sehr natürlicherweise — ganz zuerst und zwar um so lebhafter dort, wo es sich um die Interessen seiner Klasse und um deren wichtigstes Recht, die Koalitionsfreiheit, handelt.

Es ist nach alledem wohl verständlich, wenn die Masse des handarbeitenden Volkes in dem neuen „Gesetzentwurfe zum Schutze des gewerblichen Arbeitsverhältnisses“ eine große Gefahr für sich wittert. Diese Besorgnis wird ihm auch durch keinerlei offizielle und offiziöse Kommentare zu dem Entwurfe ge-

nommen werden. Es sagt sich: steht das Gesetz erst einmal auf dem Papier, dann haben alle jene unverbindlichen Erklärungen nicht den geringsten Wert, und der Wind pfeift dann von einer ganz anderen Seite.

Thatsache ist, trotz aller Beschönigungsversuche der Partei, daß socialdemokratische Arbeiter bei Streiks und ähnlichen Anlässen vielfach grobe Ausschreitungen und einen Terrorismus gegen ihre andersgesinnten Kameraden ausgeübt haben, dem unter allen Umständen auf das schärfste entgegen getreten werden muß. Thatsache ist aber auch, daß solche Vergehen auf Grund der bestehenden Gesetze streng geahndet worden sind. Wenn z. B. ein Arbeiter, der bei einem Streik einige arbeitswillige Kollegen mit den Worten anredete: „Leute, hier ist Streik. Ihr seid noch jung und wißt nicht, was ihr thut. Hütet euch!" für diese Anrede mit zwei Monaten Gefängnis bestraft wurde, so bedarf eine solche Strafe wohl kaum noch der Verschärfung!

Wenn nun aber der Mißbrauch und die Ueberschreitung des Koalitionsrechtes der Arbeiter schon heute mit den bestehenden Gesetzen streng geahndet werden können und werden, weshalb wird dann ein neues Gesetz gegen dieselben Vergehen eingebracht? Muß dieses Gesetz seine Spitze nicht viel mehr gegen das Koalitionsrecht überhaupt, als gegen dessen mißbräuchliche Ausübung richten?

Will man gerecht sein, so muß man das Mißtrauen der Arbeiterschaft, das sich in solchen und ähnlichen Betrachtungen äußert, immerhin begreiflich finden, mag es nun begründet sein oder nicht.

In der That: eine zwingende innere Notwendigkeit zur Einbringung des neuen Entwurfs dürfte kaum vorgelegen haben. Es ist auch nicht ein einziger Fall nachweisbar, für den nicht das geltende Recht ausgereicht hätte, und es ist sehr fraglich, ob die etwaigen, von dem neuen Gesetze zu erwartenden Vorteile dessen nachteilige Folgen überwiegen würden. Als solche lassen sich schon heute erkennen: ein willkommener Stoff für die socialdemokratische Agitation, eine erneute Beunruhigung und Verbitterung der Arbeiterschaft und — statt der so blutig notwendigen Milderung — eine abermalige Verschärfung der Klassengegensätze.

Wir, die wir dieser Frage als Unbeteiligte gegenüberstehen, wir können uns kaum eine rechte Vorstellung davon machen, wie dem Arbeiter zu Mute ist, der seine schärfste Waffe im Kampfe gegen die wirtschaftliche Uebermacht, die einzige, die ihm ein Gegengewicht gegen den allgewaltigen Kapitalismus verleiht: das Recht der Verbindung mit seinesgleichen und des gemeinschaftlichen Vorgehens zur Erzielung besserer Lebensbedingungen, in Gefahr sieht oder doch zu sehen glaubt. An dieses Recht zu tasten, wäre ebenso unklug als unbillig. Eher käme es zur offenen Revolution, als daß sich die große Masse des Volkes diese wichtigste Errungenschaft entreißen ließe, ohne welche es wieder in völlige Abhängigkeit von der Macht des Geldes gestürzt würde.

Was also in den Bestimmungen des Entwurfs in diesem Sinne auch

nur gedeutet werden könnte, müßte unerbittlich daraus entfernt werden. Und mit gleicher Dringlichkeit wäre zu verlangen, daß den Maßregeln gegen den von Arbeitern ausgeübten unrechtmäßigen Zwang solche gegenübergestellt werden, aus denen klipp und klar — nicht etwa erst auf dem Wege wohlwollender „Interpretation" — hervorgeht, daß sich das Gesetz mit gleicher Schärfe und in völliger Unparteilichkeit auch gegen die mißbräuchliche Gewalt der Arbeitgeber richtet, wie sie durch das Boykottsystem der „schwarzen Listen" und ähnliche, die Existenz des einzelnen Arbeiters geradezu vernichtende, willkürliche Zwangsmittel bethätigt wird. Gelänge es, diese Grundsätze in einer endgiltigen Fassung des Gesetzes zweifelsfrei und entschieden zum Ausdrucke zu bringen, dann, aber auch nur dann, könnte vielleicht noch Gutes aus ihm erwachsen. Die Uebergriffe auf der einen Seite sind ebenso brutal, empörend und den Frieden der Gesellschaft gefährdend, wie die auf der andern. Aber ein solch günstiges Ergebnis erscheint nach dem ganzen einseitig-tendenziösen Geiste des Entwurfs mindestens sehr fraglich.

Mit bloßen Strafbestimmungen kommen wir auch einem Ausgleiche der socialen Gegensätze nicht einen Schritt näher. Die nervöse, fieberhafte Gesetzmacherei ist an sich schon ein Uebel und ein verhängnisvolles Symptom unserer Zustände. Man wird wirklich, ganz abgesehen von dem vorliegenden Gegenstande, bald nicht mehr wissen, was im Deutschen Reiche denn eigentlich noch nicht „strafbar" ist. Statt daß Regierungen und Volksvertretung ihren ganzen Fleiß und Scharfsinn auf die Fabrikation neuer Strafgesetze verwenden, versuchten sie wohl zweckmäßiger, die positiven Grundlagen zu einer Verständigung zwischen Arbeiter und Arbeitgeber zu schaffen. Es sind da schon ganz annehmbare Vorschläge gemacht worden: Ausbau der Gewerbegerichte zu Einigungsämtern und Aehnliches. Derartige Gedanken sind jedenfalls viel fruchtbarer und rücken dem Kern des Uebels viel wirksamer zu Leibe, als neue und abermals neue Strafbestimmungen. Die erwecken schließlich den humorvollen Eindruck, als wolle man „Gott und die Welt" bestrafen!

* * *

Eine leidenschaftslose, unbefangene Besprechung der socialen Kämpfe gehört heutzutage zu den undankbarsten Geschäften. Der Socialdemokratie gilt jeder, der nicht blindlings den verlockenden Klängen ihres Sammelhornes folgt, als blöder oder boshafter „Reaktionär". Darüber kann nun der die Achseln zucken, der zwar die berechtigten Forderungen der arbeitenden Klassen offen und ehrlich anerkennt, im übrigen aber die socialdemokratische Weltanschauung, ihre unmöglichen Zukunftsideen, insbesondere ihre Stellung zu religiösen und vaterländischen Fragen, für verhängnisvolle Irrtümer hält, die sich auf einer überwundenen Stufe naturphilosophischer Erkenntnis aufbauen. Unehrlicher, ärgerlicher und thörichter ist aber der geistige Terrorismus gewisser „Staatsretter", denen jedes selbständige, von ihrer Interessenpolitik und den jeweiligen Regierungsmaßnahmen zum „Schutze der Gesellschaft" abweichende Urteil eine Narrheit und ein Verbrechen ist. Wer sich nach kühler und nüchterner Erwägung der nun einmal

gegebenen Verhältnisse, der immer klarer zu Tage tretenden socialgeschichtlichen Entwicklung von einem System kleinlicher Repressalien und teuer erkaufter Augenblickstriumphe keine Erfolge verspricht, gilt diesen Leuten als unselig verblendeter „Phantast“; wer neben den Rechten seiner eigenen Klasse auch die der anderen unparteiisch gewahrt wissen will und den Aberglauben abgeschworen hat, als sei der eine, größere Teil der Menschheit lediglich auf die Gnade des andern, kleineren angewiesen — ja, der muß doch mindestens „socialdemokratisch angehaucht“ sein!

Wer so denkt, begiebt sich logisch und sittlich des Rechtes, die Auswüchse der socialen Bewegung zu bekämpfen. Dieses Recht aber will sich auch der Türmer auf alle Fälle wahren. Für die Behandlung der Socialdemokratie werden sich meines Erachtens je länger desto deutlicher zwei Gesichtspunkte als maßgebend erweisen: In wirtschaftlichen Fragen werden ihr die oberen Schichten wohl oder übel noch manches Zugeständnis machen müssen, wie sie ja solche schon bisher machen mußten; in religiösen, nationalen und allgemeinen Kulturfragen wird umgekehrt die Socialdemokratie ihren stolzen Nacken ganz gehörig beugen, zum mindesten aber sich völlig neutralisieren müssen. Denn in diesen Dingen ist sie einfach eine rückständige Erscheinung mit der ganzen trostlos abgeschmackten Schalheit vergorener Hefe.

Drastische Beweise dafür liefert die socialdemokratische „Jugendlitteratur“. Begründet wurde sie durch eine Resolution des Erfurter Parteitages (1891), „da die Socialdemokratie eine ihrer edelsten Aufgaben damit erfüllt, durch gute, den Volksklassen zuzuführende Lektüre die Menschheit für eine bessere Zukunft zu erziehen“. Wie diese „edelste Aufgabe erfüllt“ und „die Menschheit für eine bessere Zukunft erzogen“ wird, darüber belehrt uns der pädagogische Schriftsteller Wilhelm Meyer-Markow in einem Vortrage, der kürzlich auch im Drucke (F. Soennecken, Berlin und Leipzig) erschienen ist. Da giebt es ein Bilderbuch für kleine Kinder, „Arm und reich, der Arbeit ABC“, so recht eine Zierde jedes socialdemokratischen Weihnachtstisches. Der beglückte kleine „Genosse“ schlägt es auf und erblickt auf einem Bilde Vater und Mutter, wie sie in einem Spielwarengeschäfte Geschenke für ihn einkaufen. Damit aber das gute Kind nur ja über jeden etwa noch übrigen Zweifel „aufgeklärt“ wird, steht unter dem Bilde:

Der Vater, Mutter, wie ihr seht,
Sorgt stets fürs Kind, ob früh, ob spät.
Sie sind's, die alles euch beschert,
Kein Weihnachtsmann, wie man euch lehrt.

„Muß es da“, fragt Meyer-Markow, „dem Kinde nicht sein, als habe der Winter von draußen ins Stübchen hinein die eisige Hand gestreckt und auf sein kleines, warmes Herzchen gelegt? Mit rauher, ungeschickter Faust wird das Kind so aus dem Jugendparadiese kindlicher Vorstellungen hinausgestoßen auf die Straße nüchternster Verstandesbildung. Und damit das Kleine sich nicht wieder aufraffe und doch wieder einen Blick werfe in die Poesie der Kindheits-

vorstellungen, erzählt man ihm in demselben Bilderbuche eine ‚wahrheitsgetreue Erzählung‘ vom Weihnachtsmann, worin die Nützlichkeitspädagogik in platter Art darlegt, daß Eltern sich viel eher die Liebe ihrer Kinder erwerben, wenn sie ihnen sagen, daß sie sich so manchen Zehnpfenniger abdarbten, um den Kindern zum Feste der Liebe — ‚was eigentlich das Weihnachtsfest sein sollte‘, heißt die socialdemokratische Brühe dazu — nützliche und schöne Sachen zu kaufen, als wenn sie sie an den Weihnachtsmann glauben lehren.“

Schon mit dem ABC wird dem Kinde der Haß gegen Staat, Religion und Gesellschaft durch Bild und Wort eingetrichtert:

A (Ein zerlumpter Feldarbeiter steht barfüßig und barhäuptig mit der Rodehacke in der Hand de- und wehmütig vor dem wohlgenährten Gutsherrn):

Die Arbeit schafft Besitz und Brot
Und leidet selber bittere Not.

B (Ein behäbiger Wirtshausgast sitzt hinter Sekt und Leckerbissen, während der Kellner eine Hand voll Goldstücke zur Begleichung der Zeche einstreicht):

Manch Bummler häufig das verpraßt,
Was du mit Fleiß erworben hast.

C (Der Geizhals wägt in charakteristischer Stellung Goldstücke von einem Haufen Münzen; an der Wand fehlt das Crucifix nicht):

Ein frommer Christ heißt jener Mann,
Der Wucher treibt und beten kann.

L (Lassalle mit roter Fahne und Säbel über zerrissene Geldsäcke hinschreitend):

Lassall trat mutig für uns ein,
Drum soll er unser Vorbild sein.

M (Marx’ Brustbild über rotem Bande mit der Aufschrift: „Proletarier aller Länder, vereinigt euch!“):

Marx sprach zu Geldsacks größter Pein:
Das Arbeitsvolk soll einig sein.

O (Dame mit Bedienten auf dem Markt, einkaufend):

Obst, Früchte schönster Art, vollauf,
Der Arme hat kein Recht darauf.

R (Unteroffizier prügelt einen Rekruten beim Stiefelwichsen):

Wie schön ist das Rekrutenleben,
Da soll es öfter Prügel geben.

Das ist denn doch eine so niederträchtige, elende Hetzerei, daß man sich ernstlich fragen muß, ob solche systematische Vergiftung der zartesten, wehrlosen Kindheit ruhig geduldet werden kann!

Ein „Lehrbuch für Kinder aufgeklärter Eltern“ von Theobald Werra ist eigens zu dem Zwecke geschrieben, das zu widerlegen, was die Kinder in der Schule lernen. Da bemerkt nun das Kind zum Vater, manches sei „so ver-

schieden von dem, was uns in der Schule gelehrt wird". Darauf hat der schlaue Papa nur gewartet: „Das will ich dir gern glauben ... Man will euch Kindern die Jugend nicht durch die häßlichen Bilder des Lebens trüben und füttert euch zu diesem Zwecke mit einer unverantwortlichen Täuschung, mit einer Lüge auf ... All dies ist ... ein ungeheuerlicher Verrat an den Elenden dieser Welt." Im Vorworte wird (neben vielem unsinnigen Zeuge) leider auch ein wunder Punkt unseres geschichtlichen Schulunterrichts berührt. Nicht mit Unrecht wird das knechtselige „Anstaunen der Gewalt" gegeißelt. Man kümmere sich „auf keiner Seite um die Entwickelung, um die Großthaten der arbeitenden Kulturmenschheit, sondern einzig und allein um die Heldenthaten der Gewaltmenschen, um die Schilderungen der Eroberer, die Aufzählung ihrer Schlachten, der dabei gebrachten Menschenopfer, der erbeuteten Schätze, um die Triumphbögen und Denkmäler, die das verblendete Volk solchen Würgern der Menschheit errichtete!"

Ein Schatzkästlein ist auch das „Lehrbuch für den Jugendunterricht freier Gemeinden" von Dr. Bruno Wille: — „Als Jugendlehrer der ‚Freireligiösen Gemeinde' zu Berlin folge ich dem Herkommen, die Unterrichtsstunde mit einem Gesange beginnen zu lassen. Abgesehen von dem sonstigen Nutzen, bringt dies die Zöglinge, welche von der Straße gekommen sind, zu einer gewissen Sammlung und Reinigung des Sinnes." Eine Probe:

Fort mit der alten Muckerei,
Die nur den Kopf verdreht!
Es singt sich noch einmal so frei,
Wenn's frisch vom Herzen geht.
Wenn jeder treu das Seine thut,
Geht ohne Pfaffen alles gut.

Sie möchten rings die ganze Welt
Zum Bethaus richten ein.
Doch da hat sie der Fuchs geprellt;
Fürwahr, das soll nicht sein!
Muß alles haben Zeit und Ort;
Drum heißt's bei uns: Ihr Mucker fort!

Auch die Lieder „bürgerlicher" Dichter hat Herr Wille „einer gewissen Reinigung des Sinnes" unterzogen, indem er sie gründlich verballhornt hat. So unter anderem das allbekannte „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit". Selten erteile ich jemandem den Rat, zu dichten, eigentlich kann ich mich überhaupt nicht entsinnen, jemals so weit gegangen zu sein, aber Herrn Bruno Wille möchte ich bitten, sich doch lieber recht fleißig in die eigene poetische Ader zu stechen und das lyrische Embonpoint der „bourgeoisen" Dichter wohlwollend zu verschonen. Diese Großkapitalisten haben's dazu, von ihren poetischen Renten noch lange und reichlich zu leben, wenn sie nur Herr Bruno Wille nicht meuchlings umbringt. Außerdem ist ja leider die Gütergemeinschaft auf poetischem Gebiet kein spezifisch socialdemokratischer Gedanke. —

„Kennt ihr die Leere, kennt den Ekel ihr?" Sonderbaren Schwärmern, die es auch nach solchen „Sensationen" gelüsten sollte, sei die socialdemokratische Jugendlitteratur empfohlen.

* * *

Was muß doch unser im Kern so tüchtiges, wackeres deutsches Volk von seinen „Führern" alles über sich ergehen lassen! Da arbeiten die einen

mit heißem Bemühen an der Heranzüchtung eines Geschlechtes, dem Saft und Kraft schon im frühesten Kindesalter gewaltsam ausgepreßt werden, das nur noch platteste Nützlichkeitserwägungen, beileibe aber keinen Aufschwung der Phantasie über die nüchternste „vernünftige“ Alltäglichkeit kennen darf! Und doch ist die Phantasie die Grundkraft alles menschlichen Schaffens, Bildens, Gestaltens, die Voraussetzung jeder höheren geistigen Bethätigung, nicht nur jedes künstlerischen, sondern auch jedes wissenschaftlichen und politischen Höherstrebens. Haben sich die neunmalklugen Pädagogen der Socialdemokratie niemals die Frage vorgelegt, ob denn ein ausgedörrtes, phantasieloses, lendenlahmes Geschlecht, wie sie es geflissentlich heranziehen wollen, auch nur noch fähig sein wird, seine eigenen Kämpfe erfolgreich auszufechten? Werden solche geistigen Mäßigkeitsvereinler und Vernünftigkeitsfexe sich überhaupt noch für irgend ein Ideal begeistern können, das nicht den einzig „vernünftigen“ Beweis sofortiger Zahlungsfähigkeit erbringen kann? — Das sind die einen Extremen. Und die andern? Sie, die die Großthaten des deutschen Geistes und seine Helden in ihrem blindwütigen Eiferwahn, ihrer tiefinneren Unbildung und Roheit in den Straßenkot werfen, die Goethe'sche Werke „auf den Scheiterhaufen oder Schindanger“ wünschen und in ihnen „das Grunzen des Tieres“ vernehmen? Es muß das wohl die „innere Stimme“ des Hörers gewesen sein! Und bei diesem Ergusse eines als litterarische Autorität geltenden Jesuitenpaters wird gewissen gesinnungsverwandten Blättern „ganz kannibalisch wohl, als wie 500 Säuen“, und wir sind uns wenigstens nicht mehr im Zweifel darüber, woher das „Grunzen“ stammt: „Wenn uns das Gift und der Schmutz des Unglaubens und der Unsittlichkeit in goldenem fein ciselierten Pokale dargeboten werden — und das ist bei Goethe der Fall, der seine neuheidnischen Lehren in herrliche Formen gezogen hat — dann weisen wir, angeekelt, Gefäß samt Inhalt weit von uns weg.“

Das heiße, faustische Ringen des Menschen nach der höchsten Erkenntnis, seine Sehnsucht, den Unfaßbaren zu fassen, den Unbegreiflichen zu begreifen, das enge Ich zur Aufnahme des Allwaltenden und Allgütigen zu erweitern, den Kampf Jakobs mit dem Engel des Herrn —: dafür haben jene Leute nur das eine trockene, lieblose, harte, in alle Ewigkeit verdammende: „Unglauben“. Die Freude an der Natur, das Entzücken der doch auch von Gott geschaffenen und dem Menschen zum Gebrauch verliehenen Sinne an der herrlichen Welt der Farben, Formen und Gestalten, das ist ihnen „Gift“ und „Schmutz“ und „Unsittlichkeit“. Daß die reinste Keuschheit die nackte ist, daß die höchste Kunst naiv ist, wie Adam und Eva vor dem Sündenfalle, das geht über ihr Begriffs- und Vorstellungsvermögen hinaus. Für sie sind Nacktheit und Keuschheit unversöhnliche Gegensätze, und läge es in ihrer Macht, sie ließen die kleinen Mädchen in Unterröcklein und die Knaben in Badehosen zur Welt kommen. In ihren andressierten Zwangsvorstellungen sind sie außer stande ein nacktes

Kunstwerk ohne unsaubere Nebengedanken zu betrachten. Vorstellungen, die dem schaffenden Künstler, wie sein Werk beweist, nie in den Sinn gekommen sind, werden von ihnen künstlich hineingetragen, werden dem unbefangenen Beschauer durch ihre „Warnungen" und „sittlichen Behütungen" erst suggeriert. Der entblößte Mutterbusen der das Jesuskind nährenden Madonna, der „hohen Himmelskönigin" (Rembrandt), erweckt in ihnen Vorstellungsmöglichkeiten, auf die sonst kein vernünftiger, normaler Mensch verfallen wäre. Denn wären solche Vorstellungsmöglichkeiten nicht in ihrer eigenen Phantasie thätig, wie kämen sie sonst dazu, sie bei andern vorauszusetzen? Was nützt wohl bei derart entwickelter und gerichteter Phantasie die Bekleidung? Durch sie hindurch sieht diese Phantasie doch den nackten Körper. Und das ist die wahre Unkeuschheit, nicht das Nackte an sich. Das kann nie unkeusch sein, wohl aber der Blick, mit dem es betrachtet wird.

„Gefäß und Inhalt" der herrlichsten Geistesschöpfungen, deren Dasein ohne Mitwirkung göttlicher Gnadenkräfte ganz unbegreiflich wäre — so hoch ragen sie über den Durchschnitt menschlichen Wachstums hinaus — „Gefäß und Inhalt" weisen Sie „mit Ekel zurück". Daß darin auch der „Faust" mitinbegriffen ist, wird von Pater Kreiten durch den unsagbar lächerlichen Hinweis auf die „Unanständigkeit" des — Mephisto (!!) ganz ausdrücklich bestätigt. Ja wirklich, selbst dem leibhaftigen „Junker Satan" möchte das Völkchen die moralischen Hosen anziehen, und „spürt" doch nicht, daß er es schon „beim Kragen hat". Holen darf er die Leute schon, nur muß dies auf „anständige" Weise geschehen und nicht mit Verletzung des Schamgefühls. „Die Kultur, die alle Welt beleckt, hat auch auf den Teufel sich erstreckt!"

* * *

So entschieden solche Kundgebungen einer heutzutage schier überraschenden geistigen Unbildung und Inferiorität zurückzuweisen sind, namentlich wo sie gleichzeitig mit solch dreister Anmaßung auftreten, so wenig kann ich mich damit befreunden, daß sie gegen den „Katholicismus" im allgemeinen und die gesamte katholische Kirchengemeinschaft ausgemünzt werden. Mir sind die kleinlichen konfessionellen Eifersüchteleien und Hetzereien überhaupt ein Greuel. All das hat mit dem Geiste der Liebe nichts gemein. Ich bin weit davon entfernt, den Katholiken die freie Kritik auch unserer größten Dichter und Denker von ihrem Standpunkte aus verwehren zu wollen. Ich finde es ganz begreiflich, wenn katholische Kritiker gewisse Episoden in Goethes Leben nur mit ernstem Tadel berühren können und auch seinen Werken gegenüber ihren katholischen Glaubensstandpunkt entschieden betonen, wo er mit der Auffassung des Dichters nicht in Einklang zu bringen ist. Das geschieht ja auch von protestantischer Seite und ist nicht mehr als selbstverständlich. Aber ist das, was wir eben gehört haben, der Ton, von einem Goethe zu reden? „Gift", „Schmutz", „Ekel", „Scheiterhaufen", „Schindanger!" Müssen nicht solche gemeinen Schimpfereien — denn was anderes ist das doch nicht! — auch

jeden wahrhaft gebildeten gläubigen Katholiken auf das äußerste anwidern? Liegt nicht eine empörende Herabsetzung unserer gemeinsamen christlichen Religion in der dreisten Zumutung, als müsse sie uns der Fähigkeit berauben, die größten Kunstschöpfungen aller Zeiten und Völker unbefangen zu würdigen und zu genießen? Dann wäre ja die Socialdemokratie mit ihrer plumpen Doktrin, daß der religiöse Glaube nur ein Mittel zur „Verdummung“ der Völker sei, nur in ihrem guten Rechte! Eine Religion, die mit der höchsten und feinsten Ausbildung des Geistes unverträglich wäre, die ihren Bekennern die Teilnahme an den größten Errungenschaften der Kunst und Wissenschaft untersagte, die nur durch Unwissenheit und Unduldsamkeit künstlich und zwangsweise erhalten werden könnte, — was hätte die wohl noch für einen Wert? Und verdiente sie den Namen „Religion“? Wohl hat unser Heiland gesagt: „Wenn ihr nicht werdet wie dieser Kinder eines, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen.“ Wie aber könnte dieses Wort verstanden werden, wenn nicht durch das andere: „Selig sind, die reinen Herzens sind, denn sie werden — Gott schauen!“

Das ist es, darauf kommt es an, daß wir reinen Herzens werden, daß wir mit reinem Herzen in die Werkstätten der Wissenschaft, in die Wolkenhallen der Dichtung und an die formenprangenden Gestalten des bildenden Künstlers treten. Dann werden wir — Gott schauen, allüberall! Im gleißenden Kelche der Giftblume und im geschmeidigen Bau der schillernden Schlange nicht minder, als im Prachtgewande der Rose und im Golde der reifenden Frucht. Aber reinen Herzens müssen wir sein. Der christliche Prometheus wird an den Felsen geschmiedet, — nicht weil er die Geister und Herzen mit wohlthätigem Lichte erleuchtet und erwärmt, sondern weil er es stiehlt, ein Dieb in der Nacht, unreinen, unkeuschen, gottentfremdeten Herzens! Solcher Prometheuse gab es wohl manche in der Wissenschaft wie in der Kunst, aber Goethe zählte nicht zu ihnen, bei all seinen menschlichen Verfehlungen und Irrtümern, und so oft auch der Schein das blöde Auge täuschen mag. Ihm hatte die Gottheit, der Urquell alles Lichtes, nach dem er sich so brünstig mit allen Fibern seiner großen glühenden Seele drängte, mehr zu schauen vergönnt, als dem ganzen rohen, engbrüstigen und kurzgestirnten Volke derer, die ihn nun auf den Schindanger schleifen wollen. „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen!“

* * *

War Nietzsche ein solcher Prometheus? Ein „unreines, unkeusches Herz“ im bürgerlichen Sinne des Wortes kann man ihm ganz gewiß nicht nachsagen. Er war als Mensch in seinem ganzen persönlichen Sein und Gebahren so rein und keusch wie nur ein Kind. Ja, er hatte etwas Kindliches in seinem Wesen. Das bestätigt wiederum sein Freund R. von Seydlitz, der soeben in der „Neuen Deutschen Rundschau“ eine Reihe von Briefen Nietzsches veröffentlicht. Und doch! Als Philosophen können wir ihm jene

Tugenden nicht nachrühmen. Wer sich für einen Cäsar Borgia begeistert und den Reinsten der Reinen, Christus, mit pöbelhaften Anwürfen beschimpft, dem fehlt die Scheu vor dem Heiligen, dem können wir im christlichen Sinne auch kein „reines und keusches Herz" zuerkennen. Auch er wollte das Feuer „stehlen", wollte es aus einer andern Hand empfangen, als aus der des alleinigen Spenders allen Lichtes. Und so gaukelt gespenstisches Irrlicht hohnflackernd durch die grundlosen Sümpfe seiner sogenannten „Philosophie", diese Sümpfe, in denen so viel wundervolle Blüten poetischer und sprachlicher Schönheit stehen, daß man auch hier wiederum in staunender Bewunderung ausrufen möchte: Herr, wie grenzenlos ist deine Güte, und wie unendlich deine schöpferische Weisheit! Den gifthauchenden Morast wandelst du zur Märchenflur, und aus der Faust, die sich zum Fluche wider dich ballt, betet dich die Lilie triumphierender Schönheit an! Ja, unser Herrgott ist ein Künstler, der des Häßlichen bedarf, um sein Werk durch die höchsten Triumphe der Schönheit zu verklären ...

* * *

Einsam wurde es, einsam um Den, der sich „über" den Menschen wähnte, alles, was ihnen seit Jahrtausenden geheiligt war, für eine einzige große Lüge erklärte. Und da wundert er sich, wenn ihm die Menschen, deren ganzen uralten Gesellschaftsbau er mit seinem „moralinfreien" Dynamit in die Luft sprengen will, mit harten Worten die Thüre weisen. Am 12. Februar 1888 beklagt er sich bei seinem Freunde über die böse Meinung, die besonders in Deutschland gegen ihn herrsche, und knüpft daran die wahrhaft kindlich naive Frage: „Aber wie kommt es, daß nie Jemand sich beleidigt fühlt, wenn ich beschimpft werde?" Und doch empfindet er gleichzeitig das herannahende Verhängnis. Er hatte fast dreiviertel Jahre geschwiegen, und der Freund ihn daraufhin mit seinem „stolzen Schweigen" geneckt. Da antwortet er, und man kann es nicht ohne teilnehmende Ergriffenheit lesen: „Lieber Freund, das war kein stolzes Schweigen, das mir inzwischen den Mund fast gegen jedermann verbunden hat, vielmehr ein sehr demütiges, das eines Leidenden, der sich schämt, zu verraten, wie sehr er leidet. Ein Tier verkriecht sich in seine Höhle, wenn es krank ist; so thut es auch la bête philosophe. Es kommt so selten noch eine freundschaftliche Stimme zu mir. Ich bin jetzt allein, absurd allein; und in meinem unerbittlichen und unterirdischen Kampfe gegen alles, was bisher von den Menschen geliebt und verehrt worden ist (— meine Formel dafür ist ‚Umwertung aller Werte') ist unvermerkt aus mir selber etwas wie eine Höhle geworden, — etwas Verborgenes, das man nicht mehr findet, selbst wenn man ausginge, es zu suchen. Aber man geht nicht darauf aus ..." — Und nun folgt wieder eine Selbsteinschätzung, die wir andern von unserm Standpunkte aus nur als die Ausgeburt latenten Wahnes betrachten können: „Unter uns gesagt, — es ist nicht unmöglich, daß ich der erste Philosoph des Zeitalters bin, ja vielleicht

noch ein wenig mehr, irgend etwas Entscheidendes und Verhängnisvolles, das zwischen zwei Jahrtausenden steht. Eine solche absonderliche Stellung büßt man beständig ab — durch eine immer wachsende, immer eisigere, immer schneidendere Absonderung. Und unsre lieben Deutschen! ... In Deutschland hat man es, obwohl ich im 45. Lebensjahr stehe und ungefähr fünfzehn Werke herausgegeben habe (— darunter ein non plus ultra, den Zarathustra —) auch noch nicht zu einer einzigen auch nur mäßig achtbaren Besprechung auch nur eines meiner Bücher gebracht. Man hilft sich jetzt mit den Worten: ‚excentrisch‘, ‚pathologisch‘, ‚psychiatrisch‘. Es fehlt nicht an schlechten verleumderischen Winken in Bezug auf mich; es herrscht ein zügellos feindseliger Ton in den Zeitschriften, gelehrten und ungelehrten — aber wie kommt es, daß nie jemand dagegen protestiert? ... Und jahrelang kein Labsal, kein Tropfen Menschlichkeit, nicht ein Hauch von Liebe!“

Nach Menschlichkeit, nach — Liebe ruft der verschmachtend, der das Menschliche für „all zu menschlich“ und die Liebe für die Moral der Sklaven und Knechte, für Niedrigkeit und Erbärmlichkeit erklärt hatte. Nie hat ein Dichter ein erschütternderes Schauspiel geschrieben, als es diese Tragödie des Einsamen ist!

* * *

Im Jahre 1885 hatte Nietzsche geschrieben: „Wenn ein Philosoph krank ist, so ist es beinahe schon ein argumentum gegen seine Philosophie.“ Wie hätte er wohl über einen Philosophen geurteilt, der über seiner Philosophie wahnsinnig wird? Man kommt bei logischer, nüchterner Untersuchung nicht darüber hinweg: man kann den Apostel der Herrenmoral auch schon vor dem offenen Ausbruche seines Wahnsinns nur als pathologische Erscheinung begreifen. Ich glaube, der „Fall Nietzsche“ geht die medicinische Wissenschaft mehr an, als die philosophische. Eine „Umwertung aller Werte“ ist an sich schon ein wahnwitziger Gedanke, so etwas hat es in der ganzen Weltgeschichte nicht gegeben und geht auch in kein normal gebildetes Gehirn hinein. In Parenthese: normal gebildete Gehirne heißen bei den Anhängern des kranken Philosophen und auch bei Herrn von Seydlitz „Blechschädel“; ein jeder wählt sich eben die ihm am nächsten liegenden Vergleiche.

Die „Umwertung aller Werte“ war eben die fixe Idee, die Monomanie Nietzsches. Bei dem hochbegabten, persönlich durch und durch ehrenhaften, sittlich reinen Manne hatte die der offenen Geisteskrankheit vorausgehende Zersetzung der ethischen Begriffe einen unpersönlichen litterarischen Ausdruck und Ausbruch gefunden, wo sie bei andern, von Hause aus geistig und sittlich niedriger stehenden Personen sich in unmoralischen Handlungen und verbrecherischen persönlichen Instinkten äußert. Nur in diesem Sinne möchte ich einige Sätze des Irrenarztes Professor Dr. Pelman aufgefaßt wissen, der sich in einer

Studie über „Geisteskrankheit und Verbrechen" im Juliheste der „Deutschen Revue" also ausspricht:

„Jede Erkrankung eines Organes beeinträchtigt seine Funktion und wird namentlich bei längerer Dauer und häufigerer Wiederholung zu einer dauernden Herabsetzung dieser Funktion führen.

„Diesem Gesetze unterliegt auch das Gehirn und ebenso dem ferneren, daß diejenigen Funktionen überall um so früher in Schaden geraten, je später sie erworben sind.

„Für das Gehirn sind das die ethischen Begriffe der Moral und Sitte; sie machen unsern letzten Erwerb aus, und sie kommen uns am ersten abhanden, und daher treten bei den meisten Geistesstörungen eine Veränderung des Charakters ein, ein Außerachtlassen der früheren Gewohnheiten und der guten Sitte, oft lange bevor es zu gleich auffälligen Störungen der Verstandesthätigkeit kommt; Fehler, die nur zu oft dem bedauernswerten Kranken als Schuld angerechnet und als die Ursache seiner Erkrankung angesehen werden, deren Folgen sie sind . . .

„Zahlreiche Formelemente des Gehirns müssen bereits zu Grunde gegangen sein und mit ihnen die höheren Funktionen dieses Organs, wie sie uns in den Vorstellungen von Moral und Sitte entgegentreten, bevor es zu greifbaren Erscheinungen der Krankheit kommt, und manch einer verfällt in Schimpf und Schande, in Anklage und Strafgefahr, der nur dem Zwange seiner Krankheit folgt. Der Paralytiker, der an Altersschwachsinn Erkrankende oder an periodischen Anfällen von Manie Leidende fängt an zu trinken und schlimmere Dinge zu thun, die ihm bis dahin nie in den Sinn gekommen sind. Die Erwerbungen eines ganzen Lebens an Ehrbarkeit und guter Sitte schwinden mit den Formelementen des Gehirnes dahin, und der Kranke setzt sich in dem organischen Drange seiner Geistesstörung über alle Schranken der gesellschaftlichen Ordnung hinweg, und das alles schon zu einer Zeit, wo der Nachweis der Erkrankung auf große Schwierigkeiten stoßen kann. Wie soll man dem Laien eine richtige Beurteilung dieser Zustände zumuten, wo bei dem Mangel offenkundiger Symptome selbst der erfahrenere Arzt nur auf Vermutung beschränkt ist? Auch hier muß der Kranke die Kosten dieser mangelnden Einsicht tragen."

Die letzten Nietzsche'schen Schriften bieten durchaus das Schauspiel eines an Monomanie leidenden, im übrigen aber noch nicht sichtbar erkrankten Geistes; nur war dieser Geist eben der eines Nietzsche, einer genial veranlagten Persönlichkeit, eines hochbegabten Denkers und Künstlers, eines ausgezeichneten Stilisten. Im einzelnen geistreich, blendend, scharf, treffend, voll zarter Poesie und wuchtiger Kraft; in der Hauptsache ein ganz unmögliches, ungeheuerliches, fratzenhaftes Problem, mit dem sich der Kranke immer und immer wieder von neuem abquält: die Zwangsvorstellung von der „Umwertung aller Werte", zu der sich der Bedauernswerte unwiderstehlich berufen fühlt. Wo ist hier

die Grenze zwischen Genie und Wahnsinn? Bis zu welcher Seite welcher Schrift war Nietzsche noch gesund, und von welcher ab nicht mehr? Die Zersetzung der „Formelemente" seines Gehirns muß doch schon viele Jahre vor dem offenen Ausbruche seiner Krankheit begonnen und auch seine Schriften entsprechend beeinflußt haben. Es wirkt doch wahrlich auf die Dauer etwas grotesk, wenn die Jünger Zarathustras jede für die sittliche Begriffswelt ihres Meisters ungünstige Auffassung seiner Doktrinen als Unverstand oder Mißverständnis erklären. Was also in aller Welt hat denn nun Nietzsche eigentlich gelehrt? Die Antwort darauf ist in der Regel konfuses Zeug, vorsichtiges Um-den-Brei-herum-Tasten, dunkle, mysteriöse Andeutungen, mit einem Wort viel blauer Dunst ohne irgend einen greifbaren Kern. Der Kern ist ja nun freilich bei Nietzsche selbst da, aber eben dieser Kern geniert die Herren, weil sich aus ihm — unbeschadet der vollsten Anerkennung aller reichen Schönheiten und geistvollen, ja genialen Gedankenblitze im einzelnen — beim besten Willen durchaus nichts anderes herausschlagen läßt, als die total absurde und verrückte Lehre, schwarz sei weiß und weiß sei schwarz. Mag das nichtsnutzige „Ding an sich" mit uns noch so sehr Versteckens spielen —: wir können doch nur mit den Augen sehen, die wir haben, und da wird für uns in alle Ewigkeit das Schwarze schwarz und das Weiße weiß bleiben. Wer das Gegenteil behauptet, den erklären wir für farbenblind, und wer grundsätzlich das Gute für schlecht und das Schlechte für gut erklärt, der ist in unseren Augen einfach verrückt. Einen Menschen, der in öffentlicher Versammlung die Leute anreizte, es dem Giftmischer, Meuchelmörder, Blutschänder — und wie seine andern zahlreichen Ehrentitel alle lauten mögen — Cesare Borgia gleichzuthun, und dabei das Kreuz unseres Erlösers begeiferte und bespiee, den würden wir doch unfehlbar ohne jedes Federlesen hinter die eisernen Gardinen oder in die Gummizelle bringen. Aber in wohlgebundenen Bänden niedergelegt, mit gelehrtem Aufputze verbrämt und von glänzenden Edelsteinen umrahmt, erscheint uns dieselbe Sache ganz wunderschön und außerordentlich tief und fein. Der Casus könnte Einen zum Lachen reizen, wenn sich auch hier nicht wiederum die Erfahrung bestätigte, daß auch geistige Krankheiten ansteckend sein können, und wenn nicht Epidemien, seien es nun geistige oder physische, immer eine sehr ernste Sache wären.

* * *

... Und so wird emsig weiter „umgewertet". Die Socialdemokratie wertet die Gesellschaft und die Kindesseele um, Diener der Kirche unsere Denker und Dichter, die Anhänger Nietzsches aber von ihrem erhabenen Standpunkte aus erklären alle andern Menschen für „Blechschädel", die Weltgeschichte für die traurige Folge eines nicht genug zu bedauernden Irrtums und die Moral für eine bodenlose Gemeinheit. Herr Bruno Wille wertet die „bürgerlichen" Dichter um, und — Herr Joseph Lauff, der Eisenzahnkünstler, die brandenburgische Geschichte. Den ehrlichen, tapferen Bernhard Ryke, den wackeren Verteidiger

wohlerworbener Rechte und Freiheiten, macht er zu einem abscheulichen Banditen und den gewaltsamen Rechtsbruch des Kurfürsten Friedrich II. zu einer tadellosen Mission des Gottesgnadentums. William Pierson in seiner loyalen „Preußischen Geschichte" sieht sich zwar zu seinem Bedauern in der Lage, berichten zu müssen, daß Bernhard Ryke „durch einen märkischen Edelmann, der sich Hofdank verdienen wollte, ermordet" wurde, aber Herr Lauff, der gewiegte Techniker, hat auch diesen schmerzhaften hohlen Zahn aus dem Munde der allzugeschwätzigen Clio entfernt und geschickt durch einen sauberen künstlichen ersetzt — Frau Clio kann auf ihre alten Tage noch eitel und kokett werden! Herr Lauff verdient sich seinen „Hofdank" bekanntlich dadurch, daß er den Ryke von den Steintrümmern der Rolandsäule, des Sinnbildes der alten Rechte und Freiheiten, zusammenschmettern läßt. Man sieht doch gleich, was ein schneidiger Artillerieleutnant ist! So „schweres Geschütz" hat wohl noch nie ein Dichter gegen die historische Wahrheit und den guten Geschmack aufgefahren. Wo menschliche Sprache verstummt, da schreien im modernen litterarischen Byzanz — die Steine!

* * *

So begegnen wir überall den schroffsten Gegensätzen. Auf der einen Seite hämische Feindseligkeit gegen die Monarchie, stumpfe Gleichgiltigkeit gegen nationale und vaterländische Fragen, auf der andern Byzantinismus und Hurrapatriotismus, die wahrlich nicht dazu angethan sind, die mißtrauisch zurückhaltenden Massen dem Vaterlande und der Monarchie zurückzuerobern. Hier nackter Atheismus und Materialismus, dort fanatischer Asketismus und banausische Unduldsamkeit. Hie Protestantismus, hie Katholicismus — Kinder einer Mutter, die doch durch ein ganzes Weltmeer von spitzfindigen Wortklaubereien und Menschensatzungen getrennt zu sein glauben, sich oft nicht einmal mehr auf dem neutralen Boden der Wissenschaften und Künste zusammenfinden können und den Weg zur gemeinsamen alten Heimat vergessen haben: — das schlichte Bekenntnis zu Jesus Christus nach Leben und Lehre. Muß uns bei dieser äußern und innern Zerklüftung in feindliche, einander fremd und verständnislos gegenüberstehende Gesellschaftsklassen und in unversöhnliche Weltanschauungen nicht zuweilen die bange Frage aufsteigen: Haben wir denn noch eine gemeinsame nationale Kultur? Ist es da verwunderlich, wenn die Erörterung so schmachvoller Zustände, wie die Besetzung deutscher Fürstenthrone durch ausländische Familienberatungen — „Ausknobeln" nannte es drastisch, aber fast schon treffend ein Blatt — nur verhältnismäßig geringen Eindruck machen; wenn sich die Begriffe über nationale Rechte und Pflichten derart verwirren, wie kürzlich bei jenem Nürnberger Bürgermeister, der in der unverfrorenen Zumutung der Pilsener czechischen Stadtverwaltung: der Nürnberger Magistrat solle mit ihr — da ja Pilsen eine „böhmische Stadt"(!) sei — in czechischer Sprache korrespondieren, „eine Logik" fand und eigens für diesen illustren Gedankenaustausch den Posten eines „verpflichteten

Sprachkundigen" schuf! Als der berüchtigte Raubritter Eppele von Gailingen den Nürnbergern am hellen lichten Tage ihren Silberschatz, ihr berühmtes sog. „silbernes Vogelhaus", stahl, da ging ein erschütterndes Gelächter durch alle deutschen Gauen, und es kam das lustige Sprüchlein auf: „die Nürnberger hängen keinen, sie hätten ihn denn zuvor". Fordert nun aber jene vergnügte Escamotage, die sich die Pilsener Czechenhäupter mit den guten Vätern der alten deutschen Reichsstadt erlaubt haben, nicht weit grimmigeren Spott heraus? Ach, unsere lieben Deutschen sind doch große Kinder geblieben, und das Gefühl der Knechtseligkeit will nicht aus ihren Gliedern weichen. Nun, da sie das Reich haben, hat ihre liebe Seele Ruh, und ihren Bedarf an „nationaler Gesinnung" lassen sie sich am liebsten noch immer „von oben her" von Fall zu Fall mit dem Nürnberger Trichter einflößen! Und wo kein Trichter ist, thut's ein gediegener Korporalstock oder die poetische Lafette eines strammen Artilleristen am Ende auch. „Deutschland, die fromme Kinderstube, Deutschland ist keine Mördergrube!"

* * *

Und Gott sei Dank, daß es keine ist! Wir mögen dem deutschen Michel wohl bei Gelegenheit die Zipfelmütze etwas unsanft in den Nacken zerren und ihm die Motten aus dem dicken Bärenpelze mitsamt den weicheren Teilen darunter gehörig ausklopfen, aber es kommt alles darauf an, in welchem Geiste das geschieht: ob mit dem Zorne heißer Liebe zu unserm, trotz alledem und alledem im innersten Kerne doch herrlichen Volkstum oder aus hämischer Schadenfreude und selbstgefälliger zersetzender Nörgelsucht. Schmach dem gott- und volksvergessenen Deutschen, der sein Ergötzen darin findet, wenn gewissenlose Lotterbuben ihm die schimmernden, ob auch nicht immer „nützlichen" Blüten seines innersten Wesens und Geistes mit kaltem Hohne zerpflücken und ihm statt des kraft- und bluterzeugenden Brotes lebenwirkender Ideale die Steine ihres eigenen unfruchtbaren, negierenden Geistes darreichen! Niemand hat das Recht, Altes zu stürzen, der nicht Besseres an seine Stelle zu setzen weiß. Und auch der prüfe sich und seine Zeit, inwieweit sie vorbereitet ist, das Neue in sich aufzunehmen, und er selbst berufen und seiner Sache sicher genug, es zu verkündigen. Nicht alles ist „gut", was „wahr" ist, und nicht alles Gute ist gut für alle. Das mögen sich auch die Wahrheitsfanatiker unserer vorwärtsstürmenden Zeit wohl gesagt sein lassen. Nur was an gegebene Formen und Entwicklungsstufen organisch anknüpft, nur das allein ist „das Nützliche, Rechte".



Ein „unmoderner" Maler.

(Zu unserer Kunstbeilage.)

Mit der Wiedergabe des Hellrath'schen „Klosterweihers" hofft der Türmer bei seinen Lesern eine sympathische Aufnahme zu finden. Den sogenannten „modernen" Geschmack wird das Bild vielleicht nicht ganz befriedigen, dazu ist es nach Stoff und Behandlung zu „lyrisch". Wer aber Stimmung und Poesie auch in der Malerei zu schätzen weiß, wird sich gern in das Bild vertiefen und sich dem träumerischen Zauber der Landschaft, in deren tiefen Frieden vielleicht doch ein leiser Hauch sinnender, süß-geheimer Wehmut hineinweht, willig hingeben. Da wird es den Türmerlesern gewiß nicht unwillkommen sein, auch einiges über Leben und Streben des Künstlers zu erfahren, der so weit abseits der großen Heerstraße seine eigenen Pfade wandelt. Herr Emil Hellrath war so liebenswürdig, der Bitte des Türmers um einige persönliche Mitteilungen über sich durch folgendes Schreiben zu entsprechen:

„Ich glaube, daß meine Bestrebungen durch die Photogravüre meines ‚Klosterweihers' deutlich gekennzeichnet sind. Ich habe es von jeher als meine besondere Aufgabe in der Kunst betrachtet, poetische Bilder zu schaffen, und ich bedaure, daß die sogenannte moderne Richtung diese Aufgabe augenblicklich vernachlässigt. Ich war immer ein großer Naturfreund und suchte mir als Landschaftsmaler und passionierter Weidmann die mir zu meinem Schaffen passenden Stimmungen anzueignen. Landschaftsstudien zu malen war immer meine größte Freude; was ich gelernt habe, verdanke ich diesem Studium —: natura optima magistra est.

„Ich bin geboren am 18. Juli 1838 in Rees (Niederrhein). Meine Eltern siedelten in meinem 13. Jahre nach Cleve über, wo ich das Gymnasium besuchte. Dort wurde meine Neigung zur Kunst durch die Betrachtung der Landschaftsbilder des dort lebenden berühmten holländischen Malers Koekoek geweckt. Mein Sinnen und Trachten war von da ab, Maler zu werden. Im Herbste des Jahres 1857 erhielt ich endlich die Erlaubnis, die Düsseldorfer Akademie zu besuchen, wo aber zu der Zeit die Professur für Landschaftsmalerei infolge Uebersiedlung des Prof. Schirmer nach Karlsruhe verwaist war. Ich besuchte deshalb auf kurze Zeit die Privatschule von Oswald Achenbach. Lessing lernte ich kennen, dessen poetische Landschaftsauffassung auf mich den größten bleibenden Eindruck gemacht hat. 1861 besuchte ich vorübergehend München und ging dann auf einige Jahre nach Weimar. Dort lehrten Preller, Böcklin, Kalkreuth, Michelis. 1864—65 besuchte ich Holland und Belgien und lebe seit 1865 ständig in München.

„Die Umgegend von München hat landschaftlich herrlich gelegene Klöster, und mit Vorliebe benutzte ich solche zum Studienaufenthalt. Es mag dieses auch wohl die Ursache sein, daß ich eine ganze Anzahl Klosterbilder malte. Eines dieser Klosterbilder erwarb die Nationalgalerie in Melbourne (Australien), auch die Münchener Pinakothek besitzt ein Klosterbild von mir. Die Anregung zum Klosterweiher gab mir eine Studie aus der Umgebung des Chiemsees (Waldsee mit Wasserrosen), Kloster und Nonnenstaffage sind Beiwerk. Der Gedanke lag nahe, daß die Nonnen zur Ausschmückung ihrer Zelle oder eines Altars die Rosen pflücken."

Emil Hellrath.



Briefe.

H. Frhr. v. W.-P., G. Freie Meinungsäußerungen über allgemein interessierende Fragen in sachlicher Form sind immer willkommen und finden stets eine gastliche Stätte. Die Gedichte gern gelesen. Verbindl. Dank für das freundliche Interesse.

S. K., Kl.-K. Also das brave Fragezeichen in den „Br." hat seine Schuldigkeit gethan, und die Nebelkappe ist gelüftet. Schönen Dank. Freilich lag Ihrerseits kein besonderer Grund vor, Ihren Namen zu nennen, da Sie ja nichts vom T. beanspruchten, seinem Wirken vielmehr nur die liebenswürdige Gabe Ihrer Sympathie darbrachten. Dennoch ist es ihm immer erwünscht, zu wissen, „mit wem er die Ehre hat". Ganz abgesehen von Mystifikationen, die doch auch vorkommen können. Es handelt sich hier eben um einen in der ganzen Presse üblichen Grundsatz und zwar um einen berechtigten. — Die „Männer im allgemeinen" denken gar nicht „so schlecht von den Frauen". Sie sind es auch nicht so sehr, die eine freiere Bewegung ihrer Würde bewußter Frauen (natürlich innerhalb gewisser Grenzen, die aber keineswegs immer mit denen der deutschen „Etikette" identisch sind) zu mißdeuten bereit sind. Viel schärfer und härter wird die Frau von der Frau beurteilt. Der Mann ist eher zur Milde geneigt. — Daß die jungen Damen der „Gesellschaft" nicht jedem ihrer Tänzer und sonstigen geschniegelten und gebügelten Salon-Kontorsionisten ihre innersten Gedanken verraten, ist ja nur selbstverständlich. Das hat der T. mit jener Note auch gar nicht gemeint. Die sogenannte „leichte Unterhaltung" hat ihre unbestreitbare Berechtigung, so gut wie die „leichte Musik". Aber die geflissentliche Pflege hohler und seichter „Konversation", die Verbannung jedes Gedankenaustausches, der über fade Witzeleien, Knallbonbons-Süßigkeiten, Wetterbetrachtungen, oberflächliches Theatergeschwätz und dergl. hinausgeht, als „gegen den guten Ton verstoßend", dieser systematische Zwang zur Plattheit und Albernheit, mit einem Wort: zum leeren Phrasengeschnatter — das sind unausstehliche Dinge, die durchaus nicht unbedingt notwendig, aber doch recht beliebt sind. Und in diesem Sinne durfte der T. wohl mit Fug und Recht von „Salon- und Ballgänschen" sprechen, denen die ernsthaft strebende Frau gegenübersteht wie eine Pallas-Athene einem Eschstruth'schen „Gänseliesel". Wohl Ihnen, daß Sie jenen „schrecklichen Zustand nie durchzumachen brauchten". Daß Sie gerade „S. d. S." mit innerlicher Teilnahme gefolgt sind, beweist, daß Sie eben für jenen „Zustand" nicht geschaffen waren. Vielen Dank für Ihr freundliches Interesse!

P. K., E. Ct. Th. b. K. Ihre anerkennenden Zeilen haben den T. aufrichtig erfreut. Ihrem Wunsche kommt er um so lieber nach, als der betr. Aufsatz ohnehin schon in Aussicht genommen war. Für die freundliche Teilnahme herzlichen Dank!

M. v. B.-B., Villa B. Sie dürften inzwischen brieflich Aufklärung über die unliebsame Verzögerung erhalten haben. Weitere Nachrichten vorbehalten. Gedichte, seien sie nun zum Zwecke des Abdrucks oder der Besprechung eingesandt, liegen in so großer Fülle vor, daß die resp. Verfasser wohl oder übel Geduld üben müssen.

P. Sch., L. b. T. Auch Sie dürften inzwischen brieflich Auskunft erhalten haben. Hier nur eine Bemerkung. Sie fragen: „Aber warum widmen Sie der Hypermoralität des... (mit Ihrer Erlaubnis unterdrücke ich das nun folgende Epitheton ornans) „? **Breslau**" (in den „Briefen", Heft 4) ganze 23 Zeilen?" Sie Glücklicher, Sie fragen noch „warum?"!

—t —g., —tz. Nein, Herr Philosoph, Sie haben dennoch unrecht! Bosheit „ist" Dummheit — im letzten und tiefsten Sinne, und auch Mephisto ist zuletzt nur der geprellte „dumme Teufel", als welcher er ja auch in so vielen Volkssagen erscheint. War es, streng logisch betrachtet, nicht Dummheit, mußte es nicht Dummheit sein, mit dem Allmächtigen und Allwissenden die Wette einzugehen? Bosheit ist im christlichen Sinne zuletzt immer Dummheit, weil ein Kampf gegen die Allmacht des Allgütigen. Sie sehen, Verehrungswürdigster —: „Es ist nicht so leicht!"

R. v. —m., H. b. Gr. Herzlichen Dank! Wie sollten den T. so liebenswürdige Kundgebungen nicht erfreuen! Gedichte schlicht und innig empfunden.

A. K., W—g. Ueber die Laienpredigten des Dr. Johannes Müller hat sich zwar schon Fritz Lienhard im „T." (I. Bd., S. 196 ff., in dem Aufsatze „Friede auf Erden") geäußert. Das soll aber nicht ausschließen, daß der T. auch das von Ihnen erwähnte Buch noch bespricht.

Verantwortlicher und Chef-Redakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß, Berlin SW., Bernburgerstr. 8.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



Joh. Konr. Seekatz pinx.

Photogravure Bruckmann

DIE FAMILIE GOETHE



Monatsschrift für Gemüt und Geist.

Herausgeber:

Jeannot Emil Frhr. von Grotthuss.

„Zum Sehen geboren, Zum Schauen bestellt.“
Lynkeus, der Türmer. (Faust II.)

I. Jahrg. — August 1899. — Heft 11.

Goethe.

Zum 28. August 1899.

Den unsichtbaren Kranz in off'nen Locken,
Schön wie ein Gott, gewaltig wie ein Held,
Betratst du deine Bahn. Und froherschrocken,
Mit heil'gem Staunen grüßte dich die Welt.
Geheime Pulse, die in bangem Stocken
Verharrt, von deines Geistes Kraft geschwellt,
Bewegten sich, bald zornig widerstrebend,
Bald deiner Führung willig sich ergebend.

Auf starken Schwingen hast du kühn umzogen
Der Welten Kreis in stolzer Werdelust.
Bald stürztest du dich in des Lebens Wogen,
Der Vollkraft reiner Jugend frohbewußt,
Bald hast du lächelnd, wie ein Kind, gesogen,
Beschwichtet, an der Erde Mutterbrust,
Im Wechselspiel verflüchtender Gestalten
Das große Bild des Ew'gen festzuhalten.

Des Menschentumes angestammten Rechten
Und ihrem innersten Zusammenhang
Mit der Natur geheimnisvollen Mächten, —
Bewegten Herzens unerforschtem Klang
In wilden, sternenlosen Sturmesnächten,
Wie in des goldnen Tages Lebensdrang,
Den feinen Funken, die verborgen glimmen
Im Schoß des Seins, gabst du Gestalt und Stimmen.

Frei von des Niedren unheilvoller Schwere,
Davon der Geist allein zu lösen weiß,
Trugst du den Balsam deiner reinen Sphäre
In deines Wirkens unbemess'nen Kreis.
Bethätigung war deines Lebens Ehre!
Dich sah die Welt in königlichem Fleiß
Geschäftig, daß ein jeder deiner Tage
Den großen Stempel deines Wesens trage.

Und wie du dich am reichen Lebensmahle,
Ein edler Gast, mit frohem Dank genährt,
Gabst du der Erdenfreuden voller Schale
Im Adel des Genusses echten Wert.
Vor deines Flammenauges stolzem Strahle
Erschien das Irdisch-Flüchtige verklärt
Im Dienst der Läut'rung, die wir all' erfahren,
Vom Wechselvollen zum Unwandelbaren. —

Sanft, wie ein Hauch, bist du dahingegangen,
Gleich einem Lächeln, das im Schlummer schwand.
Du hattest kaum zu welken angefangen,
Dein Auge flammte noch, zum Licht gewandt.
Die schöne Blüte brach in vollem Prangen
Vom grünen Zweig des Lebens Gottes Hand.
Dem vollerschloss'nen Kelch entströmte schwebend
Ein Opferduft, in Ewigkeit belebend.

Anna Dix.





Goethe, der Herrenmensch und Altruist.

(Zu seinem 150. Geburtstag.)

Studie von **S. Hoechstetter.**

So oft eine große, altruistische Bewegung die Menschheit aus der Erstarrung in Eigenliebe und kleinlichem Aufgehen in den Sorgen um die eigene Existenz geweckt und zu einer reicheren Ausgestaltung des Daseins gerufen hat, brachte sie auch eine gewisse Verkümmerung der Individualitätsrechte gegenüber den Rechten der Masse mit sich.

Je mehr man in solchen Perioden dann die Persönlichkeit zu beschränken suchte, um so stärker und rücksichtsloser hat sie sich im nächsten Zeitalter mittels Herrenmoral und Fußtritte ihre Geltung erzwungen — und ihre „Renaissance" gefeiert.

Wohin die rücksichtslose Bethätigung des Stärke-Ideals auf wirtschaftlichem, politischem und socialem Gebiete führen muß, zeigt der Ausgang, den alle bekannten Gestalten dieser Art genommen haben — Borgia, Cromwell, Bonaparte.

Ihr Werk fiel mit ihnen, weil das, wofür sie ihre Persönlichkeit einsetzten, auch nur zur Verherrlichung derselben dienen sollte, weil ihre Arbeit nur den Selbstzweck hatte.

Wenn wir also die selbstsüchtige Ichbethätigung, wie sie in neuerer Zeit Friedrich Nietzsche gelehrt hat, auf wirtschaftlichem und socialem Gebiete unbedingt als schädlich, ja sogar als kulturfeindlich erkennen müssen, so giebt es doch eine Aeußerung des Lebens, wo sie geboten und im letzten Sinne notwendig ist: in der Kunst.

Den Künstler macht die Schöpferkraft seiner geistigen und seelischen Veranlagung: eine Fähigkeit, welche nur im Ich wurzelt, und die von allen Gedanken an Nützlichkeit abstrahieren muß, wenn sie zur Vollendung gelangen soll.

Der Künstler allein von allen Individuen besitzt das Recht auf die volle

unbeschränkte Bethätigung seiner Persönlichkeit, weil in ihr eben allein das Wesen aller Kunst den unentbehrlichen Grund, das Urelement hat.

Mit dieser Behauptung soll nicht die alte und dumme Fabel von der sogenannten „Künstlermoral", die sich über alle Begriffe von schlecht und recht hinwegsetzt, bestätigt werden.

Jeder höhere Mensch trägt in sich das Bewußtsein, welchem Friedrich Theodor Vischer in den ebenso schönen wie vornehmen Worten Ausdruck gab: „Das Moralische versteht sich immer von selbst."

Ich wollte es nur ins Gedächtnis rufen, daß der Künstler unter ganz anderen seelischen Bedingungen erwächst, als der Nichtkünstler — daß die Ausbildung der Persönlichkeit, welche die furchtbaren Erscheinungen eines Borgia, eines Napoleon schuf, andererseits auch bei all den großen Künstlern, zu denen wir in Bewunderung und Ehrfurcht aufsehen, Bedingung war.

Wir begehen in diesen Tagen die Gedächtnisfeier für Deutschlands größten Dichter.

Er ist es, welcher in seiner Person die scheinbaren Gegensätze Herrenmensch und Altruist vereint und in dieser Gestalt als helle Lichterscheinung voll Güte, Kraft und Harmonie vor der Menschheit steht.

Wir haben das Glück, in ihm zu sehen, wie der Vertreter der Persönlichkeit, der Individualitätsrechte auf künstlerischem Gebiete zugleich als Staatsmann stets für das Allgemeinwohl bedacht war und alle seine Bestrebungen auf „das Nützliche, Rechte" gingen — wie er, der jede Beschränkung seiner persönlichen Rechte abwies, zugleich ein Schenkender wurde, ja der Künstler, dem Deutschland das Größte dankt.

Wir sehen an ihm, wie die höchste Ausbildung der Persönlichkeit sich durchaus vereint mit einem eminent altruistischen Wirken; wie der Mann, welcher wohl als der glänzendste Typus der oft verhöhnten „Herrenmoral" dasteht, einer der gütigsten Menschen war.

Er ist durch die Schätze seines universellen Geistes, die er mit freigebiger Hand ausgestreut hat, ein unentbehrliches Bildungsmittel geworden — und sein Wirken darf ein in jedem Sinne kulturförderndes, menschenbeglückendes genannt werden.

Goethe ist uns das Ideal eines modernen Geistes, der sein Wesen, sein Ich zu höchster geistiger Vollendung, zu schönster innerer Harmonie ausgebildet hat — und der dennoch niemals den Fuß auf den Nacken anderer setzte, sondern seinem Volke die reichen Früchte seines Lebens und seines Schaffens schenkte.

* * *

Goethes Leben und seine Dichtung stehen in so enger Verbindung, daß es kaum möglich ist, sie getrennt zu betrachten.

Die Methode, nach welcher dies gewöhnlich zu geschehen pflegt, ist eine überaus häßliche. Meinem Gefühl nach gehört eine große Fähigkeit zur Indiskretion, ein großer Mangel an Ehrfurcht vor der Seele eines Künstlers dazu,

wenn man mit neugierigen, sozusagen lüsternen Augen sein Leben durchsucht, um Unzulängliches, ja vielleicht Schlechtes zu finden — und dann mit dem Finger auf die Narbe zeigt und in kleinlicher Freude sagt: „Seht, da war er sterblich!“

Goethes Leben liegt in seltener Klarheit vor uns. Es birgt keine Geheimnisse, und keine Schleier decken Einzelheiten.

Da schon seine Zeitgenossen das Kunstwerk seines Lebens hoch schätzten, ist uns alles überliefert und durch die Forschungen der Goethephilologie noch bis ins Detail aufgezeichnet, was überhaupt zu wissen ist.

Immer hat es Menschen gegeben, die meinten, den Maßstab ihrer Moral daran legen zu müssen und ihn zu verurteilen, weil der Einundzwanzigjährige die Friederike Brion nicht geheiratet hat — und dann eine Lotte, eine Lili liebte — eine Frau von Stein nicht heiratete, die Christiane Vulpius neunzehn Jahre lang nicht heiratete — und als Achtzigjähriger noch Gefallen an roten Wangen und jungen Lippen fand.

Man könnte dem gegenüber eine Betrachtung anstellen, was aus Goethe geworden wäre, wenn er in frühester Jugend einen Ehebund mit einem gut erzogenen, anmutigen, aber ihm geistig völlig unebenbürtigen Mädchen geschlossen hätte.

Man könnte das — und würde vielleicht zu dem Resultate kommen, daß er es als Künstler nicht durfte — allein ich glaube, uns Epigonen steht das einfach nicht zu. Jeder Mensch, den wir nicht verachten sollen, weiß, vor wem er seine Thaten, seine Unterlassungen und Handlungen zu verantworten hat. Andere besitzen nicht das Recht, ein Urteil zu fällen, sei es um anzuklagen oder zu entschuldigen.

Goethe wußte, was er that und warum er es that. Er hat den Weislingen im Götz, die Gretchentragödie, den Tasso geschaffen. Der Mann, welcher den tiefen Blick in Schuld und Sünde, in Not und Leid gethan, schöpft aus der Wahrhaftigkeit eigenen Erlebens, eigenen Leides.

Ein Franzose, welcher es verstand, die Geschichte eines Menschen in seinen Zügen zu lesen, sagte (wie Franz Servaes berichtet) von ihm: „C'est un homme qui a eu de grands chagrins.“

Es ist nicht an uns, zu erwägen, wieviel mehr er den Frauen, die von ihm geliebt wurden, Kummer als Glück gegeben hat. Es genügt uns, zu wissen, daß man auf dem Gesichte des stolzen Herrenmenschen, der auf der Höhe eines großen, reichen Lebens stand, es lesen konnte, daß er viele Leiden hatte — — —

Wenn mir der Leser jetzt mit einem kleinen Lächeln einwendet, ob ich nicht begonnen hätte, die „Lichtgestalt des altruistischen Ichmenschen“ mit einer Dämmerungsfarbe zu malen, dann werde ich ihm sagen, daß ich nicht ohne Absicht das zuerst berührte, was man schlechthin mit „Goethes Immoralität“ zu bezeichnen pflegt.

Ich that es, weil ich damit andeuten wollte, daß die größte künstlerische

Individualität, welche so unendlich viel vor den anderen Menschen voraus hat, vielleicht gerade das stille Menschheitsgut nicht genießen kann: ein dauerndes, ruhiges Glück, und daß sie unfähig gemacht wurde zu einer einzigen, erhabenen, das ganze Leben ausfüllenden Liebe.

* * *

Wie sehr es Goethe verstanden hat, alles seiner individuellen Entwicklung und der vollkommenen Ausgestaltung seines Lebens Feindliche von sich abzuwenden, zeigt uns jedes Blatt aus der Geschichte seines Daseins.

Er wußte alles von sich zu trennen, was seinem Genius hemmend zu werden drohte, was ihn in seiner Freiheit beschränken konnte.

Er hat sich stets seine Stellung als Herrenmensch bewahrt — und sie ist gerade zu der Zeit die leuchtendste und glanzvollste, als der Stern Napoleons über Europa stand.

Man wirft Goethe oft genug seine mangelnde Vaterlandsbegeisterung vor, ohne zu bedenken, daß zur Zeit von Deutschlands größter Ohnmacht dennoch eine deutsche Stadt der Mittelpunkt alles geistigen Lebens war: Weimar.

Wir dürfen nicht vergessen, daß der Künstler in gewissem Sinne Kosmopolit sein muß.

Goethe hat seinem Vaterlande das Beste gegeben, was er vermochte: seine Kunst. Er hat dem deutschen Geiste die Stellung erobert, welche er den deutschen Waffen unmöglich geben konnte: die Herrschaft über Europa.

Die Freiheitskämpfe seines Volkes, das immer wieder seiner inneren Zerrissenheit erlag, konnten den Dichter, der gerade sich tief in hellenische Kunst, in hellenische Schönheit versenkt hatte, nicht begeistern.

Wenn man dies als Verkümmerung nationalen Bewußtseins bei Goethe bedauern mag, so ist doch nicht zu vergessen, daß er es war, der damals Deutschlands geistige Herrschaft vertrat.

Er hatte seinen Befreiungskampf hinter sich, als Deutschland ihn kämpfte. Er stand abseits auf der Höhe seiner selbstherrlichen, selbsteroberten Freiheit.

Die Erscheinung: Goethe als Herrenmensch ist eine zu bekannte, als daß wir sie hier noch weiter zu beleuchten hätten.

Es scheint typisch geworden, ihn als den Menschen zu sehen, der, mit allen Vorzügen des Körpers und des Geistes ausgestattet, von den Frauen geliebt und verwöhnt, von den Männern verehrt und bewundert, ein an allen Genüssen reiches, freies Leben geführt hat, ohne allen Zwang und jede Beschränkung.

Blicken wir jetzt auf ihn — den Altruisten.

Hier drängt sich wohl vor allem das Wort Schillers auf die Lippen: „Adel ist auch in der sittlichen Welt: Gemeine Naturen zahlen mit dem, was sie t h u n — edle mit dem, was sie s i n d."

Der französische Dichter Viktor Hugo fürchtete, die Welt möchte dereinst unser Jahrhundert das „Jahrhundert Goethes" nennen.

Darin liegt ausgesprochen, was Goethe bedeutet, was er für Deutschland gewesen ist. Er, vor dessen schöpferischer Universalität ein Schiller, ein Alexander von Humboldt sich in Ehrfurcht beugten, hat seinem Volke die reichen Schätze seines Geistes in vollendeter Form gegeben.

Was er in der Entwicklungsgeschichte der Deutschen bedeutet, wird uns wohl am meisten klar, wenn wir die Frage zu beantworten suchen: Was ist uns Goethe, d. h. was verdanken wir dem Altruisten Goethe?

Aber ich möchte erst noch sagen, wen ich unter dem „wir" verstehe.

Wir leben ja bekanntlich in einer eminent unlitterarischen Zeit. Die glücklichen Tage von Weimar sind ein verlorenes Paradies. Die Epoche, in welcher ein Band glühender Verehrung Volk und Dichter verknüpfte, ist längst dahin.

Auf die litterarische Epoche in Deutschland folgte die der Musik und der bildenden Kunst. Großherzog Karl Alexander hat dies mit bewundernswertem Blick vorausgesehen und in seine Residenz Maler und Musiker gerufen, von denen nur Böcklin und Liszt genannt seien.

Ich möchte diesen Werdegang als eine Versinnlichung des deutschen Geistes bezeichnen — mithin also im hauptsächlichsten Sinne als eine Vergröberung. Malerei und Musik wirken zunächst rein sinnlich. Wenn der Ton verhallt, die Farbe verschwunden ist, stirbt auch der Haupteindruck.

Darum ist die Dichtkunst die höchste, weil sie Geist, Herz und Sinne in gleicher Weise berührt, weil sie zwingt und nötigt, nicht nur mit Augen zu sehen, mit Ohren zu hören, sondern weil sie die schlafende Seele wecken will, sich an das Beste im Menschen wendet und zum Innersten sich den Weg sucht.

Die große Masse verschließt sich heute im allgemeinen der Dichtkunst.

Unser Jahrhundert heißt nicht das Goethes, sondern das Jahrhundert der Technik oder der Elektricität.

Wir haben also nicht zu erörtern, was Goethe heute dem deutschen Volke bedeutet, sondern was er für die ist, welche sich den Sinn bewahrt haben für eine Ausbildung des Gemütes und des Herzens, für die Fähigkeit zu künstlerischem und geistigem Genuß.

Es ist hier nicht der Ort, den Verfall des allgemeinen Interesses für die höchste aller Künste zu bedauern. Wir wollen nur klarlegen, was Goethe für uns, seine Verehrer und Anhänger, bedeutet.

* * *

Wir nehmen ihn als ein Symbol der Herrschaft des Geistes über alle Klugheit der Nützlichkeitsmoral und des praktischen Lebens. Wir erkennen seine Herrschaft über das Jahrhundert. Wir sehen in ihm das Ideal geistiger Vollendung, und sein zu höchster Harmonie ausgeglichenes Wesen erscheint uns vorbildlich. Wir erblicken in Goethe die Kulmination aller Bildung des Geistes und des Herzens, verbunden mit schönheitvollendeter Form.

Das ist wohl viel gesagt — und dennoch im Grunde wenig. Denn

er ist uns nicht nur Ideal, nicht ein aus der Ferne angestauntes Bild, sondern unsere Beziehungen zu ihm sind tief persönliche.

Wir haben vor allem an ihm gelernt, unseren Geschmack zu bilden. Er ist uns der große Erzieher, welcher die Vollendung der Persönlichkeit über alles gestellt hat.

Er ist uns ein Versöhner mit dem Leben — mit allem Zerrissenen, Schwankenden, Ungewissen; denn wir sehen in ihm den Sieg über alles Unzulängliche zu einer reinen Harmonie.

Ich glaube, keinem anderen Menschen verdanken wir so viele, unentbehrliche Erinnerungen.

Heute, wo uns sein 150. Geburtstag den äußeren Anlaß zu einem Rückblick giebt, treten sie mit besonderer Lebendigkeit vor uns.

Ihm ist das Leben zum Gedicht, das Gedicht zur That geworden. „In seinen Werken hat er mühelos die reichen Früchte seines Lebens abgeschüttelt." Wir fühlen den Jugenddrang, die schmerzliche Sehnsucht seiner Jugend nach im „Götz" und im „Werther".

In seinen Gedichten leuchtet uns der Glanz seines weltbezwingenden Geistes, der Glanz seiner Liebesfähigkeit auf. Wir sehen in „Tasso" und „Iphigenie" seinen Werdegang zu der reinen Schönheit des Hellenismus, der Antike. Wir erleben mit ihm im „Faust" die ewigen Fragen, die das Menschenherz bewegen — und sehen ihn und den menschlichen Geist in diesem Gedicht zum Welteroberer werden.

In „Wahrheit und Dichtung", in den „Wahlverwandtschaften" und „Wilhelm Meister" wird uns gezeigt, wie er sich mit dem Leben, das wir alle leben, abgefunden hat.

Ich erwähnte nur seine allerbekanntesten Dichtungen. Welche Schätze von Lebensweisheit, von unvergleichlicher Erkenntnis in den übrigen der vierzig Bände liegen, die er uns geschenkt, werden nur die wissen, welche zuweilen auch seine kritischen und wissenschaftlichen Schriften vornehmen.

Was wir Goethe verdanken, fühlen wir erst so recht deutlich, wenn wir uns die Vorstellung machen, ihn aus unserem Leben zu streichen. Erst dann wird es uns klar, wie wir mit tausend Wurzeln aus ihm wuchsen — wie er uns die Grundlage aller ästhetischen Bildung ist.

Ich will nicht davon sprechen, was der moderne Schriftsteller ihm dankt, wie er in ihm ein ewig junges Schönheitsmaß hat.

Aber alle seine Getreuen gestehen sich wohl, daß es der reinste Kunstgenuß ist, den es geben kann, sich ab und zu wegzuwenden von dem Alltagsleben — und sich in seinen Werken wieder froh zu machen. Es ist die Abkehr von dem Gewöhnlichen — von dem Unzulänglichen hin in eine Welt, die in unvergänglicher Jugendschöne aus lachender Flut steigt: es ist wie die Heimkehr in ein glückliches Land.

* * *

Ich bin einmal von Berlin nach Weimar gekommen — aus der Stadt des Fortschritts, des brausenden Lebens in den kleinen, stillen Ort, wo heute — die Steine reden.

Ich glaube, die Wirkung, welche diese Stadt auf uns ausübt, ist der stärkste Beweis für unsere persönlichen Beziehungen zu Goethe.

Hier wird alles Erinnerung. Eine alte Kutsche, die noch die Frau Geheimrat von Goethe zu ihren Lustfahrten nach Jena benutzt haben konnte, brachte mich in die Stadt.

Ich ging durch die menschenleeren Straßen, über die alten, nie gesehenen und doch so wohlbekannten Plätze — und ich hatte dasselbe Gefühl, das uns überkommt, wenn wir einen alten, vertrauten Ort wieder besuchen.

Es liegt alles so still, wie wenn das Leben es nicht wagte, den Frieden dieser Erinnerungen zu stören.

Wenn man durch die „Bibliothek" geht, die alles Wissen von dem großen Toten lebendig macht, die uns alle Bilder derer zeigt, welche das Glück hatten, ihm nahe zu stehen, dann wird uns die Macht seiner Persönlichkeit so recht deutlich.

Von den Fenstern des Schlosses aus erblickt man das alte, niedrige, langgestreckte Haus der Frau von Stein. Man sieht im Geiste den Platz dort unten belebt und auf den Wegen des Schloßparkes alle die Gestalten wieder erstehen, die uns durch ihn und um seinetwillen teuer sind.

Er ist es, der uns dieses ganze Zeitalter so nahe gebracht, so vertraut gemacht hat. Und an dem seltsam-tiefen Eindruck, den uns die Stadt an der Ilm giebt, an der Bewegung, die uns ergreift, wenn wir diese alten Wege gehen, erkennen wir, wie tief persönlich unser Verhältnis zu Goethe ist.

Müßten wir die Erinnerungen an ihn aus unserem Herzen nehmen, den Einfluß seines Geistes aus unserem Bildungsgang — wie unendlich viel verlören wir!

Und es wird uns die Erkenntnis, daß er ein Urelement unserer Bildung, ein unentbehrlicher Entwicklungsfaktor ist.

* * *

Der Dichter, welcher so viel, so Großes gegeben, verdient wohl wie kaum ein anderer den Namen eines Altruisten. „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein," sagt die Bibel. Kann es Goethe als Altruisten verkleinern, daß er seinem Volke nicht wirtschaftliche Güter, sondern die Güter des Geistes geschenkt hat?

Noch ein Einwand ist da, den ich kurz berühren will.

Es sagt vielleicht mancher, daß der nicht ein Altruist wäre, der den Glauben seines Volkes nicht verstand und ihm die Güter seiner Religion zu entwerten versuchte, indem er aus seinen Werken die Gesinnung und Anschauungsweise eines Heiden und Materialisten ausströmen ließ.

Es möchte schwer sein, Goethe in dem Punkte Religiosität ganz zu verstehen.

Aber den Vorwurf, daß er die Religion gering geachtet und dem, was so vielen Millionen Menschen das Höchste war und ist, keine Stelle bei sich gegeben hätte, kann man billig zurückweisen.

Denn giebt es einen reineren Ausdruck der Gesinnung, die noch über sich zu blicken vermag, als das Wort:

„Der du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest. —
Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all der Schmerz und Lust?
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust!“

Wer sich so tief und innig nach „dem Frieden Gottes, welcher euch hienieden mehr als Vernunft beseligt“, sehnt, ist wohl kein „Heide“.

Wer das Wort sprach:

„In unsers Busens Reine wogt ein Streben,
Sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
Enträtselnd sich den ewig Ungenannten;
Wir heißen's: fromm sein!“ —

kann man den einen Atheisten nennen?

Der „Heide“ hat am Schlusse der „Wahlverwandtschaften“ geschrieben: „Welch ein freundlicher Augenblick wird es sein, wenn sie dereinst zusammen erwachen!“ Der „Materialist“ hat das tiefe Wort gesprochen: „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis.“

Und nicht ohne Rührung lesen wir den Brief, den der Dichter nahe an der Grenze seines Lebens an eine Jugendfreundin schrieb:

„Bleibt uns nur das Ewige jeden Augenblick gegenwärtig, so leiden wir nicht an der gegenwärtigen Zeit. Ich habe bei allem irdischen Treiben immer auf das Höchste hingeblickt — Sie haben es auch gethan. Und so bleiben wir wegen der Zukunft unbekümmert. In unseres Vaters Reich sind viele Provinzen, und da er uns hier zu Lande ein so fröhliches Ansiedeln bereitet, so wird drüben gewiß auch für uns beide gesorgt sein.“





Der Vater.

Von

A. de Wit.



Er hatte niemanden mehr auf der ganzen Welt außer diesem einen Sohne, dem letzten der drei. Die beiden Aeltesten waren gestorben, im zarten Kindesalter, in den rauhen Wintern des schottischen Hochlandes. Dieser ähnelte dem Vater, er war mager, zähe, lebhaft und behend, mit kräftigen Lungen. Das Gesicht hatte er von der Mutter.

Sie war ein blühendes Mädchen gewesen, frisch und rosig wie eine Blume, fröhlich wie ein Vogel, ein zartes Geschöpfchen, welches David Machiel auf der Kirchweih zu Oban hatte tanzen sehen; und er hatte es auf den ersten Blick lieb gewonnen und nicht eher geruht, als bis es sein Weib geworden war.

Aber hier oben, im Gebirge, in dem Nebel von Moidart, konnte sie nicht recht Fuß fassen. Der Nordwind drang scharf wie ein Messerstich in ihre zarte Brust, die Menschen sahen streng aus und sprachen harte Worte: sie fühlte sich einsam und verlassen in ihrem Hause, hinter den schmalen Fensterscheiben, auf welche die Sparren des Hofes Sommer und Winter ein grünliches Dämmerlicht warfen: und allmählich ganz eingeschüchtert durch ihren ewig stillen, verschlossenen Mann, war auch sie mit der Zeit schweigsam geworden, hatte sie all' ihre lustigen Liedchen vergessen. Und als dann, in kurzen Zwischenräumen, ihre beiden Kinder starben, schien auch sie am liebsten sterben zu wollen. Da ward das dritte Kind geboren, und als sie sah, wie es ihr ähnelte, wie es ihr dunkles krauses Haar hatte und ihre schwarzen blitzenden Augen, und wie es zornig schrie und mit den Füßchen und den Fäustchen um sich schlug — da lachte sie vergnügt trotz ihrer Schmerzen und begann allmählich wieder aufzuleben.

Sie war voll toller Freude über ihr Kind. Des Nachts drückte sie es an ihr Herz, den ganzen Tag hielt sie es in ihren Armen, stundenlang konnte sie den Kleinen auf dem Schoße halten, entzückt zusehen, wie er mit seinen rosigen rundlichen Beinchen strampelte, mit ihm lachen und jauchzen, ihm leidenschaftlich das warme, zarte, bloßgewickelte Körperchen küssen. Sie nährte ihn

bis die Zeit des Entwöhnens längst schon vorüber war und er heftig zubiß mit seinen scharfen milchweißen Zähnchen; und lachend, während ihr die Thränen über die Backen liefen, preßte sie den gierigen kleinen Schelm fest an ihre Brust, mit einer Bewegung eifersüchtigen Verteidigens, wenn ihr Mann, der das nicht länger mit ansehen konnte, ihn ihr wegnehmen wollte.

Er dachte an die beiden kleinen Toten und schwieg.

Und auch wie der Junge größer zu werden begann, blieb das so. Sie wollte ihn niemandem überlassen, auch nicht auf einen Augenblick, nicht einmal seinem Vater. Sie war seine Pflegerin, sein Spielkamerad, seine Leibeigene.

Sie zog ihn an und aus, sie fütterte ihn, sie trug ihn, wenn er nicht gehen wollte, ließ alles stehen und liegen, sobald er rief, erfand kleine Wörtchen, die nur sie und er verstanden, und dachte nicht daran, ihm jemals etwas zu verbieten. Sie konnte von ihrem Sohne nicht lassen.

Noch ehe er das sechste Lebensjahr vollendet, starb sie. Und da, mitten in seinem tiefen, großen und aufrichtigen Schmerz um die Frau, die er geliebt, empfand Machiel etwas wie Freude darüber, daß sein Kind nun ihm angehören würde. Nun erst begann in Wahrheit seine Vaterschaft, das Recht seiner großen Liebe, selbstlos und stark, ohne allzu bequeme Schwachheit, ohne weichliche Verzärtelungen, — ja manchmal sogar ein wenig hart in dem Gefühl teurer Verantwortlichkeit. Seine Aufgabe war es nun, sein Kind zu einem selbstgenügsamen, rechtschaffenen, gottesfürchtigen Manne zu erziehen.

Das war das Ziel, auf das sein ganzes Leben, sein ganzes Denken, sein ganzes Thun, die geringsten Handlungen jedes einzelnen Tages gerichtet sein mußten. Seit dem Tode seiner Frau war seine jüngere Schwester bei ihm, aber nicht lange. Sie war ihm zu sanft; er fürchtete von ihrer weiblichen Zartheit einen schlechten Einfluß für den Jungen und behalf sich mit einer mürrischen tauben Alten, die mit den Küchentöpfen rumorte, sein Essen anbrennen ließ und sich nach dem Kinde nicht umsah.

Er selbst wollte für seinen Sohn sorgen, er ganz allein. Er zwang den kleinen verzärtelten Buben, zeitig aufzustehen, sich selbst zu waschen, zu kämmen und anzukleiden, zu essen, was ihm vorgesetzt, zu kommen, wenn er gerufen ward, und zu thun, was man ihm sagte. Und anstatt auf der Straße zu spielen oder im Bache zu angeln, mußte er mit den anderen Jungen zur Schule, lange auf einer Bank stillsitzen und schreiben und seine Lektionen auswendig lernen.

Der Junge, der stets nur gethan hatte, was er wollte, und nun plötzlich streng gehalten und zu diesem und jenem gezwungen wurde, war anfangs vollständig bestürzt, zu erschreckt, um sich zu widersetzen. Aber als es ihm dann allmählich klar ward, daß dies alles nun immer so bleiben würde, da setzte er sich wie ein Toller zur Wehr, um für seine liebe Freiheit, seine Spiele, seine Lieblingsgewohnheiten und seinen eigenen Willen zu kämpfen. Er warf sich auf den Boden, klammerte sich am Tisch, an der Bank, am Thürpfosten fest,

schlug und trat um sich, biß die Hand, die ihn berührte, und wälzte sich, blaurot im Gesicht, laut schreiend hin und her.

Der Vater, totenbleich, griff eine Handvoll Birkenreis vom Herde und schlug blindlings drauf los, auf den Rücken, die nackten Beine, die Hände, gerade so lange bis der Junge zu schreien aufhörte, ganz ruhig lag, sich, am ganzen Körper zitternd, aufrichten ließ und gehorchte. Ihm selbst war es dabei trübe vor den Augen geworden. Er konnte es im Hause nicht mehr aushalten, und ging ins Feld; aber auch dort sah er immer jenes rotgeweinte, verschwollene Gesicht und jene scheuen, erschreckten Augen vor sich. Wenn er dann spät heimkam, schlief der Junge schon. Der Vater zog den Vorhang zurück, blieb halbe Nächte lang neben dem Bette sitzen, den bekümmerten Blick auf das verweinte Gesichtchen gerichtet, auf den kleinen, zarten Körper, der manchmal unruhig im Schlafe zuckte. Der kalte Schweiß brach ihm aus: er neigte sich über den Jungen und strich ihm in unbeholfener schüchterner Liebkosung das feuchte Haar aus der Stirn.

Und je älter das Kind ward, desto öfter versuchte er vernünftig mit ihm zu reden, ihm das Wie und Warum von Gehorsam und Autorität klar zu machen, indem er mit den ruhiggroßen Worten der Einfachen vom Geiste die Pflicht hochhielt und fast alles andere mit strengen Worten verdammte.

Der Junge verzehrte sich fast in wildem Zorn, lehnte sich gegen alle diese Gedanken auf wie gegen etwas Unsinniges, Unerträgliches, — ein junges wildes Tier, das begehrt, das stark ist, und das nehmen wird, wonach ihm gelüstet: und in seinem starren Sinn fand nur der eine Gedanke Raum, daß sein Vater ihn zwingen konnte, weil er nun einmal der Stärkere war, aber daß er selbst auch einst groß und stark sein und dann seinen eigenen Weg gehen und seinen eigenen Willen durchsetzen würde.

* * *

Der Vater begann gebückt zu gehen, der Sohn wuchs heran. Er war intelligent, hatte einen raschen, scharfen Verstand und ein ausgezeichnetes Gedächtnis: in der Schule stellte der Lehrer ihn den anderen Knaben stets als Beispiel hin. Der Vater hatte alle Ursache, zufrieden mit ihm zu sein, und er war es auch.

Wenn er des Abends in ruhiger Betrachtung daheim saß, die Glieder steif und schmerzend von der langen Arbeit auf dem Felde, von dem Sich-Abschinden in Sonne, Wind und Regen auf der zähen Scholle und er dann in der Totenstille des Raumes die Feder seines Sohnes über das Papier kratzen hörte, dann schlug er die schwergewordenen Augenlider auf, mit einem stummen Blicke erstaunter Bewunderung für diese schnelle, leichtfließende Arbeit. Und während er so auf das von den Strahlen der Lampe erhellte intelligente Gesicht blickte, spannten sich seine groben steifen Züge, runzelte er die Stirne in besorgtem Nachdenken über eine Zukunft für den Jungen, der ihm zu gut schien, um, wie er selbst, in harter rauher Arbeit Leib und Seele abzunutzen. So daß

er dann endlich, nach langem und wiederholtem Ueberzählen seines kärglichen Sparpfennigs, Nachrechnen der Chancen von Feld und Stall, Abschätzen der Marktpreise, den Entschluß faßte, seinen Sohn studieren zu lassen. Ein alter Schulmeister aus der Umgegend wollte ihm Unterricht in den klassischen Sprachen erteilen: so würde es ihm vielleicht möglich sein, ein Stipendium zu erhalten. Als der Junge das hörte, ward er ganz rot vor Freude. Er würde nach Edinburgh gehen, wunderschöne Häuser, in Reichtum und Lichterglanz erstrahlende Läden und viele Hunderte eleganter Männer und geputzter Frauen sehen. „Du sollst Pfarrer werden," beschloß der Vater. Für David Machiel war, wie für so viele seines schlichten, intelligenten und streng-gläubigen Volkes, ein dem Dienste Gottes geweihtes Leben das Höchste und Schönste, was es auf Erden geben konnte.

Einen Augenblick dachte der Knabe nach.

„Das ist mir recht," sagte er darauf.

Nun ging er des Abends zu dem Schulmeister, die schweren Bücher, welche der Alte ihm lieh, auf dem Rücken.

Es war weit, anderthalb Stunden lang durch Thäler und über Hügel; der Herbstabend brach herein, feucht-kalt und trübe, der Nebel mit seinem sumpfigen, moderigen Morastgeschmack und -geruch drang ihm in die Kehle; jeden Augenblick dachte er umzukehren, nach Haus zu eilen, wo er Licht, Wärme und sichere Geborgenheit finden würde: allein der Gedanke an Edinburgh trieb ihn weiter.

Dann kam der Winter, der wirbelnde, blendende, Wege und Stege verschüttende Schneesturm, der schneidende Wind, der Frost, der den Felsstein spaltet, die schwarzen Sturmnächte ohne Mond und Sterne, in denen alles gleitet und glitscht und es in Strömen taut.

Ronald watete hindurch, mechanisch, halb-erfroren, die Zähne fest aufeinander gepreßt, einen wilden Fluch auf das elende, kahle, nackte, wüste Land auf den Lippen. Wie gut konnte er's verstehen, daß seine Mutter es dort nicht hatte aushalten können! Wenn auch er nur erst fort wäre — weit, weit fort, für immer!

Der Vater stellte die Lampe an das Fenster, ein weithin-leuchtendes Zeichen, das ihm den sicheren Weg wies. Jeden Augenblick stand er auf, öffnete die Thüre, horchte und starrte hinaus in die Dunkelheit: und endlich nahm er das verschlissene Plaid, den eisenbeschlagenen Stock und ging seinem Sohne entgegen. Er lief immer schneller, immer aufgeregter, legte fast den ganzen Weg zurück, und beruhigte sich erst, wenn er den Schein der Laterne auf sich zukommen sah. Aber dann fragte er nur:

„War die Arbeit gut?"

Und nach der Antwort schritten sie beide wieder schweigend durch die Stille und Dunkelheit der Nacht.

Der Sohn dachte an die Zeit, da all dies Elend ein Ende haben und

er Student sein würde, dort in jener glänzenden, strahlenden Stadt. Auch der Vater dachte daran.

Er dachte den ganzen Tag an nichts anderes.

Er war immer sparsam gewesen, nun ward er beinahe geizig und versagte sich sogar die wenigen Freuden, die ihm im Laufe der Zeit fast zum Bedürfnis geworden.

Auf dem Markt war er habgierig, eigensinnig, feilschte um jeden Groschen, wußte den Getreidehändlern noch ein paar Sechser über dem mit Mühe und Not ausbedungenen Preise abzupressen — entdeckte hier ein Gebrechen und dort eine Qual an einer Kuh, die ihm gefiel und die er gern erstehen wollte, indem er so die schon halb-ausgemachte Kaufsumme immer und immer wieder herabdrückte.

Und vom Sonnenaufgang bis zum Einbruch der Dunkelheit auf dem Acker, der Weide und in der Scheune beschäftigt, arbeitete er für seinen Sohn und schuf ihm so mit seiner eigenen Hände- und Kopfarbeit, ganz langsam und allmählich, mit ersparten und verdienten Groschen eine Zukunft.

Endlich kam das Examen.

Ronald bestand es, erhielt ein Stipendium.

Das Glück!

Dem Sechziger schien es, als beginne für ihn das Leben erst jetzt.

* * *

Im Herbst ging der Student fort. Der alte Machiel begleitete ihn per Schiff nach Kinlochmoidart, von wo zweimal in der Woche der Postwagen abfährt, das einzige Verbindungsmittel zwischen den einsamen Seen und Bergen des Westens und der bewohnten Welt.

Es war ein feucht-kalter, nebliger Tag; die Ruderschläge der Männer in dem Boote tönten dumpf über das regungslose, bleigraue Wasser.

Keiner der beiden sprach ein Wort.

Der Sohn dachte an die Zukunft — der Vater an die Vergangenheit.

In dem Augenblick des Abschieds schien er etwas sagen zu wollen; allein er besann sich, reichte seinem Sohne schweigend die Hand und ruderte fort, ohne sich auch nur noch ein einziges Mal nach ihm umzusehen.

Nun war sein Haus leer.

Des Abends, wenn die taube Alte die Thüre hinter sich zugezogen hatte, blieb er ganz allein.

Dann saß er am Feuer, ohne seine Pfeife, die er aus Sparsamkeit abgeschafft hatte, regungs- und beschäftigungslos, nur ab und zu in die Asche spuckend.

In dieser tödlichen Stille hörte er das Ticken der Wanduhr als ein lautes Dröhnen; eine Maus knabberte am Getäfel: draußen in den Fichten seufzte und wimmerte der Nachtwind.

Der Alte saß still, zusammengekauert, und ließ die müde-gearbeiteten Hände schlaff zwischen den Knieen herabhängen. Er dachte an die Zukunft, dachte daran,

wie Ronald seine erste Predigt in der alten Dorfkirche halten und wie er selbst in der Gemeinde sitzen, die ewig-heiligen Worte hören und in den strengen Mienen der Männer und dem frommen Ernst der Frauen die Anerkennung für seinen Sohn lesen würde. Dann würde er glücklich sein und all die unzähligen Opfer an Geld, Bequemlichkeit und allmählich schwindenden Kräften für nichts erachten.

Im Winter fuhr einmal in der Woche der mit zwei forschen Braunen bespannte Postwagen in donnerndem Galopp durch das Dorf, schon von weitem durch das wütende Gebell der Hofhunde angekündigt. Die Frauen traten vor die Thür und spähten neugierig hinaus. Dann schwenkten die Braunen um die Ecke und galoppierten die Landstraße hinunter; und Macpherson, der Postmeister, ein kleines, kugelrundes Männchen mit feuerroten Backen, warf, ohne auch nur die Zügel anzuziehen, den Wartenden nach links und nach rechts ihre Briefe zu, ihnen dies oder jenes zurufend: „Jean — Frau! ein Brief von deinem Sohn, dem Sergeanten“ — „Ein Geldbrief, Tammas — fang ihn auf! ich habe einen Stein angebunden“ — „Geordie — behalte deinen bösen Hund in deinem Hof!“

Seit der Abreise des Studenten ging der alte Machiel jedesmal dem Postwagen entgegen: die Sehnsucht nach Nachrichten von seinem Sohne war zu groß, als daß er den Briefträger zu Hause hätte erwarten können.

In der ersten Woche warf Macpherson ihm einen Brief zu. „Von deinem Sohn in Edinburgh, David!“ Es waren nur einige wenige Zeilen: der Junge schrieb, daß er gut angekommen und daß Edinburgh wunderschön sei.

In der zweiten Woche kam nichts, in der dritten ebensowenig; und als er dann wiederkam, rief ihm der Postmeister schon von weitem zu: „Nichts für dich, David!“ Da schämte er sich vor den anderen und ging dem Postwagen nicht mehr entgegen.

Der Winter dauerte eine Ewigkeit auf dem einsamen Hofe.

Doch endlich kam der Lenz, kamen die langen Ferien der schottischen Universitäten, kam der Tag, an dem der Student wieder heimkehren sollte.

Schon lange vor der Ankunft war der alte Machiel in Kinlochmoidart; als dann aber die helle Postkutsche, in eine Staubwolke gehüllt, dahergesaust kam, saß nur Macpherson darin.

Langsam ruderte der Vater wieder heimwärts — nun konnte er erst in drei Tagen da sein. Das nächste Mal wollte er nicht wieder gehen, wartete er gespannt: in der klaren Morgenstille hörte er das Kläffen der Hunde jenseits des Sees — das war die Post!

In einer Stunde, einer geraumen Stunde — in anderthalb Stunden, wenn's hoch kam, würde der Junge da sein.

Es ward Mittag und niemand kam.

Aber des Abends ward leise die Thüre geöffnet. Der Alte fuhr auf, zornig und erfreut zugleich — er zitterte am ganzen Körper. Es war der Post-

bote, welcher ihm einen Brief hinüberreichte — eine große viereckige Enveloppe, in deren einer Ecke „O'Kelly's Theater" gedruckt stand. Machiel drehte den Brief zwischen den Fingern hin und her, bestürzt und verwirrt — es war die Handschrift seines Sohnes.

Endlich erbrach er das Schreiben.

Es waren nur wenige Zeilen: verständnislos starrte der Alte immer und immer wieder auf die Buchstaben, auf die Worte, deren Sinn er nicht faßte, obgleich er sie eines nach dem anderen gelesen hatte.

Sein Sohn schrieb, er sei allmählich zu der Ueberzeugung gekommen, daß das Studium der Theologie und das Amt und die Lebensaufgabe eines Predigers seiner Veranlagung und Gesinnung absolut widersprächen, und er habe daher die Universität verlassen, um die schauspielerische Carriere einzuschlagen.

* * *

Auf dem Stuhl, auf den er regungslos hingesunken war, blieb der alte Mann sitzen, ohne Gedanken, ohne Empfindung, und hielt nur ab und zu instinktiv seine eiskalten Hände in die Nähe des Feuers.

Aber da kam ihm plötzlich ein Gedanke, der ihm zur Qual ward — der Gedanke an Ronalds Stipendium, an das Geld, das man ihm zu ehrenvollem Studium gegeben!

Das Genossene ward zum Diebstahl, wenn man es nun nicht zurückgab.

Er schrieb an die Autoritäten und versprach ihnen alles zurückzuerstatten: aus der Antwort erfuhr er, daß der Student am Tage vor seiner heimlichen Abreise auch noch die Gelder für das kaum begonnene Semester mitgenommen habe.

Und dann kamen Rechnungen — Rechnungen, die dem schlichten Bauern unerhört und unglaublich erschienen.

Er sagte nichts, er bezahlte.

Er opferte seine letzten Sparpfennige, verkaufte sein Vieh und die noch auf dem Felde stehende Ernte, verpfändete den Schmuck seiner Mutter, die silberne Uhr, die er von seinem Vater geerbt.

Und gegen Ende des Sommers, an einem strahlend-schönen Tage ging er zu Fuß nach der entfernten Stadt, um dort auf der Post den letzten Wechsel einzuzahlen.

Spät abends kam er heim.

Ohne Zögern schritt er auf einen nur selten geöffneten Schrank zu, nahm einen merkwürdigen Gegenstand heraus — ein zerbrochenes, barbarisch bemaltes Steckenpferd; und mehr noch — eine Peitsche — ein Paar kleine Schuhe — häßliche, von der verstorbenen Mutter dort heimlich aufgehobene Dingerchen, die von einem kleinen Körperchen, von Kinderspielen und von viel Zärtlichkeit erzählten, und die er selbst, wohl wissend, daß sie dort waren, als pietätvoller Mann, der er war, stets in Ehren gehalten hatte.

Nun nahm er alles — das zerbrochene Spielzeug, die beschmutzten und

zerrissenen Bücher, das Bildnis des Studenten in Mütze und Toga; und ohne es auch nur noch ein einziges Mal anzusehen, warf er alles ins Feuer.

Es sah es aufflackern, glühen, schwarz werden: dann nahm er die Bibel, auf deren Titelblatt die Namen so vieler Machiels geschrieben standen, durch sieben Geschlechter hindurch, von Vater auf Sohn; unter seinem eigenen Namen stand: „Ronald, Sohn von David Machiel und Lily Robertson.“

Der alte Mann nahm eine Feder und strich mit fester, sicherer Hand den Namen aus.

* * *

So blieb er an seinem Lebensabend allein und verlassen, nur mit dem Gedanken an das verlorene Liebesgut, noch viel ärmer und unglücklicher als der elendeste, einsamste Mensch, der niemals Liebe und Treue gekannt.

Er wollte den Namen seines Sohnes nicht mehr hören, nicht mehr an ihn denken — er wollte kein Mitleid.

Und — doch dachte er immerfort an ihn, immerfort.

An der Wand war eine verblaßte Stelle, welche verriet, wo einst sein Bild gehangen hatte; er sah diese Stelle, wo immer er auch saß.

Und er litt, wie ein Krüppel leidet, den die durch das amputierte Glied verursachten Schmerzen fast wahnsinnig machen, durch das Glied, das längst schon verfault und vermodert in einem Winkel des Schlachtfeldes liegt.

Zweimal war ein Brief von Ronald gekommen: und zweimal hatte er das Schreiben ungelesen verbrannt.

Nun hatte er schon seit langer Zeit nichts mehr von seinem Sohne vernommen.

Und in dem Dorfe hatte man ihn vergessen, gleich als habe er niemals existiert.

Eines Tages aber verbreitete sich dort eines jener Gerüchte, die wie Saat von Unkraut oder Feldblumen herzuwehen, niemand weiß wie, niemand weiß woher: und die Menschen erzählten sich, Ronald Machiel, der weggelaufene Student, sei in ein im fernen Westen Amerikas gelegenes Dorf verschlagen worden. Das Schicksal habe ihn hart mitgenommen und er sei alles Mögliche schon geworden: Schauspieler, Jahrmarktsänger, Matrose, Taglöhner, Steinträger, Viehhüter; und nach unbeschreiblichem Elend, nach zahllosen Entbehrungen und Erniedrigungen sei es ihm endlich doch noch gelungen, Schulmeister zu werden. Er arbeite hart und angestrengt und verdiene sich doch nur kaum so viel, um sein Leben zu fristen. Dort werde er allgemein geehrt und geachtet.

Endlich drang das Gerücht auch bis zu der tauben Alten; und sie nahm ihren ganzen Mut zusammen, ging zu Machiel und sagte ihm alles.

Kaum hatte der alte Mann den Klang von seines Sohnes Namen gehört, als er auch schon auffuhr, bleich wie der Tod, einen harten starren Ausdruck in den Augen.

Die Frau aber brach in Schluchzen aus, und hastig, ohne sich die Zeit zum Atmen zu gönnen, schrie sie ihm alles entgegen: das Elend, die Verbannung, den Hunger und den Durst, die harte Arbeit und dann, endlich, das schlicht-ehrliche und mühevolle Leben.

Und indem er sie immerfort mit jenen harten Augen ansah, die sie erbeben ließen, ging er, ohne auch nur ein Wort zu sagen, zur Thüre hinaus.

Und er lief, lief ohne Ziel und ohne Zweck über Wege, die ihm vor den Augen schimmerten. Wenn es wahr wäre! wenn er nun doch noch ein ehrlicher Mann geworden wäre! Ach Ronald, mein Sohn, mein Sohn!

Und dann, am Abend, klopfte er, den letzten Rest seines Schamgefühls tapfer überwindend, bei der tauben Alten an, fragte sie noch einmal nach allem und nach allen Einzelheiten — und von wem sie es wisse.

Und endlich vernahm er, daß das Gerücht von einem Fremdling stamme, der vor einiger Zeit durch das Dorf gezogen sei; und da entsann sich die Alte, der Beschreibung zufolge, die sie nun von ihm hörte, sogar noch, daß er bei Machiel um ein Glas Wasser gebeten habe.

Nun begann der Vater überall nach dem Fremdling zu suchen: zu Fuß durcheilte er sämtliche Dörfer der Umgegend, erkundigte sich nach ihm in allen Herbergen, bei den Kutschern der Diligenzen, bei den Führern und bei der Bemannung der Dampfschiffe, welche die Westseite der Seen befahren; er beschrieb das Aeußere des Fremden genau allen Frauen, die er in ihrer Thüre stehen sah, den Jungen, die sich auf dem Wege zur Schule befanden, den Straßenarbeitern, den Fischern, den Hirten, die ihre Herde über die Hügel trieben: hier hörte er eine unbestimmte Behauptung, dort ein entschiedenes Leugnen — dieser zuckte gleichgiltig die Achseln, während ihm jener zögernd irgend einen wohlgemeinten Rat erteilte. So suchte er drei volle Wochen, ohne Ruhe, unaufhaltsam.

Er kam heim, halb tot vor Erschöpfung, mit tief in ihren Höhlen liegenden, schwarz umränderten Augen und wundgelaufenen Füßen.

Er hatte den Fremdling nicht gefunden.

Darauf veröffentlichte er auf Anraten von Ronalds altem Lehrer einen Aufruf in den Zeitungen. Und nun begann eine endlose Wartezeit, ein Hangen und Bangen, ein Schweben zwischen Furcht und Hoffnung, ein fieberhaft ungeduldiges Erwarten der Post, der er nun regelmäßig entgegenging, der Sonnenglut, des Regens, des Nebels und des Sturmes nicht achtend; und das alles nur, um eine einzige Stunde früher Gewißheit zu haben: und jedesmal kehrte er elender wieder heim. Hätte er doch nur jene Briefe nicht verbrannt! Er *konnte* nicht daran denken, er ballte die Fäuste in blinder Wut gegen sich selbst, in einer plötzlichen, heftigen Aufwallung von Selbstvorwürfen, Verzweiflung und leidenschaftlicher Sehnsucht nach dem durch eigene Schuld Verlorenen.

Und die Tage kamen und gingen in ewigem Einerlei, und die immer

und immer wieder enttäuschte Hoffnung begann in dem Herzen des alten Mannes ganz langsam, ganz allmählich abzusterben.

Da — mehr als ein Jahr nach dem Verschwinden des Fremdlings — hörte er, daß in die Bucht von Roshoen eine Jacht eingelaufen sei; dorthin eilte er.

Als er dann aber nach stundenlangem, mühevollem Aufstieg endlich die Höhen des felsigen Strandes erreichte, sah er die Bucht dort unten kahl und leer, und nur, in weiter Ferne, ein bräunliches Rauchwölkchen.

Wie gebrochen sank der Alte in das Heidekraut. Er hatte nicht viel Hoffnung gehabt — und doch schien es ihm nun, als sei hier sein sicheres Heil gewesen: mit dem trostlosen Gefühl, daß er nun auch den allerletzten Rest von Hoffnung verloren, blieb er hilflos daliegen und starrte verzweifelt dem mehr und mehr verschwindenden Rauchwölkchen nach, bis endlich nichts mehr davon zu sehen war. Der Alte aber hielt den Blick noch immer auf den fernen Horizont geheftet, auf die bläulichschimmernde Linie, leicht gekerbt durch die starken haushohen Wellen, die aus dem Atlantischen Ocean emporstiegen: dahinter lag Amerika.

Und ihm war's, als schwinde ihm allmählich das Bewußtsein, etwa wie in einem beginnenden Schlafe — aber anders doch, mit einem seltsam gemischten, wunderlichen, unaussprechlichen Gefühl der Spannung und des Traumes zugleich — alles um ihn herum versank — und er sah, er sah — wie, das wußte er nicht — aber er sah den schwarzen Rumpf eines Schiffes, der langsam an den düsteren Klippen hinaufstieg — dann plötzlich ein blitzartig aufleuchtendes grelles Licht — und dann, neben- und übereinander gepackt — auf dem Deck, in dem Tauwerk, eine Unmenge todesbleicher Gesichter. Dann, ein einziger, entsetzlicher, markerschütternder Schrei, und mit dem sinkenden Bug schoß eine ganze Menschenmenge in die Tiefe.

Eine Sekunde lang blieb alles schwarz und still; aber schon in der nächsten platzte mit einem Schlage wie von losbrechendem Donner eine Wolke von Feuer und flammendem Rauche los, wirbelte und drehte sich, und fiel in einem glühenden Funkenregen auf das Kap, den Strand und die blutrot erleuchtete Brandung hernieder. Und rings um die seltsame Erscheinung, die einem auseinandergesprengten Felsblocke glich, begannen aufschlängelnde Flammenzungen sich auszudehnen, um gleich darauf wieder zusammenzuschrumpfen, und über das Purpurdüster der See hinüber schien sich langsam, ganz langsam etwas Blaßrotes nach dem Strande zu zu bewegen — langsam, ganz langsam — ein Gesicht und ein Paar nackte, konvulsivisch zuckende Arme. In demselben Augenblick schien die Sonne Machiel in die Augen, und die See erstrahlte, blau und eben, bis an den fernen Horizont. Bestürzt blickte Machiel vor sich hin, auf seine hochgezogenen Kniee, auf den Boden, auf seine Hände, die sich, blutig geritzt, an das Heidekraut festklammerten: ein unerträglicher Schmerz, wie von einer Brandwunde, versengte ihm das Gesicht, und er hatte ein rauhes

Gefühl auf der Brust, gleich als habe er aus vollem Halse geschrieen. Instinktiv richtete er seinen Blick wieder auf das kühn vorspringende Felskap, dort, in jener weiten Ferne — ein einziger dunkler Punkt im weißen Schaume der Brandung: und dann plötzlich wußte er, was er gesehen hatte, gesehen, gesehen, so gesehen, daß er es in Zeit und Ewigkeit vor sich sehen würde, eingebrannt in seine Augen, in sein Hirn, eine Wirklichkeit, wahrhaftiger noch als die Erde und das Meer und die Sonne — er hatte seinen Sohn gesehen, seinen Sohn, der aus Schiffbruch und Brandung dem rettenden Lichte entgegenschwamm.

Er kam! o allmächtiger, gütiger Gott! er kam, sein Sohn, sein Sohn!

Wann?

Das war gleichgiltig.

Er kam.

Er fühlte weder Zweifel noch Zaudern, er wußte.

Ihm war das Zweite Gesicht geworden: die geheimnisvolle Gnadengabe seines Volkes, die Fata Morgana des Geistes, die hinter dem Horizonte künftiger Zeiten verborgene Dinge sich in dem Jetzt widerspiegeln sieht. Sein Sohn kam!

Und er würde ihn erwarten, hier, und er würde ihm das führende, leitende Licht seiner Vision entzünden und es nimmer ausgehen lassen.

* * *

Zwischen den felsigen Abhängen des Kaps stand eine verlassene Fischerhütte; vier Granitmauern und ein Dach aus Tannenstämmen.

Dorthin verlegte er seinen Wohnsitz.

Und wartete.

Rings um ihn Einsamkeit.

Grau, wüst, bloßgestreift durch den scharfen Seewind, erhebt sich die rauhe Basaltküste aus der Brandung.

Während der Flut stürzt das Seewasser in die Schluchten, die dumpf das Echo wiedergeben, und in denen Tag und Nacht der schrille Schrei der Möven ertönt.

Die fernen Bergspitzen erscheinen wie eingehüllt in einen dichten Regen und einen Wust ausgefranster Wolkenfetzen.

Hier wie drüben erglänzt am glattgespülten Fuße der Felsen ein schmaler Strandstreifen, der sich mattschimmernd von dem feucht-schwarzen Granit abhebt.

Zahllose Klippen und Riffe bohren sich aus dem wühlenden Schaum der Brandung empor. Und die einsame Unendlichkeit des Meeres wird allmählich eins mit den unabsehbaren, unerforschlichen, von Horizont zu Horizont ausgegossenen Fernen.

Das Chaos von Wasser und Stein ist wild wie am Tage des Entstehens. Auf dem Meere kein Segel, — auf dem Lande kein Dach — kein Pfad — kein üppig bebautes Feld — keine Spur von dem Menschen, der sich in der großen, weiten Natur ein eigenes Leben erobert, die Erde seinen Bedürfnissen

an Schutz und Schirm, an Speis und Trank, an Sicherheit und Glück und Freude dienstbar macht.

Und diese eine Wohnung auf der Landspitze, grau zwischen den grauen Felsen, niedrig, ohne Fenster, flach, unter dem Dache aus Tannenstämmen, Heidschollen und spitzen Steinen, glich weniger einem Produkt menschlicher Arbeit, als einem Felsklumpen, einem Brocken der Küste, in wilden Gewitter- und Orkannächten aus der Granitwand dort oben losgerissen, und dann in die Tiefe gestürzt, in die Brandung des Meeres, wo die sich ewig ablösende Ebbe und Flut es mit zahllosen Muscheltieren umkrustet, mit Seegras und Alge umhängt, wo der Landwind lilablühendes Heidekraut und die matten Blütensterne des Sedums darauf gesät hatte.

Und der einsame, verlassene Mensch, der darin wohnte, war wie ein Dachs in seiner Höhle, wie eine Möve in ihrem Neste, — ein zufälliges und sehr geringes Etwas, das heute kam und morgen ging, ohne auch nur eine Spur zu hinterlassen in der gewaltigen, von Ewigkeit zu Ewigkeit unerschütterlichen Ordnung jener granitenen Welt.

Nur die beständige Flamme, die vom Einbruch der Dämmerung bis zum Grauen des Morgens das düstere Meer erleuchtete, verriet einen Gedanken und einen arbeitenden Willen. Jeden Abend zündete der Alte dort auf der Spitze des Kaps sein Wachtfeuer an, das jenes Stück sicheren, mitten in der Dunkelheit und dem Gewühl der Wasser gelegenen Bodens erhellen sollte. Und jeden Morgen ging er aus, um neues Brennholz zu suchen.

In den dunklen, engen Schluchten, wohin der Seewind nicht mehr dringt und die über die Felsen irrenden Schafe nicht mehr kommen, um das Unkraut abzufressen, sammelte er Reiser und dürre Blätter, schnitt das hohe, zähe Heidekraut, die Ginster- und die Brombeersträucher; die jungen Bäume, die er dort fällte, stürzten mit lautem Krachen in die Schlucht, die Flut kam und hob sie empor, und er schleppte sie hinter seinem Boote her bis zu der Landspitze.

Aber nach Sturm- und Regentagen ruderte er den Strand entlang, zwischen den Klippeninselchen hindurch, auf welchen aufgestautes Treibholz lag.

Dort trieben leere Fässer, zerbrochene Masten, Stangen, Bretter, undefinierbare Ueberbleibsel von Wracken, die auf dieser oder jener fernen Klippe durch die Brandung zerschlagen worden, und auch Zweige und Aeste, die noch mit den im Seewasser verfärbten Blättern belaubt waren, an denen Algen und glänzende, tropische Muscheln sich festgesetzt hatten, Eichen und Platanen, mit Wurzeln und Zweigen aus dem dichtesten Dickicht der amerikanischen Urwälder gerissen und durch die braunen, angeschwollenen Herbstflüsse seewärts gestaut.

Den ganzen Tag quälte sich der Alte ab, trieb sich hier und dort zwischen den Klippen umher, kletterte, watete, klammerte sich an die Felsen an. Der Wind und der scharfe Schaum peitschten ihm das Gesicht, seine nackten Kniee schrammten sich blutig an dem spitzen Granit, nur mühsam konnte er sich fortbewegen in seinen durchnäßten, schwer herabhängenden Kleidern, und mit

schmerzenden Gliedern, hungernd, kalt und frierend bis ins Mark, ruderte er des Abends das schwerbeladene Boot heimwärts.

Dann, noch ehe er sich die Zeit gönnte, das Abendmahl zu bereiten, holte er von dem geborgenen Plätzchen unter dem Wetterdache, welches er sich selbst gebaut hatte, das sorgfältig getrocknete Brennholz und zündete das Wachtfeuer auf der Spitze des Kaps an. Er ordnete die Zweige und klemmte den Stapel zwischen zwei schwere Steinklumpen, damit ihn der Wind nicht verstreue.

Und dann schlug er langsam den Heimweg wieder ein, nicht ohne sich immerfort umzusehen, ob er nicht etwas entdecken konnte dort drüben auf dem bleifarbenen Wasser.

Er breitete seine nassen Kleider vor dem Feuer aus und begann seine einfache Abendmahlzeit zu bereiten, die meist nur aus Haferbrei und Kartoffeln bestand. Ab und zu hatte er ein paar von jenen kleinen Regenbogenglanzfischchen, die erst nach Sonnenuntergang, wenn der Horizont kaum noch zu unterscheiden ist, zwischen den Felsblöcken gefangen werden; oder eine in dem untiefen Wasser der Scheeren erwischte Steinbutte, die er, nachdem er sie sorgfältig an einem grünen Zweige befestigt hatte, über der Flamme röstete.

Ein einzelnes Mal schoß er auch einen Vogel.

Sobald er seine Mahlzeit beendet, bedeckte er das glimmende Holz mit Asche und starrte noch einmal hinaus in die brausende, dunkle Nacht.

Da war nichts.

Das Wachtfeuer leuchtete.

Er ging wieder hinein und sank auf einen Haufen Farrenkräuter, Seegras und Moos nieder, der ihm, mit ein paar Säcken und einer verschlissenen Pferdedecke, als Lager diente.

Trotz seiner Ermüdung hatte er keinen festen Schlaf, besonders in stürmischen Nächten, wenn er durch die Glasscheibe in der Thüre einen flüchtigen Lichtschein aufflackern zu sehen glaubte und jeden Augenblick erschreckt emporfuhr. Dann riß er die Thür auf und stürzte hinaus, dem heulenden, tobenden Orkane entgegen. Die See brüllte, fahle Schaumköpfe flogen durch die Dunkelheit.

Da war nichts.

Und am nächsten Morgen, beim Grauen des Tages, begann er von neuem an seinem nicht enden wollenden Werke . . .

Die Tage vergingen.

Der Alte zählte sie nicht mehr.

Allmählich verlor er den Begriff der Zeit als der Aufeinanderfolge von Stunden, Tagen, Monaten, Jahren — der striktbemessenen Zeitpunkte, die, mit einem speciellen Namen benannt, unerschütterlich geordnet, eine Dauer von menschlichem Denken und Thun von der sie umringenden Ewigkeit trennen.

Hier war kein Maß, keine Grenze, keine Zahl: die Tage kamen wie die Wolken und die Wellen, unaufhörlich, in ewigem Wechsel.

Und er lebte nach Sonnenauf= und =untergang, nach Ebbe und Flut, nach dem Zu= und Abnehmen des Mondes.

Er erkannte die Jahreszeiten an dem Blühen des Ginsters, dem Welken der Heide, den hochauffliegenden Vogelschwärmen, die mit seltsamem Geschrei auf das Kap herniederstrichen, um von ihrem fernen Zuge nach dem Nordpol auszuruhen.

Er war allein, vollständig allein.

Niemals sah er einen Menschen, nur manchmal, in Zwischenpausen von Wochen und Monaten, einen Hirten, der nach einem verirrten Schafe suchte, einen Jäger, der der Spur einer Otter oder eines Dachses folgte, einen müden Landstreicher, der ihn um ein Nachtlager bat.

Er hatte schon so lange nicht mehr gesprochen, daß er die Sprache fast verlernt hatte.

Das lange, ungekämmte Haar hing ihm wirr über die verwitterten Züge wie graufarbene Algen über eine Felsspitze. Seine Kleider, unzählige Male schon durchweicht und dann wieder getrocknet, fahl geworden von dem scharfen Wasser, verblichen in der Sonne, zerrissen und wieder zugenäht, mit Salz und Fischschuppen verklebt, erinnerten in nichts mehr an menschlicher Hände Werk; wie ein schmutziges Schaffell hingen sie ihm am Körper.

Sein Bett war wie das Lager eines Fuchses oder eines Hirsches; sein Trunk bestand aus dem Wasser, das durch die Felsspalte rieselte, seine Nahrung aus dem, was er selbst fand und fing.

Und, allmählich ganz verwildert in jener Einsamkeit, elend, scheu, halb stumpfsinnig, erhielt ihn nur der Vorsatz, der feste Wille, seinen zurückkehrenden Sohn zu retten, noch am Leben.

* * *

Der zehnte Winter kam.

Wochenlang war die Sonne nicht sichtbar gewesen: Land, Luft und Wasser verschwammen in einer eintönigen Grauheit, welche sich ab und zu in lang anhaltende Regengüsse auflöste.

Der Alte, der an einem quälenden Husten und entsetzlichem Rheumatismus litt, hatte einige Tage in einer Ecke gelegen, und war nur des Abends daraus hervorgekrochen, um das Feuer auf der Felsspitze anzuzünden. Allein sein Holzvorrat begann sich allmählich seinem Ende zuzuneigen, und so machte er sich denn wiederum auf den Weg: er strauchelte oft und tastete sich nur mühsam durch den dichten Nebel.

Es dauerte lange, bis er am Rande der Schlucht einige grüne Tannenreiser gesammelt hatte; dann kroch er langsam, ganz langsam, trotz der empfindlichen Kälte furchtbar schwitzend, mit der Last der Zweige auf dem gekrümmten Rücken, in seine ärmliche, menschenunwürdige Wohnung zurück.

Dichter Nebel rings um ihn; in dem engen Dunstkreise sah er nur den grauen Felsgrund des Kaps, stellenweise von langsam verfaulenden Farren=

äutern und schwarz gewordenem Moose bedeckt, und manchmal, dicht vor sich, e Bewegung einer bleigrauen Welle.

Es begann zu dämmern: er versuchte rascher zu gehen, aber dann, plötz-h, rutschte er aus, schlug mit den Armen in die Luft, fiel und brach sich das ein dicht unter dem Schenkel.

Vor Schmerz verlor er das Bewußtsein.

Als er wieder zu sich kam, war es Nacht.

Ein scharfer Nordwind peitschte seinen Körper. Der Nebel war auf-stiegen; an dem umflorten Himmel schimmerte hier und dort ein Stern.

Er versuchte sich aufzurichten, in die Hütte zurückzukriechen, die sich in ner Entfernung von wenigen Schritten von dem eintönigen Grau ringsum warz abhob.

Aber er sank wiederum zusammen, verlor zum zweiten Male fast das ewußtsein vor unerträglichem Schmerz: und so blieb er liegen, stöhnend, die ugen geschlossen.

Da, plötzlich, ward die Atmosphäre von einem blitzartig aufflackern-n Lichte erleuchtet, und langsam an den Klippen emporsteigend, sah er den warzen Rumpf eines Schiffes, und überall, auf dem Deck, in den Netzen, in m dunklen Tauwerk, neben- und übereinander gepackt, eine Unmenge todes-eiche Gesichter.

Er stieß einen Schrei aus, der nichts Menschliches mehr hatte, klammerte h an den Steinen fest, und begann sich fortzuschleifen, indem er keuchend, r Verzweiflung laut schluchzend, das schlaff, wie lahm herabhängende Bein an m Felsen quetschte und wund riß.

Wieder schoß die Feuergarbe empor. Er sah die überhängenden Masten, h den Menschentroß zwischen den Netzen, zusammengeballt zu einem wüsten warzen Knäuel, aus dem die bleichen Gesichter gespenstisch hervorleuchteten, h den gähnenden Bug des Schiffes, schon halb unter Wasser.

Es war zu spät.

Dann, in der alleräußersten Not, in der Raserei seiner macht- und rat-en Vaterliebe, blitzte in ihm ein rettender Gedanke auf.

Er kroch zur Hütte zurück, wälzte sich mit Mühe und Not über die chwelle.

Neben der Thüre stand das noch halb volle Pulverfaß.

Er riß es um, kroch hinterdrein, stieß es mit seinem Kopfe vorwärts, d rollte es so dem Feuer zu.

Da ertönte ein entsetzlicher, ein fürchterlicher Schrei durch die Stille der acht — das Todesgeheul einer ganzen Menge.

Gleich als hätte sein Sohn ihn hören können, so schrie der Vater zurück: „Warte, warte!“

Und das Pulver flog in die Flammen . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Beim ersten Morgengrauen kroch ein Mann hinter dem rauchenden Schutthaufen auf der Landspitze hervor: eine Zeitlang drückte er den zitternden Körper fest gegen eine zertrümmerte Mauer. Dann zog er sein zerfetztes Hemd fester um die Brust und ging auf den Strand zu.

Es war Ronald Machiel.



Das Schwalbennest.

(Legende.)

Von

Wilhelm Poeck.



Es steht ein weniges vom Weg, vom Heckenlaubwerk halb verhüllt,
Und halb vergessen von der Welt, ein steinernes Marienbild.

Und weil die Heilige sich nicht regt, und weil sie gar so freundlich schaut,
So hat's ein Schwalbenpaar gewagt und hat bei ihr sein Nest gebaut.

Ein Nest in ihre off'ne Hand, die ungefährliche von Stein,
Und freu'n sich nun der jungen Brut und zwitschern aus und zwitschern ein.

Und manchmal ist es — wenn der Strahl der Sonne hüpft durchs Heckendicht —
Als ob ein stilles Lächeln regt sich auf dem steinernen Gesicht.

Warum? — Weil sie aufs Jesuskind, weil sie aufs Nest den Blick gelenkt?
Die Heilige verrät es nicht, vielleicht, daß sie es beiden schenkt.

Und sorgsam birgt die stille Frau das lebenslaute Stücklein Welt,
Das, wie die Freundliche es liebt, sich unter ihren Schutz gestellt.

Ihr zwitscherndes Geheimnis ist's. Kein Auge soll — — doch wie es geht,
Ein krauser Schlingel aus dem Dorf hat's, spürend, schließlich doch erspäht.

Er schwingt am Sockel sich hinauf und klimmt empor am rauhen Stein
Und schlägt — nach böser Buben Art — mit einem Flint die Nestwand ein,

Packt triumphierend zu — — da lähmt Entsetzen ihm den kecken Mut:
Das Steinbild schließt die starre Hand um die bedrohte Schwalbenbrut.

Er plumpt herab mit einem Schrei, hetzt querfeldein und sieht es nicht,
Wie wieder sonnig durch den Stein das Muttergotteslächeln bricht.





Ein schlichtes Leben in bewegter Zeit.

Von

Prof. Dr. Theodor Schiemann.



Wie weit ein Mensch nach seinen Briefen richtig beurteilt werden kann, das ist eine Frage, die nach der Individualität des Briefschreibers sehr verschieden beantwortet werden muß. Im allgemeinen schätzen wir vertraute Privatbriefe als historische oder biographische Quellen außerordentlich hoch. Wer, um ein Beispiel anzuführen, die Lebensnachrichten von Berthold Georg Niebuhr gelesen hat, weiß auch, wie klar die herrliche Seele des Mannes sich in diesen Briefen spiegelt; daß sie aber sein Wesen erschöpfend wiedergeben, wird niemand behaupten wollen. Dasselbe wird man von der Korrespondenz Bismarcks sagen, dessen großer Genius zwar in allen Briefen, die uns bisher von ihm bekannt sind, durchklingt, der aber die verschiedenen Seiten seiner Natur, je nach der Adresse des Briefes, in mannigfaltigster Weise zum Ausdruck bringt. Vergleichen wir Bismarcks Korrespondenz mit Gerlach mit den Briefen, die er an Frau und Schwester richtet, oder mit den Briefen, die einen rein geschäftlichen Charakter tragen, so wird ihr biographischer Wert ein durchaus verschiedener sein.

Im allgemeinen gehört zur richtigen Beurteilung des Briefschreibers die Kenntnis seiner gesamten Korrespondenz, und dazu noch die Kenntnis der Personen, denen die Korrespondenz gilt. Briefe eines Sohnes an den Vater, für gewöhnlich auch Briefe von Männern an Frauen, pflegen ein aufgeputztes Bild des Schreibers zu geben, gleichsam als hätte er ein Feiertagskleid angethan. An dem Wort „Die Feder lügt“ hängt ohne Zweifel ein Stück Wahrheit, sobald es sich um bewußte oder unbewußte Selbstcharakteristik handelt. Es ist damit wie mit den Memoiren, nur daß diesen, — selbst wo der Wille vorliegt, wahr zu sein — auch abgesehen von den Fehlern des Gedächtnisses, der Mangel anhaftet, daß sie Empfindungen und Erlebnisse rekonstruieren, die ursprünglich meist anders erlebt oder empfunden wurden. Tagebuchaufzeichnungen endlich, die ein Mittelding zwischen Brief und Denkwürdigkeiten bilden, zeigen Vorzüge und Mängel beider Gattungen. Ihr Wert ist dort am größten wo sie that-

sächlich, am geringsten wo sie kontemplativ sind. Ganz dasselbe aber werden wir bei der Beurteilung von Briefen und Memoiren sagen müssen.

Beim Lesen des schönen Buches über Abeken*) drängen sich diese kritischen Bedenken mehr als einmal auf. Es ist ein Bild ohne Schatten, das wir gewinnen, ein Leben ohne Fehler und Verirrungen, ohne Sünde und Strafe. In gewissem Sinn erinnert es an die Tümpling'sche Biographie Boyens, obgleich es als Buch ohne Zweifel besser ist; man legt es aber mit der Empfindung aus Händen, daß dieser Mann doch anders gewesen sein muß, als wir ihn kennen gelernt haben.

Die Herausgeber haben als Motto die folgende Strophe von James Lockhardt vorgesetzt:

A man God-fearing, loving God with heart,
With mind, with soul, true Christian of the Cross,
Faithful to King, to Country and to Friend.
A polished gentleman, all-graceful, without art;
Cheerful, yet grave; counting world-gain a loss;
Wise, humble, constant, patient to the end.

Das läßt sich keineswegs als Uebertreibung bezeichnen, denn alle die Eigenschaften, die hier von Abeken gerühmt werden, bilden wirklich einen Teil seines Wesens. Aber es ist die Sprache eines Epitaphs, nicht das Motto einer Biographie.

So liegt es nahe, wenn man die Darstellung gelesen, die uns der Biograph Abekens gewiß mit der Absicht, ein treues Bild zu entwerfen, vorführt, nach anderen Quellen zu greifen, um die fehlenden Schatten zu finden und durch Kombination so das wirkliche Bild zu konstruieren. Auch ist es nicht so lange her, seit Abeken gestorben ist, daß es unmöglich wäre, aus der Erinnerung der Lebenden ergänzende Züge für seine Charakteristik zu gewinnen.

Schon bald nach Abekens Tode hat Moritz Busch in dem bekannten Buche „Graf Bismarck und seine Leute" eine Lebensskizze und Charakteristik von ihm entworfen, die dann in den „Tagebuchblättern" wiederholt worden ist, wie denn Busch bekanntlich sich selbst meisterhaft litterarisch zu plündern versteht. Man liest diesen Abschnitt über Abeken jedoch mit Unwillen. Busch ist zweifellos von Neid gegen ihn erfüllt, da er dem Fürsten Bismarck näher stand als er, und sucht ihn auf jede Weise klein und lächerlich zu machen. Dazu waren Busch und Abeken trotz einer gewissen Aehnlichkeit im äußeren Lebensgange grundverschiedene Naturen. Abeken ist 1809 geboren, aus alt-westfälischem Blut, Busch 1821 in Dresden. Beide haben Theologie studiert und sind weit umhergeworfen worden, der eine in Italien und im Orient, der andere hat Amerika bereist; Abeken wie Busch haben schließlich ihre Theologie aufgegeben, um in

*) Heinrich Abeken, Ein schlichtes Leben in bewegter Zeit. 2. Aufl. Berlin, Ernst Siegfried Mittler und Sohn. 8⁰. 544 S.



die Politik auszumünden, und schließlich haben sie sich am Tisch des Fürsten Bismarck getroffen, der eine als sein vertrauter Rat, der andere als einer der vielen, die er journalistisch brauchte, aber doch in bevorzugter Stellung. Beide haben den Fürsten bewundert und verehrt, wie es ihrer besonderen Anlage entsprach: Abeken in stiller Zurückhaltung bis an die äußerste Grenze seiner physischen und geistigen Kräfte dem Dienst des Gewaltigen hingegeben, unbedingt, bis über den Tod hinaus diskret, seiner Geistesrichtung entsprechend, bemüht, sich die Gestalt des Fürsten poetisch zu verklären und auch da, wo es ihn hart ankommt, alles zum Besten zu kehren. Busch hat das unwiderstehliche Bedürfnis, sich an ihn heranzudrängen, bemerkt zu werden, ein Wort zu erhaschen, das wie eine persönliche Teilnahme klingt, und ist bereit, sich ganz, ohne jede Einschränkung, sicuti baculus ac cadaver hinzugeben. Auch er ist diskret, solange der Fürst lebt, aber er bereitet von langer Hand die Indiskretionen vor, mit denen er entschlossen ist, nach dem Tode des Fürsten hervorzutreten. Er scheut sich nicht, zu diesem Zwecke Depeschen abzuschreiben oder zu excerpieren, die ihm nur dienstlich bekannt geworden sind; er zeichnet jedes Wort auf, das der Fürst in seiner Gegenwart spricht, vielleicht phonographisch genau, aber doch urteilslos, denn Scherz und Ernst, Zorn und Verstimmung, der rasche Einfall und die tief empfundene Betrachtung gelten ihm gleich. Der Phonograph haspelt das eine wie das andere in gleich heiserem Tone ab. Auch Busch ist, wie Abeken, ein receptives Ingenium, aber was er bei Bismarck zumeist bewundert, ist nicht seine große Seele, der hohe Flug seiner Gedanken, sondern die Kraft, gleichviel wie sie sich äußert, und er ist allezeit geneigt, ihren Aeußerungen diejenigen Motive unterzulelgen, die sich seiner eigenen Seelenstimmung anpassen lassen. So kommt es, daß trotz der mechanischen Treue in der Wiedergabe Bismarck'scher Aeußerungen Busch dennoch ein Zerrbild entworfen hat, das der Wirklichkeit genau so entspricht wie das Bild, das ein unregelmäßig geschliffenes Spiegelglas zurückwirft. Alles tritt in ein falsches Verhältnis: dies wird zu groß, jenes zu klein, hier dehnt sich das Bild unnatürlich in die Breite, dort schrumpft es zwerghaft zusammen; das Ganze aber ist eine Karikatur.

Auch Abekens Bild ist durch das Spiegelglas, mit dem Busch arbeitet, verzerrt worden, trotzdem lassen sich aber aus diesem Zerrbilde Züge erkennen, die uns die Persönlichkeit vertrauter und verständlicher machen. Zweifellos ist Abeken einer der in sich glücklichsten Menschen gewesen. Anlage und Erziehung haben in gleicher Weise dahin gewirkt. Der lebhafte, leicht fassende Knabe hatte das Bedürfnis, sich älteren Männern anzuschmiegen. Erst sind es Vater und Oheim, die seine Geistesrichtung bestimmen. Der Onkel ist Goethekenner, und von ihm nimmt er die Vorliebe für Goethe an, die ihn durch sein ganzes Leben begleitet hat; der Geist des Hauses ist ein positiv christlicher und die Bibel die Lieblingslektüre des Knaben. Auch ihr ist er bis ans Ende treu geblieben, und es scheint, daß er ohne jeden innern Kampf an der einmal recipierten

Lebensauffassung festgehalten hat. Auch die Studienjahre in Berlin, die ihn zum Theologen ausbilden, aber zugleich auf philologische und philosophische Studien, wie zum Studium von Kunst, Litteratur und neuen Sprachen führen, machen ihn in seiner Ueberzeugung nicht irre. Er konstruiert sich im Kreuzfeuer von Philosophie und Theologie eine eigene Meinung, die Konflikte ausschließt. Nicht was man glaube, sondern daß man glaube, darauf komme es an. Sein Verstand ist ihm die Waffe, mit welcher er zurückweist, was ihm seine Zirkel stört; die Empfindung, das Gefühl und der Wille, nicht anders zu sehen, als er es gewohnt ist, pflegen ihn zu bestimmen. Man möchte sagen, er habe die Art einer liebenswürdigen Frau, die sich von ihren vier Wänden das Unangenehme fern zu halten versteht.

In Berlin ist er offenbar gut eingeführt worden, da er zu Bunsen, Alexander v. Humboldt, Schleiermacher und überhaupt zu den besten Kreisen der Berliner Gesellschaft Zugang findet. Die Verschiedenheit der Ideale dieser Männer gestaltet sich ihm zu etwas Einheitlichem. Er scheint die Gegensätze kaum empfunden zu haben. Ganz glatt gehen so die Studienjahre hin. Wir bedauern fast, von keiner Thorheit, keinem kecken Studentenstreich zu hören. Er führt Tagebücher, arbeitet fleißig, nimmt die ästhetischen Genüsse der Residenz begierig auf und absolviert, noch nicht 22 Jahre alt, sein Licentiatenexamen. Dann geht der Glückliche nach Italien. Ich finde nicht, daß die Eindrücke, die Rom auf Abeken machte, irgend über das Gewöhnliche hervorragen. Ein der Schönheit und der Begeisterung offenes Gemüt äußert sich mit dem Enthusiasmus der Jugend etwa, wie jeder sonst in diesen Jahren es gethan hätte. Weder die Beobachtungen, die er macht, noch die Gedanken, die sich ihm aufdrängen, sind originell. Aber sie lesen sich recht gefällig und zeigen überall den wohlerzogenen, klassisch durchbildeten, gesitteten deutschen Jüngling. Wie ganz anders hat wenige Jahre danach der junge Viktor Hehn Italien auf sich wirken lassen: da ist alles originell, geistsprühend, lebendig, echte Sehnsucht und echtes Entzücken, eine Vertiefung dessen, was Geschichte, Kunst und Natur bieten, ein heiliger Schrecken vor den wunderbaren Gerichten der Weltgeschichte, während das alles sich bei Abeken freundlich und liebenswürdig zu einem wenig eindrucksvollen Bilde formt.

Das aber ist es, was uns ungeduldig macht: wir warten auf einen Gedanken, der uns zum Widerspruch reizt oder doch zu tieferem Nachdenken auffordert, und finden statt dessen korrekte Alltäglichkeit. Ganz dasselbe möchte ich von den Jahren sagen, die bis zu seinem endgiltigen Abschied von Italien im Jahre 1848 hingingen. Ist der Jüngling inzwischen zum Manne herangereift und durch seine Anstellung als Gesandtschaftsprediger in Rom in Amt und Verantwortung getreten, so tritt er uns doch auch jetzt nicht als etwas Selbständiges entgegen. Er steht unter dem vollen Einfluß des preußischen Gesandten, Freiherrn Josias von Bunsen und seiner trefflichen Frau, und blickt zu ihnen auf, wie er später zu Bismarck aufblicken wird. Er heiratet, wird

nur 15monatlicher Ehe Witwer, kämpft, als 1837 die Cholera in Rom
lusbruch kommt, tapfer gegen Aberglauben und Verzweiflung des Volkes
eht im übrigen still seiner Pflicht nach. Als dann 1838 Bunsen Italien
en, fühlt er sich völlig vereinsamt und vertieft sich in theologische Arbeiten,
n uns von dem Ideal einer Vereinigung von Katholicismus und Prote-
mus träumend zeigen. Gewiß ein Beweis, daß Abeken troß der täg-
Berührung mit der Wirklichkeit ihr völlig fremd gegenüber stand: wie
er sonst gerade in Rom sich in solche Phantastereien verirren können.
starb ihm der Vater, wenige Monate vorher hatte Friedrich Wilhelm IV.
reußischen Königsthron bestiegen; die großen Tage Bunsens begannen
uch Abekens Schicksal nahm damit eine neue Wendung. Er hatte unter
ns Anregung sich viel mit liturgischen Studien beschäftigt und damit den
kenkreis berührt, der den hochkirchlich gesinnten König beschäftigte. Dadurch
dem Könige persönlich nahe und gefiel ihm. Der Gedanke tauchte auf,
on der Theologie in die Diplomatie überzuführen, und schließlich mündete
vielen Schwankungen Abekens Schicksal dahin aus, daß er als Attaché
esandtschaft in Rom, mit königlicher Unterstützung, sich der Lepsius'schen
tion nach Aegypten und Anthiopien anschließen durfte.

Merkwürdig, wie leicht Abeken sein Predigtamt aufgab. Daß religiöse
l ihn dazu bestimmt haben sollten, ist wohl auszuschließen, denn wir
ihn bis in seine letzte Stunde gleich gesinnt; wohl aber ist es möglich,
n die Notwendigkeit drückte, die dogmatische Seite des Christentums von
wegen stärker betonen zu müssen, als seiner Ueberzeugung entsprach.
ist, daß er sich wie von einer Fessel befreit fühlte und die drei Jahre,
nun im Nilthal, am Sinai und in Palästina verbrachte, als eine glück-
Zeit dankbar hinnahm. Die wenigen Briefe, die uns aus dieser Zeit
ilt werden, zeigen ihn mit religiösen und ästhetischen Fragen beschäftigt.
hen nicht, wie weit er in die wissenschaftlichen Interessen eindrang, die
in so großem Sinn auffaßte.

Nach seiner Rückkehr blieb Abeken etwa anderthalb Jahre in Italien mit
atischen Arbeiten beschäftigt, wie sie einem Gesandtschaftsattaché zufallen,
zog er nach Berlin ohne feste Absichten und Aussichten. Sein kleines
gen reichte gerade hin, um ihn vor Not zu schützen, und das genügte
ei seinem anspruchslosen Wesen durchaus. An einer Reisebeschreibung
nd und in ägyptische Studien vertieft, überrascht ihn die Berliner März-
ion. Seine Briefe aus dieser Zeit sind anschaulich, aber nicht eigentlich
nd; mit warmer Empfindung steht er im Lager der Gegner der Revo-
aber selbst in diesen Tagen der Aufregung kommt ihm kein hartes oder
s Wort über die Lippen. Er suchte, wie die Herausgeber der Biographie
lleicht ohne es zu wissen — mit scharfer Kritik sagen, „nach allen Seiten
szugleichen", er lebte mit den verschiedensten Menschen aus allen Kreisen
auernder Freundschaft, ohne je von seiner innersten Richtung, weder in

politischer noch in religiöser Hinsicht, abzuirren. Für seinen ferneren Lebensgang aber wurde es von entscheidender Bedeutung, daß Arnim ihn zunächst als Hilfsarbeiter für die Schleswig-Holstein'schen Angelegenheiten in das Auswärtige Amt zog, und daß er dann am 18. Okt. 1848 zum Legationsrat ernannt wurde. Er hatte alle die Ministerwechsel durchlebt ohne anzustoßen, seine sichere Diskretion, seine Arbeitslust und seine Pflichttreue empfahlen ihn jedem neuen Chef; 1850 wurde er zum wirklichen Legationsrat befördert, und als solcher hat er im November 1850 mit Manteuffel die Fahrt nach Olmütz gemacht. Sie haben unterwegs sophokleische Chöre recitiert und danach die Olmützer Punktationen unterzeichnet.

Abeken hat bald genug gefühlt, daß sein Friedenswerk ein Unheilswerk war. „Der Krieg — schreibt er am 8. Dez. 1850 — ist abgewandt. Mittel und Wege zu weisen, um ihn abzuwenden, daran hatte ich mehr Teil, als ich sagen möchte; ich bereue es jetzt. Denn was ich für das Beste zu raten meinte, ist so ausgeführt worden, daß ein beinahe größeres Unheil daraus entstanden ist, als selbst der schwerste Krieg es hätte bringen können.“ Auch hier zeigt sich, wie unpolitisch Abeken dachte: nicht die Ausführung der Punktationen, sondern der Entschluß, nach Olmütz zu gehen, war das Entscheidende. Stand einmal fest, daß der Krieg vermieden werden mußte, so war das andere von untergeordneter Bedeutung.

Ueber die nächstfolgenden Jahre können wir schnell hinweggehen. Abeken schritt in seiner Carriere verhältnismäßig rasch vorwärts. Die persönlichen Beziehungen zu Friedrich Wilhelm IV. knüpften sich wieder an, und ebenso erschlossen sich dem feinfühligen und liebenswürdigen Mann die besten Kreise der Berliner Gelehrtenwelt und der Aristokratie. Besonders eng gestalteten sich die Beziehungen zum Olfers-Yorck'schen Hause. Es kommen die Tage der Regentschaft, der Tod Bunsens, die neue Aera unter König Wilhelm und endlich die wirklich neue Zeit: Bismarck und der Konflikt.

Die ersten Aeußerungen Abekens über ihn sind ziemlich kühl, erst Anfang 1864 scheint er erkannt zu haben, wie gewaltig der Mann war, der jetzt sein Herr war: „Er ist eine eiserne Natur, körperlich und geistig zum Herrschen geboren, von großen Eigenschaften.“ An den Abeken'schen Briefen läßt sich leicht erkennen, daß eine neue Luft im Auswärtigen Amte wehte. Der weise und vorsichtige, ästhetisierende Diplomat wird überraschend kühn und bestimmt in seinen Urteilen, aber in die letzten Gedanken seines Chefs ist er noch lange nicht eingedrungen.

Da Abeken nunmehr der ständige Begleiter des Königs auf dessen Reisen wurde, erkennen wir an seinen Briefen und Aufzeichnungen, wie Bismarck den König beeinflußt wissen wollte. Da, um diesen Zweck zu erreichen, Abeken bona fide sein mußte, erfuhr er von den Absichten des Ministers nicht mehr, als dieser zur Zeit für nützlich hielt. Es ließen sich dafür zahlreiche Beispiele anführen. So glaubt Abeken im Juli 1864, daß das gute Verhältnis zwischen

Oesterreich und Preußen von Dauer sein werde, weil es auf der Erkenntnis beruhe, „wieviel Preußen und Oesterreich einander sein sollen, sein können und sind." Dem Könige gefiel Abeken sehr wohl, und auch Bismarck war mit ihm zufrieden. Die Stellung entsprach genau Abekens Fähigkeiten: sein heiterer Sinn und sein reiches Wissen, die Freude, die auch er am Theater fand, dazu seine schlichte Frömmigkeit und erprobte Diskretion machten dem Könige seinen Umgang angenehm, während Bismarck sich darauf verlassen konnte, daß Abeken die ihm gegebenen Direktiven mit peinlicher Gewissenhaftigkeit ausführte. Dazu kam, daß Abekens politisches Urteil sich je länger je mehr in der Bismarck'schen Schule vertiefte. Er lernte die Dinge so zu sehen, wie sie wirklich waren. So ward er immer tiefer in die wichtigsten politischen Angelegenheiten mit hineingezogen. Er ist im Juni und Juli 1865 mit Bismarck in Karlsbad, im August mit dem Könige in Gastein gewesen, und fortan ist keine der großen Entscheidungen in der preußischen Politik erfolgt, an welcher er nicht direkt oder indirekt seinen Anteil gehabt hätte.

In der kurzen Zeit der Windstille, die zwischen Gastein und Königgrätz liegt, hat Abeken sich dann eine wirkliche Häuslichkeit begründet. Im Mai 1866 vermählte er sich mit Hedwig von Olfers, Ende Juni folgte er dem Könige und Bismarck nach Böhmen. Die Briefe aus den Kriegstagen sind eine sehr erfreuliche Lektüre. Sie erzählen uns nichts wesentlich Neues — dazu war Abeken auch in den vertrauten Briefen an seine Frau viel zu diskret — aber sie erzählen auch nichts Falsches (was seltener ist, als man insgemein annimmt) und geben dabei sehr lebendige Detailschilderungen. Die trotz allem fortdauernde Unsicherheit im politischen Denken Abekens tritt freilich auch hier zu Tage. Am 22. Juli schreibt er aus Nikolsburg: „Ich kann nicht leugnen, daß es meinem Gefühle weh thut, Oesterreich aus Deutschland scheiden zu sehen. Man muß keine Gefühlspolitik treiben und die Realitäten nehmen, wie sie wirklich sind." Da haben wir die Atmosphäre der Paulskirche und das scharfe Wehen des Bismarck'schen Geistes hart nebeneinander. Am 26. Juli aber schreibt derselbe Abeken: „Heute sind die Friedenspräliminarien mit Oesterreich abgeschlossen, mit einer Mäßigung, die meine Vernunft bewundern muß, während sie meinem Gefühl fast widerstrebt. Aber nicht das Gefühl, sondern die Vernunft muß in der Politik entscheiden ..." Jetzt also thut es ihm weh, daß jenes Oesterreich, das er nur schmerzlich aus Deutschland scheiden sah, nicht härter angefaßt wurde! Der Schlüssel zur Lösung des Widerspruchs ist leicht zu finden. Der Vordersatz entspricht der Meinung des Königs, der Nachsatz giebt den Bismarck'schen Gedanken, und wir wissen ja genau, wie hart der König und der Ministerpräsident vor Abschluß des Nikolsburger Friedens aneinander kamen. Am 27. Juli ist ihm wieder das Ausscheiden Oesterreichs aus Deutschland „fast zu viel", so daß wir ihn wieder auf dem Standpunkt von 1848 finden. Die Jahre 1867 bis 1870 gingen für Abeken ruhig und glücklich hin; da er meist mit seiner Frau vereint sein

konnte, ist die Korrespondenz nur wenig ausgiebig. Von der Luxemburger Krisis erfahren wir z. B. mit keiner Silbe. Um so reichhaltiger sind die Schlußkapitel, welche uns vom Juli 1870 bis zu seinem Todestage, dem 8. August 1872 führen.

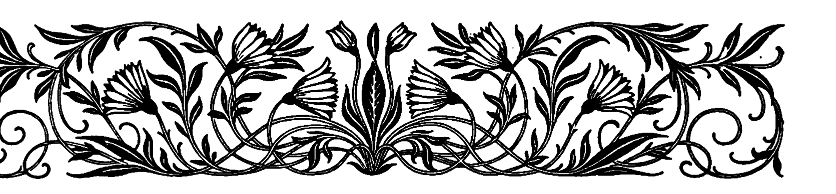
Er war in Ems bei König Wilhelm, als Benedettis Auftreten die Entscheidung brachte, die zum Kriege führte. Die „Abeken'sche" Depesche an Bismarck war es, die in den Händen des Meisters zur Fanfare wurde, welche ganz Deutschland zum Kampf rief. Dann ist er im Königlichen Hauptquartier gewesen, bis alles glorreich zu Ende geführt war. Man muß die Briefe lesen, die er unter den großen Eindrücken jener Tage geschrieben hat, groß auch für ihn, dem die Aufgabe zufiel, zwischen Bismarck und dem Könige das Bindeglied in all den wichtigen geschäftlichen Fragen zu sein, welche die eilenden Stunden brachten. Auch in diesen Briefen wahrt Abeken die nie überschrittenen Grenzen einer Diskretion, die ihm Gewissenspflicht war, und auch in diesen Tagen der Aufregungen und der steten Reibungen kommt ihm kein böses und kein ungerechtes Wort in die Feder. Wo er meint tadeln zu müssen, schließt gewiß ein versöhnendes und entschuldigendes Wort die Gedankenreihe. Selbst für Moritz Busch, der ihn wahrlich nicht schonte, hat er keine bitteren Gedanken. Es finden sich dagegen in dieser Korrespondenz köstliche Stellen für die Charakteristik der Beziehungen zwischen dem Könige und Bismarck, und Abeken hat nie versäumt, wo er einen schönen Zug fand, ihn aufzuzeichnen. Es ist, mit Busch verglichen, die entgegengesetzte Seelenstimmung.

Als er vom Kriege mit dem wohlverdienten eisernen Kreuz heimkehrte, war aber seine Kraft bereits halb gebrochen. Er hatte vor Paris zu viel gearbeitet, freilich ohne je darüber zu klagen; aber Bismarck selbst hat es bezeugt, wie leistungsfähig und arbeitsfroh der Unermüdliche war. Nach der Rückkehr aus Frankreich kam dann eine nicht mindere Arbeitslast infolge der „Nachwehen" des großen Krieges und des am Horizont aufsteigenden Kulturkampfes. Schließlich versagten dann die Kräfte. Ganz plötzlich. Am 14. Mai 1872 traf ihn ein Schlaganfall, dann flammte die Lebenskraft noch einmal auf; fast ohne Kampf ist er dann am 8. August aus dieser Welt geschieden.

Gewiß ein vortrefflicher Mensch und ein Geist, der seinen Glauben und seine Liebe allezeit durch die That zu bekunden bemüht gewesen ist. Vom Leben hat er nur die edeln Seiten zu erfassen und zu genießen gesucht. Er ist kein Staatsmann im großen Sinn des Wortes gewesen, auch nicht eigentlich ein politischer Kopf. Aber ein unübertrefflicher Beamter für die Stellung, die er auszufüllen berufen war. Auch hat er nie nach Weiterem gestrebt. Er schied dankend und befriedigt aus einem Leben, das er nicht umsonst gelebt hat. Die besten Männer seiner Zeit sind seine Freunde oder doch seine Gönner gewesen. Außer Moritz Busch wird er keinen Feind gehabt haben. Aber der war ein Neider.

April 1899.





Cartesius in Neckarzimmern.

Ein Ferienerlebnis im Neckarthal.

Von E. J.

An den lichten, vollmonddurchfluteten Nachthimmel ragte der mächtige Turm des Hornbergs; auf den Weinbergen, wo die Freiherren von Gemmingen den trefflichen, aber etwas heimtückischen Rotwein ehen, auf dem Herrenhaus, auf den Dächern des behaglich ruhenden Orts, ıf der prächtigen Dorflinde, auf den Felsen der heiligen Notburga und auf m ruhig flutenden Neckar lag schimmernder, silberner Glanz; leichte weiße achtnebel erfüllten das Thal, den Neckar hinauf, wo am Tage in der Ferne e Zinnen der hochgebauten Stadt Wimpfen sichtbar werden.

Ich lag im Fenster des Gasthofs zur Schwane, mich freuend all der racht, und dachte an ein Gedicht von Gottfried Keller, wovon mir nur noch e paar Worte erinnerlich waren:

> Trink, solang die Wimper hält,
> Von dem Ueberfluß der Welt.

Mittelgebirge, Burg, Schloß, Dorflinde, Kirche, Fluß; typische mittel-eutsche Gegend, nach der Einteilung von Riehl; individualisiertes Land, wo ch alle Verschiedenheiten der Bodengestaltung, alle wesentlichen Formen des enschlichen Zusammenlebens im kleinen und in einer gewissen Abgeschlossenheit ısammenfinden: Lehenswesen, Kirche, Dorfgemeinde, der völkerverbindende Strom ıf den Verkehr und das Ganze hinweisend; im Gegensatz zu den geographisch ie volklich mehr im großen stilisierten Massen der niederdeutschen Tief- und er bayerischen Hochebene.

Hier haben alle die verschiedenen Kulturfermente, die auf diese uralte stätte menschlicher Siedelungen eingewirkt haben, irgendwie ihre Spuren hinter-ssen: drüben in Wimpfen haben die Römer gehaust, und noch steht von ihnen der alten Stadtmauer ein nach ihrer Weise für die Ewigkeit gebauter Turm. Dicht daneben stehen die prächtigen Reste einer romanischen Pfalz, von Friedrich

dem Zweiten, dem Hohenstaufen, gebaut; dort in Gundelsheim ragt ein mächtiges Schloß des deutschen Ordens, der hier auf eigenem Gebiet saß und an eine ganze Reihe verschiedener Souveränitäten grenzte, Reichsstädte, Wimpfen und Heilbronn, große Herren wie die Pfälzer, und kleinere und kleinste; klassische mitteldeutsche Zersplitterung. Im Thal bei Wimpfen steht eine Kirche, von einem „in der Stadt Paris in Franzien" gebildeten Baumeister auf welsche Art erbaut, mit einer anderen in Trier die früheste gotische Kirche in Deutschland; an einem mittelalterlichen Bauwerk in Wimpfen hat man die Einflüsse römischer Bautechniker erkennen wollen; von überall her kreuzen sich hier die Kultureinflüsse.

Und nun braust die Bahn vorbei, der Kettenschlepper rasselt auf dem Fluß, und drüben in Hochhaus neben der Kapelle der heiligen Notburga mit dem uralten, einst wunderthätigen Grabmal, rauchen die Schlote; auch die neue Zeit dringt, und wiederum in dieser mitteldeutsch individualisierenden Weise, die Industrie disklociert, nicht in großen Centren zusammengeballt, in diese Thäler; auch diese Zeichen, wie zu hoffen steht, eine höhere Stufe bedeutend dieses alten Bodens und seiner allemannischen oder fränkischen Bewohner; als Goethe einmal in der Schweiz ein ganz von arbeitenden Fabriken und rauchenden Schloten erfülltes Thal sah, sagte er zu seinem Begleiter, nie habe er eine schönere Gegend gesehen.

Droben auf dem Hornberg hat Herr Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand die Geschichte seines Lebens geschrieben oder vielmehr diktiert; schwer mag er dabei den Wechsel der Zeiten und des Vaterlandes Not bedacht haben, wo das Alte sich auflöste, wo alles miteinander im Streit lag, und für den, der noch im Phänomen stand, die neuen Formen noch nicht sichtbar waren.

Aber die Sommernacht war heiß und ließ wenig Lust zum Zubettgehen aufkommen; ich stieg hinunter in die Wirtsstube und ließ mir noch einen Clevner reichen, so geheißen nach der Stadt Chiavenna im Welschland, zu deutsch Cläven, und ihrer Traubensorte; aber gewachsen im badischen Oberland; einen Wein, den der erfahrene Mann, wenn er ihn haben kann, dem Neckarwein und dem den Neckar heraufkommenden Pfälzer vorzieht, ob seines einheitlicheren und weniger hitzigen Charakters.

Die Lampe funzelte in dem niederen Zimmer und zeichnete auf den hölzernen Wirtstisch einen helleren Kreis, der sich nur kümmerlich gegen das voll zum Fenster hereinflutende Mondlicht hielt. Die leidlich erfreuliche Wirtin that trotz der späten Nachtzeit ihr Möglichstes, um den einsamen Gast zu unterhalten, der seinerseits ein Bedürfnis nach dieser Konversation nicht allzu heftig empfand. Da öffnete sich die Thür und herein trat ein fremdartig aussehendes Paar: er ein hoher Mann, mit tiefschwarzen Augen, Haaren und Vollbart, äußerst lässig und gänzlich individuell und nach eigener Mode gekleidet; sie braun, rund, moppelig, lebhaft und mit einigem Schick angezogen; untereinander sprachen

beide französisch; sie bestellte bei der Wirtin in offenbar als Muttersprache erlerntem Deutsch.

Nur sehr allmählich knüpfte sich eine Unterhaltung zwischen uns an; sie sprach zwar deutsch, er aber nur französisch, konnte gewiß auch kein Deutsch; ich meinerseits halte es nicht für notwendig, daß jeder Deutsche dem Fremden gegenüber den vereideten Dolmetscher spielt. Er ist Maler, lebt in Paris und macht mit ihr eine Ferienreise in die Neckargegend. Wir sprechen, stets unter dolmetschender Mitwirkung des Weibchens, von Bildern, die wir beide kennen in Basel, im Louvre. Er macht schon mehrere Jahre seine Vakanzen in Süddeutschland; er kennt München und preist seine Galerien; er ist erfüllt von Dürer, den er in München, und Holbein, den er in Basel näher kennen gelernt, besonders von letzterem, der in französischen Galerien nur sehr wenig vertreten sei und den man nur hier kennen lernen könne; ich füge hinzu: und in England, und erinnere an das wunderbare Bildnis der Herzogin Christine von Mailand in der Nationalgalerie, das er auch kennt und als eine unerreichte Spitze der malenden Kunst bezeichnet; on ne peut pas aller plus loin, meint er.

Das Eis ist gebrochen; die Freude über das unverhoffte Finden einer anregenden Unterhaltung, der ganze Sonderbarkeitsreiz der Lage, daß in dieses nächtliche Neckardorfwirtshaus ein Pariser Maler hineinschneit, das alles wirkt zusammen, um eine möglichst friedliche Stimmung zu erzeugen; das arme Weibchen wird von seiner Dolmetscherdienstleistung befreit und die Unterhaltung geht französisch weiter.

Ich erwähne ein paar Bilder von Bastien-Lepage und von Dagnan-Bouveret und bewundere sie; er macht dabei eine Bemerkung, wegen der man übrigens in jungen Münchener Künstlerkreisen heute noch die Gefahr gröblichster Injurien laufen würde, die jedoch sehr viel Richtiges hat: er meint, so bewunderungswürdig jene Meister ihre Kunst beherrschten, es sei doch in gewissem Sinne, um es einmal etwas übertrieben auszudrücken, eine Kunst der Hand. Schulung, Wiedergebungsfähigkeit, Können stünden auf der allerhöchsten Stufe, aber man empfinde einen gewissen Mangel an Subjektivität, an individuellem Menschentum, an dem, was einer Eigenes zu sagen hat.

Gerade deshalb konnte die deutsche Malerei und hat sie so viel von den Franzosen gelernt, die, bei ihrer straffen Centralisation und dem dadurch hervorgerufenen Wettstreit, bei der intensiven Kunstpflege eines reichen und prachtliebenden Landes, und dem erziehenden Einfluß, den eine zahlreiche und gebildete Liebhaberschaft ausübt, den unendlichen Vorteil alter Schulung und ununterbrochener Tradition in hohem Maß besaßen. Aber Schule und Individualität sind einander bis zu einem gewissen Grade feindlich; jene macht gleich; wie sie den Durchschnitt erhöht, drückt sie das Außerordentliche, und beides durch dasselbe Mittel, durch Tradition und Vorbilder. Ebenso gewiß, wie die französische Malerei im ganzen vielleicht heute noch und vor zwanzig

Jahren zweifellos auf einer höheren Stufe des Könnens steht oder stand, ebenso zweifellos haben sie in dieser Zeit unseren ganz Großen, Menzel und Böcklin, und Max Klinger und vielleicht noch Lenbach, keine gleich starken Individualitäten an die Seite zu stellen. Ueberhaupt scheint übrigens ihre höchste Begabung mehr nach der plastischen als nach der specifisch malerischen Seite zu liegen, wie sie ja denn in der Geschichte der Malerei sehr spät auftreten: zu einer Zeit, wo Deutschland eine künstlerisch höchststehende Malerei von ausgesprochener Eigenart hatte und zum Teil schon gehabt hatte, importierte Franz der Erste Kunst und Künstler noch direkt aus Italien (Fontainebleau).

Wie scharf spricht sich doch in den differenziertesten geistigen Aeußerungen eines Volks die nationale Art aus. Wir halten eine gewisse Schrankenlosigkeit, ein gewisses Nicht-ganz-ausgeglichen-sein von Subjektivität und Vollbringen, und einen Ueberschuß der ersteren für deutsch; daß große Menschen von jeder Qualifikation doch schließlich mehr an dem gemessen werden sollen, „was sie sind", als an dem, „was sie thun". Und wie zeigt sich dieses Uebergewicht an Persönlichkeit deutscher-, das Uebergewicht an Schulung, an künstlerischer Selbstbeherrschung französischerseits doch auf allen Gebieten: so in der Litteratur, und nicht nur in der des siebzehnten Jahrhunderts; zeigt nicht auch der realistische französische Roman von heute einen merkwürdigen Zug von Uniformität, von einem gleichmäßigen Ueberwiegen des Schilderns, des Sachlichen, des Könnens, welches die Individualität des Schreibenden fast verschwinden läßt? Extremer Gegensatz: Wilhelm Raabe. Und selbst die sachlichen Typen werden, weil ja alles ausschließlich aus einer Quelle, aus dem Leben einer Stadt schöpft, uniform, unter ihnen besonders häufig der Typ des erfolgreichen Financiers; bekanntlich ist unter modernen wirtschaftlichen Verhältnissen die Republik die mammonistische Staatsform.

Ich bitte um Vergebung für die Abschweifung; wir sitzen ja immer noch in mitternächtiger Stunde zu dreien am hölzernen Tisch in der Wirtsstube zur Schwane in Neckarzimmern.

Ziemlich plötzlich und absichtlich bringt der Schwarzbärtige die Rede auf Philosophie und speziell auf Cartesius und fragt schließlich fast brüsk: Est-ce que vous êtes philosophe? Die stolze Betitelung natürlich ablehnend, muß ich zugeben, daß ich mich philosophischer Studien beflissen und in solchen promoviert habe, worauf der Schwarzbärtige mit dem Rufe: „Ah, c'est vous" aufspringt und hinausstürzt. Ich mag ein etwas verdutztes Gesicht gemacht haben, denn das Weibchen fühlte sich bemüßigt, diesen eigentümlichen Abgang aufzuklären. Ich erfuhr jetzt erst, daß sie auch in einem Bauernhause in diesem Ort kampierten; er war dahin gestürzt, um ein Buch zu holen, sein Vater habe ein philosophisches Buch geschrieben und den Sohn gebeten, wenn er in Deutschland einen philosophe allemand träfe, es diesem zu geben, damit er es lese und womöglich eine Besprechung in eine deutsche Zeitschrift bringe; die Deutschen seien ein philosophisch so gebildetes und in dieser Wissenschaft so maß-

gebendes Volk, daß jeder philosophische Schriftsteller den Wunsch hegen müsse, ihnen seine Werke vorzulegen.

Indem kam auch der Schwarzbärtige mit einem gelben Bändchen wieder, das er mir mit den eben gehörten Erklärungen übergab; ein zunächst etwas überraschendes und unwahrscheinliches Accident, daß man in einem Dorfwirtshaus am Neckar zu mitternächtiger Stunde französische philosophische Schriften zur Beurteilung überreicht bekommt; je nun, man soll alle Wechselfälle des Schicksals mit gleichem Mut ertragen. Viktor Sidermann, La faillite de la science — sie reden eben viel von faillite, débâcle etc. — nennt sich das Buch; der Name des Verfassers ist ein angenommener.

Die Vorrede knüpft an an den bekannt gewordenen Aufsatz des Herrn Brunetière von der Akademie in der Revue des deux mondes, in dem er den gänzlichen Zusammenbruch der Wissenschaft und der Hoffnungen, die man auf sie gesetzt hatte, für eine unbestrittene Thatsache erklärt und in der Rückkehr zum Katholicismus und Bibelglauben, einschließlich der mosaischen Schöpfungsgeschichte und Aehnlichem, das einzige Heil sieht.

Schon hier zeigt sich eine gewisse Differenz zwischen deutschem und französischem Empfinden und vor allem Bedürfnis, für uns sind die Ausführungen und besonders die Gegenüberstellung des Herrn Brunetière von keinem Belang; sie erscheinen uns sehr kindlicher Natur, denn für uns sind eben Wissenschaft und Glauben in einem gereinigten Sinne durchaus keine Gegensätze, wir haben nach der „fameuse reconciliation entre la science et la foi“, von der Herr Sidermann spricht, gar kein Bedürfnis, weil Wissenschaftlichkeit durchaus nicht an sich zu materialistischen und religionslosen Auffassungen zu führen braucht, und zweitens, weil uns Glaube, Religion nicht identisch mit diesem oder jenem positiven christlichen Bekenntnis ist.

Die französische Bildung zeigt immer noch die charakteristischen Züge des achtzehnten Jahrhunderts; die Aufklärungszeit war die eigentliche geistige Heldenzeit Frankreichs. Und wenn inzwischen die Uhr des europäischen Geisteslebens weiter gegangen ist, so nimmt doch gerade das französische Volk fremde Einflüsse nicht allzu willig auf; überhaupt aber ist wohl Rationalismus im Denken eine gallische Eigenschaft. Und so zeigt heute noch der gebildete Franzose des Durchschnitts vielfach die materialistisch mechanischen Auffassungen der Aufklärungsphilosophie. Die Bildung und gesamte Anschauungsweise des Deutschen dagegen beruht auf den Gedanken der Goethe'schen Zeit; das Ergebnis der von dieser datierenden deutschen Epoche der europäischen Wissenschaft und des europäischen Geisteslebens ist aber nicht der atheistische Skepticismus und Materialismus der Aufklärung. Wohl ahnen wir und suchen die Herrschaft verstandesmäßig zu bewältigender Gesetze in aller Erscheinung. Aber wir haben darüber nicht verlernt, uns „vor dem Unerforschlichen zu beugen“; wir sind uns bewußt, daß auch heute, nach so langer Arbeit und manchem Erfolg, doch das, was wir wissen von der Welt, das Unbegreifliche und Wunderbare etwa so viel ver-

mindert, wie der Eindruck, den wir mit dem Nagel in eine Metallkugel zu machen versuchen, die Masse dieser Kugel. Und darum beeinträchtigen uns diese Arbeit der verstandesmäßigen Bewältigung und ihre Fortschritte in keiner Weise jene Grundstimmung, sagen wir, wie die Leiter der Erziehungsprovinz in den Wanderjahren, der obersten Ehrfurcht.

Zweitens aber haben wir auch von dieser einen ganz anderen Begriff als Herr Brunetière; das deutsche Volk, das sich den stolzen Namen des Volks der Ketzer verdiente, weil es in dem Wichtigsten, was es für den Menschen giebt, sich nicht mit Formeln begnügen wollte, sondern mit Schmerzen und Kämpfen nach Ueberzeugung rang, das muß einen andern Begriff von Religion haben, der nicht an dem Fürwahrhalten der mosaischen Schöpfungsgeschichte hängt, und noch an vielen andern Dingen nicht. Für uns, für das Volk der Reformation, giebt es durchaus nicht nur diese zwei Wege: entweder Wissenschaftlichkeit, damit aber auch materialistische und egoistisch-utilitarische Welt- und Lebensauffassung, oder aber Religion, damit aber auch gänzliches Abthun alles selbständigen Denkens und Festnageln des Heiligsten, was der Mensch hat, seiner ethischen Ueberzeugungen und metaphysischen Vorstellungen, auf einer zufälligen, historischen, Jahrtausende der Entwickelung zurückliegenden Stufe. Jener Gegensatz des Herrn Brunetière, den auch der einfache General, nach seinem Verstande, einmal ähnlich gebildet hat, besteht eben für uns nicht in dieser Weise; das deutsche Volk wird auf die Dauer die Fähigkeit und den Wahrheitsmut des Protestierens nicht verlernt haben.

Den ersten Teil des Werkes des Herrn Sidermann bildet eine Kritik der Meditationen und der natürlichen Religion des Herrn Jules Simon, als der Doktrin des Deismus im Universitätsunterricht; dieser Teil des Buches will darthun, daß diese allerdings vor einer ernsthaften Prüfung nicht bestehen kann. Unsereinen mutet an diesen Ausführungen gegen Descartes manches etwas eigentümlich und sehr antik an; vielleicht liegt das aber auch an mir, denn ich muß gestehen, daß ich diese Partie des Buchs nur sehr flüchtig gelesen habe; die Bekämpfung des ontologischen Beweises trifft, wie mir scheint, nicht den Kern der Sache, den eigentlichen Denkfehler dabei, wie ihn Schopenhauer herausgeschält hat. Die Tiefe und Neuheit des cartesianischen Gedankens, des Ausgangspunktes der modernen Philosophie, scheint Herr Sidermann nicht ganz zu fassen; einige Ausführungen gegen den Idealismus erinnern an Dorguths sogenanntes, von Schopenhauer oft verspottetes Treppenargument.

Ein zweiter, nur ein Dutzend Seiten einnehmender Teil betitelt sich Apologie des Atheismus, und nimmt diesen gegen den Vorwurf des Unmoralischseins in Schutz; man könnte diesen faktisch ja unerlaubt thörichten Vorwurf wohl etwas gründlicher anpacken; Herr Sidermann macht merkwürdigerweise nirgends den naheliegenden Hinweis auf die hohen ethischen Erfolge atheistischer Religionen, wie des Buddhismus; übrigens begegnet man auch hier Auffassungen,

die noch dem Rationalismus und dem achtzehnten Jahrhundert angehören, so einem gänzlich oberflächlichen Begriff von Religion.

Der dritte Teil der Schrift nennt sich Le salut par la religion; er knüpft an das Buch eines Abbé Bougaud: „Le christianisme et les temps présents" an und polemisiert kapitelweise gegen dieses.

Man ist sich am Schlusse des Buchs nicht ganz klar darüber, was Herr Sidermann auf die in der Vorrede angeschlagene Alternative des Herrn Brunetière eigentlich will. Herr Sidermann ist vor allem Skeptiker; er will im ersten Teil den Zusammenbruch des wissenschaftlichen Deismus darthun; er will im folgenden darthun, daß ein Wiedererstarken der Religion, wie sie der Abbé Bougaud verlangt und prophezeit, nicht wahrscheinlich sei, glaubt im übrigen, daß die Religiosität durch philosophische Untersuchungen weder gehemmt noch gefördert werde, und fordert größere Freiheit der Kulte, als sie unter der Republik bestehe.

Er spricht gelegentlich von politischen Verhältnissen, wobei sich mit der Phrase von 1789, die in Frankreich, abgesehen von den allerhöchsten Spitzen, wie Taine und Renan, immer noch dogmatischer Sanktion zu genießen scheint, auch ein gewisser Grad von Erkenntnis der Mängel ihrer heutigen Zustände vereint; die arme, fossile, individualistische Ansicht der Encyklopädisten vom Wesen des socialen Zusammenlebens und dessen alleinigen Bewegern, dem egoistischen Interesse und der crainte des represailles der Individuen, kehrt wieder (S. 305). An einer anderen Stelle bringt er das bekannte materialistische Witzchen, daß das Gehirn den Gedanken absondere, wie die Nieren den Urin; daß das der Würde und Hoheit des Denkens zu nahe trete, ist allerdings, wie Herr Sidermann hervorhebt, kein Argument; aber wie kann man den plumpen, handgreiflichen Fehler übersehen, der darin steckt, nämlich, daß etwas Raumerfüllendes mit etwas, dem diese Qualität abgeht, ganz glatt, und als ob das so einfach wäre, zusammengethan wird.

Rationalistische Religionsauffassung, Individualismus, Materialismus, alles Merkmale der Denkart des achtzehnten, des französischen, des Aufklärungsjahrhunderts. Aber die Zeit hat seitdem nicht still gestanden, und schon ist das neunzehnte, in geistiger Hinsicht das deutsche Jahrhundert, seinem Ende nahe. „Die Geschichte der Wissenschaften ist eine große Fuge, in der die Stimmen der Völker nach und nach zum Vorschein kommen", heißt es einmal im Wilhelm Meister. Herr Sidermann ist von der späteren Entwickelung des europäischen Geistes, von den Gedanken der deutschen Klassik, der Herder, Goethe und ihres Kreises, zu dem wir noch Carlyle rechnen, nur wenig berührt worden, obwohl, nach dem Zeugnis von Landsleuten des Herrn Sidermann, wie H. Taine, gerade jene Gedanken das Pensum des Jahrhunderts bilden.

Es war Abend geworden, als ich das Büchlein, das mir der Schwarzbärtige am Tage vorher übergeben hatte, zu Ende gelesen hatte; ich saß auf halber Höhe des Hungerbergs, da, wo die Schleife, die der Neckar um ihn

bildet, am engsten zusammengezogen ist; im roten Abendsonnengold glühten gegenüber am andern Ufer die Türme des Städtchens und Schlosses derer von Hirschhorn, das sich so wunderbar malerisch an seiner Berglehne aufbaut. Ich hoffte den Schwarzbärtigen im Quartier wieder zu treffen und freute mich auf die Unterhaltung, doch konnte ich den Wunsch nicht ganz unterdrücken, er möge mir nicht jeden Abend ein philosophisches Büchlein zu überreichen haben.



Die Fiedel.

Von

Paul Quensel.



Armselig und leidvoll
Sein bleiches Antlitz.
Doch die Augen erglänzten
In namenloser,
Erdfremder Glut.
Und seine Stimme,
Wie Lenzwind war sie,
So milde, so mächtig:
„Durch Eiswind ging ich,
Durch sperrende Feuer,
Für euch, ihr Leute,
Die Sonne zu suchen!"

Aber die Leute
Lachten des Mannes,
Trieben ihn aus,
Und nur die Kinder
Folgten ihm zagend
Und lauschten in Andacht
Hinter den Zäunen.

Mit zuckender Lippe
Durch webenden Dämmer
Dann wankt er,
Bis verflackert die Kraft.

Und am Waldrand,
Einsam, klaglos —
Ist er gestorben.

Aus seiner Brust
Grünte empor
Ein dunkler Tannenbaum,
Des Holz in den Händen
Des kunstreichen Meisters
Zur Fiedel sich schmiegte.

Im Saale voll Gleißen
Und Leuchten und Düften
Klagt sie in Inbrunst
Und Wehmut ihr Leid.
Und was man verhöhnt
In dem Munde des Mannes:
In Töne-Rede,
In Lieder-Worten
Durchbraust es den Raum
Und weckt auf dem Herzgrund
Der reichen, geputzten
Verständigen Leute
Ein dämmernd Entfalten
Des Sühne-Begehrens,
Ein kindheitseliges
Frohes Verlangen,
Die Pfade zu ziehn
Des verstoßenen Mannes,
Der die Sonne gesucht
Und am Walde verdarb ...





Das selige Ende der Matzebill.

Von

Oskar Kreutzberger.

❧

Wer is tot?!"

„Still doch! — Pschscht! — Aber Ollsche! — Wirst du wohl!"

Gerade als das bekannte schwarze Etwas kalt vornehm aus dem Hausthor drüben schwankte — der alte tote General v. Bandelitz kam von seiner letzten diesseitigen Parade —, wurstelte sich eilends ein hüstelndes, keifendes, pappelndes Figürchen durch bis vor die erste Reihe der Gaffenden.

„Platz! die Matzebill will mit! — Ach, die denkt nicht dran, die ist ja erst knapp hundert! — Die ‚ewige Jugend' will präsentieren vorm alten Bandelitz!"

Die ewige Jugend war nicht viel mehr als ein uralter, völlig verrotteter Tuchmantel, eine dito Kapuze und ein Altfritzenstock, mit dem sie keineswegs präsentierte. Sie brauchte ihr bischen Leben anderweitig: um zwei sehr schmale, schwärzlich zersprungene Lippen und zwei sehr winzige, rotgeränderte Aeuglein in fieberhafte Bewegung zu setzen.

Sie hat nun begriffen. Du liebes Gottchen! Der Bengel, der Bandelitz! Wie er Leutnant war, da war sie schon alt und Witwe. Sie beguckt sich voll Interesse den ganzen Kram: die vier Pferde in Trauer — das eine hat 'nen weißen Fleck am Hinterbein; nicht schön das, nicht vornehm! Hähä, sie sieht noch scharf und das hat sie gleich gesehn (im Vertrauen, sie irrt sich!) —, dann die mächtigen Kränze, die Palmen, die Schleifen, die Orden, und den blanken Pickelhelm, aus dessen Spitze die Sonne eines ersten wirklichen Frühlingstags einen Sprudel gelblicher Fünkchen lockt. Und nun das Gefolge: die reinen bunten Uniformen mit feinen Offizieren und Kadetten drin; hatte Bandelitzens Bodo doch mit der Zeit 'ne Menge Nachkommenschaft gekriegt. Und ihr letzter Enkel — ach je! Der Fritz — oder war's der Lepold? — lag schon seit Stücker zwanzig Jahren draußen. Aber nun geht die Musike an. ‚Jesus, meine Zuversicht' ist's nicht, aber doch auch sehr hübsch, sehr traurig, gewiß was Teures. Und nun auch noch Wagen, eins, zwei, drei, vier, fünf; eins is

zwar man bloß 'ne Droschke, und der eklige Kerl, der Lude Pampel, kutschiert, der sonst bei jeder Gelegenheit ‚Matzebill!' hinter ihr heruzt, und selbst jetzt scheint er's ihr mit den dicken Glotzaugen zuzurufen, daß sie ihm am liebsten eins hinaufgelangt hätte. Doch auch der ist nun vorbei, und die Sache sieht doch im ganzen recht vornehm aus. Ach Gott, ja! Sie seufzt.

Die Zuschauer schlendern mit oder gehn sonst ihrer Wege; die ewige Jugend nur steht da am Gossenrande, mummelnd, hüstelnd, kopfwackelnd, den matten Blick nicht von dem St. Elmsfeuer der hochragenden Helmspitze lassend — — bis es um eine Straßenecke erlischt und zugleich als leuchtender Tropfen an ihrem kümmerlichen Näschen hinabrinnt. Ja, ja, das angestrengte Gucken in der scharfen Frühlingsluft! Oder ist's was anderes, was diesem eingedorrten Gerippleln solchen Tau entpreßt? Die unklare Sehnsucht vielleicht nach einem gleich schönen Sterben, oder gar einem gleich schönen Begrabenwerden!?

Matzebillchen, Matzebillchen! Du weißt doch, was ein Spitalsnasenquetscher unter den Särgen ist!!

* * *

„Du wirst dir die Beine erkälten, Matzebill," sagt jemand. Unsinn! Sie hat immer kalte Beine!

„Ach — der Herr Kommerzienrat sin es —" sie erwacht — „die wunderschöne Leiche, Herr Kommerzienrat! Haben Sie sie auch gesehn?"

„Natürlich!"

„Herrje, herrje! Das hätten Sie sich aber doch mit besehn müssen, schönster Herr Kommerzienrat!" — Sie hatte wohl wieder 'mal nicht verstanden. — „Zu schön, zu schön! Erst in die fufzig un Gen'ral, un so viel Leul' um ihn rum, un acht Pferde vor un der junge Diakonus Bremer hinterher — so'n hübsches Kerlchen, der Herr Diakonus, ach ja! — un so'n schöner Tag, un so 'ne Masse lackierte Kutschwagen, Herr Kommerzienrat — un der Pampel, un wenn ich dem nich nächstens eins übers Kreuz gebe, dann giebt's keine Gerechtigkeit mehr. Ich bin nich von die Gass' aufgelesen, Herr Kommerzienrat. Mein ältster Bruder — Gott hab ihn selig! — war auch unters Militär, un die zerrige Stange, die Siebentrittsche is'n Beest, so'n rechte Hämische is sie — ein Fahrer bei die Train is auch'n Mensch, Herr Kommerzienrat, nich wahr? — un die Kröte meint — —"

„Nun hör aber auf, Matzebill, nun kommst du wieder ins Petzen! Ei ei!"

Der Herr Kommerzienrat stieg verdrossen seiner Wege. Die Alte aber, so schön im Zuge, klappte, beide Hände auf dem Krückstock, schleunigst hinterdrein.

„Petzen?! — Herr Kommerzienrat, ich bin ein altes Spitalsweib, aber petzen un klatschen is mein' Sach' nich — nei, gewiß un wahrhaftig nich, aber die Siebentrittsche is 'n Beest un 'ne olle Schlumpe, das sagt auch die Struppken — ich bin mir zu vornehm zum Petzen, wissen Sie — —. Na wart, du ungezogener Balg, gleich kriegst eine!" — (Dies galt einem in verborgener

Absicht vorbeiflitzenden kleinen Mädchen). — „Das war Dabeleits gemeine Range. So'n Lumpenkerl von Vater! — — Wie meinten der Herr Kommerzienrat? — Ja, das feine Wetter — un wie der Helm so schön blänkerte! Ja, un — un schönster bester Herr Kommerzienrat, so'ne Blasmusike, die is wohl sehr teuer? Aber nobel is sie, un ich möcht —"

„Ich sag's ja immer, Matzebillchen leidet an versetztem Größenwahn. Wie kann man so alt und noch so dumm sein!"

„Herr Kommerzienrat!!" Sie war sehr erregt und mußte sich erst aushusten. Er klopfte ihr sachte auf den Rücken. Als Glied der Spitalsverwaltung fühlte er sich gewissermaßen verpflichtet dazu. Er hatte ja auch Zeit; in so einem kleinen Städtchen hat alles zu allem Zeit.

„Danke, danke — — der infamige Husten — unser Spitalsdoktor is 'n Dämlack —"

„Pscht, Matzebill!"

„Un mit uns machen sie gar nischt! Klapp zu un rin in die Kuhle!"

„Extra zu deinem Begräbnis soll wohl die Welt kopfheister machen?!" Er schritt weiter; sie immer schräg hinter ihm.

„Ich hab in herrschaftliche Häuser gedient — man is was — un nu?"

„Beruhige dich, wenn du stirbst, folgt die ganze Stadt in Scharen."

Der Stock fuhr in die Höhe. „Ja, un ‚Matzebill! Matzebill!' werden sie krähen, die Bande, wie sie da gewachsen is! — Dresche müssen sie haben, übers Kreuz müssen sie kriegen! Fi!! Fi!!!"

Alles blieb stehn und gaffte. „Ja, kuckt man, kuckt! Bäh!!! Ich geh' mit dem Herrn Kommerzienrat spazieren! Der Herr Kommerzienrat is 'n Vornehmer un ihr seid Kropzeug — seid ihr! Der Herr weiß, was sich paßt. Nu schreit bloß nochmal ‚Matzebill!' un in die Polizei schmeißt er euch, Pack gemeines!"

Sie drängte sich ganz dicht an seine tadellose weiße Weste.

„Da habe ich mir was Nettes aufgeladen!" dachte der joviale Inhaber dieser Weste und machte sich davon. Sie aber ließ nicht locker; sie rannte um ihr Glück. Wie selten bot sich ihr die Gelegenheit, ihrem heißen „Drange nach oben" (sie hatte in herrschaftlichen Häusern gedient!) nachhängen zu können! Und nun sollte es für diesmal schon wieder aus sein?

„Herr Kom— ach, Herr Kom—merz—rat — —" jappte sie jämmerlich. Sie wollte nicht verleugnet sein hier so vor den Leuten. Lieber sich den Tod an den Hals rennen!

Seine Wohnung war nicht weit, an der Ecke des Schulmarkts. Schon stand er davor, indes während er noch nach dem Schlüssel suchte, langte sie bei ihm an. „Schönster Herr Kommerz — —"

„Nun will ich dir mal was sagen, Matzebill. Du belästigst die Leute. Wenn du so weitermachst, wird man dich eben einsperren müssen. Man getraut sich ja kein Wort mehr mit dir zu reden, gleich meinst du, man müsse

dich nun auch bis in den Salon mitnehmen. Wie 'ne Klette bist du! Alles wegen deiner überspannten fixen Idee, deiner Ueberhebung! Meine Frau beklagt sich über dich schon lange. Und so alle! — Und dann noch eins — ich hab' bis jetzt geschwiegen, ich bin zu gut! — meinen Jungen laß endlich in Frieden! Der kann sich ja nicht mehr retten vor dir, immer bist du hinter ihm her. Du blamierst ihn ja vor seinen Mitschülern, wenn du ihn ewig anquatschest und im Gesicht und in den Haaren herumtappst. Du hast viel zu schmutzige Pfoten dazu und von seinen Schularbeiten verstehst du doch nichts. Hugo kann dich nicht ausstehn. Du siehst, du hast absolut kein Glück mit uns oberen Zehntausend. „Er war innerhalb der Thür und rief nun versöhnlicher zurück: „Nun bist du hoffentlich geheilt. Gott befohlen, und hörst, mach, daß du über den Markt wegkommst, ehe die Schule aus ist!!"

Sie stand da und hörte nichts mehr. Die Wucht dieser unvorhergesehenen Standrede hatte sie völlig zusammengedrückt. Dem alten Kinde mit kahlem Haupt und krummem Rücken war sein armseliges Spielzeug aus der Hand geschlagen. Man kann aber nicht leben, ohne zu spielen. Hinter farbigen Seifenblasen ist ja alles her, König wie Bettler. Nun kann Matzebill ruhig ihren Stab aufs Trottoir legen und sich daneben. —

* * *

„Matzebill! Matzebill!" Die ihr das nachrufen, glauben, sie sei noch ganz die alte, und sind nicht schlecht erstaunt, sie ohne die übliche Quittung davonschleichen zu sehn. Instinktiv wollen ihre zittrigen Beine mit ihr nach Hause, in die kahle Spitalsklause, ins Bett. Sie friert, und die Frühlingssonne steht doch fast im Mittag. Ueber die weite, schlechtgepflasterte Oede des Schulmarkts benutzt sie sonst ganz bestimmte breitere, abgetretene Steine, die sie in freilich wunderlicher, aber um so verläßlicherer Zickzackroute an das andere Häuserufer gelangen lassen. Heute geht's achtlos ins Gelage hinein. Hat die Schulglocke eben geklungen? Was weiß sie! Die tausend Leiden, die dieser Klang ihr anzukündigen pflegt, existieren nicht mehr. Tap tap — tap tap — nur ein Ziel, alles sonst Leere.

Doch nun hat die aus dem Schulportal quellende Rotte Korah sie gewittert.

Die kleinen Teufel! Ihnen ist ja — jämmerlich zu melden! — just dieses gebrechliche Menschenwrack in seiner bizarren Auftakelung eine der unzähligen bunten Seifenblasen ihres skrupellosen Daseins!

„Hurrah, die ewige Jugend, die Matzebill! Hoho! huhu! — Hugo Steingräber, deine Braut! Geh, gieb ihr 'nen Kuß! Sie will dich streicheln mit den schönen langen Nägeln. Huhu, dein Schatz ist 'ne alte Hexe!"

Damit wird ein schlanker, blonder, zehnjähriger Bengel von zwanzig, dreißig hilfsbereiten Fäusten immer wieder auf das hilflose alte Wesen zugeschubst. Einmal kommt er dabei ihrem Gesicht so nahe, daß dem Kommerzienratssohn ganz blümerant zu Mute wird.

„Hurrah, jetzt hat er sie geküßt!!"

„Wer das sagt, ist ein Schuft!“ schreit Matzebills Bräutigam wütend.

„Und wir haben's doch gesehn! Hugo Steingräber heiratet die Matzebill!“

Wie ein Tiger, durch diese fürchterliche Beleidigung auf's äußerste gereizt, stürzt der Blonde auf seine nächsten Nachbarn. Die wildeste Keilerei beginnt dicht unter der Nase der Alten. Sie hat längst Halt machen müssen, und das letzte, die kränkende Absage ihres Günstlings, hat sie sogar begriffen. Ihre roten Aeuglein blinzeln giftig, und während sie anscheinend aufmerksam mit der Spitze des Krückstocks in einer ausrangierten Stearinkerzenschachtel herumstochert, wird sie ordentlich warm bei dem Gedanken: „Der erste, den ich erlange, kriegt eins eklig über Kopf oder Kreuz — un wenn's der blonde Lümmel is!“

Jetzt! Der Moment ist da! Hugochen kommt herangestolpert, von seinen Ehrabschneidern bedrängt. Aber zwischen so einem alten Kopf und seinen Gliedern ist vieles nicht in Ordnung. Ehe die Hand das oben Beschlossene unten zur That umwandeln kann, hat ungewollt des Weichenden Fuß den Stock mit Macht berührt, und es wankt — stürzt — und neben ihrem Stabe liegt Matzebill.

Alles stiebt davon. Das von einem Fenster an der Marktecke herübertönende „Aber, Hugo!“ vernimmt sie nicht mehr. Weiße Weste, blonde Locken, eine glühende Generalshelmspitze tanzen noch ein Weilchen vor ihren Augen, dann — —

Arme Leidensschwester des Ikarus! Deine Wachsflügel geschmolzen; die Sonne ferner als je; deine Haube so grausam-lustig verschoben, deine spärlichen weißen Strähnen im Staube. Blicken wir fort!

* * *

„Beschwipst is sie wieder gewesen! In diese Woche 's viertemal schon! Ein Polizist hat sie gebracht un der Saufpolde von die Destillenecke, un die haben's gesagt. Un die Jungens hat sie verhauen, das verrückte alte Reff, un ich hab's ja immer gesagt — — — ach, laßt mir zufrieden!“

Mit dieser ihrer ureigenen verblüffenden Wendung verschwand die Siebentrittsche innerhalb ihrer Stubenthür. Aber in dem niedrigen, ziegelgepflasterten Gang waren noch viele Thüren offen, und hinter jeder lugte ein mehr oder minder markierter Altweiberkopf hervor. Jetzt war die Struppken an der Reihe, umsomehr als einige der Stillern im Lande mit geheimnisvollen Gesten nach der einzigen völlig geschlossenen Thür hin raunten: „Es ging ja wohl einer zu ihr? — Der Doktor? — Schon? — Hat die Glück!“

„Ach nein, denken Sie doch,“ wußte die Struppken aufzuklären, „da is ja doch der Herr Kommerzienrat Steingräber drin, un seinen Hugo hat er mit, un —“

Die Thür der Siebentritt flog auf. „Un die werden ihr schön den alten Dämelkopp waschen! So'n Spükeding! Die Jugend verdirbt sie bloß — un der Herr Pastor hat schon immer gesagt — — — ach, laßt mir — —“

In ihrer graugetünchten Bettlade liegt Matzebill, die Nase spitz in die Höhe, die Augen unruhig an der Stubendecke umherirrend. Weiße Weste und blonde Locken, da stehn sie neben ihrem Strohsack, links der Herr Kommerzienrat und rechts sein Junior. Und der erstere sagt eben freundlich=ernst: „Hugo, jetzt giebst du der armen alten Tante hier die Hand und bittest um Verzeihung." Der Junior zögert. Matzebill hat gerade noch Kraft genug zu dem Vorsatz: „Den kratz' ich jetzt eklig, wenn er mir nahekommt, oder ich kneif' ihm den Finger ab!"

Soeben aber öffnet sich leise die Thür, wie von der draußen mächtig wogenden Neugier aufgedrückt. Eine Hand, die der Struppken, streckt sich herein mit der Krücke der Alten.

„Ich wollte bloß —"

Hinter ihr füllt sich der Thürrahmen mit den Köpfen sämtlicher sonstigen Insassen: ein seltsam barockes Gruppenbild!

„Nun, wird's?" drängt der Papa und ergreift die Linke Matzebills, der Sohn faßt widerwillig die Rechte.

„Vergeben Sie dem Bengel, ich bitte Sie; er wird's nicht wieder thun." „Nicht wieder thun," echot's von der andern Seite.

Aber — die Alte kratzt und kneift ja weder den einen noch den andern, hingegen recht freundschaftlich fest hält sie beide!

Was hat sie nur? Oh, sie hat eine unendliche Seligkeit in sich, wie noch nie in ihrem kargen Leben!

„Sehen sie's auch alle? Hören sie's auch alle? ‚Sie' hat er gesagt! Der zu mir!"

Und es ist die alte Streberin Matzebill bis zum letzten Hauch. Mit einer allerletzten Kraftaufbietung wirft sie den Kopf nach links herum und ächzt:

„Klapp zu — rin in die — —"

„Ach, Unsinn, so weit sind Sie noch nicht. Na, und wenn's mal so weit kommt, werden wir ja sehn, was sich thun läßt."

Rrrrrr! Für immer ist die erschreckliche Vision des Nasenquetschers in die Versenkung getaucht, und herauf steigt der prächtige, hohe, bequeme Generalssarg von heute früh — — nun nur flink hinein, hopp! das strengt an, das Herz ist zu schwer, aber jetzt — jetzt — ach!! — ist das wohlig — herrschaftlich — — — seliges Auseinanderfließen — — —

„Du, Papa, sie ist ja tot, sieh doch!"

„Ach nein! — Na, so was! — Dann wollen wir nur gleich den Sarg bestellen gehn, eh's verbummelt wird."

Das ganze Spital begleitet und beknirt die beiden bis zur Ausgangstreppe. Dann beginnt eine wilde, gepfefferte Kritik der letzten Vorgänge.

„Ich bleib' dabei," keift die Siebentritt, „mit Absicht hat sie das so eingerichtet! 'ne alte Hinterlistige war sie immer. Wie sie sich hatte so mang die Kommerzienrats — wir waren nischt — aber ich hab's ja immer gesagt — —"

Daneben liegt die ewige Jugend, umspielt vom stillen Nachmittagssonnenstrahl. Ihre heißen Ambitionen schlummern nun. Ein solches Sterben und Begrabenwerden!! Nur eins vergaß man: ihr die brechenden Augen zu schließen. Warum auch, Lepold (oder war's Fritz?), starbst du um zwanzig Jahre zu früh?!



Der Sieg des Schönen.

Von

Hans Paul Frhr. v. Wolzogen.

Wie lieblich über Wald und Au' gebreitet
Der Friede Gottes milde leuchtend liegt,
Die sanfte Flut in grünen Ufern gleitet,
An blaue Hügel sich der Himmel schmiegt;
Wie träumend aus der Linden Wipfelfülle
Das Abendlied der leisen Blätter weht:
Nun senkt die Dämm'rung ihre zarte Hülle,
Und alles Schweigen wird ein Nachtgebet.

O bleibe fern dem wunderbaren Schleier,
Den Licht und Nacht im Wechsel webend schafft:
Verstoßen bist du von der frommen Feier,
Wenn der Erkenntnis Faust ihn weggerafft;
Denn in der Tiefe dieser holden Schöne
Tobt ewig fort mit wilder Kampfeslust
Die Mörderwut der selben Höllensöhne,
Die sie besänftigt hat in deiner Brust.

Und schweift dein Aug' in nächtig reinem Staunen
Auf zu des Aethers goldnem Blütenkranz,
Wo nie bewegt von Leidenschaft und Launen
Im ew'gen Gleichmaß schwebt der Götter Tanz:
Die Glutdämonen, die mit blut'gen Streichen
Die Furchen zieh'n für junge Lebenssaat,
Sie ringen auch in sel'ger Sterne Reichen,
Und Weltentrümmer zeichnen ihren Pfad.

Allein — das Schöne siegt in allen Weiten;
Denn unerschüttert deckt sein Zauberschild
Das große Sterben der Vergänglichkeiten
Als eines ew'gen Lebens Spiegelbild.
Und auch der Menschheit Jammer zu versöhnen
Im Wirrsal schuldentflammter Seelenschlacht:
Es leuchtet uns ein Licht des göttlich Schönen,
Und — Liebe nennt sich seine Himmelsmacht.





Die barmherzige Schwester.

Von

Graf Dohna-Falkhorst.



Als Kind wunderte ich mich sehr, daß die Heiligenscheine, welche ich auf Bildern die Häupter von Gestalten umgeben sah, bei lebenden Personen niemals zu finden waren. Der Grund, daß Heilige nur in der biblischen Geschichte vorkämen und schon seit fast zweitausend Jahren die Erde mieden, wollte mir nicht recht einleuchten. Hin und wieder vernahm ich von dieser oder jenem als Heiligen sprechen, aber der Heiligenschein, nach dem ich suchte, blieb unsichtbar. —

Was meinen Kinderaugen versagt blieb, haben die Augen des Mannes geschaut. Die barmherzige Schwester hat mich den Heiligenschein an lebenden Menschen sehen lassen.

Sowie Schwester Maria das Zimmer betrat, ging ein heller Schimmer durch den Raum und fand seinen Wiederschein in den Augen des armen Kranken, dessen trübe Blicke sich aufklärten, sobald er ihre Nähe ahnte, gleichsam fühlte. War es auch nur wie ein letzter verschleierter Sonnenblick am Abendhimmel kurz vor Untergang, so kamen doch Ruhe und Vertrauen zum Ausdruck, gleichsam Hoffnungsstrahlen, daß es für ihn auch einen Aufgang gäbe nach dem Untergang.

Er hatte bei seinem schweren Leiden das wunderbar große Glück, seinen Kinderglauben nie verloren zu haben. Sein Himmel war bevölkert mit den ihm vorangegangenen Lieben, welche ihn erwarteten: aber er hatte die schöne Welt geliebt, und der Abschied von ihr wurde ihm ebenso schwer, wie von der vielen Liebe, die er zurücklassen mußte. Er gehörte zu den seltenen Menschen, die keinen Feind im Leben haben, aber viele Freunde; auch ich durfte mich zu diesen zählen, und werde sein treues Auge nicht vergessen. — Aber, hätte er keinen Glauben gehabt, er hätte ihn finden müssen, durch seine treue Pflegerin, ihren Anblick, ihr Walten. Der ganze unendlich wohlthuende Frieden, welcher uns angesichts einer schönen stillen Natur umfängt, ging von ihr aus. Leiden=

schaft- und wunschlos wie diese wirkte sie ebenso beruhigend, während ihre heitere Schönheit erfreute, und die unbegrenzte Güte und Menschenliebe in ihren Zügen gleichsam stärkte, erhob. Ja man fühlte es in ihrer Nähe, daß man einer Kraft gegenüber war, die nicht alltäglich zu finden. Es war, obgleich alles so einfach und natürlich erschien, doch etwas Wundersames darum.

Monatlange Nachtwachen hatten ihre frischen, blühenden Züge nicht gebleicht. Die schwierigsten Hilf- und Handleistungen bei einem Kranken, dessen Wunden fast täglich wiederholt verbunden werden mußten, dessen Beängstigungen ihn oft in ihren Armen Hilfe und Trost suchen ließen, konnte sie nicht ermüden. Immer geduldig, immer bereit, mit sanfter, wohlthätiger Hand und heiter mildem Blick, erschien sie mir ein weltfremdes, besonderes Wesen, und das immer frische Weiß, welches ihre schlichten blonden Haare einrahmend deckte, erweiterte sich zum Heiligenschein. Ja es war eine heilige Kraft, die sich durch sie bethätigte, die ihren Ursprung nicht von unserer Erde hatte.

Ihr Männer, fast möchte ich sagen, Päpste der Wissenschaft, die ihr alles auf sogenanntem natürlichen Wege erklären wollt, könnt ihr die Entstehung solcher Kraft aus irdischem Boden herleiten?

Könnt ihr die Moleküle nennen, aus denen sie sich zusammensetzt? Ich glaube, daß eure Weisheit hier ein Ende hat. Es ist etwas anderes mit den Thaten des Ehrgeizes, der Wissenschaft, der Erfindung, als mit solchen Thaten der Liebe. Was zu ersteren treibt, sind die bewegenden Kräfte im Leben, in der Natur, der Erhaltungs-, Schaffens- und Zerstörungstrieb, welche sämtlich aus dem Egoismus hervorgehen. Sie sind deshalb natürlich, denn der Egoismus wurzelt in jeder Kreatur, jeder Pflanze, findet seinen Anreiz auf irdischem Boden ebenso wie seine Befriedigung. Auch die Eltern- und Gattenliebe hat egoistischen Beigeschmack; denn die Eltern lieben ihre Kinder als Teile von sich selbst, und Gattenliebe beruht auf der Vereinigung im gegenseitigen Besitz. Können beide Arten von Liebe auch schön und edel sein, so wachsen sie doch aus unserer irdischen Natur, denn auch der Hirsch kämpft auf Tod und Leben um seine Liebe, und wehrlose Muttertiere opfern sich für ihre Jungen.

Aber die ganz selbstlose, aufopfernde Liebe einer barmherzigen Schwester ist eine Kraft, die auf Erden heimatlos ist, deren Ursprung auch der größte Naturforscher nicht aus Ganglienzellen und Nervenfasern herzuleiten und zu beweisen im stande ist. Sie ist eine Verneinung dieser Welt, dieses Lebens, und zieht ihre Kraft aus einer andern Welt, einem höheren Leben und zwar nicht nur aus dem Glauben an dieses, sondern aus dessen wirklichem Vorhandensein. Käme sie nur aus dem Glauben, so müßte sie erst erworben werden; aber sie ist schon mitgegeben, wenn auch manche zur Erkenntnis der ihnen innewohnenden Kraft erst durch schwere Erfahrungen kommen.

Ich kannte Personen, namentlich weibliche, die von ihrer frühesten Kindheit an den Trieb zur Bethätigung dieser selbstlosen Liebe hatten. Weder Häßlichkeit, unglückliche Verhältnisse, noch trübe Erfahrungen waren der Grund, sie

dem Leben abzuwenden. Die Freuden dieser Welt umgaben sie, und nur die Hände brauchten sie auszustrecken, um ihre schönsten Blüten zu pflücken. Aber diese Freuden und Blüten waren für sie nicht vorhanden, blieben ihnen fremd. Sie selbst waren und blieben Fremde in ihrer Umgebung, ja oft selbst in ihrer Familie, welche sie nicht verstand. Ihre Teilnahmlosigkeit für Dinge und Ereignisse des Lebens wurde nur unterbrochen, wenn ihnen Gelegenheit und Möglichkeit sich darbot, Barmherzigkeit auszuüben, uneigennützige Opferwerke zu vollbringen.

Was sie dazu trieb, ging von der Stätte aus, woher die große Offenbarung der Liebe in die Welt, unter die Menschen gekommen. Unsere Erde war und ist nie im stande, eine solche Kraft aus sich selbst hervorzubringen, oder ein Nährboden dafür zu sein. Wer immer aber nicht zu glauben vermag, ohne sichtbare Beweise, der blicke nur einmal mit sehenden Augen in das weltfreie, von Liebe und Frieden verklärte Antlitz einer barmherzigen Schwester. Auch er wird den Heiligenschein gewahr werden, der sie umgiebt, und die Offenbarung einer besseren Welt wird über ihn kommen. —



Es braust.

Von

Karl Freiherrn von Fircks.

Es braust durchs Herz als Freiheitssturm
Die kecke Leidenschaft,
Sie macht den zagen Menschenwurm
Dem Löwen gleich an Kraft.

Doch, wie's schon in der Fabel steht:
Ins Netz gerät der Leu,
Und zur gefall'nen Majestät
Schleicht 's Mäuslein dann der Reu'!





Neue Goetheschriften.

1) Johann Wolfgang v. Goethe. Von Julius R. Haarhaus. Mi Goethes Bildnis. Leipzig. Druck und Verlag von Phil. Reclam jun 312 S. kl. 8°. (A. u. d. T. Dichter-Biographien. Zweiter Band. Universal Bibliothek 3938—3940.) — Mk. 0,60.
2) Goethes Vater. Eine Studie von Felicie Ewart. Mit einem Bildnis Hamburg und Leipzig. Verlag von Leopold Voß. 1899. 104 S. gr. 8 Mk. 2.—.
3) Goethes Religion und Goethes Faust. Von G. Keuchel. Rig Verlag von Jonck & Poliewsky. 1899. VII und 333 S. gr. 8°.
4) Dante im Faust. Von Paul Pochhammer. München. Druck der Buch druckerei der „Allgemeinen Zeitung". 1898. 23 S. (Sonderabdruck aus de Beilage zur „Allg. Zeitung" Nr. 105 und 106 vom 11. und 12. Mai 1898.

Die Aufgabe, Goethes Leben einem größeren Publikum auf engem Raum vorzuführen, hat Haarhaus (Nr. 1) mit Geschick und Geschmack ge löst, indem er die Hauptsachen hervorhob und die Nebensachen wenigstens streift Man hat bei einem solchen Versuch freilich den Eindruck, als führe man mi einem Eilzug während einiger Tage durch ein weites Gebiet und dürfte nur a wenigen Hauptstationen Halt machen; das läßt sich aber kaum vermeiden. De Verfasser war sichtlich bemüht, die chronologische Darstellung mit einer Charak teristik zu verbinden und die Leser auf das Wesentlichste der Goetheschen Lebens arbeit hinzuweisen. Er gliedert seinen Stoff in sechs Kapitel, in denen Goethe Jugend verhältnismäßig breiter behandelt wird als die spätere Zeit; das be gründet Haarhaus mit der entscheidenden Bedeutung gerade der ersten Eindrück für das ganze Leben. Dafür greift er aus den Mannes- und Greisenjahren di wichtigsten Werke heraus, um sie kurz zu zergliedern und ihre Wichtigkeit in rechte Licht zu rücken. Daß dem Verfasser des Buches „Auf Goethes Spure in Italien" die italienische Reise Goethes am besten gelang, ist nicht zu ver wundern; überall aber verrät sich eine genügende Vertrautheit mit der Litteratu und eine kluge Stellungnahme oder vorsichtige Behandlung bei strittigen Punkte Nur ein paarmal nimmt man an Einzelheiten Anstoß, so wenn S. 8 die Gra

aft Mansfeld als die Wiege der neuhochdeutschen Sprache bezeichnet wird, er wenn der Verfasser S. 41 die seit 1896 in der Sophienausgabe vorliegende ammlung „Anette“ übersieht, oder S. 99, wo er noch immer auf Klingers alsche Spieler“ (1782) den ersten Anstoß zu Schillers „Räubern“ zurückführt, er Seite 111, wo er Wieland den Dichter des „Oberon“ nennt, obwohl er die tuation von 1775 vor Augen hat. Sehr auffallend ist S. 143 die Behaup- ng, Goethe habe sich bis zur „Iphigenie“ nie mit eingehenderem Studium des ssischen Altertums beschäftigt; man denke nur an die Wetzlarer Zeit und oethes Briefe an Herder! Kleinere Versehen wird jeder kundige Leser selbst rbessern; übrigens dürfte der Verfasser selbst Gelegenheit bekommen, die Ver- en bei einer neuen Auflage gut zu machen; sie läßt sich mit Rücksicht auf die rzüge des Bändchens und den billigen Preis mit Bestimmtheit voraussagen. arhaus drängt sich nirgends vor, läßt den Stoff für sich selbst sprechen und reibt schlicht und einfach; manchmal findet er recht glückliche Wendungen, be- nders das Bild, das er für Goethes Beschreibung der Kaiserkrönung (S. 25) aucht, möchte ich hervorheben. Im ganzen liegt also eine erfreuliche Leistung r, die für Reclams populäres Unternehmen völlig passend ist. Das Verlangen ch einer wohlfeilen, dabei zuverlässigen Goethebiographie wird man nicht gnen können.

Einen höchst erfreulichen Eindruck auf jeden Goethefreund wird der wohl- ungene Versuch einer Dame machen, das Andenken an Goethes Vater zu ten. Felicie Ewart (Nr. 2) hat mit ihrer schönen Studie eine Lücke der oethelitteratur ausgefüllt und eine scheinbar recht undankbare Aufgabe so glück- gelöst, daß ihre Schrift jedem Verehrer des Dichters empfohlen werden muß. it feinem Verständnis zeichnet sie das Bild des Herrn Rat, indem sie alle ecken wegwischt, die im Laufe der Zeit seine Physiognomie entstellten. Sie ht die Persönlichkeit des Mannes zu verstehen und aus den mannigfaltigen teilen über ihn den Kern herauszuschälen. Das ist ihr denn auch durchaus glückt. Sorgsam entwickelt sie den Erziehungsplan, der sich aus Dichtung und ahrheit, wie den anderen vorhandenen Quellen entnehmen läßt, hebt die reifen d weitausblickenden Anschauungen des Herrn Rat hervor und liefert dadurch ch einen höchst erwünschten Beitrag zur Geschichte des Erziehungswesens. Jeder idagoge sollte die Schrift beachten. Die Verfasserin folgt den einzelnen Aeuße- gen mit scharfem Verständnis und liebevoller Auffassung, weil sie sehr richtig ennt, daß zwischen den zahlreichen günstigen und den abfälligen Urteilen über oethes Vater eine Brücke geschlagen werden müsse; sie zieht treffende Parallelen ischen dem Verhalten des Dichters, der im Alter seinem eigenen Sohne, wie deren jungen Leuten gegenüber, erziehend wirkte, und dem Vorgehen des Herrn ts; sie verweist auf die unverkennbaren Aehnlichkeiten zwischen Vater und ohn, auf die unleugbaren günstigen Folgen der väterlichen Methode für das nze Leben des Dichters, und führt die oft recht herzlosen Bemerkungen über Vater auf das rechte Maß zurück. Für die letzte Lebenszeit des alten Herrn ch dem ersten Schlaganfall nimmt sie eine ganz wahrscheinliche Herabsetzung r psychischen Funktionen an und erklärt die vielen Kleinlichkeiten seines Vor- hens als krankhafte Zustände eines Leidenden. Wer ohne Vorurteil das Leben oethes verfolgt, wird die beiden Prinzipien wirksam finden, die Goethes be- nnter Spruch über das mütterliche und das väterliche Erbteil seines Wesens

am klarsten bezeichnet hat. Wenn Goethe von Zeit zu Zeit Ordnung schafft, zusammenfaßt, was zerstreut vorlag, aus jeder Periode gleichsam das Resultat seines Wirkens durch die Ausgabe seiner Schriften zieht, wenn er manches flüchtig Begonnene liegen läßt, um weiter Fortgeschrittenes zu verbinden, wenn es ihn drängt, vieles unter Dach zu bringen, wer erkennt darin nicht „des Lebens ernstes Führen", das er vom Vater übernommen hat; wem fällt nicht ein, wie der Herr Rat darauf dringt, den landschaftlichen Skizzen durch umrahmende Striche wenigstens einen äußeren Abschluß zu geben. Ich habe schon gelegentlich hervorgehoben (Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Litteraturen, 1895, S. 178—181), daß die Nachwirkung des mütterlichen und des väterlichen Erbteils geradezu als Leitfaden bei der Abfassung von Goethes Biographie dienen könnte. Daher begrüße ich die Schrift der mir unbekannten Wiener Dame aufs freudigste. Man folgt ihren Auseinandersetzungen mit dem größten Interesse und stimmt ihnen meist rückhaltlos bei; nur bei wenigen Punkten wird man einer anderen Auffassung den Vorzug geben, und vor allem muß man eines beklagen, daß nämlich die Beschreibung der italienischen Reise, die sich in der Handschrift erhalten hat, nicht durchforscht wurde. Mich wundert überhaupt, daß dies bisher noch nicht geschehen ist; es müßte doch eine nicht zu unterschätzende Quelle für das richtigere Verständnis des Vaters erschließen. Wenn die Verfasserin S. 21 bemerkt, daß die groß angelegte Reise Johann Kaspar Goethes „in einer Zeit, da Bildungs- und Vergnügungsfahrten nach Italien noch nicht an der Tagesordnung waren," für seine bedeutende Gedankenrichtung Zeugnis ablegte, so wird ihr dies freilich niemand glauben, der sich die Thatsache vor Augen hält, daß im 17. Jahrhundert die „große Tour" jedes Gelehrten außer Holland, Frankreich und England auch Italien umfaßte; sie gehörte geradezu zum guten Ton. Die leidenschaftlichen Worte Goethes zu Falk über die französischen Anmaßungen scheinen am 9. Mai 1808 gefallen zu sein, wie das Tagebuch ergiebt (vgl. Biedermann, Goethes Gespräche, VIII u. 398 S.), nicht im Jahre 1806. So wird man noch ab und zu einzelnes mit einem Fragezeichen versehen, aber durchaus mit dem Gefühle von dem Buche scheiden, daß es eine höchst respektable Leistung, einen wichtigen und sehr willkommenen Beitrag zur Goethephilologie bedeute.

Einen wiederholt behandelten Stoff hat in ausführlicher Darstellung G. Keuchel (Nr. 3) zum Vorwurf von Vorträgen genommen, die er in Riga hielt und nun einem weiteren Publikum zur Erbauung vorlegt. Der Titel des Buches giebt keine ganz zutreffende Vorstellung, denn es handelt sich nicht bloß um Goethes Religion, sondern um seine Weltanschauung, für die sein „Faust" nur den roten Faden darbietet. Dem Verfasser kommt es darauf an, zu erfassen, wie weit Faust mit Goethes eigenem Wesen zusammenfalle, wo er sich von ihm trenne. Das wird mit Sorgfalt und überzeugend dargelegt, wobei besonders die „Mütter" des zweiten Teils eine neue, eigenartige und bestechende Erklärung finden. Das giebt Gelegenheit, auch auf Goethes dichterischen Prozeß einzugehen, der in Schillerscher Weise geschildert wird. Keuchel bezeichnet sich als Goetheverehrer, nicht als Goetheforscher, er hat in Selbständigkeit die Probleme durchgedacht, ohne sich durch die reiche Litteratur über den „Faust" verwirren zu lassen. Daß von einer solchen originellen Betrachtung manches gelernt werden kann, wenn der Betrachter so tief dringt, ist nicht zu leugnen. Ich verweise z. B. auf Keuchels Ansicht über das Verhältnis zwischen dem Erdgeist

und Mephistopheles; weiße und schwarze Magie folgen in ihrem Erscheinen aufeinander, das soll Goethe im Sinne haben. Auch für die „Wette" im Himmel und auf Erden vertritt Keuchel eine selbständige Ansicht, die sich hören läßt, weil sie mit dem Werke und der ganzen Lebensarbeit Goethes übereinstimmt. Keuchel legt in der Wette zwischen Faust und Mephistopheles den Nachdruck auf die Worte: „Werd' ich beruhigt je mich auf ein Faulbett legen", nicht auf die späteren: „Werd' ich zum Augenblicke sagen" u. s. w. Sobald Faust ohne Weiterstreben in Genuß und Wohlgefallen auf dem Faulbett liegt, gehört er dem „braven Mephisto". Dieses Streben allem Irren zum Trotz zeigt der Verfasser klar auf und bringt es mit Goethes Unsterblichkeitsgedanken in Einklang, so daß auch die Scenen nach Fausts Tod dem Verständnisse des größeren Publikums nahegerückt werden. Daß natürlich bei einem Absehen von der ganzen Goethelitteratur gewisse Fragen keine Berücksichtigung finden, ist begreiflich; so wird man wohl mit Keuchels Deutung der Scene „Wald und Höhle" nicht einverstanden sein, hier scheint der Verfasser die Schwierigkeiten der Erklärung mit allzuleichter Hand zu heben, weil er die verschiedenen Lösungsversuche nicht kannte. Aber bei einem so unausschöpfbaren Stoff, wie Goethes „Faust" ist, lassen sich Meinungsverschiedenheiten nicht vermeiden, es ist schon genug, wenn ein neuer Betrachter wenigstens etwas Neues und Einleuchtendes zu sagen hat. Ein glücklicher Einfall scheint mir zu sein, daß Keuchel den „Schein", den Mephistopheles allein zu bieten vermag, in den Vordergrund rückt und vom künstlerischen Schein unterscheidet. So könnte ich noch verschiedenes erwähnen, was mir beachtenswert dünkt, aber es kommt nicht auf einzelnes an, da der ganze Versuch gelesen zu werden verdient; der Verfasser regt an, manches nochmals durchzudenken, giebt viele fördernde Winke und verrät durchaus innige Vertrautheit mit Goethe. Nicht ebenso bekannt scheint ihm die moderne Kunst zu sein, gegen die er immer wieder heftig loszieht (z. B. S. 101 ff., 144 f., 277 f.); das stört, schon weil es gar nicht in den Zusammenhang paßt, dann aber auch, weil es ungerecht und oft recht kleinlich oder abgebraucht ist.

Bemüht sich Keuchel, aus Goethes ganzem Wesen seinen Faust und aus dem Faust mit Berücksichtigung der anderen Werke Goethes Christentum zu verstehen, so strebt Pochhammer (Nr. 4) für einen Ausdruck in Goethes Faust Aufklärung bei Dante zu finden und zugleich einen vergleichenden Blick auf die beiden Dichter zu werfen. Der Verfasser thut dar, daß Goethe mit dem Ausdruck „Lethe" in der Rede Ariels zu Beginn des zweiten Teils weder die klassische, noch die Schillersche, sondern nur die Dantesche „Lethe" meinen könne, und benutzt dies, um die Bekanntschaft Goethes mit der Commedia im einzelnen zu erweisen. Er glaubt, Goethe habe bewußt auf Dante hindeuten wollen. Auch dieser mit großer Bescheidenheit gebotene Beitrag zur Goethelitteratur ist nicht ohne Wert. Ueberhaupt aber erfreuen die drei zuletzt besprochenen Schriften, weil sie nicht von zünftigen Goetheforschern ausgehen, sondern uns die immer wachsende stille Gemeinde von Goethes Verehrern an der Arbeit zeigen. Die bei uns in Deutschland so seltene Bethätigung eines achtungswerten Dilettantismus, die Thatsache, daß die Freude des nur Genießenden aktiv wird und zur Aeußerung drängt, ist freudig zu begrüßen. Wer sich mit Schrecken der zahllosen Versuche des eitlen, unwissenden Dilettantismus erinnert, wie er sich so häufig breit macht, der atmet auf, wenn er einen ernst ringenden und tüchtig anpackenden Dilettanten

findet. Die genannten Schriften sind auch ein Beweis, daß Goethe ein immer wachsendes Publikum gewinnt und seinen Zauber nach wie vor äußert, die Menschen über den Alltag zu erheben und zu eigener Bethätigung ihrer Kräfte zu erregen. „Und so fortan!“ möchte man mit Goethe sagen.

Richard Maria Werner.



Eine neue Weltgeschichte.

Bekannt ist der melancholische Seufzer, mit dem Herder seine Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit eröffnet: Schon in ziemlich frühen Jahren, da die Auen der Wissenschaft noch in all' dem Morgenschmuck mir vor Augen lagen, von dem uns die Mittagssonne des Lebens so viel entzieht, kam mir oft der Gedanke, ob denn, da alles in der Welt seine Philosophie und Wissenschaft habe, nicht auch das, was uns am nächsten angeht, die Geschichte der Menschheit im großen und ganzen eine Philosophie und Wissenschaft haben sollte? Das glänzende Gemälde, das sein phantasievoller Geist von der Entwicklung der Menschheit entwarf, entbehrte freilich noch zu sehr des induktiven Materials, das hierfür allein den erforderlichen Grundstein hätte abgeben können; erst unserer Zeit, die über die reichen Schätze der modernen Völkerkunde verfügt, blieb es vorbehalten, diese empfindliche Lücke auszufüllen. Mit dem großartigen Unternehmen des Bibliographischen Instituts in Leipzig, von dem in diesen Tagen der erste Band*) erschienen ist, wird dies Problem endlich realisiert und für die weitesten Kreise der Gebildeten verwertet. Um das nämlich gleich im voraus zu bemerken, das Werk ist durchaus nicht nur für das fachwissenschaftliche Studium bestimmt, sondern wendet sich vielmehr nach Form und Inhalt an alle, welche für menschliches Geistesleben überhaupt Sinn und Verständnis haben.

Zunächst ist es wichtig, sich zu vergegenwärtigen, daß für die hier befolgte Perspektive statt des völlig überwundenen chronologischen Leitfadens die geographisch-ethnographische Anordnung gewählt ist; sodann wird der landläufige Begriff der] Geschichte und der ganzen Untersuchung erheblich erweitert, selbst die Vorgeschichte des Menschen ist durch die Meisterhand Joh. Ranke's mit hineingezogen, der mit vollem Recht sagt: Die ältesten Dokumente, welche von der Geschichte des menschlichen Geistes Kunde geben, liegen vergraben in dem gewaltigsten und umfassendsten historischen Archiv, in den geologischen Schichten unseres Planeten. Die Naturforschung hat es gelernt, in diesen vergilbten, zerknitterten, vielfach zerrissenen Blättern, welche von der Bewohnung der Erde durch Lebewesen berichten, zu lesen. So großartig aber im einzelnen die Fülle des durch die Paläontologie gewonnenen historischen Materials erscheinen mag, in Wahrheit ist doch bisher nur ein Bruchteil dieses Weltbuches durchblättert, und immer noch erscheinen im Vergleich mit der gesamten Aufgabe jene Abschnitte,

*) Weltgeschichte. Erster Band. Allgemeines. — Die Vorgeschichte. — Amerika. — Der stille Ozean. Mit 3 Karten, 4 Farbendrucktafeln und 16 schwarzen Beilagen. 1899.



welche schon exakt durchforscht sind, nur fragmentarisch; gering an Zahl, oft noch mehrdeutig, sind jene Stellen, welche sich auf das Menschengeschlecht beziehen, und nur die letzten Blätter wissen von ihm zu berichten. (S. 107). Am einleuchtendsten gestaltet sich diese Forschung und Schilderung, wenn reiche archäologische Funde hinzutreten, welche uns unmittelbar die Gesittung und das geistige Leben vorgeschichtlicher Stämme illustrieren, wenigstens solcher Epochen, welche den Dämmerungsmorgen der eigentlichen Geschichte bezeichnen — wie das z. B. bei den trojanischen und mykenischen Ausgrabungen Schliemanns der Fall ist. Vor allen Dingen gehören aber die Naturvölker unfraglich mit in diesen umfassenden Rahmen jener Entwicklung der Menschheit, welche selbstverständlich in ihrem organischen Zusammenhang dieser Glieder bedarf. Immer mehr bricht sich die Ueberzeugung Bahn, daß wir nicht mehr mit Rousseau in sentimentaler Koketterie Natur und Kultur als zwei unversöhnliche Gegensätze bezeichnen dürfen, sondern daß wir umgekehrt bestrebt sein müssen, psychologisch ihre gegenseitigen Beziehungen zu erklären, zu verstehen. Denn bei allen Kontrasten, die uns zunächst vielleicht auffallen mögen, beherrscht doch beide (übrigens doch nur mehr oder minder willkürlich angenommene) Abschnitte des geistigen Lebens ein und dasselbe Entwicklungsgesetz, das darin nach einem Ausdruck ringt. In der That sind Natur und Kultur lediglich Entfaltungen des menschlichen Bewußtseins, und in dieser beherrschenden Einheit finden wir die gemeinsame Basis für die vergleichende Betrachtung. Dazu kommt, daß die Völkerkunde im Bunde mit der gleiche Bahnen wandelnden Sprachwissenschaft uns neuerdings unendlich reiche Schätze gerade aus der geistigen Werkstätte der mißachteten oder andererseits (besonders im vorigen Jahrhundert) sentimental angeschwärmten Naturvölker zur Verfügung gestellt hat, aus ihrer Religion und Mythologie, Kunst, Lyrik, Architektur u. s. w. Mit staunender Bewunderung hören wir von der Pracht der Städte und Paläste in Centralamerika, welche die Wissenschaft aus hundert-, vielleicht aus tausendjährigem Schlaf zu neuem Ruhm erweckt hat, von jenem in Technik und Kunst gleich großen Kulturvolk der Maya, welche ihren Einfluß bis nach dem Hochland von Mexiko und anderseits bis in das Reich der Inkas ausgedehnt haben, von der Gesittung der alten Höhlenbewohner in Nordamerika, der Cliff-Dwellers, die in der Baukunst mit ihren beschränkten Mitteln Erstaunliches leisteten. Wir würden kein Ende finden, wollten wir nur die wesentlichsten Errungenschaften kennzeichnen. Anderseits verknüpft sich mit der Darstellung auch das eigentlich historische Element; wir verfolgen freilich die Entwicklung der Völker weit hinein in die wallenden Nebelmassen vorgeschichtlicher Perioden, wo es somit an einer festen Chronologie völlig mangelt, aber anderseits führt uns doch wieder die Darstellung bis mitten hinein in die Gegenwart, bis in die Occupation z. B. der Philippinen und Cubas durch die Amerikaner. Endlich möchten wir noch auf das bedeutsame Schlußkapitel dieses Bandes hinweisen, in welchem zum erstenmal der hoffnungsvolle Versuch gemacht ist, das Meer, insbesondere den Stillen Ocean nach seiner weltgeschichtlichen Bedeutung zu schildern; hier kommen die seeerfahrenen Polynesier mit ihren zahlreichen Wandersagen zu ihrem Recht ebensosehr, wie die späteren Durchkreuzungen durch Malayen, Mongolen und Europäer. Augenblicklich stehen bis an die Zähne zum wirtschaftlichen Kampf gerüstet die gelbe und weiße Rasse einander gegenüber, und es ist schwer zu prophezeihen, wer in diesem heißen Ringen der voraussichtliche Sieger sein wird.

Die klare, fesselnde Darstellung erhebt die Lektüre des Werkes zu einem ästhetischen Genuß. **Th. Achelis.**



Herbart, Pestalozzi und die heutigen Aufgaben der Erziehungslehre. Von Paul Natorp, Professor an der Universität Marburg. Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff). 1899. Mk. 1,80.

Socialpädagogik. Von demselben. Ebda. 1899. Mk. 6,—.

Das Jahr 1899 konnte für die Pädagogik nicht glänzender beginnen, als mit diesen beiden bedeutenden Werken. Wenn „Wahrheit" und „Klarheit" inhaltlich einer der glücklichsten Reime ist, die wir in unserer Muttersprache besitzen, so muß die Klarheit und die Wahrheit zwischen zwei so mächtigen geistigen Richtungen, wie sie die Herbartische und die Pestalozzische Erziehungslehre darstellen, ganz besonders wertvoll erscheinen, denn die Klarheit bedeutet hier eine Klärung bisher verworrenen Gezänkes, die Wahrheit eine Bewährung des einen oder des anderen Bewerbers um die Gunst aller derer, die in Bildungsverschleiß arbeiten, wie der Oesterreicher sagt. Wenn aber gar aus einer solchen kritischen Abwägung zweier Richtungen als letztes Ergebnis etwas ganz Neues hervorspringt, so darf man daraus von vornherein einmal auf die unbedingte Selbständigkeit des Kritikers schließen und andererseits die höchste Stufe aller Kritik an ihm anerkennen: die schöpferische Kritik.

Das Vorwort zu der kleineren der beiden Schriften ist zugleich eine Art Selbstkritik. Der Verfasser giebt zu, daß seine Antwort auf die längst gestellte Frage „Herbart oder Pestalozzi?" nach der negativen Seite hin etwas schneidend ausgefallen sei, und gerade deshalb fühlt er sich zu dem Bekenntnis verpflichtet, daß er selbst der Herbart'schen Pädagogik lebhafte Anregung verdankt, daß er nicht blind dagegen ist, wie wertvoll sie dem angehenden Lehrer und Erzieher sein kann, daß es ihm fern liegt, der Herbart'schen Schule, was ihre praktischen Leistungen betrifft, von ihrem wohlverdienten Ansehen etwas zu entziehen. „Allein über das Ganze dieser pädagogischen Theorie ist ein andres Urteil als das in diesen Vorträgen ausgesprochene mir nicht möglich. Und ich durfte dies Urteil nicht verschweigen, denn ich fühle mich mitverantwortlich dafür, was als wissenschaftliche Begründung der Pädagogik denen, die ihre Lehren in That zu übersetzen berufen sind, von der Philosophie geboten wird." Das heißt wie ein Mann gesprochen, und männlich ist auch der bescheidene Stolz, mit dem der Verfasser der großen „Socialpädagogik" hier fortfährt: „Uebrigens würde ich mich zu diesem kritischen Geschäft nicht berufen geglaubt haben, wenn ich nicht auch positive Grundlagen zu einer neuen Erziehungslehre anzubieten hätte."

Das Urteil des aufmerksamen Lesers wird im wesentlichen voll übereinstimmen mit diesem eigenen Urteil des Verfassers. Die acht Vorträge, die Prof. Natorp in Marburger Ferienkursen der Jahre 1897 und 1898 gehalten hat, mußten gedruckt werden, denn das gesprochene Wort ermöglicht ja keinen Widerspruch, sondern erst das in Lettern festgelegte, das man lange vor Augen haben, mehrmals durchdenken kann. Ja, so reichen Beifall der scharfsinnige Kritiker als Vortragender auch geerntet haben dürfte — in Buchform werden seine Aufsätze wohl manchen Sturm des Angriffs auszuhalten haben: es wird ein Gewitter geben in pädagogischen Kreisen, aber ein luftreinigendes. Und darin scheint uns die außerordentliche Wichtigkeit dieses kleinen Buches zu liegen: ob der Einzelne

sich nun für Herbart oder Natorp-Pestalozzi entscheiden wird — genug, daß er sich jetzt für die eine oder die andere Partei entscheiden **kann** und **muß**. Denn das wäre kein gewissenhafter Pädagog, der diesem Buch und der Frage, die es so energisch angreift, einfach aus dem Wege gehen wollte!

Dem Vorwurf, Herbart gegenüber nicht ganz den passenden **Ton** getroffen zu haben, hat Natorp, wie gesagt, im Vorwort selbst nicht alle Begründung absprechen können. Er hat aber auch seinen Liebling Pestalozzi durchaus nicht geschont, wo er Kritik üben mußte, und das gleicht den kleinen Formfehler gegenüber Herbart wohl aus. Im Ganzen und in manchen Einzelheiten braucht man auch sachlich nicht mit Natorp einverstanden zu sein: man könnte den Hieb gegen Herbarts „ausfällige Polemik" mit einem bekannten Worte des Angegriffenen parieren, den Streit über den Ausdruck „Idee der Billigkeit" als keineswegs neu und erst recht nicht erquicklich zurückweisen, Natorps Auslegungen ethischer oder psychologischer Gedanken Herbarts hier und da so abwandeln, daß sie für den Gründer der wissenschaftlichen Pädagogik günstiger ausfielen — aber Natorps kleine Schrift ist und bleibt doch das Bedeutendste, was seit langem über Herbart und über Pestalozzi geschrieben worden ist, und ganz besonders lichtvoll ist das verbindende fünfte Kapitel mit der glänzenden Analyse des Zeitalters Schillers und Kants, die an Paulsens Charakterisierungskunst heranreicht.

Die acht Vorträge wollen zugleich als historische Einführung in Natorps größeres Werk dienen, in die „Socialpädagogik". Manches aber auch, was der Verfasser in ihnen nur als seine persönliche Ansicht oder nur als einfache Behauptung hinstellen konnte, findet erst hier seine Begründung, und so sind die Vorträge für die „Socialpädagogik", diese aber ebenso für jene fast unentbehrlich.

Bei der Besprechung der „Socialpädagogik" sieht sich der Referent einer Reihe von Unmöglichkeiten gegenüber. Wie sollte es angängig sein, auch nur den Inhalt des stattlichen Bandes auf dem Raume, der hier zur Verfügung steht, selbst in größter Kürze zu analysieren? Wie sollte es etwa gar möglich sein, hier eine begründete Polemik, sei es gegen Einzelheiten, sei es gegen das ganze System des Verfassers, zu wagen? Ein solches gehaltvolles Buch von 352 Seiten auf halb so viel Zeilen überhaupt zu beurteilen? So muß das alles den pädagogischen Fachzeitschriften aufbewahrt bleiben, und hier kann nur sozusagen der Niederschlag von dem gegeben werden, was der Referent beim Studium dieses Buches ganz im allgemeinen gefunden und empfunden hat.

Natorp schreibt hier geradezu wunderbar durchsichtig, in einer Manier, wie sie sonst nur englische Gelehrte — Meister der populären wissenschaftlichen Darstellung — besitzen. Für eine Reihe von technischen Ausdrücken setzt er zwar neue Worte ein, giebt ihnen einen neuen Inhalt, doch gewöhnt man sich bald daran und folgt dem außerordentlich scharfen und selbständigen Denker — wie originell ist z. B. die Erklärung der Liebe! — besonders an jenen Stellen gern, wo er seinem Leser das Verständnis noch durch einfache und klare, aus dem Leben gegriffene Beispiele erleichtert. Seine Belesenheit mag der Verfasser mit anderen Fachmännern teilen, aber vortrefflich ist ihre Anwendung zu tiefen und nützlichen Blicken in die **Geschichte** der Philosophie und der Pädagogik — gerade die Geschichte ist es ja, was Systembildner sonst so gern vernachlässigen! Von der Vielseitigkeit des Inhalts mögen nur ein paar ganz aufs Geratewohl herausgegriffene Stichworte zeugen: Sprache, Wirtschaftsleben, Tolstoj, Naturforschung, Technik, allgemeine Wehrpflicht, Kindergarten, Volkshochschule, und besonders betont sei der hohe moralische Standpunkt, auf dem dieser Philosoph steht. Was Natorp über die Tugenden und ihre Einteilung sagt, wird vielen sehr einleuchtend erscheinen, vor allem tief aber das, was er über die freie Selbsterziehung bemerkt. Mehrere Partieen des Werkes sind nicht bloß für den Er-

zieher Einzelner von Interesse, sondern ebenso sehr für den Volkserzieher, ja geradezu für den Politiker. Und auch hier kann ich es mir zum Schluß nicht versagen, eine Stelle — den Anfang — des Vorworts abzudrucken, weil Natorp hier selbst am klarsten ausspricht, was er mit seinem Buche gewollt hat: „Die vorliegende Schrift versucht auf eine der am meisten centralen Fragen unsrer Zeit begründete Antwort zu geben, indem sie die Wechselbeziehungen zwischen Erziehung und Gemeinschaft sich zum Problem macht. Sie betrachtet die Erziehung, deren Kern sie in der Erziehung des Willens sieht, als bedingt durch das Leben der Gemeinschaft und wiederum bedingend für dessen Gestaltung. Dadurch fällt eine vielfach neue Beleuchtung gleichzeitig auf die Thatsachen der Erziehung im weitesten Sinne und auf die Thatsachen des socialen Lebens, das unter diesem Gesichtspunkt als ein großer Organismus zur Menschenbildung sich darstellt.“ Dr. **Hans Zimmer.**



Die Sonne. Roman von Anton Frhr. v. Perfall. Berlin, Richard Taendler, 1899. 2. Auflage.

Die Stadt verzehrt das Land — das ist das Grundmotiv dieses gehaltvollen Romans aus dem modernen Gesellschaftsleben. Stadt und Land, Großstadt und Provinz sind einander gegenübergestellt; zu der nervösen Hast, dem aufregenden Wogen und Treiben der Großstadt tritt die stimmungsvolle Beschaulichkeit und heitere Stille des Landlebens in wohlthuenden Gegensatz. Ohne tendenziös sein zu wollen, hat der Verfasser Licht und Schatten in seiner Darstellung so verteilt, daß die Nachtseiten des großstädtischen Lebens mehr hervortreten als die Lichtseiten. Da ist ein jugendlicher Dichter, der berufen scheint, ganz nette Sächelchen in der süßen Manier herkömmlicher Feld-, Wald- und Wiesendichtung zu machen; aber der Zeitgeist weist die holde Unschuld aus Konstanz auf „Hunger“- und „Elend“-Themata hin; Ruhm- und Erfolgsucht verlocken ihn nach der Großstadt hin, wo das Leben all seinem Sehnen Erfüllung verspricht. Da ist ferner Frau Ottilie Ringelmann, geborne Baronin von Sternau, die Gattin eines eben pensionierten, in Ehren treugeleisteten Staatsdienstes ergrauten Bezirksamtmannes; die betrachtet es als ihre heiligste Mutterpflicht, ihre jüngere Tochter Johanna, ein reizendes Kind vom Lande, für die „Gesellschaft“ zu „retten“, d. h. ihr ein Leben in Glanz und Schimmer auf den Höhen der großstädtischen Gesellschaft zu sichern. Und sie weiß es ihrem guten, etwas gar einfältigen Gatten, dem Staatspensionär, beizubringen, daß die Großstadt die erwärmende, ernährende Sonne ist, deren befruchtende Strahlen jeden Keim zu seiner größtmöglichsten Entwickelung fördern. Wie nun diese Sonne die Keime zur Entwicklung bringt, wie in dem tollen Drängen und Treiben des wogenden Großstadtlebens diese Menschen allmählich seelisch sich wandeln und blind ins Verderben gehen, das hat v. Perfall in einer handlungs- und gedankenreichen Erzählung dargestellt. Von ihrem natürlichen Wurzelboden losgelöst, müssen diese einst gesunden, auf einfache Lebensbedingungen angewiesenen Existenzen verkümmern und verkommen. Sie erkennen die Kehrseite dieses Sonnenwesens der Großstadt: denn sie erwärmt und befruchtet nicht bloß, die Sonne ist auch eine ständige Gefahr, je mehr sich die Kreise der um sie wandelnden Planeten verengern; die jetzt noch belebende Wärme wird dann zum alles vernichtenden Brand. Im Ganzen: ein erschütterndes Bild, kühn entworfen und großartig ausgeführt, voll lebenswahrer Scenen und Charaktere aus dem modernen Leben.

Karl Berger.



Die geschichtliche Entwicklung des Friedensgedankens.

Der Krieg ist für den bisherigen Entwicklungsgang der Menschheit ein gewaltiger Faktor gewesen, wenn auch durchaus nicht der ausschließliche oder wenigstens weit überwiegende, als welcher er in den landläufigen Handbüchern der Geschichte erscheint. Das natürliche, unter Umständen hie und da vom Kriege geförderte, an sich aber von diesem unabhängig kraft innerer Gesetze vor sich gehende geistige und sittliche Wachstum, die großen Entdeckungen und Erfindungen, nicht zum geringsten diejenigen, welche im Nebel der Sage verdämmern, die Fortschritte der abstrakten Wissenschaft und der Kunst, die einander sich ablösenden Formen der Staats-, Volks- und Einzelwirtschaft, die sich ändernden und mehrenden reellen und ideellen Bedürfnisse, der Wechsel der Geschmacksrichtungen auf allen möglichen leiblichen und geistigen Gebieten, klimatische und geographische Verhältnisse — diese und hundert andere sich einer genauen Berechnung entziehende Einwirkungen haben überall und zu allen Zeiten stärker an der Menschheit geformt als der Krieg, selbst damals, als der Krieg noch tägliche Beschäftigung und fast Daseinszweck war. Immerhin kann kein Zweifel obwalten, daß eine stattliche Anzahl von Fortschritten und fruchtbringenden Anregungen bald für dieses, bald für jenes Volk nicht nur thatsächlich dem Kriege zu verdanken sind, sondern auch nach Lage der Dinge ohne den Krieg gar nicht hätten eintreten können. Ebenso hat der Krieg sicherlich eine Reihe von Tugenden und wertvollen Eigenschaften in dem Menschengeschlechte zur Entfaltung gebracht, welche ohne ihn nicht oder nur in geringerem Maße und minderwertiger Gestalt zum Vorschein gekommen wären, und deren Mangel oder Mangelhaftigkeit eine empfindliche Lücke bilden und es der Menschheit, gerade der civilisierten Menschheit, vielleicht unmöglich gemacht haben würde, die sittliche und ethische und selbst die geistige Höhe, welche sie im allgemeinen gegenwärtig einnimmt, zu ersteigen.

Es mag dahingestellt bleiben, wie schwer dagegen die Schrecken und Greuel des Krieges und seine auf den ersten Anblick in die Augen springenden entsittlichenden Wirkungen in die Wagschale fallen; es mag dahingestellt bleiben, ob der Krieg trotz alledem jemals Anspruch darauf gehabt, als Vernunft und Wohl-

that bezeichnet zu werden, und nicht bloß als ein notwendiges Uebel schlimmster Art und als eine arge Giftblüte, aus der der Genius der Menschheit Honig zu bereiten verstanden hat. Aber was immer bisher die Menschheit dem Kriege zu verdanken gehabt hat, läßt keinen sichern Schluß zu auf das, was er ihr zur Stunde ist und in der Zukunft sein wird. Vieles, was dem Knaben heilsam und unentbehrlich ist, würde dem Manne Schmach und Verderben sein, und das Heranreifen der Völker und der Menschheit gleicht bis aufs kleinste dem des Einzelnen. Die Bedeutung des Krieges schließt, im günstigsten Lichte betrachtet, doch nicht aus, daß auch ihn das allgemeine Schicksal erreicht oder bereits erreicht hat, im Laufe der Zeiten zur Plage und zum Unsinn zu werden.

Die „internationale Friedensbewegung“ geht von der Voraussetzung aus, daß dies geschehen sei; sie fordert die Enkel auf, in dem Werke der „Völkerfriedfertigung“ das mit ihnen geborene Recht zu verwirklichen. Sie steht mit ihrer Auffassung jedenfalls auf geschichtlichem Grunde.

Die Anfänge und ersten Aeußerungen des Friedensgedankens verschwimmen im Nebel der Sage und bewegen sich im Reiche der Träume. In das früheste Seelenleben der Völker spielt überall die Vorstellung von einem entschwundenen glücklichen Zeitalter hinein, wo es keine Kriege gab, weil es keine Ungerechtigkeit gab, wo der holde Friede auf dem Throne saß und sein goldenes Füllhorn über die Lande ausschütteie. In der Zeit des blutigen Kampfes aller gegen alle, da der Fremde der Feind war, leuchtet fortwährend diese Erinnerung auf, die doch nichts war und nichts ist, als die Spiegelung der hoffenden Sehnsucht nach einem künftigen glücklichen Zustande. Die ältesten dichterischen Ergüsse, vielleicht bei allen Völkern, wiegen sich in diesen Träumen. Mitten im Waffengeklirr und der Waffenlust der Ilias erklingt diese Weise, und der Kriegsgott wird als der bezeichnet, der auf Erden und im Olymp allen am meisten verhaßt ist. Die Edda, die das hohe Lied des Krieges noch in einem ganz andern Sinne ist, weil den Griechen Homers der Krieg nur ein Zwischenspiel eines heitern und bereits so viele andere Reize bietenden Lebens war, den Männern in den finstern Wäldern Germaniens und auf den rauhen Klippen Norwegens aber die Krone des Lebens, wenn nicht das Leben selbst, — die Edda ruft unterweilen Wehe über die Greuel des Krieges mit Worten, wie sie härter und wuchtiger noch kein moderner Vorkämpfer des Friedensgedankens ersonnen hat, und die alten Einherier und Vikinger, welche ein Glück ohne den Krieg sich nicht vorstellen können, lassen es sich doch gern gefallen, daß ihnen als schließliche Himmelslust der Krieg ohne seine Schrecken in Aussicht gestellt wird. Es ist beinahe, als ob manchmal die bessere menschliche Natur hervorbräche und Einspruch erhöbe nicht nur gegen einen Zustand, den zu ändern noch keine Möglichkeit gegeben ist, sondern auch gegen all den Preis und Ruhm des Krieges, welcher in solchen Augenblicken als eine große konventionelle Unwahrheit erscheint, mit der die bittere Wirklichkeit versüßt werden soll.

Es sind überall religiöse Vorstellungen, mit denen diese vermeintlichen Erinnerungen und wirklichen Wünsche verknüpft sind, und je höher die religiöse Auffassung ist, desto stärker erscheint der Friedensgedanke ausgeprägt. Die Religionen Zarathustras, Kong-Fu-Tses, Buddhas stellen den Frieden als das gottgewollte, von der Gott sich hingebenden Menschheit anzustrebende Ziel hin. Die indische und griechische Philosophie in ihren vornehmsten Vertretern, in denen

eine höhere, geläuterte religiöse Auffassung zum Ausdruck kommt, thut dasselbe. Zwischen den Donnerworten, mit denen die Propheten des alten Bundes zur Buße und Umkehr auffordern und die Strafgerichte Jehovahs verkünden, sprechen sie von der Zeit, da die Schwerter zu Pflugscharen und Sicheln würden umgeschmiedet werden. Dann geschieht die letzte und höchste religiöse Offenbarung, alle früheren Hoffnungen und Sehnsuchtsträume und andeutenden Weissagungen in eine kurze, klare, unzweideutige Botschaft von drei Worten zusammenfassend, welche zugleich eine Verheißung und ein Gebot ist: „Friede auf Erden".

Aber der Friedensgedanke hat sich nicht lediglich auf dem Gebiete der Wünsche und Träume und der ethischen und religiösen Vorstellungen bewegt. Er ist schon im Altertum in der praktischen Politik verwirklicht worden. Vier Jahrhunderte bevor die große Friedensbotschaft in der Weihnachtsnacht ertönte, haben griechische Staatsmänner und Patrioten den Amphiktyonenbund zu stande gebracht, welcher den Fluch der Kriege zwischen Hellenen und Hellenen von seinen Mitgliedern nahm, bis eine von außen kommende übermächtige Gewalt ihm mit der ganzen, aus andern Ursachen zum Untergange reifen griechischen Selbständigkeit ein Ende machte. Dann war es das römische Weltreich, welches die Völkerfriedfertigung zu seinem leitenden und Grundgedanken erhob: es wollte ein großes Friedensgebiet, innerhalb dessen das Recht herrschen sollte, darstellen; alle an den Grenzen geführten Kriege sollten nur dazu dienen, dieses Friedensgebiet zu erweitern und immer mehr Völker dem Friedensbann zu unterwerfen. Dieser Gedanke, der den edleren Kaisern, einem Markus Aurelius, einem Antoninus Pius, klar vor der Seele stand und von ihnen deutlich ausgesprochen und zielbewußt verfolgt wurde, war es, welcher trotz alledem und alledem die Völker mit jener staunenden Ehrfurcht und hingebenden Anhänglichkeit an den Namen und Begriff des römischen Reiches erfüllte, von denen sich heute eine einigermaßen entsprechende Vorstellung zu machen, nur auf dem Wege der Reflexion möglich ist. So tief war dieser Eindruck gewesen, daß er durch all den fünfhundertjährigen Mord und Brand erst des langen Todeskampfes des römischen Reichs, und dann des seinem Untergange folgenden Greuels der Verwüstung festgehalten, und derselbe Grundgedanke und dieselbe Aufgabe sofort dem neuen römischen Reiche, dem römischen Reiche deutscher Nation von der Stimme oder richtiger vom Gefühle des Volkes zugewiesen wurde. Als sich das Reich freilich den Erwartungen noch weniger gewachsen zeigte, als sein Vorgänger, da brach sich der Friedensgedanke auf andere Weise Bahn. Die Kirche war es, welche damals, eingedenk ihrer Sendung, ihre Macht an die Herstellung wenigstens eines halben Friedenszustandes setzte, der inmitten der Rechtlosigkeit und Gewaltthätigkeit des 11. und 12. Jahrhunderts wie eine grünende, blühende Oase erschien. Der Gottesfriede ist, wo er in Kraft trat und solange er währte, ein Quell großen Segens gewesen. Auch er war ein Versuch ohne Fortgang und ein Anlauf ohne Dauer, aber der Friedensgedanke starb an seinem Zerrinnen so wenig wie an den Enttäuschungen der auf das Reich gesetzten Erwartungen. Er wurde von einzelnen großen Geistern aufgenommen und von Geschlecht zu Geschlecht vererbt. Zuerst gingen einige Männer der That, deren Namen durch die Geschichte leuchten, daran, ihn auf der breitesten damals möglichen Grundlage zu verwirklichen. Matthias Hunyadi, der große ungarische Volkskönig, ein Fürst, wie nicht viele einen Thron geziert haben, dazu ein gewaltiger Kriegsheld, gedachte die alte Idee des römischen

Reiches deutscher Nation, die auch nur in Angriff zu nehmen dessen schattenhafte Oberherrlichkeit nie ausgereicht hatte, auf einem andern Wege, auf dem Wege eines großen Bundes der civilisierten christlichen Staaten durchzuführen und so aus dem Gebiete, welches nach der mittelalterlichen Theorie den beiden Schwertern des Papstes und des Kaisers unterthan war, ein großes Friedensgebiet zu schaffen, das mit vereinten Kräften nach außen hin die Ungläubigen bekämpfen, in dessen Innerem aber alle Gewaltthätigkeiten ausgeschlossen bleiben und die Streitigkeiten der Bundesmitglieder der alleinigen Entscheidung durch Recht und Schiedsspruch unterworfen werden sollten. Der Plan wurde von Matthias im Verein mit dem wackern, außerhalb seines Landes kaum genügend bekannten und gewürdigten Georg Podiebrad von Böhmen in allen Einzelheiten festgestellt und dann zunächst Ludwig XI. mit der Aufforderung zur Zustimmung und Mitwirkung übersandt. Der französische König scheint auf den Vorschlag nicht eingegangen zu sein, aber in seinem Nachlasse fand Heinrich IV. den Entwurf und machte sich ihn zu eigen. Eifrig von seinem berühmten Minister Sully unterstützt, ging er mit großem Ernste an die Ausführung und hatte bereits die einleitenden Schritte gethan, als ihn der Mordstahl Ravaillacs traf. Seitdem ist eine politische Aktion zur Verwirklichung des Friedensgedankens bis auf die neueste Zeit nicht wieder vorgenommen worden; der dreißigjährige Krieg war wohl geeignet, mit derartigen Bestrebungen aufzuräumen, und die folgende Zeit war nicht dazu angethan, sie wieder zu beleben. Aber auch der dreißigjährige Krieg und die Raubpolitik Ludwigs XIV. konnten den uralten, ewigen Gedanken nicht ertöten. Er flüchtete sich vorläufig in die Köpfe der tiefsten Denker und in die Herzen der edelsten Menschenfreunde. Das Universalgenie Leibniz mühte sich ab, die Bahn für die Völkerfriedfertigung frei zu machen. Immanuel Kant schrieb sein Buch vom ewigen Frieden. In Frankreich widmete der Abbé von St. Pierre sein Leben der Sache; in den Vereinigten Staaten Elihu Burrit; in England Sir Henry Richard. Zahllos aber sind seit dem 18. Jahrhundert die Staatsmänner, Philosophen, Geistlichen, Gelehrten, Dichter, Schriftsteller und sonstigen Personen aus allen Ständen und Berufen, welche es sich zur Ehre rechneten, wenigstens in Wort und Schrift, und gelegentlich auch durch die That, dem Friedensgedanken ihre Huldigungen darzubringen, und dadurch dazu beitrugen, ihn lebendig zu erhalten, zu verbreiten und zu vertiefen.

Mit dem jetzt zu Ende gehenden Jahrhundert beginnt ein neuer Abschnitt in der Entwicklung des Friedensgedankens; er findet einen neuen, fruchtbaren Boden; er erscheint in neuer Gestalt; eine neue weite Aussicht eröffnet sich vor ihm. Der Friedensgedanke als praktisches, auf ein greifbares Ziel gerichtetes Bestreben war bisher ausschließlich Sache der Fürsten und Staatsmänner, der Denker und Gelehrten gewesen; die Völker hatten ihn immer nur als unbestimmte, matt wie durch einen Nebel schimmernde Hoffnung und passives Erwarten empfunden, oder auch als frommen, diesseits der Sterne nicht erfüllbaren Wunsch. Nun aber tritt der Friedensgedanke aus dem Geheimnis der Kabinette und dem Dämmerlichte der Studierstuben in die große Oeffentlichkeit und in das helle Licht des Tages hinaus, als ein Ziel, zu dessen Erreichung die Völker selbst das Beste thun müssen. Die Erkenntnis erwacht, daß jedenfalls bei den gegenwärtigen politischen Zuständen die erste Voraussetzung für den Erfolg des Friedensgedankens die ist, daß der Wille der Völker hinter ihm stehe. Es beginnt die Bildung von

riedensvereinen zu dem Zwecke, die öffentliche Meinung vor allem von der Röglichkeit zu überzeugen, auch Streitigkeiten zwischen Staat und Staat je mehr nd mehr durch das Recht anstatt durch die Gewalt entscheiden zu lassen, und urch die öffentliche Meinung auf die Regierungen zu wirken. Ob die Kraft, elche dem Friedensgedanken aus dieser Quelle zuströmt, ihn zum Siege führen ird, muß die Zukunft lehren. Zunächst floß die Quelle kaum tropfenweise. den Völkern war selbst die alte, dämmrige Friedenshoffnung und Friedens-rwartung im Laufe der Jahrhunderte ganz abhanden gekommen; die Kunde von en einzelnen Friedensversuchen und Friedensarbeiten war über einen engen Kreis icht hinausgedrungen, die Anschauung, daß hinsichtlich des dauernden, zeitweise atenten Kriegszustandes zwischen den Völkern eine Aenderung undenkbar und nmöglich sei, hatte sich allgemein und schier unausrottbar festgesetzt. Am wenigsten erstanden es die Völker, daß sie selber sollten berufen sein, in dieser höchsten rage der hohen Politik mitzuwirken und gar die entscheidende Rolle zu spielen. aum die freien; noch weniger die noch unter dem Absolutismus lebenden, denen ußerdem nicht einmal das Recht gegeben war, sich zu derartiger Arbeit zusammen-schließen. So machte die junge Friedensbewegung äußerlich zunächst so gut ie keine Fortschritte. Der erste Friedensverein wurde 1810 in den Vereinigten staaten gegründet, in Boston; ihm folgten 1815 ebendaselbst einige andere; 816 unter dem Eindrucke der allgemeinen Friedensstimmung einer in England, e noch heute mit 31 Tochtergesellschaften und zahlreichen Sektionen und Unter-ktionen an der Spitze der englischen Friedensvereine stehende, religiös gerichtete eace Society; 1821 die Société de la morale chrétienne in Paris, unter dem orsitze des Herzogs von Larochefoucauld-Liancourt. Ein Kongreß der Friedens-eunde, hauptsächlich von französischen Nationalökonomen besucht, im Jahre 1850 Frankfurt a. M., ging indes völlig unbeachtet vorüber. Erst Ende der fünf-ger und während der sechziger Jahre machte die Friedensbewegung, haupt-ächlich in Frankreich, Italien und der Schweiz, erneute Fortschritte. Nament-ch wurde damals die „Société française d'arbitrage entre les nations" von rédéric Passy, Mitglied des Instituts, gegründet, welcher noch heute, über achtzig-hrig, als unermüdlicher Friedensfreund, in der vordersten Reihe steht. Ebenso demselben Jahre in Genf in einer Versammlung unter dem Ehrenvorsitz aribaldi's die „Ligue internationale de la paix et de la liberté". Einen eitern Aufschwung brachten die beiden folgenden Jahrzehnte, in denen die ewegung dort, wo sie bestand, merklich um sich griff, und in Deutschland mit der ründung des Frankfurter (a. M.) Friedensvereins durch Franz Wirth († 1897), wie in Schweden, Dänemark, die Niederlande eindrang. Grund davon war ugenscheinlich die allgemeine Enttäuschung, daß nach dem deutsch-französischen riege nicht die erwartete Reinigung der politischen Atmosphäre eingetreten war, ndern die Schwüle sich eher verdoppelt hatte, so daß der Gedanke, sich selber zu elfen, allmählich den Völkern als letztes Rettungsmittel sich aufzwang. Mittler-eile hatte, unter dem Eindruck der endlos wachsenden Militärlasten, die Friedens-ewegung ihre Absicht neben dem ursprünglichen Ziele der Ersetzung des Kriegs urch Recht und Schiedsgericht auch auf den Rückgang oder doch zunächst Still-and der Friedensrüstungen gelenkt. Die Abrüstung ist an sich völlig unabhängig on der Einführung des Schiedsgerichtsverfahrens, weil die militärische Stärke und sicherheit der Staaten nicht von der absoluten, sondern der relativen Stärke ihrer

Heere abhängt, und mit einem Bruchteile der gegenwärtigen Heere, und also auch der gegenwärtigen Ausgaben, wenn die Abrüstung überall gleichmäßig erfolgt, genau dieselbe Wirkung erzielt wird, wie jetzt mit dem ganzen.*) Aber es lag selbstverständlich für die Friedensbewegung nahe, diese zweite Aufgabe zu übernehmen.

Bis dahin waren die Friedensgesellschaften ohne alle Verbindung untereinander gewesen, außer der gelegentlichen Zusammenkunft einzelner ihrer Mitglieder; nunmehr machte sich das Bedürfnis nach einer allgemeinen förmlichen Organisation geltend. Die erste Anregung dazu erfolgte durch Edmond Thiaudière auf einer Zusammenkunft von Friedensfreunden während der Weltausstellung in Paris von 1878. Die Grundgedanken waren: Regelmäßige Kongresse der Friedensvereine der ganzen Erde; ein ständiger Mittelpunkt der Friedensbewegung; regelmäßige Zusammenkünfte der dem Friedensgedanken ergebenen Mitglieder der Parlamente. Aber noch elf Jahre dauerte es, bis an die Organisation ernst herangetreten wurde.

Im Jahre 1889 fand während der Weltausstellung in Paris der erste allgemeine, bereits von gegen hundert Friedensvereinen beschickte Friedenskongreß statt, welcher „die Grenzlinie zwischen Vergangenheit und Zukunft — der Vergangenheit, so reich an Entmutigungen, der Zukunft, so reich an Verheißungen und Schwierigkeiten“ genannt wurde. Im selben Jahre, einige Monate später trat die erste „interparlamentarische Konferenz“ zusammen. Seitdem sind beide Versammlungen regelmäßig jedes Jahr mit wenigen Ausnahmen abgehalten worden. An der zweiten Konferenz in London 1890 nahmen zum ersten Male Mitglieder des deutschen Reichstags teil. Im Laufe der nächsten zwei Jahre wurde das „Bureau international permanent de la Paix“ in Bern als ständiges Organ der Friedensvereine gegründet. Es erhält kleine Zuschüsse von der Schweiz, Dänemark und Norwegen und wird im übrigen durch freiwillige Beiträge unterhalten. Es giebt die zweimal im Monat erscheinende „Correspondance bimensuelle“ heraus, welche an die Friedensvereine und einzelne als Anhänger des Friedensgedankens bekannte Personen versandt wird. Gleichzeitig organisierten sich die parlamentarischen Friedensfreunde zur „interparlamentarischen Union“ gleichfalls mit einem ständigen Organ in Bern, dem „Bureau de l'Union interparlamentaire“ und der monatlichen Revue „La conférence interparlamentaire“. Mit dieser Organisation beginnt eine wesentlich erhöhte und erfolgreiche Propaganda, so daß jetzt von einem allmählichen Eindringen des Friedensgedankens in das Volk gesprochen werden darf. In Deutschland entstand 1892 die „Deutsche Friedensgesellschaft“ mit dem Sitze in Berlin, der sich die wenigen bereits bestehenden Vereine als Ortsgruppen anschlossen; in rascher Vermehrung, zu der der berühmte Roman der Baronin Suttner „Die Waffen nieder“ wesentlich beigetragen hat, stiegen diese Ortsgruppen bis jetzt auf etwa siebzig. Die Gesamtheit der Mitglieder der Friedensvereine wird gegenwärtig auf 1 200 000 angenommen; die interparlamentarische Union zählte im Jahre 1895 gegen 1800 Mitglieder; die weit überwiegende Mehrheit dieser wie jener gehört England und den Vereinigten Staaten an. Doch darf die Ausbreitung des Friedensgedankens nicht allein nach der Zahl der eingeschriebenen Vereinsmitglieder geschätzt werden. Hundert-

*) Das könnte doch mit Rücksicht auf die Individualität der einzelnen Staaten, Völker, Verfassungen u. s. w. angefochten werden. D. T.

ausende und Millionen folgen außerdem der Bewegung mit lebhafter Aufmerksamkeit und ersehnen ihren Fortschritt.

Infolge der Organisation wuchs das Bewußtsein der Friedensbewegung, einen thatsächlichen Einfluß auf den Gang der Dinge üben zu können, und mit diesem Bewußtsein wuchs das Gefühl der Verantwortlichkeit, das Bestreben, die früher unterweilen sowohl in der Art der gestellten Forderungen, wie im Tone der Verhandlungen hervorgetretenen Excentricitäten je mehr und mehr abzulegen und sich auf den Boden des zur Zeit Erreichbaren zu stellen. In dieser Richtung hat namentlich die interparlamentarische Union heilsam eingewirkt. Was die Friedensbewegung gegenwärtig verlangt, mag immer noch sehr schwer und nur unter Ueberwindung großer Schwierigkeiten durchzuführen sein; eine Unmöglichkeit und eine Utopie ist es nicht. Sie verlangt die Einsetzung eines allgemeinen, ständigen Schiedsgerichts, aber ohne alle und jede Beeinträchtigung der Souveränität der einzelnen Staaten. Denn dieses Schiedsgericht soll, wie § 1 des im Auftrage der fünften interparlamentarischen Konferenz, die 1894 im Haag tagte, ausgearbeiteten Entwurfs ausdrücklich ausspricht, nur dann in Thätigkeit treten, wenn es von beiden streitenden Teilen angerufen wird, so daß also nach wie vor jeder Staat vollkommen frei und unbehindert in seinen Entschlüssen bleibt. Man erwartet von dem moralischen Druck, den das allgemeine Friedensbedürfnis der Völker und die Scheu aller Regierungen, kriegslustig zu erscheinen, ausüben, daß ein solches Schiedsgericht, einmal konstituiert, nicht leicht wird umgangen werden, und wenn seine Autorität nach jedem billigen und zweckmäßigen Spruche steigt, Zerwürfnisse immer seltener vorkommen, so daß dadurch thatsächlich, ohne jede Schmälerung der staatlichen Unabhängigkeiten zwar nicht der ewige Friede aufgerichtet, aber eine ungleich festere Grundlage für den europäischen und Weltfrieden gewonnen werden wird. Auch die zweite Forderung, der Rüstungsstillstand und später die ganz allmähliche Verminderung der Rüstungen auf einen vielleicht einige wenige Jahre oder Jahrzehnte zurückliegenden Stand, kann, welche Hindernisse auch zu beseitigen sind, und wie schwierig die Feststellung der einzelnen Punkte immer sein mag, bei gutem Willen keine Unmöglichkeit sein, angesichts der Thatsache, daß kein Staat dadurch auch nur die geringste Einbuße an seiner politischen Stellung und nationalen Sicherheit erleidet und daß dadurch ungeheure Summen für andere, ebenso hohe wie dringende Zwecke frei werden, vor allem für erweiterte allgemeine und höhere Volksbildung, für Volksgesundheit, für ethische Hebung der Volksmassen durch Volksbibliotheken, durch Darbietung edler Erholungen und Vergnügungen im großen Stile, was alles zwar die sociale Frage nicht aus der Welt schaffen, aber ihr den giftigsten Stachel und die akute Gefahr nehmen würde.

Infolge dieser staatsmännischeren Haltung gewann die Friedensbewegung in der That auch schnell den erwünschten Einfluß auf die Regierungen; in dieser Beziehung waren ihre Fortschritte fast zufriedenstellender als in Bezug auf die Gewinnung der öffentlichen Meinung. Der erste große Erfolg dieser Art war die unter dem Eindruck der Friedensbewegung auf Grund eines Beschlusses des Repräsentantenhauses von der Vereinigten Staaten-Regierung an alle Staaten ergangene Einladung, mit ihr in Unterhandlung wegen Abschlusses eines Schiedsgerichtsvertrags zu treten, die einstimmige Annahme dieser Einladung durch das englische Unterhaus am 16. Juni 1893, und der formelle Abschluß eines solchen

Vertrages, welcher zum ersten Male in der Geschichte im voraus ein Schiedsgericht, zunächst auf fünf Jahre, für die am häufigsten vorkommenden Streitigkeiten, die wegen Land und Geld, einsetzte. Daß dieser Vertrag, man möchte sagen zufälligerweise, die Rechtskraft nicht erhielt, weil im amerikanischen Senate einige Stimmen an der verfassungsmäßig erforderlichen Dreiviertelmehrheit fehlten, kann der moralischen Wirkung keinen Abbruch thun. Bald darauf nahm auch die französische Kammer unter Zustimmung der Regierung die amerikanische Einladung an; das österreichische Haus forderte die Regierung zu einer gleichen Einladung an die übrigen Staaten auf. Mit Ausnahme des deutschen Reichstages ist vielleicht nicht ein einziges Parlament, in welchem nicht im Lauf des Jahrzehnts eine sympathische Kundgebung für die Friedensbewegung erfolgt wäre, und zwar unter mehr oder weniger ausdrücklicher Zustimmung der Regierungen, wie z. B. im italienischen Parlamente der damalige Minister des Auswärtigen, Signor Brin, sich ganz im Sinne der Friedensbewegung aussprach, mit der Aufforderung, die öffentliche Meinung immer mehr dafür zu gewinnen, weil erst dann, wenn die ganze Kraft derselben hinter der Friedensbewegung stände, die Regierungen zu einer erfolgreichen Aktion schreiten könnten. Alles aber, was sonst in dieser Beziehung geschehen ist, tritt natürlich gegen die Aufforderung des Zaren Nikolaus II. vom 24. August v. J. zurück, und diese Aufforderung, welche ebenso unmittelbar durch die Friedensbewegung angeregt worden ist, wie jener Beschluß des amerikanischen Repräsentantenhauses, und welche ganz auf dem Boden des Programms der Friedensbewegung steht, kann von ihr als die Frucht ihrer Thätigkeit in Anspruch genommen werden. Ob das Vorgehen des Zaren einen bessern Erfolg haben wird, als das Vorgehen der Vereinigten Staaten, steht in diesem Augenblick dahin. Daß die Haager Friedenskonferenz auf dieser ganz neuen und mit zahllosen Hemmnissen besetzten Bahn im besten Falle nur einen ersten, vielleicht ganz kleinen Schritt thun konnte, war von vornherein klar, aber selbst ein kleiner Schritt kann etwas Großes und Bahnbrechendes sein. Selbst wenn die Konferenz auseinander gegangen wäre, ohne einer der beiden Forderungen der Friedensbewegung irgendwie Rechnung getragen zu haben, würde die Konferenz nicht vergeblich getagt haben. Die bloße Thatsache, daß es geschehen, würde für die Friedensbewegung einen neuen Ausgangspunkt und einen fruchtbaren Boden zur Weiterentwicklung abgeben.

Die Welt steht nicht still, und auch der gegenwärtige Zustand kann nicht ewig sein. Aber wenn die Welt in der bisherigen Richtung fortschreitet, so muß die bisherige stetige Erweiterung der Gebiete, innerhalb deren das Recht herrscht, also der Familie zur Gemeinde, der Gemeinde zum Kleinstaate, des Kleinstaats zum Großstaate und zum Reiche, demnächst zur Vereinigung der civilisierten Staaten, zu einem großen Friedensgebiete führen. Wann? Das ist die Frage, auf die nur die Zukunft Antwort geben kann. Aber die Frage ist nunmehr gestellt als eine der großen Fragen der Menschheit, vielleicht als ihre größte. Jedenfalls sollte an sie herangetreten werden, ohne Voreingenommenheit, ohne Rücksicht auf persönliches Interesse und — ohne Schlagwort. **Richard Reuter.**



Die „Versunkene Glocke“ als Oper.

Wir gestehen, wären wir selber Trauer= oder Lustspielschreiber, ärger als jeden Nachdrucker würden wir theatralische Umdrucker und Sabbathschänder ferer heiligsten Sonntags= und Musenstunden verfolgen und beschimpfen, mit chen letzten wir so schön und wohlthuend auf die Nachwelt in Parterre und radies einzugreifen rechnen gedurft.“

Ein wahres Glück für den herrlichen Jean Paul, daß er keine Dramen hrieben hat, er wäre sonst aus dem Aergern und Schimpfen nicht mehr heraus= ommen.· Denn, o armes Quintus Fixlein, wie würde dir ein wohlbestallter gisseur mit der auf den Theaterabend eingestellten Schere die Flügel gestutzt en, wenn du als Titan hinausgeflogen wärest über das Gewölke der Erde, würde er dich, stillbeschauliches Schulmeisterlein Wuz, aufgescheucht haben aus Ackerfurche, in der du dich behaglich eingenistet, um dich hinauszupeitschen „Handlung“.

In der Vorrede aber zu E. T. A. Hoffmanns „Phantasiestücken in lots Manier,“ in der sich die oben angeführte Stelle findet, hat Jean Paul allem an den Opernlibrettisten gedacht. In Hoffmann, der damals ade als Musiker viel von sich reden machte, sah er eine besonders glückliche cheinung. „Denn bisher warf der Sonnengott die Dichtgabe mit der Rechten, Tongabe mit der Linken zwei so weit auseinanderstehenden Menschen zu, daß noch bis diesen Augenblick auf den Mann harren, der eine echte Oper zu= ch dichtet und setzt.“

Als Jean Paul diese Forderung nach einer „echten Oper“ aufstellte, 1813, Richard Wagner, der sie erfüllen sollte, eben geboren; datiert aber ist das riftstück aus — Bayreuth. —

Die Textbuchfrage ist seit Wagner eine ganz andere, als früher. Wir langen heute mehr, als eine einigermaßen fesselnde Handlung und klingende se. Das Textbuch ist für uns eine dramatische Dichtung. Aber das jedes echte Kunstwerk unumgängliche Gebot der inneren Einheit ver= gt, daß Text und Musik aus dem gleichen Geiste geboren seien. Nicht ob es durchaus nötig wäre, daß wir hinfüro nur Dichterkomponisten als echte ernkomponisten ansehen wollten — seinen liebsten Kindern nur schenkt auch te noch der Sonnengott gleichzeitig beide Gaben —, aber man muß verlangen, Dichter und Komponist Hand in Hand gehen, daß zum wenigsten der Dichter sikalisch dichte, d. h. daß er in Stoff, Aufbau und Sprachbehandlung stets die musikalische Ausgestaltung denke. Das ist eigentlich eine so selbstverständ= Forderung, daß man ihre theoretische Begründung für überflüssig halten hte. Und doch, wieviel wird dagegen gesündigt. Sehen wir uns nur die unsern Fall wichtige Seite an. Seit Mozart=da Ponte ihren „Figaro“ verhältnismäßig engem Anschluß an ein berühmtes und bewährtes Drama fen, haben immer und immer wieder beliebte oder bedeutende Dichtungen den ff für Opern hergeben müssen. Es ist das so geblieben, auch seitdem alle Richard Wagner wenigstens das Aeußerliche gelernt haben: die durch= nponierte Oper; nicht gelernt haben gar viele leider das Wesentliche, daß

die innere Dramatik musikalisch sein müsse, auf daß ein Musikdrama entstehe. Jedes Drama enthält schließlich so viele musikalische Stellen, daß hier und da die Arie, Kavatine oder ein Chor mit innerer Berechtigung einsetzen können. Der Rest geht im Dialog oder im perlenden Recitativ rasch verbindend an unserm Ohr vorüber. So hat auch Brahms, als er sich mit dem Gedanken einer Oper trug, nach Widmanns Versicherung die Absicht gehabt, nur die dramatisch bewegtesten Augenblicke zu komponieren, jene Höhenpunkte des Seelenlebens, wo dessen Schwingungen sich zur Höhe des lyrischen Tonausdrucks steigern, das gesprochene Wort nicht mehr ausreicht. Es zeugt dafür, daß nicht nur die große Masse der Laien, sondern auch die Leute vom Fach Wagner immer noch nicht verstehen, wenn sie in seinen Tondramen gerade die erzählenden Stellen, etwa Wotans Erzählung in der Walküre, als undramatisch empfinden. Sie sind eben zu phantasielos, sie vermögen nicht innerlich die zahllosen Bilder zu schauen, die in wichtigen Augenblicken des Innenlebens vor den Geist treten und ein Tönen der Seele erzwingen. Ich meine also, daß für die Oper alten Stils die Verwertung einer vorhandenen Dichtung viel leichter war, als für das moderne Musikdrama, denn während dort nur an jenen Stellen die Musik als Seelenwort eintritt, wo der begreifende Verstand versagt, während dort die Musik immer mehr lyrisch-dramatisch ist, so muß hier im Musikdrama die Tonwelt den Ausdruck für alles geben. —

Jedes echte Kunstwerk ist in sich ein Ganzes, das einer Schwesterkunst zur Ergänzung nicht bedarf, ja sie zumeist nicht verträgt. Man weise nicht auf Wagner oder auf das Lied hin. Bei Wagners Kunstwerk ist die musikalische Ausgestaltung des Dichterwortes wesentlich, sie ist ein integrierender Bestandteil schon der Konzeption. Dasselbe gilt vom echten Liede, das auch der Dichter im Dichten singt. Aber z. B. die Klassikerillustration ist unkünstlerisch. Dagegen vermag jedes Kunstwerk eine andere Künstlerseele so zu befruchten, daß sie ein neues Werk gebiert, verschwistert jenem ersten, aber doch voll eigenen Lebens. Wie viele wunderbare Werke der bildenden Künste sind nicht Verkörperungen dichterischer Gestalten, zu welch herrlichen Phantasien hat nicht die Sehnsuchtswelt des Brahms’schen Liedes einen Klinger begeistert. Und nun erst die symphonische Dichtung von Beethovens „Neunter“ bis auf Richard Strauß’ „Don Quijote“.

So könnte ich mir auch leicht eine Symphonie „Die versunkene Glocke“ denken, die den dichterischen Gehalt — nicht das „Hineingeheimniste“ — der Dichtung Gerhart Hauptmanns erschöpfend wiedergäbe. Aber eine Oper?! Gewiß, auch durch Hauptmanns Drama geht das Singen, das durch alle Märchen rauscht. Als sie im Paradiese waren, sangen die Menschen, wenn sie redeten, erzählt eine alte Legende: und ein Paradies ist auch der stille Hochwaldgrund, in dem die Geister hausen. Aber Hauptmanns Werk verbindet zwei Welten: des himmelanstrebenden Hochwaldes Traumland mit dem Werktag des kleinen Dörflervolks. Nur einer vermag in beiden zu leben, — der Künstler, aber auch er muß es büßen, der Mensch geht darüber zu Grunde. Dort im Waldland droben singt’s und summt’s, in der dumpfen Bauernstube drunten werden die Stimmen heiser und gebrochen. Ohne in die Aufdringlichkeit seines „Hannele“ zu verfallen, hat Hauptmann in seiner Dichtung die beiden Welten geschieden. Die Sprache ist eine andere hier und dort, abgesehen davon, daß der Dichter mit

nusikalischem Gefühl in den Reden der Geister zumeist den Reim verwertet, der ich von den Blankversen melodisch abhebt. —

Jeder, in dem Goethes „Faust“ lebt, empfindet Gounods „Margarethe“ ls eine Versündigung gegen die Dichtung. Und doch hat Richard Wagner uf das Werk des Franzosen hin die beabsichtigte Schöpfung eines „Faust“ unter-assen, dennoch gehört das Werk, von dem Gounod selbst glaubte, es würde in Deutschland abgelehnt werden, zu den beliebtesten der deutschen Bühne, dennoch hat keine der anderen Faustkompositionen dagegen aufkommen können. Das iebt zu denken. Wenn wir alle andern Erwägungen beiseite lassen, wenn wir — es fällt schwer — Goethes einzigartiges Werk mit nüchternen Augen betrachten, o müssen wir sagen: die französischen Textdichter haben thatsächlich alles Opernmäßige aus dem ersten Teil des Faust mit sicherer, wenn auch pietät-oser Hand herausgeholt und es zu einem abschließenden, bis zu einem gewissen Grad selbständigen Textbuch umgestaltet, das, an Goethes „Faust“ gemessen, eine Versündigung, aber für sich betrachtet ein ausgezeichnetes, auch poetisch anziehen-des Opernlibretto, ein in sich geschlossenes Werk ist.

Ein solches kann aber nicht entstehen, wenn man seinen Faust vornimmt und auf die Hälfte zusammenstreicht. Was man hier auf der einen Seite pietät-voll ist gegen das einzelne Wort des Dichters, verdirbt man durch die Rücksichts-osigkeit gegenüber dem Gesamtgehalt sowohl wie gegen die Schönheit. Es heißt denn doch einen eigentümlichen Vorwurf gegen den Dichter erheben, wenn man die Hälfte seines Werkes für überflüssig hält. Wenn wir schon eine solche Regisseur-thätigkeit, durch die eine mehr beschauliche Dichtung auf die Handlung zusammen-gestrichen wird, aufs schärfste verurteilen, so wird es noch schlimmer, wenn diese Striche zu Kompositionszwecken vorgenommen werden. Der Dichter hat ein Wort für den Sprecher bestimmt, und es heißt ein sehr geringes Gefühl für Sprachmusik haben, wenn man da nun einfach darauf loskomponiert. Denn uch der Opernkomponist muß den ganzen Stoff bringen, er wird sich aber noch auf eine geringere Zahl Verse beschränken müssen, als der Schauspiel-egisseur, weil die musikalische Aussprache natürlich viel mehr Zeit in Anspruch nimmt. Da aber naturgemäß in der ursprünglichen Dichtung die mehr lyrischen Stellen länger geraten, als die dramatisch stark bewegten, so werden die meisten Striche in den lyrischen, also gerade in den musikalischen vorgenommen werden müssen.

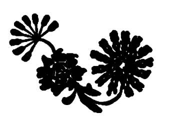
So müssen wir diese Art der Bearbeitung des Opernbuches für durchaus erfehlt halten, obwohl sie für den ersten Augenblick etwas Bestechendes hat. Diese „Pietät“ gegen ein vorhandenes Werk wird aber so zur Rücksichtslosigkeit egen die eigene Kunst.

Der Hauptvertreter dieser Art „Oper“ ist Heinrich Zöllner, ein Sohn es für den Chorgesang hoch bedeutsamen Karl Friedrich Zöllner, selber ein mit Recht geschätzter Chormeister. Schon vor mehr als einem Jahrzehnt hat er Faust“ in dieser Weise bearbeitet, heute Hauptmanns „Versunkene Glocke“. Es t bezeichnend, daß er im stimmungsvollen ersten Akt weit mehr Striche vor-ehmen mußte, als im realistischeren, der Musik abgeneigten zweiten.

Als Musiker ist Zöllner durch und durch Wagnerianer. Auch die ziem-ich ungenügende Aufführung im Theater des Westens ließ seine hohe Herrschaft ber den Instrumentalkörper erkennen. Weniger glücklich sind die Singstimmen

geführt, in denen wiederholt Volkstümlichkeit mit Trivialität verwechselt wird. Die Gesamterscheinung Zöllners ist die des ganz außerordentlichen Könners, aber nicht die des aus dem übervollen Eigenen gestaltenden Schöpfers. Ein Eigener ist er nicht, aber ein Künstler, der ernsthaft strebt. Möge er sich über das Ziel seines Strebens, das aus einer hohen Wertschätzung des künstlerischen Schaffens anderer hervorgegangen ist, keiner Täuschung hingeben: Vermittlerdienste sind nicht die Sache des schöpferischen Meisters.

Dr. **Karl Storck.**



Stimmen des In- und Auslandes.



Giebt es geborene Verbrecher?

Zu dieser viel umstrittenen, von Lombroso und seiner Schule mit allem Aufwand moderner Kriminalanthropologie bejahten Frage hat ein Verbrecher selber das Wort ergriffen, und zwar in Velhagen & Klasings Monatsheften (XIII. Jahrg., Heft 10). In seinem glänzend geschriebenen Essai verneint Gustav George, so nennt sich der merkwürdige Gewährsmann der Monatshefte, die Annahme, daß jeder hartnäckige Gewohnheitsverbrecher ein krankhaft veranlagtes Individuum sei, in ihrer von Lombroso beliebten Allgemeinheit ganz entschieden. Den Beweis genügender Sachkenntnis erbringt der Verfasser dieses bedeutungsvollen Aufsatzes durch folgendes Strafregister: Verweis, 8 Tage Gefängnis, 14 Tage Gefängnis, 1 Monat Gefängnis, 1 Jahr Gefängnis, 5 Jahre Zuchthaus, 7 Jahre Zuchthaus — mit einer Ausnahme (Körperverletzung) beziehen sie sich sämtlich auf Eigentumsvergehen. „Der Vollständigkeit halber füge ich auch noch meinen Stammbaum hinzu: der Vater ein Brandstifter, der Großvater ein unverbesserlicher Säufer. Wie man sieht, treffen also auf meinen Fall alle Merkmale zu, mit denen die Lombroso'sche Schule ihre Theorien gewöhnlich stützt", schließt der Verfasser seine Vorstellung, um darauf den Beweis zu erbringen, daß er dennoch kein geborener Verbrecher sei, ebensowenig wie sein Vater. Freilich, der Großvater war ein notorischer Säufer, aber unter seinen sämtlichen acht Kindern befand sich weder ein trunksüchtiges, noch sonstwie moralisch defektes Individuum. Der Vater war bereits nahe den Fünfzig, als er zum Brandstifter wurde. „Wäre er von Hause aus mit verbrecherischen Instinkten behaftet gewesen, so wären diese wahrscheinlich doch schon etwas früher zu Tage getreten." Er war vielmehr ein Gelegenheitsverbrecher, wie tausend andere auch. Als kleiner Bahnbeamter machte er eine für seine Verhältnisse bedeutende Erbschaft, hing sofort das sichere Brot an den Nagel, fing ein Geschäft an, von dem er nichts verstand, und griff, als der unvermeidliche Zusammenbruch drohte, wie so viele schon vor und nach ihm, zu dem gefährlichen Mittel,

urch ein kleines Feuer wenigstens die hohe Versicherungssumme aus dem all=
gemeinen Ruin zu retten." Also nirgends die Spur eines inneren Zusammen=
hangs zwischen diesem Verbrechen und der Trunksucht des Großvaters, so wenig
wie zwischen jenem und der Verbrecherlaufbahn des Artikelschreibers. Das namen=
los zerrüttete Familienleben, das jener Katastrophe folgte, hat, so fährt Gustav
George fort, „mir höchstens den Uebergang erleichtert. Die hauptsächlichsten
Ursachen waren jedenfalls, daß man mir, der ich von Haus aus eine arbeitsfrohe
Natur war, wenn auch vielleicht nicht immer im Sinne meiner Umgebung, durch
eine Reihe der verkehrtesten Maßnahmen jede Freude an der ehrlichen Arbeit
gründlich zu verleiden verstand; daß ich durch die unglücklichen häuslichen Ver=
hältnisse von Jugend auf auf die Straße gedrängt wurde, wo ich schlechterdings
nicht gedeihen konnte, da ich meinem ganzen Naturell entsprechend Stubenluft
brauchte, und vor allen Dingen, daß die mir von väterlicher Seite gegebenen
Lehren immer nur darauf hinausliefen, mir Gelderwerb und Geldbesitz als höchstes
Ideal zu zeigen, wobei er mir durch sein eigenes Beispiel deutlich genug bewies,
daß er den Nachdruck weniger auf die streng rechtliche Art des Erwerbs, als auf
das ‚Nichtsanhabenkönnen' gelegt wissen wollte. . . . Dazu kam nun noch, daß ich
durch die während meiner Schulzeit zwischen Eltern und Lehrern gepflogenen
Auseinandersetzungen frühzeitig darüber klar wurde, daß ich meiner ganzen Ver=
anlagung nach in die wissenschaftliche Laufbahn hinein gehörte, und als ich nun
statt dessen, aus Mangel an Mitteln, das Los eines Laufburschen und Bäcker=
jungen ziehen mußte, da erfaßte mich bald ein grenzenloser Haß gegen die Be=
sitzenden überhaupt, denen alles das zugänglich war, wovon ich mich ausgeschlossen
fand." . . . In diesen gefährlichen Entwicklungsjahren kam George mit dem Ver=
brechertum in nahe Berührung, und das eigenartige Leben und Treiben dieser Kreise
übte Reiz genug auf den fünfzehnjährigen Unzufriedenen aus, um ihn für immer
festzuhalten. „Es wäre freilich grundverkehrt, wenn man sich die Art und Weise,
wie ich einer der ihren wurde, in der Form des langsam von Stufe zu Stufe
Gleitens ausmalte. Nach meinem allmählich von den kleinsten zu den schwersten
Strafen fortschreitenden Strafregister scheint sich die Sache ja so abgespielt zu
haben; aber es zeigt sich eben auch hier wieder, wie wenig oft die lediglich aus
dürren, moralstatistischen Angaben gezogenen Schlüsse der Wahrheit entsprechen.
Die für solche Fälle im großen Publikum landläufige Vorstellung: er begeht
eine kleine Dummheit, kommt ins Gefängnis, lernt da schlechte Menschen kennen
und wird nun von diesen ganz und gar verdorben ꝛc., trifft weder bei mir, noch
gewöhnlich in der Mehrzahl aller übrigen Fälle zu . . . An eine direkte Ver=
führung durch das Gaunertum darf man bei mir überhaupt nicht denken. Ich
konnte von Anfang an, was geistige Kapacität anbelangt, die Mehrzahl der hier
vorhandenen Elemente bequem in die Tasche stecken, und daß ich, als der geistig
Höherstehende, von den Dümmeren verführt worden wäre, ist doch ein psycholo=
gisch undenkbarer Vorgang. Nicht weil sie mich beeinflußten, sondern gerade im
Gegenteil, weil sie sich bereitwillig meinem Einfluß unterordneten, weil sie mir
sofort eine führende Stelle in ihren Kreisen einräumten, darum gefiel es mir so
gut in ihrer Mitte . . . Als ich zum erstenmal mit ihnen in Berührung kam,
bewegte sie gerade das den meisten Kriminalisten wohl noch aus dem Konrad'=
schen Mordprozeß bekannte Thüröffnungsproblem. Es handelte sich bekanntlich
darum, von außen den innen steckenden Schlüssel und Riegel umzudrehen, und

so den Anschein zu erwecken, als ob nach dem Tode der Frau und ihrer Kinder niemand mehr die Wohnung verlassen habe. Die damals vom Gerichtshof angenommene, von der Sand in ‚Nena Sahib‘ geschilderte Möglichkeit hatte sich bei angestellten praktischen Versuchen als echte Romanidee herausgestellt, und als ich ihnen nun eine wirkliche, auf den einfachsten mechanischen Prinzipien beruhende Lösung zeigte, da war ich sofort in ihren Augen einer, der mehr kann als Brot essen. Wer nun weiß, was für einen geistig Ringenden die erste Anerkennung bedeutet, der wird es verstehen, wie mich gerade der meinem überlegenen Wissen gezollte Beifall mächtig an diese Kreise fesseln mußte. Jedenfalls hatte ich von Anfang an keine besonders großen Gewissenskämpfe durchzumachen, um mich auch aktiv an den von meiner Umgebung geplanten Verbrechen zu beteiligen ... Das ging so eine Reihe von Jahren fort. Dann begann auch für mich die Aera der großen Strafen, und damit trat bald die Krisis in meinem Leben ein.“

In der Einsamkeit der engen vier Wände findet nun diese „unverbesserliche Grübel- und Spintisiernatur“, deren Verhängnis es war, von Kindheit an zu weit umhergeworfen und eigentlich niemals recht zur Ruhe gekommen zu sein, endlich Zeit, sich allerlei recht ernsthafte Fragen vorzulegen. „Ich war zeitlebens ein verzweifelt nüchterner Kopf, der die Lüge wohl als Kampfmittel gegen andere, aber nicht zu Zwecken der Selbsttäuschung benützte. Wo das Recht lag, konnte mir also durchaus nicht lange zweifelhaft sein, wohl aber, wo für mich, nachdem ich überhaupt erst einmal soweit gekommen, hinfort das Rechte lag ... Gerade der Umstand, daß wir klipp und klar wissen, was recht und was unrecht ist, und dennoch unsere Verbrecherlaufbahn konsequent fortsetzen, wird am allermeisten dazu benützt, uns moralischen Irrsinn anzudichten. In Wahrheit ist diese anscheinend unerklärliche Verstocktheit durchaus nicht die Frucht angeborener, unüberwindlicher verbrecherischer Neigungen, sondern recht nüchterner prakischer Erwägungen.

„Man mache sich doch nur einmal klar, welch ein ungeheurer Fond tiefster Religiosität, edelster moralischer Grundsätze in uns stecken müßte, wenn die bloße Erkenntnis, uns damit gegen Gottes oder der Menschen Gebot zu versündigen, schon im stande wäre, uns von unserem bisherigen Treiben abzulenken und uns den mit einer Rückkehr in die Gesellschaft doch nun einmal unvermeidlich verbundenen Demütigungen auszusetzen. Der verhängnisvolle Irrtum, der bei der Erörterung dieser Frage fast immer begangen wird, ist eben, daß man die Sache stets so hinstellt, als sollten wir durch die uns von den betreffenden Vereinen, Geistlichen ꝛc. entgegengestreckte Hand aus der tiefsten Tiefe auf eine etwas höhere Stufe gehoben werden. Man vergißt dabei ganz, daß sich dies Tieferstehen doch immer nur auf das Sittliche beschränkt; rein äußerlich betrachtet, kommt für den wirklich gefährlichen Verbrecher die Umkehr stets einem gesellschaftlichen Sinken gleich. Wenn also ein Hochstapler, trotzdem er weiß, daß er damit schwere Schuld auf sich ladet, lieber sein Grafenleben fortsetzt, anstatt in ehrlicher Weise sein Brot als Kellner, oder was er sonst sein mag, zu essen, so ist er durchaus nicht schwach von Verstand, sondern huldigt nur in besonders eklatanter Weise dem allgemeinen Zuge der Zeit.“ Weiter: „Im Verbrechertum hat er alle seine Bekannten und guten Freunde, mit denen er jahrelang jeden Bissen Brot geteilt hat; in der Gesellschaft kennt er gewöhnlich keine Seele. Unter seinen bisherigen Genossen hat er vielleicht die erste Geige gespielt; in der

euen Umgebung bleibt er stets der mit sichtlichem Mißtrauen nur stillschweigend eduldete. Dem sich in den tollsten Extremen bewegenden Leben innerhalb ieser Kreise, das für die dafür Empfänglichen nicht ohne Reiz ist, steht das inspannen in ein lebenslängliches, ziemlich freudloses Arbeitsjoch gegenüber ꝛc. ... Wohin mein Treiben schließlich führen mußte, darüber war ich schon nach der sten größeren Strafe völlig mit mir im klaren; da ich mir aber damals von ner Umkehr nicht viel versprechen konnte, so blieb ich eben, in vollem Bewußt-in dessen, was ich that, im alten Lager, und erst als sich mir bei einer späteren strafe für das, was ich auf der einen Seite aufzugeben hatte, auf der anderen n genügendes Aequivalent zeigte, brach ich mit dem bisherigen Leben und reiben."

Als ein solches Aequivalent bezeichnet der Verfasser nicht die heute übliche rt der materiellen Unterstützung und Aufmunterung, die viel mehr Schaden als utzen bei entlassenen, Besserung versprechenden Gefangenen gestiftet habe, son-ern Familie und zusagende Beschäftigung. Haben sie namentlich letztere erst nmal gefunden, dann überwinden sie auch gewöhnlich wunderbar schnell die nen „angeborenen" verbrecherischen Instinkte.

Ueber die Macht dieser angeblichen Instinkte erzählt der Verfasser aus iner Erfahrung folgendes: „Daß die ‚geborenen' Verbrecher eine auf Begehung nes Einbruchs getroffene Verabredung unbeachtet lassen, weil sie gerade in ner Kneipe vergnügte Gesellschaft gefunden haben, ist noch das wenigste. Mir ab einmal einer auf meine entrüsteten Vorwürfe die treuherzige Antwort: ‚Ja, eißt du, ich wäre ja gern gekommen, aber nun hatte meine Alte gerade die age gewaschen, und da mußte ich ihr an dem Abend rollen helfen ...' Der etreffende hatte damals annähernd zwanzig Jahre hinter Schloß und Riegel ugebracht, seine beiden Eltern, sowie sämtliche drei Geschwister gehörten der erliner Verbrecherwelt an; er wäre also wahrscheinlich von der Schule des uriner Psychiatrikers noch ganz anders als Belegexemplar angesprochen worden ls ich; trotzdem waren aber die ihm innewohnenden verbrecherischen Neigungen schwach entwickelt, daß der kategorische Befehl seiner Mutter, ihr die Rolle rehen zu helfen, bereits darüber Herr wurde.

„Worauf fußt denn überhaupt diese ganze Theorie? Doch lediglich auf ußeren Ermittelungen und amtlichen Feststellungen. Diese selbst aber beginnen nmer erst mit dem Tage, wo der Betreffende das erste Verbrechen beging resp. ch zum erstenmal fassen ließ. In Bezug auf das, was vor dem liegt, was ihn berhaupt erst zum Verbrecher werden ließ, ist der Forscher stets auf das an-ewiesen, was ihm der Gefangene darüber zu sagen für gut befindet. Ob das nmer die Wahrheit sein wird?

„Daß dem immer nur auf die Oberfläche beschränkten fremden Beobachter uf diesem Gebiet manches Unerklärliche aufstößt, soll gewiß nicht bestritten erden, aber das ist ja überhaupt eine Eigentümlichkeit der Kriminalistik, daß e dem Fernerstehenden oft Rätsel zeigt, wo für uns, die wir von Anfang an it der Nase dabei standen, durchaus nichts Rätselhaftes steckt. Ich habe ja erade an den auf mich selbst bezüglichen aktenmäßigen Angaben zu zeigen ver-ucht, wie darin nichts enthalten ist, was von dem wirklich Eingeweihten nicht uf sehr einfache, leicht verständliche Motive zurückgeführt werden könnte. Und as für mich gilt, gilt auch für andere.

„Ich habe gewiß während eines fünfzehnjährigen kameradschaftlichen Zusammenlebens mit Gewohnheitsverbrechern reiche Gelegenheit gehabt, die wahren Beweggründe und Ursachen des Betretens der Verbrecherlaufbahn kennen zu lernen, aber ich muß doch gestehen, daß ich sie alle mit meinem simplen Laienverstand begriffen habe, ohne eine krankhafte Veranlagung als Erklärung zu Hilfe nehmen zu müssen. Mangelhafte Erziehung im Elternhause für das Betreten, und die sich der Rückkehr zum geordneten Leben später entgegentürmenden Schwierigkeiten für das Verharren — damit läßt sich das Phänomen der geborenen Verbrecher in der Mehrzahl aller Fälle ganz befriedigend erklären. Man gebe nur allen jenen Elementen in der Jugend Erziehung, nicht Herdenerziehung — die haben sie meist auch jetzt schon erhalten —, sondern wirkliche, ihrer Individualität Rechnung tragende; man zeige ihnen nur, daß die Gesellschaftsordnung denn doch auf etwas mehr beruht, als auf einem bloßen äußerlichen Machtverhältnis; oder aber, man versperre ihnen wenigstens nicht unnötig den Weg zur Rückkehr, wenn sie sich später selbst nach mancherlei Verirrungen zu dieser Erkenntnis durchgerungen haben. Dann wird der Prozentsatz der sogenannten Unverbesserlichen schon kleiner werden, wenn dieselben auch bei der Mangelhaftigkeit, die allem Irdischen anhaftet, niemals ganz verschwinden werden."



Aus dem russischen Studentenheim in Zürich.

„In Zürich", erzählt Wilhelm Manke in der Kölnischen Wochenschrift „Das neue Jahrhundert" (Nr. 41, I. Jahrg.), „hatte ich jüngst Gelegenheit, die verschiedensten slavischen Vorkämpferinnen für die Gleichberechtigung der Frauen eingehender zu studieren. Im Verein mit ihren männlichen Kameraden ... boten sie mir eine Fülle der interessantesten psychologischen Momente. Die beste Gelegenheit, eine Art privater Völkerpsychologie und so etwas wie praktische vergleichende Naturgeschichte der species homo zu treiben, fand sich für mich in den wenigen Stunden, da sich die gesamte russische, an der Züricher Universität studierende Jugend in ihrem eigens gemieteten Lokale, der „Russischen Küche", zum Mittagsmahl versammelte. Ein Jugendfreund von mir, eine Art Senior oder „Väterchen" der Gesellschaft, führte mich bereitwilligst ein und gab mir auch einige Aufklärungen über den technischen Betrieb dieser Einrichtung. Diese Küche, die abwechselnd durch ein aus der Mitte der Kostgänger heraus gewähltes Triumvirat: Präsident, Rechnungsführer und Büffetier (natürlich ohne alle Abzeichen der Vereinsmeierei) verwaltet wird, bietet für 50 Pfg. das Gedeck durchgehends gute russische Nationalgerichte.

Eigenartig ist die eingeführte Sitte, daß derjenige, welcher an der Reihe ist, gleichviel ob Mann oder Frau, nach der Küche zu gehen, um die Speisen hereinzuholen, ebenso nach beendetem Mahl das Geschirr wieder hinauszutragen hat — ohne jedwede Unwilligkeit. Somit fällt die Ausgabe für einen „bedienenden" Geist weg.

Oftmals konnte ich mich eines geheimen Lächelns nicht erwehren, wenn h so einen recht täppischen Steppensohn die gefüllte Suppenschüssel hereintragen h. Aber wer denken sollte, der eine oder andere würde ausgelacht, würde sich hr täuschen. Alles vollzieht sich sozusagen „selbstverständlich", der heilige Ernst ird auch hierauf übertragen — wobei natürlich oftmals Grazie als „Luxus" ge= ertet wird.

Das männliche und das weibliche Geschlecht waren fast zu gleichen Teilen ertreten, aber wenn jemand einmal Rußland das „lauernde Gehirn" nannte, so ürfte dieser Ausspruch vor allem auf die Frauen zutreffen. Die Männer da= egen trugen fast alle mehr oder weniger den Stempel der Gutmütigkeit, jene eise Melancholie der slavischen Rasse, die sich selbst in ihren Tänzen und Ge= ingen ausspricht. Vor allem fällt es auf, daß die russischen Studierenden durch= eg Abstinenzler sind. An Stelle der lauten Bierfröhlichkeit deutscher Stu= enten, die oft in rohen Lärm, „sanfte Entartung der Sitten" und zeitweilige Gehirnlähmung ausartet, macht sich bei den entalkoholisierten jungen Russen viel eife Tölpelei der Gebärde geltend und eine monotone Melancholie. Vor dem ie versiegenden Samowar sitzen sie, die heißen Theegläser in der Hand, still und rnst da. Kaum hört man je ein Lachen. Wie schwere Luft und „aufbrütesame" tmosphäre liegt es über den Kindern des Ostens.

Die grotesken Ideale unserer akademischen Jugend, Tingeltangel, Mensur, Sport, Komment, „Verhältnis" und Bier, viel Bier, sind beim russischen Studenten icht zu finden. Manchmal durchfuhr es mich wie Mitleid — aber wenn ich s nur ausgesprochen hätte, dann hätte ich erfahren, was in den gesenkten Köpfen ef innen wühlt und bohrt. Kunst und Rosen und Liebe? Nein! Seht, wie ie Geschlechter hier mit einander verkehren! Da giebt es keine Sentimentalitäten, eine lascive Zweideutigkeit. Da giebt es nur Kameradschaft! Freilich echte, gol= ene Freundschaft, die mit dem Kameraden den Bissen und das Hemd teilt.

Die Ellenbogen auf den Tisch und das Kinn auf beide Fäuste gestützt, tzt ein junges, starkes Mädchen an dem Tisch vor mir. Sie studiert Medizin nd hat eben mit ihrem Nachbar, einem langen, schwindsüchtigen, blassen Klein= ussen, einen scharfen Streit über das Hirngewicht der Frau gehabt. Etwas wie Haß der Geschlechter" flammt auf, aber nicht im Strindbergschen Sinne, es ist in Prinzipienkampf. Jetzt schweigt sie mit verächtlicher Miene, die Wangen des Kameraden aber glühen auf in schwindsüchtiger Röte. Stumm schlingt sich die Gedankenkette weiter; wer weiß, wie tiefe Furchen sie pflügen wird.

Weiter hinten trägt eben eine hochgewachsene stolze Gestalt das Geschirr inaus, es ist eine Rechtskandidatin, die in jeder Gesellschaft die Männer be= aubern würde durch ihre königliche Schönheit etwas tatarischer Prägung. Aber ier folgt ihr kein Blick, hier ist sie nicht das Weib, hier ist sie die Kollegin. Wie würde sich ihre Stellung wohl in einem Kreis unsrer Studenten gestalten?

Am Tische hinter mir sitzt ein intelligent aussehendes Paar, eine junge, hmächtige Frau und ein ernster Mann, in der Mitte hockt ein reizendes, zwei= ihriges Blondköpfchen, das sie abwechselnd füttern. Es ist ein Chemie=Studieren= er mit seinem Weibe, seiner Mitkämpferin. Beider Kind konnte die Frau nicht bhalten, auch fernerhin ihr Studium, Naturwissenschaft, fortzusetzen. Eine lehr= eiche Illustration zu dem bekannten Falschmünzer=Satz von der „Zerstörung der Familie" durch die Frauenemanzipation.

Ein junger Deutschrusse mit Augenglas und modischem Kleiderschnitt versucht eine Anekdote zu erzählen. Aber er trifft auf keine Empfänglichkeit. Man hört ihn kaum, man wendet nicht den Blick nach ihm. Und die zwei kräftigen Burschen an meinem Tisch mit roter, russischer Blouse, sie murmeln leise verworrene Töne, die ich nicht verstehen kann. Da glühen ihre Augen auf, zitternd zuckt die Lippe, und ich höre die Worte, die der eine aus einem Buche in schlechtem Deutsch vorliest:

„Junger Held, wohin ziehst du?"

„Ich will streiten für die Gerechtigkeit, für die heilige Sache der Völker, für die heiligen Rechte des Menschengeschlechtes."

„Gesegnet seien deine Waffen, junger Held . . ."

Ringsum ward es still, so still wie in einer Kirche, wenn von den Lippen des Pastors der Segen gesprochen wird.

Doch dies Lamennaissche Evangelium zündet eine Flamme an, die nicht erlischt . . . Jener bleiche Jüngling mit der schwärmerischen Sanftmut eines Puschkin in den Zügen, der dort über sein philosophisches Werk gebeugt sitzt, der Speisen vor ihm nicht achtend, die er, ohne aufzublicken, mechanisch in den Mund schiebt — er horcht auf, aufgerüttelt wie aus einem dumpfen Traum.

Und so erscheinen mir alle jene Menschen hier, von der stillen alten Frau angefangen, die nach zwanzigjähriger Verbannung in Sibirien nun im Herbste ihres Lebens die alte Lieblingsidee wieder aufnimmt und zu studieren anfängt, bis zu jener burschikosen, häßlichen Studentin, die, ein Grünschnabel mit dampfender Cigarette, sich eben in den Stuhl wirft, im Innersten gelähmt wie unter einem unsichtbaren Bann . . ."



Erziehung in Frankreich.

Aus der Revue de Paris verdienen zwei Aufsätze von Ernest Lavisse unsere Aufmerksamkeit. Der erste (vom 15. Dezember 1898) eröffnet einen Feldzug gegen das Baccalaureat, das französische Abiturientenexamen. Der zweite (vom 15. Januar 1899), der einer Neuausgabe von Michelets „L'Etudiant" wieder vorgedruckt worden ist, verdient nach Inhalt und Form die Bezeichnung einer Sittenpredigt an Frankreichs studierende Jugend. Mit sorgenvollem Herzen betrachtet Lavisse sie, auf der des Landes Zukunft beruht. Er selbst gehört noch einer Generation an, die auf glänzende Erinnerungen zurück und eine verheißende Zukunft hinaus schauen konnte: „Aber ihr jungen Leute, die ihr heute zwanzig Jahre zählt, von welchen Siegen habt ihr reden hören, welche Begeisterung ist von unseren Seelen in die euern übergeströmt? Und wie hätten wir auch die Flamme, die in uns von Asche und Trümmern überdeckt ist, auf euch übertragen sollen!" Kein Zweifel, daß Frankreichs weltgeschichtliche Bedeutung seit einem halben Jahrhundert zurückgegangen ist, und wahrhaftig: „es scheint nicht, daß die Republik die Herrschaft der Vernunft durch die Vernunft, noch der Sieg der Seele" ist. Wie sind die Versprechungen eingelöst worden, die Frankreich zuerst in der großen Revolution und seitdem noch öfters in pomphaften Worten der civilisierten Welt gemacht hat? Sie haben sich jämmerlich in Nichts aufgelöst

oder schmachvoll in ihr Gegenteil gewendet. Aber bereits „das 18. Jahrhundert wußte nicht zur Genüge, daß es nicht ausreicht, Gesetze zu schreiben, wenn man nicht die Mittel ergreift, um sie zur Anerkennung zu bringen und sie in der Zukunft zu sichern. Das erste dieser Mittel aber ist die Erziehung, die der Kinder und die der Erwachsenen." Mit diesen aus Michelet angeführten Worten langt Lavisse bei dem Thema an, das ihm als Universitätsprofessor und Mitglied einer Prüfungskommission für das Baccalaureat am nächsten liegt. Ueber das letztere macht er Angaben, von denen er selbst mit bitterer Ironie sagt, daß er sie vielleicht gerade darum veröffentliche, weil er sie eigentlich nicht veröffentlichen dürfe. Der Hauptunterschied zwischen dem Baccalaureat und unserem Abiturientenexamen ist, daß es nicht vor den Lehrern, die die Prüflinge unterrichtet haben und darum seit Jahren und genau kennen, abgelegt wird, sondern vor einer aus Universitätslehrern bestehenden Kommission, denen nicht nur die Prüflinge, sondern überhaupt Art und Wesen der Schüler einer höheren Lehranstalt vollkommen unbekannte Größen sind. Naht daher die Zeit der Prüfungen, so regnet es zunächst bei den Professoren — nach Lavisses Geständnis — Bittbriefe. Sie erinnern an alte Beziehungen zwischen dem Schreiber und dem Empfänger, oder sie sagen einfach: „Thun Sie mir den Gefallen" oder: „Es kostet Ihnen ja nur ein Wort!" Das nennt man in Frankreich den „coup de piston", den Pumpenstoß, ohne den nach allgemeiner Meinung keine Aussicht auf Erfolg vorhanden. Es folgt nach Erfüllung zahlloser Förmlichkeiten das schriftliche Examen. Ich habe hier eine Prüfungsordnung vor mir liegen. Sie ist für das Jahr 1891 und seitdem hat sie zahlreiche Veränderungen erfahren. Aber plus cela change plus cela reste la même chose. Noch heute, wie man aus Lavisses Arbeit entnimmt, sind die Anforderungen ungeheuerlich. Nur ein Universalgenie könnte alle die Gebiete beherrschen, die auf den 54 Seiten des Heftchens aufgezählt werden. Natürlich besteht man auch in Frankreich nur dann seine Prüfung, wenn man zufällig das gefragt wird, was man weiß. Auf diesen Zufall kommt alles an. Man hat „chance" oder man hat keine. Zunächst muß man schon das Glück haben, vor die richtige Kommission zu kommen. „Denn ein Kandidat kann in Saal A durchfallen, der in Saal B bestehen würde." Das mündliche Examen ist öffentlich. „Ein Strom von Prüflingen, Vätern, Müttern, Freunden drängt in den Saal. Das ist ein Durcheinander und ein Gelärme! Ein Augenblick Ruhe für Verlesung der Liste derjenigen, die nach bestandenem schriftlichen zum mündlichen Examen zugelassen sind, dann wieder Spektakel, manchmal Protestrufe, wenn die Liste kurz ist, seltener Schimpfworte. An einer langen Tafel sitzen, etwas getrennt, die Prüfenden ... Sie prüfen vier Kandidaten gleichzeitig. Der Prüfling zieht diese Form dem Einzelexamen wohl vor: wenn er eine Dummheit sagt, hören ihn nur die Nächsten, während früher der ganze Saal in Gelächter ausbrach." Und was für Fragen werden gestellt und nach Punkten bewertet! „Das letzte Mal, wo ich in einer Prüfungskommission saß, habe ich unter der Rubrik ‚Philosophie' gelesen ‚Gott' mit der Note 6, was bewies, daß der Kandidat eine Kenntnis von Gott hatte, die um 4 Punkte unter dem von den Reglements verlangten Durchschnitt zurückblieb." Lavisse fügt mit Recht hinzu: „Sicherlich, wenn wir ähnliche Züge in einem Reisebericht fänden, würden wir meinen, daß die Sitten in dem Lande sehr komisch sind." Dabei ist die Ablegung dieser Prüfung notwendig für jeden, der einmal zu den Führenden

der Nation gehören will, für jeden auch, der sich wenigstens den Schein einer angesehenen Stellung wünscht. Lavisse sagt: „Das Baccalaureat ist schlecht, weil es drei unserer Nationalfehler ermutigt: Die Sucht nach leeren Auszeichnungen, die Sucht nach Privilegien, die Sucht nach dem verweichlichenden und erschlaffenden Leben friedlicher Aemter.“ Die zahllosen öffentlichen Aemter sind nach seiner Meinung meist Sinekuren. Die Privilegien bestehen vor allem in der Verkürzung des Militärdienstes: „In Frankreich lieben wir das Heer unter der Bedingung, daß wir möglichst kurze Zeit unter den Fahnen bleiben.“ Er hält es doch für nötig, zu versichern, daß er nicht übertreibe, und diese ausdrückliche Versicherung läßt ohne weiteres annehmen, daß er schwärzer malt, als der Wirklichkeit entspricht. Aber das wissen wir ja allerdings aus vielen Berichten, daß das demokratische Prinzip der Gleichheit und die demokratische Geringschätzung äußerer Ehrungen in den Republiken Frankreichs und Amerikas mindestens ebenso mißachtet wird, wie in anders regierten Staaten. Lavisse sieht aber auch in dem Baccalaureat einen Feind jeder vernünftigen Erziehung. Wie auf allen Gebieten, so leidet Frankreich auch auf dem von Erziehung und Unterricht unter der ihm seit Richelieu und Ludwig XIV. aufgezwungenen Centralisation, und in Reih und Glied mit manchem andern bedeutenden Manne tritt Lavisse hier kraftvoll für eine Decentralisation ein. Die Lebensbedingungen der verschiedenen Provinzen sind zu ungleich, der Unterschied zwischen dem „nebligen Flandern“ und der „sonnigen Provence“ ist zu groß, als daß Unterricht und Erziehung schadlos überall nach demselben Schema geregelt sein dürfte. Und doch gilt für die Söhne aller Landesteile unterschiedslos dasselbe Gebot, das ihnen die Eltern unerbittlich predigen: „Mache dein Baccalaureat, alles andere findet sich dann“ (Sois bachelier, d'abord; nous verrons, après). Von diesem Gebot sind Eltern und Söhne gleichmäßig, man muß geradezu sagen, hypnotisiert. Sie fragen nicht, wie man es anfange, um sich zu einer kräftigen und eigenartigen Persönlichkeit auszuleben, sie kümmern sich nicht darum, wie man Kenntnisse erwerbe, die dem Franzosen in dem Wettbewerb der Nationen von Nutzen sein können, sie sorgen sich nicht darum, wie man mit den vom modernen Leben gestellten Fragen vertraut werden könne, — sie haben nur den einen Gedanken, aus Büchern und Kompendien die Kenntnisse zu erwerben, die im Baccalaureat verlangt werden. Denn dieses ist die erste Pforte zum Staatsdienste, und unter des Staates riesigen Regenschirm flüchten eifrig alle diese stolzen Republikaner, nicht etwa um dem Vaterlande zu dienen, sondern um sich mit möglichst geringer Anstrengung von der Allgemeinheit nähren und schützen zu lassen. Daß das nicht so fortgehen kann, davon sind jenseits der Vogesen viele überzeugt, nicht viele aber gehen so weit wie Lavisse, der überhaupt die Abschaffung des Baccalaureates verlangt. Er befürwortet eine Einrichtung, die ungefähr unserem deutschen Abiturientenexamen entsprechen würde, nämlich eine von dem Prüfling vor den Lehrern seiner Anstalt unter staatlicher Aufsicht abzulegende Prüfung. Es kann uns diese freiwillige oder unfreiwillige Anerkennung unserer Einrichtungen eine gewisse Genugthuung bereiten. Hinzufügen wollen wir allerdings, daß auch wir wohl einer Umgestaltung des Abiturientenexamens über kurz oder lang entgegengehen. Es ist lehrreich, zu sehen, wie die Bewegung auf dem Gebiete des Unterrichtswesens beider Länder in der gleichen Richtung geht. **Erich Meyer.**





Die Strafpflicht der Volksschullehrer.

Von einem Manne der Praxis.

einrich von Treitschke sagt in seinen Vorlesungen über „Politik“ (Leipzig, Hirzel. I. Bd., S. 92): „Es ist eine traurige Wahrnehmung, daß die so- nnte öffentliche Meinung immer viel moralischer ist als die Thaten der ein- n Menschen selber ... Was der gewöhnliche Mensch, wenn er unbeteiligt ist, ugendkosakentum leisten kann, ist unglaublich ... Es ist also ganz natürlich öffentliche Meinung, die ans Tageslicht tritt, viel strenger als die wirklichen anken der Menschen.“ — Dies Wort des geistreichen Feindes der Volks- lehrer paßt auch ausgezeichnet auf die Urteile der Menge über das Straf- der Schule. Solche Eltern, denen die Hand nur gar zu lose sitzt, wenn es um einen augenblicklichen Aerger über die Ungezogenheiten eines ihrer drei vier jungen Sprößlinge handelt, schreien zu allermeist Zeter und Mordio, der Lehrer in seiner Klasse von 70, 80, ja in Preußen oftmals über hundert lern denselben Knaben wegen einer Flegelei, fortgesetzter Unaufmerksamkeit, näckiger Trägheit oder selbst wegen Vergehens gegen Gesetzesparagraphen dem Stocke in unliebsame Berührung bringt. Es ist das eine menschlich ihliche Schwäche der Eltern, über die sich kein Lehrer, der gewissenhaft auch s seines unangenehmsten Erzieheramtes waltet, besonders aufregen wird. r sein Kind lieb hat, der züchtigt es;“ und ich möchte den Lehrer suchen, bei gewissenhafter Erfüllung seiner Amtspflicht die Kinder nicht mehr oder ger mit Liebe auf seinem Herzen trüge. Ebenso wenig, wie es einem ge- en Vater ein Vergnügen bereitet, sein Kind zu züchtigen, wohl fast gerade enig wird der Lehrer mit Wollust zum Stocke greifen, um an einem Bürsch- sein Mütchen zu kühlen. Ich bin seit nahezu 30 Jahren Volksschullehrer zwar über zwanzig Jahre an einer Schule angestellt, wo straffe Zucht be- ers am Platze ist. Trotzdem ist während meiner ganzen Dienstzeit von keiner eine amtliche Beschwerde erhoben, geschweige gerichtliche Anzeige wegen zu u Strafens meiner Schüler gegen mich erstattet worden. Im Gegenteil n mich vernünftige Eltern recht oft an, sie in der Zucht ihrer Kinder durch rliche Bestrafung derselben zu unterstützen. Somit glaube ich mich wohl inen Lehrer hinstellen zu dürfen, der den Stock nicht mißbraucht. Und in

der That, es ist mir ein Greuel, den Stab Wehe über anderer Leute Kinder schwingen zu müssen. Aber das wußten meine Schüler bislang ganz genau, wenn sie an Schulordnung und Sittengesetz in arger Weise frevelten, so harrte ihrer der Stock in solcher Weise, daß es ihrem unnennbaren Körperteile nachhaltig fühlbar wurde. Verständige Eltern haben's mir dann nicht selten brieflich und mündlich gedankt.

Mit einem Male soll nun diese Seite meiner Erzieherthätigkeit in eine preußische Instanzenformel gezwängt werden,*) so daß ich jedesmal erst meinen Rektor fragen und es von ihm mir erlauben lassen soll, wenn der Aloysius, der Joseph, der Peter seine Drei oder Vier übergezogen redlich verdient hat. Bislang bin ich der Meinung gewesen, in der Schule müsse die Strafe dem Vergehen, sobald der junge Sünder oder seine Schulkameraden von der Strafverwirkung überzeugt worden sind, folgen wie der Donner dem Blitze. Unser Seminar-Direktor, ein bekannter und hervorragender Pädagoge, hat uns oft genug die fürchterlichsten acht Tage seines Kindeslebens als abschreckendes Beispiel falscher Strafpädagogik geschildert, wie er nämlich von seinem Vater die Buße für ein kindliches Verfehlen erst Sonntags darauf zugemessen erhalten sollte.

Aber nicht bloß der Knabe kommt bei dieser neuen Zuchtordnung in Betracht, sondern doch auch wohl der Lehrer. Man klagt so viel über das Schwinden der Achtung vor Autoritäten. Nächst den Eltern, denen man ja nicht selten energielose Kindererziehung nachsagen muß, ist der Jugend die wichtigste Autorität der „Herr Lehrer". Wie steht's nun in Zukunft um die Autorität des Lehrers bei den Schülern? Wenn der Bursche weiß, der Lehrer muß erst um Erlaubnis fragen — denn darauf läuft doch die ganze Neuordnung hinaus —, bevor er ihn züchtigen darf: da mag ich nicht sehen, wie die kleinen Taugenichtse triumphieren werden, wenn der Lehrer die nachgesuchte Straferlaubnis nicht bewilligt bekommt. Ich habe alte, erfahrene und äußerst gewissenhafte Lehrer geloben hören, so tief würden sie sich nie demütigen, eine solche Erlaubnis nachzusuchen. Denn dadurch wird der Lehrer zum Stockmeister degradiert. Wir haben übrigens für diese Art des Strafen**dürfens** in einem vermeintlichen Strafen**müssen** schon lange vorlaufende Vorgänge. Wie oft wird Lehrern von Polizei oder Gericht aufgegeben, Schüler wegen abgeurteilter Vergehen zu züchtigen. Ich meinesteils ließe eher meine Lehrerhand verdorren, bevor ich sie als Erzieher zu solchem Nachrichterdienste emporhöbe! Das mag man allenfalls einem Schuldiener zumuten; aber Schulvögte giebt's in preußischen Volksschulen nur in verschwindend geringer Zahl. Ich weiß, so wie ich in diesem Punkte denke, fühlen die allermeisten meiner Amtsgenossen. Natürlich sagen sie's nicht laut; und das kann ich ihnen nicht übelnehmen.

Und hat man auch an die Gefahr für das Ansehen der Herren Geistlichen gedacht, die in Preußen zumeist noch Ortsschulinspektoren sind? Sie also sollen

*) Durch Ministerial-Reskript vom 1. Mai d. J., in dem die hier besprochenen Sätze folgenden Wortlaut haben: „Um Verfehlungen bei Züchtigungen thunlichst zu verhüten, sind in Schulen, welche unter einem Rektor oder Hauptlehrer stehen, körperliche Strafen nur unter Zustimmung des Leiters der Schule anzuwenden; in den andern Schulen ist die Zustimmung des Schulinspektors einzuholen; wo dies durch die örtlichen Verhältnisse erschwert oder verhindert wird, ist alsbald nach Anwendung der Strafe über Grund und Art der Züchtigung dem Schulinspektor Anzeige zu erstatten." — Die Verfügung enthält im übrigen manche treffenden und richtigen Ausführungen.



Zukunft die Erlaubnis zum körperlichen Strafen erteilen, also zu Ober-Stock-
eistern degradiert werden.

Was wird die Folge sein, wenn diese neue ministerielle Strafverfügung
renge gehandhabt wird? Ein allgemeiner Rückgang der Zucht und auch des
ildungsstandpunktes unserer Volksschüler.

„Wir lehnen jede Verantwortung für die Folgen ab! Après nous le
éluge!" So habe ich in diesen Tagen oft genug ernste Männer sagen hören,
e mit Mißmut dem Reste von Jahren ihrer Schulwirksamkeit (nicht nur dieser
euesten, sondern auch anderer einengenden Aufsichtsverfügungen wegen) ent-
gegensehen.

Wunderbare Zeit! Auf der einen Seite schreit man für Erwachsene nach
rügelstrafe, und auf der andern Seite will man den Knaben heranwachsen lassen,
öglichst ohne daß ihm das Höschen straff gezogen wird. Bei tumultuarischen
olksaufläufen soll scharf geschossen werden; aber in scharfer Zucht den zukünf-
gen Bürger an Unterordnung und Gehorsam zu gewöhnen, hält man für in-
uman. „Das Bäumchen biegt sich, doch der Baum nicht mehr." Der Minister
gt selber, daß „erfreulicherweise selten wegen Mißbrauchs des Züchtigungs-
chtes gerichtliche oder Disziplinarstrafen gegen Lehrer zu verhängen gewesen"
nd; und Ministerialrat von Bremen erklärte am 7. Juni im Abgeordneten-
ause, daß das Züchtigungsrecht von den Lehrern bisher nicht mißbraucht worden
. Ja, warum dann diese allgemeine Verfügung? Als Fachmann hat man
hon so seine Erklärung. Unser Volksschulwesen wird fast ausschließlich geleitet
on Männern, die wenig oder gar nicht in der Schulpraxis gestanden haben.
uristen und Theologen haben das ausschlaggebende Wort. Man hält mir sicher-
h diejenigen Schulaufsichtsbeamten entgegen, die vordem Seminardirektoren ge-
esen sind. Ja, aber was waren sie denn von Hause aus? Theologen! In
elcher Dorf- und welcher Stadtschule haben sie als schlichte Volksschullehrer
rzeit jahrelang gewirkt? In keiner! Als Seminardirektoren haben sie wöchent-
h ein paar Musterlektionen gehalten, und dabei ging's freilich so zu, daß sie
s Stockes fast nie bedurft haben. Der Laie würde mich durch diesen Einwand
elleicht für geschlagen erachten. Aber meine Berufsgenossen wissen aus ihrer
eminarzeit her, wie der Uebungslehrer die Schüler der nie stark besetzten Klasse
rher mit Worten gründlich „zusammenrappelte", bevor der Herr Direktor ein-
at, und wenn ein kleiner Sünder sich bei dem naturgemäß am meisten ge-
rchteten und so selten gesehenen Direktor in Aufmerksamkeit oder sonstwie ver-
ng, dann gab's vom Uebungslehrer hinterher auch kein „Leckerli" zur Be-
hnung. Unter solchen Umständen kann auch derjenige, der als Autodidakt
r die Schüler hintritt, schon in solcher Weise erziehlich auf die Kinder einwirken,
nn durch ernste und zugleich liebevolle Behandlung, durch gediegenen Unter-
ht die Schuljugend mit Achtung und Liebe gegen den Lehrer erfüllen, so
ß der Anlaß zur unmittelbaren Züchtigung wegfällt. Uns Heloten der Schul-
beit wird's durch die Umstände schon ein wenig schwerer gemacht. Auch können
r ungezogene Rangen nicht ausweisen wie die Seminarschule, nein, im Gegen-
l! man halst uns zur Ableistung der allgemeinen Schulpflicht auf, was sich an
heren und mittleren Schulen als Thunichtgute und Faulpelze gründlich be-
ährt hat. Wenn alle Lehrer Preußens einig wären und strikte nach dieser neuen
erfügung handeln würden, man würde ihnen zweifelsohne bald wieder befehlen,

nach Weise der elterlichen Gewalt wieder vom Strafrechte Gebrauch zu machen, nicht aber fernerhin nach Art von Lehrseminaristen Schulzucht zu üben. Mißhandlungen von Schülern sind auf keine Weise zu dulden; sie können behördlich und gerichtlich gar nicht zu strenge geahndet werden. Das kann dem gewissenhaften Lehrer im Interesse des Ansehens seines Standes nur erwünscht sein. Es muß aber auch in der Schule, nach Luther zu reden, die Rute bei dem Apfel liegen bleiben.

Zum Schlusse möchte ich eine heitere Geschichte erzählen, die jenem Kreisschulinspektor passierte, der in seinem Aufsichtsbezirke schon früher jede körperliche Züchtigung untersagt hatte. Kommt der gestrenge Herr da eines guten Tages in eine Klasse, zeucht ein Heft aus dem großen Haufen von Aufsatzbüchlein hervor und findet darin die scheußlichste Schmierschrift.

„Aber, Herr Lehrer!“ Mit diesem Entrüstungsworte hält der Vorgesetzte dem Untergebenen das Heft vor die Augen.

„Ja, Sie haben leider recht, Herr Kreisschulinspektor,“ erwidert der Lehrer. „Ich habe den Jungen wiederholt nachdrücklich ermahnt, besser zu schreiben!“

„Und damit haben Sie sich begnügt?“

„O nein, durchaus nicht! Ich bin zu den Eltern gegangen und habe sie auf die schlechte Schrift des Sohnes aufmerksam gemacht. Die haben dem Jungen strengstens befohlen, besser zu schreiben. Aber Sie sehen ja!“

„Und weiter thaten Sie nichts?“

„Ei freilich! Ich habe dem Knaben gesagt, wenn der Herr Kreisschulinspektor nächstens käme und diese Schrift sähe, so würde er recht unzufrieden sein und ihn sicher auszanken. Und das hier ist die Arbeit nach dieser Drohung!“

Der Herr Kreisschulinspektor sieht die Krähenfüße, die Kleckse: schwabb! hat der Junge eine Maulschelle weg, die sich gewaschen hatte.

„Thust du's, kann ich den Stock auch gebrauchen, wo's nötig ist,“ sagte sich der Lehrer. Und merkwürdig, seit dem Tage schreibt der Schüler wie gestochen!

Grau, teurer Freund, ist alle Theorie,
Und grün des Lebens goldner Baum.





Etwas für unsere Hausfrauen. — Zaungäste der Social-demokratie. — Sokrates und die Massenseele. — Auch eine Bilanz am Jahrhundertende.

Etwas für unsere Hausfrauen, aber sie werden sich nicht darüber freuen. Die „Dienstbotenfrage“ ist in ein neues Stadium getreten. Diese Frage ist nun für viele deutsche Frauen mit der „socialen“ gleichbedeutend, venigstens ist es die, in der sie an ihrem Teile von den socialen Kämpfen der Gegen-vart „einen Hauch verspüren“. Ich weiß wohl, meine Gnädigen, daß ich mich da oeben überaus zart und lange nicht erschöpfend ausgedrückt habe. Aber wenn Sie gerecht sein wollen, werden Sie mir Dank dafür wissen, daß ich alte und och nie vernarbende Wunden nur schonend berühre, ohne durch eine dramatische Darstellung mit Peripetie und Katastrophe einen Orkan der Gefühle zu entfesseln. luch traue ich mir nicht die Gabe zu, den gewaltigen Stoff mit jener Energie u kneten, die notwendig wäre, um auch seinen „patriotischen“ Saft gebührend erauszuquetschen, etwa wie das Wasser aus der frischen Butter. Denn ein solcher t in dem Stoffe zweifellos vorhanden, sonst hätte er ja auch heutzutage nur noch eringen dramatischen Wert. Man denke nur an die zahlreichen Beziehungen der ienenden weiblichen Welt zu unseren wackeren Vaterlandsverteidigern, den regen lustausch von seelischen und realen Lebensmitteln, der fortgesetzt zwischen Küche nd Kaserne stattfindet und so ein unzerreißbares Band um Militär und Bürger-um schlingt. Ja, wenn ich über den dramatischen Griffel eines Joseph Lauff erfügte! Wie würde der z. B. die Schlußapotheose herausgestalten! Welches errliche Gruppenbild (selbstverständlich mit elektrischer Beleuchtung) ergäben ie einander gegenüberstehenden, einst feindlich getrennten, nun im Gesange von Freiheit, die ich meine,“ harmonisch versöhnten Chöre: der Hausfrauen auf er einen und der Dienstmädchen und Köchinnen auf der andern Seite! In er Mitte der Scene aber wälzte und krümmte sich am Boden der unselige laximilian Porkeles unter entsetzlichen Leibschmerzen, den Folgen des Ge-

nusses eines vergifteten Schweinebratens, den ihm seine patriotische Köchin als Vertreterin der kurfürstlich brandenburgischen weltgeschichtlichen Gerechtigkeit vorgesetzt, dieweil der Schändliche mit seinem „bedruckten Holzpapier“ Unfriede zwischen Herrschaft und Dienstboten gesät und zu diesem Zwecke gar die Autorität des ersten deutschen Reichskanzlers gegen die Herrschaft auszuspielen, sich nicht entblödet hatte. Ja, das könnte einmal ein urdeutsches, patriotisches Drama mit antiken Chören werden, die „Braut von Messina“ wäre blödes Gestammel dagegen.

Da es mir nun leider nicht vergönnt ist, diesen Lorbeer zu pflücken, so wird es gut sein, prosaisch zur Sache zu kommen. Also: in Berlin hat sich eine „Dienstmädchen-Organisation“ gebildet und dem „Unterstützungsverein der Dienerschaft Deutschlands“ angegliedert. Etwa 400 Küchencircen sollen sich bereits auf diese Weise „organisiert“ haben und zahlreich die Versammlungen besuchen, die zweimal monatlich abends um halb zehn Uhr beginnen und bis in die Nacht hinein dauern. Mitte dieses Monats ist die neue Vereinigung zum erstenmal an die Oeffentlichkeit getreten in einer Versammlung, die wohl als die schönste Blüte, die Victoria regia des Berliner Versammlungswesens bezeichnet werden darf. Zur Erörterung der Dienstbotennot waren nicht nur Dienstmädchen, sondern auch Herrschaften eingeladen, von diesen aber nur wenige, die Dienstmädchen dagegen in hellen Scharen erschienen, da viele von ihnen jetzt ja allein das Haus hüten. Zuerst sprach ein Fräulein M. Schlesinger, Zahnärztin, über Gesundheitspflege der Dienstboten. Sie verlangte von den Herrschaften eine gesundheitsgemäße Pflege der Dienstboten und ermahnte letztere, nun auch — die Zähne gut zu pflegen und nicht immer erst zum Zahnarzt zu kommen, wenn es schon zu spät sei. „Thun Sie Ihre Pflicht, seien Sie einig und haben Sie Stolz und Standesbewußtsein!“ mit dieser Ermahnung schloß sie. Der zweite Redner war ein Redakteur aus der Prinzenstraße Namens Perlmann, der unter anderem für sein Unternehmen, ein „Blatt für Dienstboten“, Propaganda machte. Zuerst erzählte er den kopfschüttelnden Mädchen etwas vom Abgeordnetenhause, schimpfte weidlich auf diese „Volksvertreter“ und nannte die Dienstbotenwohnungen in der Provinz „Lehmhöhlen ohne Boden, nur durch enge Löcher zugänglich“. Die Gutsbesitzer kamen auch böse weg. „Was sollen denn die Dienstboten machen, wenn die Gutsbesitzer Zecher, Betrüger, Verleumder, Ehebrecher sind?“ Gegen die Bekanntmachungen der Bahnhofs-Mission „protestierte“ er energisch. Er billige es durchaus, daß die Mädchen nach Berlin kommen. Was wäre z. B. aus einem Manne wie Defregger geworden, wenn er immer auf dem Lande geblieben wäre! Die Dienstmädchen hätten gar keinen Schutz. Die Arbeitszeit sei in der Regel von 5½ Uhr früh bis 1 Uhr nachts. Jedes Vergnügen, jeder Verkehr werde verhindert. Die Dienstboten seien die Nomaden, die Zigeuner der Nation. Die Dienstbücher müßten abgeschafft werden. Die Dienstmädchen sollten ruhig ihren Herrschaften von der Existenz des neuen

Vereins sagen und nicht so schüchtern sein. „Sie sind es ja sonst nicht!" (Großer Beifall.) Weiter stellte der Herr Betrachtungen über die Zustände auf dem Lande an und kam zu dem Schluß: „Nur auf dem Lande giebt es Unsitte und Trunk." Der dritte Redner war der Vorsitzende des „Unterstützungs-Vereins der Dienerschaft Deutschlands", Namens Schröder. Er erzählte zunächst, daß er früher einmal „August" gewesen sei, und wenn er kein gutes Essen bekommen, so habe er es sich „geklaut". Freiheit müßten die Dienstmädchen haben. Schon Luther (!) habe gesagt: „Freiheit, die ich meine." Hierauf folgte eine teilweise etwas hitzige Besprechung. Der Socialdemokrat Schneider Pfeiffer bemerkte, daß sich auch die Socialdemokratie der Dienstbotenbewegung annehmen würde, wenn erst die Dienstmädchen kund geben wollten, daß sie unzufrieden seien. Auch ein Professor hatte sich als „Herrschaft" eingefunden, aber seine entrüsteten Proteste wurden stürmisch unterbrochen. Endlich, gegen 1/2 1 Uhr nachts, wurde die Versammlung geschlossen.

Die armen Mädchen, die diesen „Volksfreunden" in die Schlinge geraten, sind zu bedauern. Leider kann man auch mit den allerbesten „Zähnen" von „Stolz und Standesbewußtsein" nicht satt werden. Auf die ernste Seite der Frage komme ich noch zurück.

* * *

Angesichts solcher und ähnlicher Zerrbilder der socialen Bewegung ist es verständlich, wenn auf der anderen Seite immer lebhaftere Warnerrufe ertönen. Man kann in der That auch in der Parteinahme für die arbeitenden und dienenden Klassen leicht einseitig werden. Damit wird diesen aber keineswegs genützt, wohl aber unsäglich geschadet. Ein warmes Herz für das Volk und ein gerechtes und wohlwollendes, vorurteilsfreies Urteil sind hier am Platze, nicht aber unklare Sentimentalität und unwürdige Popularitätssucht. Der Heiligenschein, mit dem die Socialdemokratie „Arbeit" und „Arbeiter" umgeben hat, scheint auch auf manche Kreise des bürgerlichen Litteratentums u. s. w. einen fascinierenden Eindruck auszuüben. Sie kommen sich ungeheuer „fortgeschritten", wichtig, interessant und heroisch vor, wenn sie nun auch ihrerseits dem Kultus des neuen Idols huldigen, als bestände die ganze Welt nur von „Arbeiters" Gnaden und gäbe es außer diesen Interessen keinerlei anderen, ebenso berechtigten. Die Leser wissen, daß der Türmer dem Lose der ärmeren Volksklassen wärmste, verständnisvolle Teilnahme entgegenbringt, aber mit der einseitigen Vergötterung der „Arbeiterklasse", wie sie in gewissen Kreisen allmählich Mode geworden ist, möchte er nichts gemein haben. Diese Mode ist eine läppische und schädliche. Der wirkliche Arbeiter läßt sich ja den Weihrauch, der ihm gestreut wird, ganz gern gefallen, er sieht darin den Triumph seiner Klassenbestrebungen. Wenn man aber meint, ihn durch solch übertriebenes, schmeichlerisches Entgegenkommen der Socialdemokratie abspenstig machen zu können, so ist das sehr — naiv gedacht. Im Grunde erscheint ihm dieses Buhlen um seine Gunst lächerlich und verächtlich, als Zeichen der Schwäche, die sein ohnehin schon hochgespanntes

„Klassenbewußtsein“ nur bis zum Größenwahn steigern kann. Respekt hat er jedenfalls vor den Leuten nicht, die ihr eigenes Nest durch maßlose und ungerechte Anklagen gegen die „bürgerliche Gesellschaft“ verunreinigen, nur um ein ihm wohlgefälliges Opfer zu bringen. Die natürliche Lage der Dinge wird dadurch bis zur Lächerlichkeit verschoben. Jede ehrliche Arbeit ist achtungswert und ihres vollen Lohnes würdig. Aber sie ist schließlich nur eine selbstverständliche Pflicht, eine einfache Notwendigkeit im eigenen Interesse, keine Heldenthat, die außerordentlicher, ehrfurchtsvoller Bewunderung und Bekränzung bedarf. Und ist denn gerade die Handarbeit höher einzuschätzen als die des Beamten, Lehrers, Künstlers u. s. w.? Doch ganz gewiß nicht! Elend aber giebt es auf dieser Seite wahrlich auch genug, nur wird davon nicht jenes laute Wesen gemacht, wie beim Proletarier der Handarbeit, dem sein Auftreten als kompakte Masse ohnehin schon unvergleichlich günstigere Aussichten eröffnet, als sie jenen stillen Dienern des Staates und der Kultur beschieden sind, die gar oft ihre bittere Not und Sorge innerhalb ihrer vier Wände begraben.

Wollten sich unsere socialpolitischen Heißsporne aus dem „bürgerlichen“ Lager nicht mehr in diesem selbst umsehen? Der Socialdemokratie ist ihre aufdringliche Mitläuferschaft ziemlich gleichgiltig, und sie behandelt sie günstigsten Falles mit unverkennbarer souveräner Geringschätzung. Aber freilich, mit „Millionen Wahlstimmen“ um sich werfen zu können und sich als „Führer“ von „Massen“ zu fühlen, das hat für gewisse sensible Naturen einen unbeschreiblichen Reiz, den ja die Vertretung jener stillen, unorganisierten, bürgerlichen Proletarier nicht bieten kann.

* * *

Die Masse! Ich wünsche ihr in ihren einzelnen Elementen alles Gute und Schöne, aber ihr Knecht möchte ich ebenso wenig sein, wie ihr Führer. Denn zuletzt läuft beides auf Eines hinaus. Jeder Massenführer ist mehr oder weniger auch Massenknecht. Anders steht es um die durch die Staatsautorität legitimierte Herrschaft über die Masse. Aber seine Wesenseigenheit verleugnet dies Ungeheuer nie. Immer streckt es seine scheußlichen Polypenarme nach allem Selbstständigen, Freien, Großen, Einsamen aus, um es zu erwürgen. Das ist immer so gewesen und wird immer so bleiben. Deshalb: hütet euch, die zeitweilig schlummernden oder gebändigten Instinkte des Ungeheuers zu wecken! Schon ein Sokrates ist von ihm erdrosselt worden. Wenigstens ist dies die geistvolle und, wie mir scheint, berechtigte Auffassung einer neuen Schrift über den griechischen Weisen: „Sokrates und sein Volk, ein Beitrag zur Geschichte der Lehrfreiheit,“ von Robert Pöhlmann (München, Oldenbourg). Der Verfasser widerlegt die Ansicht, als habe der athenische Staat um seiner Selbsterhaltung willen den Sokrates verurteilen müssen, weil dessen Lehren auf den „Geist des athenischen Volkes“ auflösend gewirkt hätten. „Die Tragödie, die sich in dem Prozeß des Sokrates abspielt,“ schreibt Pöhlmann, „wiederholt sich bis auf den heutigen Tag in ewig wechselnden Formen, aber immer mit dem gleichen Ergebnis: der

mmerung oder Vernichtung des Hohen und Edlen durch hen Gewalten des Lebens, der Zurückdrängung der geistig ittlich freien Individualität, des freien, sich selbst be-enden Denkens durch den Herdengeist, kurz der Unterdrückung n geistigen Elements der Vollkultur durch das brutale Schwer-t des Gemeinen, welches die Massenseele in die Wagschale Insbesondere tritt hier mit erschreckender Deutlichkeit zu Tage, wie gegenüber der Massenidee der Gleichheit das große rinteresse der Freiheit zu bedeuten hat, wenn der Freiheits-mit diesem Gleichheitsinstinkt in Konflikt gerät! ... Weil Sokrates eund der demokratischen Staatsordnung war, soll seine Lehre überhaupt efährlich' gewesen sein; weil sie dem Interesse der Mehrheit zu wider-schien, soll sie auch das Interesse des Staates, das Lebensinteresse neinwesens gefährdet haben! Das ist eine Verwechslung der herr-en Partei mit der Gesamtheit! Mit einem solchen quid pro nn man aller Geistesfreiheit ein Ende machen. Und in der That hat Begründung nur zu oft den durch die Lehrfreiheit bedrohten Interessen rschenden Partei als Kampfmittel dienen müssen, indem man eben ein-e ‚unkorrekt' Denkenden als bewußte oder unbewußte Vorkämpfer der en Richtung hinstellt und dem Umsichgreifen des ‚Giftes der falschen im ‚öffentlichen Interesse' Einhalt thut. Damals bediente man sich der ren Anklage auf ‚Gottlosigkeit', weil diese die einzige vom Gesetz dar-e Handhabe war und die heutzutage üblichen Wege, die Entziehung einer r, die Einleitung einer Disziplinaruntersuchung, ein Polizeiverbot, Aus-oder administrative Verschickung, nicht gangbar waren! In der That! lageformel: ‚Sokrates glaubt nicht an die Götter, an die der Staat und der Antrag auf Todesstrafe, — sie zeigen deutlich, daß auch die atie von Athen die Anschauung von dem Beruf des Staates als Hüters htgläubigkeit nicht zu überwinden vermocht hat. Mitten in den Glanz her Hochkultur wirft hier die Nachtseite des Menschenlebens ihre düstersten n hinein."

Besondere Hervorhebung verdient die Bemerkung, „wie wenig gegenüber assenidee der Gleichheit das große Kulturinteresse der Freiheit zu n hat". Das ist eine Beobachtung, die auch in unseren Tagen nicht beherzigt werden kann. Das war die große, verhängnisvolle Lüge der schen Revolution, daß sie „Gleichheit" und „Freiheit" als einander er-nde Begriffe ausgab. Sie ergänzen nicht, sie schließen einander Wo die „Gleichheit" geboren wird, da kann sich die „Freiheit" ins egen.

* * *

... Aber es bleibt dabei: die Masse übt auf viele eine ganz besondere ngskraft aus. Nicht zuletzt auf — das Verbrechertum. Das be-

weist u. a. ein sehr lehrreicher Vergleich zwischen dem Berliner Verbrecheralbum von 1877 und dem von 1898. Damals hatte Berlin eine Million, heute hat es zwei Millionen Einwohner. Demgemäß hätte sich auch das Verbrechertum verdoppeln müssen. Aber es hat sich nicht nur verdoppelt, sondern, entsprechend den 20 Jahren, verzwanzigfacht. Die Zahl der Verbrecherbilder im Album war von 764 im Jahre 1877 Ende des Jahres 1898 auf 17 980 emporgeschwollen. Da sind die Mörder von 12 auf 69 gestiegen; der Räuber sind es gegen 80 geworden; die Einbrecher haben von 135 auf 3156, die Flatterfahrer von 18 auf 445 sich vermehrt. Die Zunft der Taschendiebe umschließt statt der 138 jetzt 1258 Mitglieder, die der Paletotmarder 344 statt 17. Die Zahl der als Diebinnen bekannten Dirnen ist von 67 auf 1566 gestiegen, die der Gelegenheitsdiebe von 51 auf 2823 und die Zahl der Nepper von 80 auf 1605. Die Ladendiebe haben es von 79 auf 673 und die Schlafstellenräuber von 65 auf 960 gebracht.

Das sind beredte Zahlen. Wenn sie sich in demselben Verhältnisse weiter entwickeln, dann kann Berlin ja noch einmal eine recht anmutige und interessante Gegend werden! Auch eine Bilanz fin de siècle, diese wohlgezählten 17 980 Berliner Verbrecher, und ein sinniges Patengeschenk, das das abtretende alte Jahrhundert an der Wiege des neuen niederlegt! Aber seien wir nicht ungerecht, es hat auch andere Gaben gebracht, eine vor allem und über alle, die uns Deutschen nun schon so selbstverständlich erscheint, daß wir den schuldigen Dank dafür fast vergessen . . .



„Die Familie Goethe.“

(Zu unserer Kunstbeilage.)

Als ein Vorklang zu den Goethefesttagen dieses Monats wird die Wiedergabe einer der interessantesten Goethe-Reliquien an dieser Stelle nicht unwillkommen sein.

Einem jeden, der nach den lebensvollen Charakteristiken in „Dichtung und Wahrheit“ ein Bild des Goetheschen Elternpaares vor Augen hat, wird es schwer fallen, in den beiden Hauptfiguren unseres Gemäldes die vertrauten Gestalten des Herrn Rat und der Frau Aja wiederzuerkennen. Weder die Porträts, noch das Kostüm, noch die Umgebung wollen stimmen. Und dennoch ist das Werk durch sichere Dokumente als ein etwa im Jahre 1761 in Frankfurt entstandenes Bild der Goetheschen Familie beglaubigt.

Nach dem Tode von Goethes Mutter (1808) wurde es durch Bettina von Arnims Schwester erworben und befindet sich heute, nachdem es jahrzehntelang als verschollen galt, im Besitze Herman Grimms.

Unter den Malern, die in Goethes Knabenjahren in dem Hause am Hirschgraben verkehrten, ist einer, dessen der Dichter in seiner Biographie mit besonderer Vorliebe gedenkt: der Darmstädter Hofmaler Johann Konrad Seekatz, der Autor unseres Bildes.

Seekatz war im Anfang der sechziger Jahre ständiger Gast des Goetheschen Hauses. Er war der erste, der das zeichnerische Talent des Knaben erkannte und durch rückhaltlos gespendetes Lob zu fördern suchte. Seine zahlreichen Gemälde in Darmstadt, Mainz, Frankfurt und Weimar — meist Genrebilder aus dem Bauern- und Soldatenleben — erscheinen uns heute als gute Durchschnittsarbeiten in einem eigenartigen Mischstil von niederländischer Derbheit und Watteauscher Eleganz. Bei seiner Aufgabe, ein Bild der Goetheschen Familie zu liefern, hat er sich der Forderung anbequemt, die der damalige Zeitgeschmack an solche Gruppenbilder stellte, und die natürliche Erscheinung des täglichen Lebens der gekünstelten Mode des Schäferkostüms geopfert. So kam es, daß die aller Unnatur und Ziererei abholde Frau Aja sich in das gespreizte Kostüm einer Schäferin zwängen mußte, während der damals etwa 50 Jahre alte kaiserliche Herr Rat die Rolle eines buntbebänderten, galanten Schäfers übernahm, der sich mit etwas ungelenker Pose zu seiner Holden herabbeugt, um ihren Worten zu lauschen. Cornelia und Wolfgang sind bei der Maskerade am günstigsten fortgekommen, namentlich was das Porträt anbelangt, während das ganz ungoethische Gesicht ihrer Mutter mit den vorhandenen Bildnissen nicht im geringsten zu vereinbaren ist. Wir wissen auch, was hieran die Schuld trägt. Seekatz hatte, wie Goethe erzählt, „eine kleine, dicke, gute, aber unangenehme Person zur Frau, die ihm außer sich selbst nicht wohl ein Modell zuließ". Sie hat, wie wir annehmen müssen, auch zu dem Schäferkostüm der Frau Rat Modell gesessen, und es ist eine auch aus Seekatz' anderen Bildern zu belegende Thatsache, daß überall, wo er ein weibliches Porträt zu malen hatte, sein Pinsel unwillkürlich immer wieder in die ihm geläufigen und wohlvertrauten eckigen Linien in dem Antlitz der Frau Seekatz einlenkte.

Trotz aller dieser Mängel ist das Bild der Goetheschen Familie für uns ein unschätzbares Dokument, einmal als ein lebendiges Ueberbleibsel aus den in Dichtung und Wahrheit geschilderten ersten Jugendjahren des Dichters, andererseits als das frühste aller erhaltenen Goetheporträts. Den phantastischen Aufputz, der uns an den Gestalten der Eltern Goethes so befremdet, nehmen wir bei ihm selbst leichter in den Kauf, zumal wir uns erinnern, daß Goethe selbst wenige Jahre nach der Entstehung unseres Bildes in seinen Leipziger Gedichten und in der „Laune des Verliebten" der Schäferpoesie seinen Tribut zollte, und daß noch ein ganzes Dezennium verstreichen sollte, ehe die Hand, die hier dem Lämmchen das Band umlegt, sich ans Werk machte, um die wuchtige Kraftgestalt des Ritter Götz zu formen.

Dr. G. H.



Briefe.

G. Sch., B. b. P. und anderen. Ihr Vertrauen ehrt den T., und Ihre Sympathie erfreut ihn herzlich. Aber eine Kritik einzelner Gedichte oder ganzer Sammlungen erweist sich doch nur in Ausnahmefällen als möglich. Was läßt sich denn auch meist nur sagen? Erwägen Sie freundlichst selbst! Genügt das Gedicht den Ansprüchen des T.s, dann wird es von ihm je nach Zeit, Raum und Gelegenheit veröffentlicht. Andernfalls bleibt es ungedruckt. Rücksichten nicht rein sachlicher Art kann der T. dabei nicht walten lassen. Handelt es sich in einem sonst aufnahmefähigen Gedichte um Einzelheiten, die dem T. anstößig, aber vermeidlich erscheinen, dann setzt er sich darüber mit den resp. Verf. in Verbindung. Also: Zu einer Kritik innerhalb dieses Rahmens ist der T. stets gern bereit. Geprüft wird alles, und das Beste behalten. Freundl. Gruß!

H. L., G. Ihre Anfrage ist uns vom Verlage übermittelt worden. Unsere Antwort wollen auch Sie gefl. aus obigem ersehen.

Dr. **C. Chr. Sch., W.** Wenn möglich, wird die freundlichst eingesandte Abhandlung in der einen oder anderen Weise berücksichtigt, die volle Wiedergabe wird sich aber schon deshalb verbieten, weil der T. nur erste Abdrücke bringt. Weiteres vorbehalten. Verbindlichen Dank für das Interesse, zumal es von katholischer Seite stammt. Möchte es doch gelingen, die wahrhaft gebildeten und ehrlich strebenden Elemente beider Bekenntnisse zu gemeinsamer, harmonischer Arbeit wenigstens auf den neutralen Gebieten zu sammeln!

L. H., Ch. b. B. Dank für das interessante „Nachtwächterlied“ aus dem Jahre 1813. Sobald sich eine passende Gelegenheit bietet, wird es im T. einen Platz finden.

L. v. B., A. Für heute nur herzlichen Dank, briefliche Antwort ist leider zur Zeit wirklich ganz unmöglich. Sie erfolgt aber, sobald es nur die Umstände gestatten.

A. J. C., R. b. D. Für die so ehrenvollen Zeilen herzlichen Dank! Das schwungvolle und formvollendete Gedicht wird leider im T. vorläufig schwer unterzubringen sein — aus gewissen äußeren und inneren Gründen, deren Auseinandersetzung hier zu weit führen würde. Wollen Sie es aber nicht einer größeren Tageszeitung geben, die es zu einer patriotischen Festfeier oder dergl. gewiß gerne bringen würde? Verbindl. Gruß!

A. T., Wien. Leider nicht geeignet.

R. H., B. b. A. (Posen). Herzlichen Dank für Ihre freundlichen Zeilen. Es freut mich, daß Ihnen „Tagebuch“ und „Klosterweiher“ so gut gefallen haben. Zu der von E. U. in der „Offenen Halle“ aufgeworfenen Frage schreiben Sie: „Werden je eines Verstandes Auseinandersetzungen — und wären es auch die des weisesten und in diesen Fragen am tiefsten gedrungenen — das Gemüt von diesen Zweifeln zu heilen und in seiner Ruhe wiederherzustellen vermögen? Oder wird es diese nicht vielmehr nach Durchlauschen und Durchbangen allen ‚Für‘ und ‚Widers‘ in der sich ihm allein als unabweisbar aufdrängenden Erkenntnis finden, daß die Entscheidung über jene geheimnisvollen, dunklen Dinge nicht beim Menschen, sondern bei dem All-Einen, Ewigen steht, den wir beim Vaternamen nennen? Denn nur hier kann das geängstigte Gemüt Halt machen und — Halt finden. Vor dieser ‚Instanz‘ muß jedes quälende Schwanken schweigen, weil hier über das durch Zweifel verschüchterte Menschenherz das unauslöschliche Gefühl süßen Geborgenseins kommt, das den vergeblich suchenden Geist unter die demütigste Selbstbescheidung beugt ...“

R. L., D. Das Gedicht ist zur engeren Auswahl zurückgelegt, aus der dann wiederum das Beste ausgesucht wird. Deshalb ist ein endgiltiger Bescheid heute noch nicht möglich. Das soll Sie aber in der Freiheit der Verfügung nicht behindern. Es ist überhaupt in manchen Fällen nicht möglich, über Annahme oder Ablehnung von Gedichten gleich Bescheid zu geben. Die Antwort ergiebt sich ja schließlich immer von selbst — dadurch, daß die betr. Einsendung abgedruckt oder nicht abgedruckt wird. Kolleg. Gruß!

Waldfried von Werenwag. „Waldfried von Werenwagen, so hab' ich mich genannt, Man sieht das Schlößlein ragen am obern Donaustrand ...“ Herzlichen Dank für die so ehrenvolle und freundliche Widmung, die der T. seiner Sammlung einverleibt hat, und die liebenswürdigen Postkartengrüße. Auch dem Türmer hat es Ihr gesegnetes, liebliches „Ländle“ angethan. Herzlichen Gruß!

Dr. med. Th. K., Bern (z. Z. Berlin). Ihr freundschaftliches Schreiben hat der T. mit warmem Danke gelesen. — Die Frage „Stoff oder Technik?“ im Kunstwerke ist

schon von Meister Rosegger in seinen trefflichen Ausführungen („Das Verhältn. d. Volkes z. bild. Kunst", Juni-Heft) zum Teil beantwortet. Ihre Begrenzung des Begriffes „Kunstwerk" ist m. E. eine zu enge: „Kunstwerk ist doch wohl nur das, was eine Idee aus dem Reiche des Guten in schöner Form darstellt." Wo blieben da Shakespeare (etwa mit seinem „Richard III.") und so viele andere unserer größten Dichter und bildenden Künstler? Das Kunstwerk kann auch sittlich-erziehlich nur durch die ihm eigentümlichen Mittel wirken, nur, indem es sich selbst, seinen Gesetzen treu bleibt. Einige nähere Betrachtungen, die den Standpunkt des T.s in dieser Frage kennzeichnen, finden Sie im ersten Bande (S. 259, 260). Daß im übrigen „ein Kunstwerk in erster Linie nach seinem künstlerischen Werte beurteilt" werden muß, liegt doch wohl in der Natur der Dinge, d. h. im Wesen des Kunstwerks. Das bedingt aber keineswegs, daß nun „die Technik die Hauptsache ist", und „die Künstler ganz recht haben, wenn sie ein maßgebendes Urteil darüber für sich allein beanspruchen". Das Wort „Technik" erschöpft noch lange nicht den Begriff des künstlerisch-schöpferischen Gestaltens, auf das es allerdings in erster Linie ankommt. Denn der „Stoff" an sich ist etwas Neutrales. Die Frage an den Künstler lautet: „Was hast du aus ihm gemacht?" — Im Rahmen eines Briefes müssen derartige einschneidende grundsätzliche Erörterungen immer mißverständliche Lücken hinterlassen, das Thema wird aber bei Gelegenheit noch erschöpfender im T. behandelt werden. Es wäre sehr zu begrüßen, wenn sich auch die freundlichen Leser des T.s in der „Offenen Halle" darüber äußerten. Das würde viel zur Klärung beitragen, und eine solche ist durchaus notwendig. — Der auf den (gewiß „großen") Cromwell angewandte Ausdruck ist wohl hart, aber ist er nicht dennoch zutreffend? — Darin aber stimme ich Ihnen (bezw. Hilty) voll bei: „Ist nicht doch das Aufrechterhaltenwollen verfaulter Zustände die eigentliche Revolution, d. h. die Auflehnung gegen die göttliche Weltordnung?" Herzl. Gruß!

H. M., H. Gestatten Sie, aus Ihrem anregenden Briefe einige Sätze, als Gedanken und Erfahrungen eines Siebenundsiebzigjährigen, an dieser Stelle mitzuteilen: „Es ist ein verdienstliches Werk, der schalen, elenden, albernen und platten Litteratur auf den Leib zu rücken und sie durch gründlichen Stoff zu verdrängen. Unser gesundes Volkstum wird in den großen Städten an Leib und Seele verdorben. ‚Die Bildung kommt aus den großen Städten' (Virchow). In der Stadt entspringen die neuen Götter, die Uebermenschen, die Nullitäten, die sich in ihrer eigenen Größe spiegeln und sich selber sprechen hören nach Art der Schriftgelehrten und Pharisäer. — Es freut mich, daß aus der Heimat unsrer Klassiker, aus Süddeutschland, neues Leben entspringt. Unsere Klassiker fußten auf der Bibel. Aus dieser schöpften sie Gedanken und Sprache. Goethe: ‚Geistreicheres ist niemals gedacht und gesprochen worden, als Christi Gleichnisse' — ‚Die Apostelgeschichte ist die beste Reisebeschreibung' u. dergl. Der katholische Maler Ludwig Rupfer rühmt auch den realen, objektiven Goethe und den wahrhaftigen, gottesfürchtigen Luther. Ueber beide ist man erhaben. Der, welcher Goethe unbedeutend nennt und in ihm allein den Liebhaber von Dirnen findet, straft sich selbst mit solchem Urteil. Man sucht den Widersacher dort, wo man selbst gesessen hat, und bezeugt damit seine Bosheit oder Unwissenheit und Niederträchtigkeit. — Der Roman ‚Frühling' schildert das Gemüt und den gesunden Sinn eines deutschen Mädchens. Sein Inhalt erinnert mich an die Worte einer deutschen Frau, welche 1870 in den Lazaretten zu Saarbrücken mit der Krankenpflege der in den Schlachten Weißenburg, Wörth, Spichern Verwundeten beschäftigt war: ‚Noch niemals habe ich so viel leisten können, ich empfinde weder Hunger noch Schlaf, meine Kräfte wachsen mit meiner Arbeit. Viele Opfer wird dieser Krieg noch fordern, aber ich sehe im Geiste meiner Jugend Träume sich verwirklichen. Mein Ziel ist es allezeit gewesen, daß die Gesellschaft sich von Paris zurückzieht und daß es wieder eine Tugend werde, einfach und häuslich zu sein' ... Ganz pflichte ich bei den Worten des Abbé Phillepot (†) aus Calais: ‚Ich bin ein Christ, weil ich allein durch den Glauben mit Christus verbunden bin und nur seine Lehre als Richtschnur des Lebens anerkenne. Ich kann als guter Diener der katholischen Kirche trotz meiner Ueberzeugung meines Amtes walten, weil ich mich auf den Standpunkt der alten katholischen Kirche der ersten Jahrhunderte stelle, welche in christlicher Einfachheit und Liebe und in apostolischer Weisheit die Seelen Christus und sonst niemand dienstbar machen wollte. Ich bin katholisch, so wie Christus es war, und bin überzeugt, daß dieser Katholicismus derjenige des 20. Jahrhunderts sein wird.'"

Verantwortlicher und Chef-Redakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß, Berlin SW., Bernburgerstr. 8.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Beilage zu „DER TÜRMER“ 1898/99 Heft 12.





Monatsschrift für Gemüt und Geist.

Herausgeber:

Jeannot Emil Frhr. von Grotthuss.

„Zum Sehen geboren, Zum Schauen bestellt."

Lynkeus, der Türmer. (Faust II.)

I. Jahrg. — September 1899. — Heft 12.

Klaus Groth.

Von

Prof. Dr. Alfred Biese.

Klaus Groth schloß am 1. Juni d. J. die Augen für immer, kurz nach der Feier seines 80. Geburtstages, der in Deutschland und im Auslande (besonders bei den Vlamen, in Antwerpen) eine so lebhafte Teilnahme wachgerufen hatte. Es war, als ob die Sonne untergegangen, nachdem sie noch einmal weit über Land und Meer ihr Licht ergossen. — Seinem großen Heimatgenossen Theodor Storm war es nur wenige Monate vergönnt gewesen, seinen 70. Geburtstag zu überleben; da standen wir klagend an der Bahre eines Dichters, dessen Schaffen mit jedem Jahre, mit jeder neuen Gabe sich vertiefte (ich denke an den grandiosen „Schimmelreiter"); Klaus Groth sank dahin wie eine reife Aehre, die des Schnitters harrt; der Frühling und der Sommer seines Dichtens lag längst hinter ihm; seine Muse schwieg seit Jahrzehnten; er hatte sich ausgelebt; das Naturgesetz

gebot das Ende. Und doch hat jedes Ende, jedes Abschiednehmen etwas Wehmütiges, und schweifen meine Gedanken jetzt nach Kiel, wo ich jahrelang in engem Verkehr mit Klaus Groth, aber auch mit Storm (in Hademarschen) lebte, so ist es mir, als ob eine neue, unausfüllbare Lücke sich aufthäte, als ob ein Wiederkehren nur Leid brächte, nun, da das schlichte Haus am Schwanenwege (oder richtiger am Klaus Groth-Platze) leer steht und nimmermehr der treffliche Alte über seine Pforte lehnend dem Kommenden freundlichen Gruß entgegenwinken kann. Und so mögen denn diese Zeilen ein bescheidenes Erinnerungsblatt für sein Grab sein.

Theodor Storm beginnt, seitdem seine „Sämtlichen Werke" so schön und so billig zugänglich geworden, auch Mittel- und Süddeutschland (neben dem längst eroberten Oesterreich) zu gewinnen; Klaus Groth [1]) ist noch immer dort weiten Kreisen unbekannt. Besonders zwei Vorurteile werden immer laut: Er ist ja nur Dialektdichter — und den Dialekt verstehe ich nicht — und dazu noch Kunstdichter.

Wir können darauf in *einem* kurzen und bündigen Satze antworten: In Klaus Groth gewann des Volkes Sprache und des Volkes Empfinden künstlerische Gestaltung. Ist dies nicht genug, nicht das erreichbar Höchste? —

Von Jugend auf lebte und webte er, der Sohn des Volkes (als eines Müllers Sohn ward er in Heide am 24. April 1819 geboren), in dem dithmarsischen Dialekt; und wie nun in ihm die lyrische Begabung zum Bewußtsein durchbrach, wie der Quell aus verborgenen Tiefen ans Licht drängte, da beruhte es nicht auf Reflexion, sondern auf einer inneren Naturnotwendigkeit, daß in *der* Sprache sich seine Zunge löste, in der zu ihm Eltern und Lehrer und Pfarrer allezeit gesprochen hatten. Das bedeutete freilich für die Geschichte der Dichtung eine litterarische That. Es war ein Neues, schier Unerhörtes, dies Wagnis, die tiefsten Empfindungen der Menschenbrust, die geheimsten Regungen der Volksseele, in der „platten" Sprache auszudrücken, war diese doch nach ihrer Verdrängung aus dem Schrifttum und aus der Geisteswelt der Gebildeten nur noch, wie Litterarhistoriker (z. B. Goedeke) und Laien wähnten, zur Erzielung komischer Wirkungen in Schnurren und Schwänken verwendbar! Denn das war längst vergessen, daß Niederdeutsch und Hochdeutsch ursprünglich gleichberechtigte Schwestersprachen waren, deren jede wieder eine Reihe von Mundarten entwickelt hat, daß der dreißigjährige Krieg, Luthers Bibelübersetzung und die litterarische Bewegung nach Opitz erst dem Hochdeutschen zum Siege verhalfen; und sodann verstand man nicht, daß der echte Künstler sich selbst das entsprechende Instrument sucht, in das er eben seine ganze Seele legen kann. Und so zeigte der Dichter im „Quickborn" durch die That, daß das Niederdeutsche für alle Töne der Menschenbrust den artikulierten Leib, für jeden echten Gedanken das rechte Gewand besitze, daß

[1]) Eine schmucke Ausgabe seiner „Gesammelten Werke" in 4 Bänden (10 Mk.) hat die rührige Verlagsbuchhandlung Lipsius und Tischer in Kiel und Leipzig veranstaltet.

es bald naiv, bald komisch, bald vornehm herablassend sei, bald zum Weinen, bald zum Lachen die Gebärde habe, denn „wir Niederdeutschen haben ein ganzes Menschenherz im Leibe und einen vollen Atem in der Brust“.

Und in der That haben wir im „Quickborn“ und in den Erzählungen (besonders in dem düsteren „Heisterkrog“, in dem „Rotgetermeister Lamp“) ein Spiegelbild des niedersächsischen Volkstums. Vor allem der „Quickborn“ ist dem Friesen und Holsten, ja dem Norddeutschen, was Uhland und Mörike den Schwaben geworden; aber wie diese Sänger längst heimisch im Norden sind, so müßten auch die Lieder Klaus Groths ein Gemeingut aller deutschen Stämme werden, denn in ihnen lebt kerniges, deutsches Empfinden wie sonst nur irgendwo, mag es sich nun ausprägen in Wehmut und Trauer oder Jubel und Stolz, in Liebe und Haß, mag es Naturfreude, Kindessinn, Heimatgefühl atmen, mag es in alte Zeiten des Friesen- und Freiheitstolzes („Ut de ole Krönk“) uns versetzen oder in die Tage von 48, 50, 66 u. s. w., mag es uns die niederen Stände in ihrem Dichten und Trachten vergegenwärtigen, de Möller oder de Melkdiern, de olle Harfenistin, de Krautfru oder das ganze Dorf wie in „Rumpelkamer“ und den „Familjenbillern“.

Es ist, als ob das Volk selbst durch den Mund des Dichters sänge, als hätte er es von den Lippen der Dorfleute aufgefangen, als sei es ihm zugeflogen, in jenen Liedern, die nur einmal ans Ohr und ans Herz geschlagen haben müssen, um unverloren, unvergeßlich zu sein. Kann die scheue, keusche, zurückhaltende Liebe innigeren, naturwahreren Ausdruck finden als in dem Liede „He sä [1]) mi so vel, un ik sä em keen Wort, Un all wat ik sä, weer: Jehann, ik mutt fort!“, oder die halb zage, halb verheißungsvolle in „Vör Dör“: „Lat mi gan, min Moder slöppt! [2]) Lat mi gan, de Wächter röppt“ [3]).

Die wehmütig beseligende Erinnerung an die Kindheit durchzittert in herzbewegender Weise die Strophen „Min Jehann“ (d. i. des Dichters Bruder): „Ik wull, wir weern noch kleen, Jehann, Do weer de Welt so grot!“ Und nun erwacht die Vergangenheit, wo sie beisammen am Brunnen saßen in der Stille des Abends, wenn der Mond hoch am Himmel schien, kein Blatt sich regte und nur des Schäfers Lied das Schweigen unterbrach:

Mitünner innen Schummerntid [4])
Denn ward mi so to Moth.
Denn löppt [5]) mi't langs den Rügg [6]) so hitt [7]),
As damals bi den Sot [8]).
Denn dreih ik mi so hasti um,
As weer ik nich alleen:
Doch allens, wat ik finn, Jehann,
Dat is — ik sta un ween [9]).

Die Sehnsucht nach dem Kinderlande mit zartester Symbolik der Ewigkeit, wo der Mensch wieder die Kindesseligkeit erhofft, durchzieht die stimmungs-

[1]) sagte. [2]) schläft. [3]) ruft. [4]) in der Dämmerung. [5]) läuft. [6]) Rücken. [7]) heiß. [8]) Brunnen. [9]) weine.

vollen Zeilen „De Kinner larmt", und dem lebensmüden Greise („He much ni mehr")[1]) muß noch einmal, ehe es ans Sterben geht, der Knecht von dem Paradies der Jugend erzählen, auf daß die schöne Zeit noch einmal rasch an ihm vorüberziehe — „Do mak[2]) he sacht de Ogen to, He much tolezt ni mehr."

Den herzigsten, anheimelndsten Kinderton schlägt Groth in den schier unübertroffenen Kinderreimen „Vör de Görn"[3]) an: „Still, min Hanne", „Hewelmann", „Sneewittchen", „Prinzessin" u. s. w. Und wie weiß er das Harmlose zu vertiefen in dem Gedichte „Dor wahn[4]) en Mann"! Klopft nicht die Wehmut des in die Häuserreihen Gebannten, von der Natur Getrennten in diesen Strophen:

Dar wahn en Mann int gröne Gras,
De harr keen Schüttel, harr keen Taß,
De drunk dat Water, wo he't funn,
De plück de Kirschen, wo se stunn'.

Wat weert[5]) en Mann! wat weert en Mann!
De harr ni Putt[6]), de harr ni Pann[7]),
De eet de Appeln vun den Bom,
De harr en Bett von luter Blom.

De Sünn dat weer sin Taschenuhr,
Dat Holt dat weer sin Vagelbur,
De sungn em Abends aewern Kopp,
De wecken em des Morgens op.

De Mann dat weer en narrschen Mann,
De Mann de fung dat Gruweln an:
Nu moet[8]) wi All in Hüser wahn'. —
Kumm mit, wi wüllt int Gröne gan!

Das Tierleben belauscht der Dichter mit größter Liebe und stellt es in naturwahrster, heiterster Weise dar, z. B. in „Matten Has", „Wa Swinegel[9]) un Matten Has' inne Wett lepen", „Spatz" u. a. Wie unvergleichlich malen die Zeilen: „Aanten[10]) int Water, Wat vörn Gesnater! Aanten in Dik,[11]) Wat vörn Musik" u. s. w. Nicht minder eine Naturoffenbarung ist das „Regenleed" und das durch die Brahmssche Komposition berühmt gewordene hochdeutsche „Regenlied". Welche Natur- und Daseinsfreude lebt in den Zeilen:

Hell int Finster schint de Sünn,
Schint bet deep int Hart herin;
All wat kold is, dump un weh,
Daut se weg, as Is un Snee.

Winter weent sin blankften Thran',
Vörjahrsathen[12]) weiht mi an,
Kinnerfreid so frisch as Dau
Treckt mi dör vunt Himmelsblau.

Noch is Tid! o kamt man in,
Himmelsblau un Vörjahrssünn!
Lacht noch eenmal warm un blid[13])
Deep int Hart! o noch ist Tid.

Es muß doch ein sehr erkältet und verbildet Herz sein, das solche lyrischen Urtöne nicht durchwärmen und mit holden Klängen durchdringen! Oder wie sie angeschlagen werden in „Abendfreden" („De Welt is rein[14]) so sachen,[15]) As leeg se deep in Drom, Man hört ni ween noch lachen, Se's lisen as en Bom") oder „An de Maan" oder „De Garn"[16]) („Leben — ah! — wa ist ni schön!"). Aber nicht nur in dem schlichten Stimmungsbilde aus der Natur ist Groth Meister; er weiß auch das Dämonische im Balladenton darzustellen, das Unheimliche des Meeres („Ol Büsum") und des Moores („Dat

[1]) Er mochte nicht mehr (leben). [2]) machte. [3]) Für die Kinder. [4]) wohnte. [5]) Was war das! [6]) Topf. [7]) Pfanne. [8]) müssen. [9]) Schweinigel, Stachelschwein. [10]) Enten. [11]) Teich. [12]) Frühjahrsatem. [13]) freundlich. [14]) gar. [15]) sacht. [16]) Garten.

Moor", „Dat stöhnt int Moor"). Grausigen Schauder erregen „He wak"[1] („Se keem aut Bett im Dodenhemd un harr an Licht in Hand") und „Hans Iwer", in dem der alte Volksglaube vom Werwolf wieder belebt wird.

Dieser, d. h. ein Mensch, der zu Zeiten als ein Wolf umgeht — was für bösen Zauber, aber auch für ein schweres, unheilbares Leiden gilt —, muß seine natürliche Gestalt wieder annehmen, sobald er erkannt und bei seinem rechten Namen angeredet wird, und ist dann dem Tode verfallen. Wie wirkungsvoll hebt die meisterhafte Ballade an:

De Kath[2]) liggt dal, de Krap[3]) liggt wöst:
De arme Seel hett Gott erlöst. —

Damit ist der düstere Mollakkord angeschlagen. Und wie kam es? Das berichtet nun in knapper, drastischer Kürze das Gedicht:

Hans Iwer reep des Morgens fröh:
Sta op! sta op! un melk de Köh!

Dat Mäden flog vör Schreck tosam:
O ja, Hans Iwer, ik will kam!

Se weer en arm verlaten Blot,
Se be[4]) toeerst ton lewen Gott.

Das Mädchen in ihrer dünnen Tracht, frierend vor Kälte und Angst in dem bleichen Morgengrauen, steht deutlich vor uns („Er kruppt[5]) de kole Angst umt Hart!"), und nun sieht sie etwas Unheimliches, Graues auf sich zukommen („Is dat en Hund de hult un bellt?"). Ihr ist, als riefe Hans Iwer wieder, und doch steht ein Wolf im Wege und heult und bellt durch das weite Feld. Da packt sie der Graus: Hans Iwer, ja! ik kam! — Das Schreckbild ist entschwunden; wie sie nach Hause kommt, liegt Hans Iwer „leeg[6]) un welk."

Denn is he storbn, bi Nacht alleen,
De Werwulf is ni wedder sehn.

Gott hett sin arme Seel erlöst:
Sin Kath un Krap liggt wild un wöst.

So kehrt der Schluß, mit vortrefflich wirksamer Umkehrung der beiden Zeilen, zum Anfang zurück.

Wie Groth sein tiefstes persönliches Innenleben im Liede zu meistern verstand, das haben besonders seine schlichten, innigen hochdeutschen „Lieder an seine Frau" gezeigt, und zugleich, wie er doch das Einzelne zum Allgemeinen zu weihen vermochte, d. h. also die schwerste Kunst des lyrischen Dichters üben. Im „Quickborn" ist hierfür typisch das tiefwehmütige „Min Port". Durch die Pforte ging ein und aus, wer ihm lieb war; vor allem sein trautes Weib („In'n Sünnschin weer't, Sünnschin op de Böm, Sünnschin opt Gesicht, opt Gras un de Blöm, Sünnschin int Hart — so keem't in de Port"), und dann

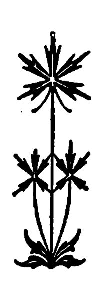
---

[1]) wacht. [2]) Die Kate. [3]) ein eingehegtes Stück Weideland in der Marsch. [4]) betete. [5]) Ihr kriecht. [6]) krank.

trug man sie hinaus, und nimmer kehrte sie wieder; wohl war es wieder Sonnenschein und Frühling draußen; doch — „de Sünnschin kumt mi nich wedder int Hart" —; durch die Pforte ging hinaus in die Fremde der Sohn; immer einsamer wird der Alternde, immer spärlicher werden die wahren Freunde..

Un wenn de Port toletzt mal knarrt,
Dann is't, wenn man mi rutdregen ward.
Un dann vaer en Annern geit se as nu,
Un he röppt to en Anner, wenn se geit: Dat büst du!
Un de hier plant hett und sett de Port,
Em dragen se rut an en stillen Ort.

Hinausgetragen haben sie ihn, den wackeren Alten, den herrlichen Dichter, aber sein „Quickborn" wird auch fernerhin ein lebendiger, frischer Quell bleiben.





Die Gestalt des Todes in der modernen Dichtung.

Studie von **Kurt Holm.**




Es muß eine tiefe Todessehnsucht in unserer jungen Generation stecken, um nicht zu sagen eine große Todesfreudigkeit. Der Tod hat wohl seine Schrecken für sie, aber sie sind seltsam phantastischer, beinahe dionysischer Natur, man spürt deutlich das süße Grauen, die geheime Neigung zu ihm, die lüsterne Begier, mit der man sich ihm naht und ihn trotz tausend Mäntelchen, die er sich umhängt, herauszufinden weiß. Es sind dieselben Schrecken, wie sie die Nacht, alles Nächtliche, Dunkle und Tiefe in sich birgt: da schleicht uns ein dürrer Riese zur Seite, da watschelt ein dickbäuchiger Zwerg hinter uns her — beide nur Schatten — Schatten unseres Selbsts — da nehmen Busch und Baum gespenstige Formen an, alte Weiber quirlen im Bach, Gewänder flattern, hinter jedem Baum lauert eine Gestalt, alles wird grotesk und ins Ungeheure verzerrt. Und dieser Zug des Grotesken, des Verzerrten, des Maßlosen, bald komisch, bald grauenvoll Wirkenden, haftet auch der Gestalt des Todes an, wie sie uns in den Dichtungen der letzten Jahre entgegentritt.

Ein wunderbarer Zauber webt um den Tod — etwas Rätselhaftes, sich nie Entschleierndes, mit tausend feinen Fäden zieht es uns immer näher — jeden Tag — für jeden kommt die Stunde, da er willig oder unwillig den Schleier heben muß, hineinleuchten in das geheimnisvolle Dunkel — zögernden Schrittes die Wallfahrt antreten nach einem fernen verheißenen Lande, und sei es auch nur das des Schlafes, des stillen Friedens, des seelenlosen Lebens. —

Entstehen — Vergehen — wann fangen wir an, wann endigen wir — was ist Leben — was ist Tod? — Wir sind — wir existieren — wir atmen, fühlen, recken uns im Vollgefühl unserer Lebenskraft — da plötzlich ein Schlag durch unsern Körper, eine eisige Hand krampft sich um unser Herz und zerrt daran, noch einmal ein Aufzucken aller Nerven, Millionen Vibrationen zittern ihre letzten Schwingungen, ein Durcheinanderwogen aller Bilder und Gefühle, die wir in langen Lebensjahren aufgespeichert haben, ein wirres, tanztaumeln-

des Chaos — und „aus ging das Licht und wir saßen im Dunkeln“. — Wir sind nicht mehr, eine rauhe Hand hat uns gepackt — uns fortgeschleift.

Das plötzliche, jähe, unvermutete, blitzartige Auftreten des Todes hat wohl dazu geführt, ihn in allerlei menschliche Gestalt zu hüllen, ihn in tausend Verkleidungen vorzuführen, ruhlos, immer auf der Fahrt, beutegierig, gefräßig, ein König, dessen Reich unermeßlich ist, der bedacht ist, es immer stärker zu bevölkern mit neuen Ansiedlern, ein wahrer Mehrer des Reichs.

Je größere Lebensenergie ein Mensch jedoch hat, um so furchtloser wird er dem Tode in's Antlitz schauen. Das Alter flieht und scheut den Henker des Lebens, die Jugend wirft ihm lachend ihren Handschuh hin oder mißt ihn herausfordernd geringschätzig von Kopf bis zu Fuß, und oft fürchtet ein Mann das Leben mehr als den Tod. Er weiß ja, noch ist der fahle Geselle nicht sein Meister — er wird sich schon wehren, er wird schon seinen Listen und Tücken zu begegnen wissen. Noch nicht — noch nicht — wart' noch ein Weilchen — noch ein paar Gläser Weins, noch ein paar Nächte der Sünde, noch ein paar Jahre Dichtens und Trachtens, eifrigen Schaffens! Ich weiß, wir werden einst zusammen gehen, ja, vielleicht rufe ich dich sogar vor der Zeit — wenn du mich nicht selbst zuvor hinterlistig zu Falle bringst — aber Auge um Auge, jetzt, diese Stunde, kannst du mir nichts anhaben, bist du ohnmächtig gegen meine Kraft! Ich kenne dich, ich ehre dich — ich liebe dich sogar — ich bin ein Sonntagskind, ich sehe dich überall, du magst dich noch so verstellen, du Unsichtbarer — oft höre ich dich leise lachen, dann graut mir wohl, denn es ist das Lachen der Vernichtung, der grausamen Freude, des überlegenen Siegesgefühls.

Es ist bezeichnend, daß gerade die lebensfrohsten, lebenstüchtigsten und kraftvollsten unserer neueren Dichter den Tod mit Vorliebe zum Gegenstande ihrer Dichtung gemacht haben.

Da prangt in erster Linie: Liliencron. Seine schönsten Gedichte sind gerade auf diesem Gebiete zu finden. Es ist, als sei eine neue Aera der Totentänze angegangen, aber nicht in toten Farben, in lebendigen Worten umgeistern sie uns. In immer neuen Bildern, mit schier unerschöpflicher Phantasie weiß Liliencron uns den düsteren Ueberwinder alles Irdischen vorzuführen, selbst kapriolenschneidend und possenreißend, denn Freund Hein kann neckisch sein wie ein Kind, kann lachen, tollen und jauchzen. Siehst du, wie er dort um einen welken Kranz sich mit einem Affen auf dem Gottesacker herumbalgt, wie er sich behend von Ast zu Ast, von Baum zu Baum schwingt? Bald hat das närrische Tier den Kranz, bald der übermütige Tod — hin und her geht die tolle Jagd. Plötzlich ermüdet ihn das Spiel, er ist dessen überdrüssig — risch hat er dem Affen den Kranz entrissen und dem ahnungslosen Tiere das Genick umgedreht. Dann stellt er sich triumphierend auf ein Grabkreuz hin mit seitwärts ausgestreckten Knochenarmen, in seiner Rechten das tote Aeffchen, in seiner Linken den zerzausten Kranz.

Oder es ist ein Café niedrigster Art mit Dirnengekreisch und Spielerlärm, dumpf brütet der Tabaksdunst an den Wänden, Oede und Langeweile gähnen die Bilder, die Menschen! Ein Liebespaar, „er mit schiefem Haupt und sie mit schiefem“, flüstert sich kosende Worte zu, die wie Hohn angesichts ihrer häßlichen Fratzen klingen, da tritt er ein, im langen, zugeknöpften Gehrock, elegant vom Scheitel bis zur Sohle. Er bestellt einen Cognac, trinkt ihn und nimmt dann wie spielend ein Billardqueue zur Hand. Und unbarmherzig schlägt er mit einem Male, angewidert von dieser Atmosphäre des dumpfen, tierischen Stumpfsinns, auf die anwesenden Gäste ein, die entsetzt flüchten. Nur das Liebespaar sieht und hört nichts. „Süßes Annchen, zeig mir, bitte, dein Profilchen,“ flüstert der zärtliche Seladon wohl zum tausendsten Male. Stupor — stupor — brüllt der Tod mit wütendem Ingrimm und schlägt auf sie ein. Dann trinkt er noch einen Cognac und stelzt wieder gravitätisch hinaus. Ein wahres Kabinettstück Liliencron'schen Humors. (Stupor. Neue Gedichte.)

Eine der grandiosesten Schilderungen, die mit einem Bilde abschließt, das eines Böcklins würdig wäre, bietet: „Der souveräne Herr“. — Hier tritt der Tod als Totengräber auf mit grobem Spaten. Er hält den Dichter, der eben den Friedhof verlassen will, auf. Noch habe er ja nichts gesehen, er solle nur hier stehen bleiben, dann würde er die einzelnen Toten rufen und jeder solle ihm seine Lebensgeschichte erzählen. Da kommen denn der kluge Mann, der stets mit der Richtung ging, die Nähmamsell, die ihr Kind ertränkte — der Dumme, der sich den Wanst vollschlug und Scat spielte, der Scherenschleifer, ein Saufaus schlimmster Art, der Dichter, der arme Hungerleider — der Gelbgießer, das Bild eines ehrsamen Handwerkers — die Dirne — der Minister, bis dem Dichter der Kopf wirbelt. Und so birgt jeder Kirchhof dieselben Gerippe, nur daß die einzelnen Typen sich ablösen, „nur bleiben stets sich gleich im Gefuge, paß auf — der dumme Mensch und der Kluge —“ setzt ihm der Tod auseinander. Aber alles Wachsen und Werden geht in meinen Schlund, ich bin von allen der Generalfeldmarschall. Und als ihn der Dichter ungläubig anstarrt, giebt ihm der Tod einen Schlag, daß er besinnungslos hinstürzt. Am andern Morgen erwacht er in einem fremden Lande, das ein wellenloses Meer umspült, blutigrot — fast wie Gold — schimmert der vom bläulichen Licht zweier eirunden Sonnen übergossene Strand. Wunderbare Bäume schießen aus dem Boden auf, in deren Kronen sich eine glockenartige Blume mit zeisiggrünem Kelche wiegt. Eine riesengroße Eiche, in deren Zweigen selige Geister, holde Knospenwesen mit zwitscherndem Lachen sich spielend jagen und silberne Bälle zuwerfen, ist alles, was sonst die Gegend birgt. Es sind die Inseln der ewigen Ruhe, auf denen er weilt, und selig genießt er ihren Frieden. Da taucht fern auf dem Meere ein winziger Punkt auf, wird größer und größer, jetzt ist ein Boot zu unterscheiden mit schwarzem, sturmgeblähtem Segel, obwohl kein Lüftchen weht. Plötzlich ein schriller Pfiff, die

Stengen fallen und hinten am Steuer steht steil aufgerichtet der große Lord — der Tod, die Arme übereinandergeschlagen. — Ein Kalkpfeifchen steckt schräg zwischen seinen Zähnen — ehern tönt sein Gelächter — und kein Entrinnen! Besinnungslos sinkt er zu Boden! —

Einen grauenvollen Eindruck hat stets die Erzählung von der Hasenjagd mit Windhunden auf mich ausgeübt, bei der der Tod aus dem scheelen Auge eines verreckenden Windhundes als kleines zierliches Männchen heraustritt und vor der Herrin des Hundes höhnisch seinen Diener macht, daß diese entsetzt sterbend umsinkt. — Da ist in ganz kurzen scharfen Strichen ein seltsames Bild gezeichnet, das sich unauslöschlich einprägt:

„Seit jenen Tagen —
Die Spinneweben banden alle Stoppeln, —
Hab' ich mit Windhunden nicht mehr gehetzt."

läßt er den Erzähler in dem Banne jener Erinnerung sprechen.

Gustav Falke, hat gar dem dürren Gevatter einen ganzen Band gewidmet: „Mynheer der Tod". — Hier tritt uns der finstere Geselle zunächst als Rittmeister im Gewühl einer Schlacht entgegen, wie er schonungslos wütet und rechts und links die Menschen wie überreife Aehren niedermäht, bis keiner mehr übrig. Sodann als Kutscher eines vornehmen Gefährts, das er wie rasend den Weg entlang jagen läßt, sodaß es jeden Augenblick zu zerschellen droht. Ein Greis und ein junges Mädchen sitzen darin. Entsetzt biegt sich das Kind aus dem Wagen und ruft: „Mein Gott — Fritz — Fritz!" — Hämisch dreht ihr der Tod sein fleisch- und blutloses, grausiges Beingesicht zu — „Comteß, heut fahre ich!"

Rührend wirkt die Prosaskizze: „Das Familienalbum". Eine alte Dame im weichen Lehnstuhl, neben ihr der Tod, ein älterer, gutmütiger Herr mit hellem Beinkleid, schwarzem Rock und goldener Brille. — Langsam wendet er Blatt für Blatt eines alten Familienalbums um, das auf dem Schoße der Greisin ruht.

„Einen Augenblick, Herr Geheimrat — dieses Bild noch — Meine selige Schwester — Hier mein lieber seliger Mann, Sie kannten ihn ja, Herr Geheimrat —" Und gutmütig geduldet er sich, bis die Greisin sich satt gesehen. Von dem letzten Bilde, dem ihrer so früh verstorbenen Tochter, kann sie sich kaum trennen — leise klappt jedoch der alte Herr den silberbeschlagenen Deckel zu. — „Nun ruhen Sie sich aber aus, gnädige Frau." Sie schließt die Augen und lehnt sich zurück, wie in ruhigem Schlummer sitzt sie da. Leise auf den Zehen geht er durch den kleinen Salon. Vor der alten Stutzuhr bleibt er stehen, zieht seine schwere goldene Uhr und tippt, die Zeit vergleichend, zwei-, dreimal sachte, wie spielend, auf das Stundenglas. Dann nimmt er Hut und Handschuhe. In der Thür wendet er sich noch einmal nach der Ruhenden um. Wie befriedigt nickt er und ein unendlich gutmütiges Lächeln verschönt sein Gesicht!

Bei Richard Dehmel erscheint die Gestalt des Todes, wie alles andere bei diesem Dichter, stets in Verbindung mit dem sexuellen Leben und erhält durch dieses Hinzutreten des sexuellen Moments eine noch seltsamere, noch düsterere Färbung. In seinem Werke „Aber die Liebe" bringt er in dem Cyclus „Die Verwandlungen der Venus", ein Gedicht „Venus Pandemos", in welchem sich dieser Zug am deutlichsten kennzeichnet.

So kraß das Gedicht in den Einzelheiten ist, so versöhnt doch die ethische Idee desselben, daß an den Stätten tiefster menschlicher Schmach Tod und Seuche stets lauernd zugegen sind. Die Personifizierung des Todes ist hier von geradezu unheimlicher Lebendigkeit und trotz zwingender Realistik doch nirgends abstoßend oder unkünstlerisch.

Auch in „Venus mea" findet sich der Vollender des Lebens, aber diesmal jedes grauenvollen Attributes entkleidet, steht er als Wächter vor dem Paradiese der Liebe, in seiner Rechten eine Pfauenfeder tragend, in der sich alles Werden und Vergehen spiegelt.

Das später folgende Gedicht „Venus mors" behandelt den Untergang und Zusammenbruch des gesamten Weltensystems und entbehrt der Gestalt des Todes. Dagegen finden wir ihn wieder in „Eva und der Tod" (Weib und Welt). Der Dichter schreitet an einem Wintermorgen einen einsamen Weg entlang und gedenkt ihrer, die er aus voller Seele liebt und die gestern eines Sohnes genesen. Plötzlich sieht er am Ende des Weges eine schwarze Gitterpforte, aus der langsam und schweigend sieben Männer in langen Mänteln heraustreten. Eine Ahnung durchzuckt ihn und angstvoll ruft er: „Nein — nein!"

„Doch aus der Pforte trat da schon ein achter,
Der war ganz dürr und größer als die andern
Und stand und nickte — sacht und immer sachter —"

Da reckt sich vor dem Gitter ein nacktes Weib in die Höhe und winkt mit hellem Lachen dem dürren Manne und hebt im andern Arm ein zappelndes Kind. Der Dürre stelzt ihr entgegen, bückt sich und verschwindet. Zu den Füßen des Weibes aber schmilzt der Schnee, die ganze Landschaft schmilzt, und das kleine Kind schwimmt riesengroß auf sieben schwarzen Strudeln. — Da kommt er zur Besinnung und sieht, daß es sieben Leichenträger sind, die ihm entgegenkommen, und jenes braune Weib nur die Frau des Totengräbers ist.*)

Der seltsam müde Geist unseres Zeitalters mit seinem Gemisch von cynischer Frivolität und nervöser Sentimentalität zeigt sich besonders in dieser Stellung der Lyriker zu der Gestalt des Todes!

Alle drängt es danach, ihn ihrer Individualität gemäß darzustellen. Man mag irgend eine Gedichtsammlung eines besseren Lyrikers in die Hand nehmen — man findet ihn gewiß. Der einzige, der auch hier wie fast überall eine Ausnahme bildet, ist Arno Holz, und so erweckt er wohl Tote, wie in

*) Ich fürchte, es wird nicht allen Lesern das rechte Verständnis für diese Dehmel'sche „Symbolik" gegeben sein. D. T.

m grauenvollen „Nacht“ zu gespenstigem Leben, den Tod selbst läßt er nicht sein Reich hinein. Aber wenn er es thun wird, so wird der Tod schwermütige große Kinderaugen haben und fremdländische Blumen von berauschendem uft in seinen Händen tragen.

Dagegen findet sich selbst ein so lebensfreudiger Poet wie Ludwig Jacoowski von dem finsteren Gesellen angezogen. Allerdings sucht auch er ihn h mit sonnigem Lebensgefühl zu verschönen. Er läßt ihn auf goldenem Halbond sitzen und lachend durch die blaue Aetherluft fliegen und dazu farbenänzende Seifenblasen auf die Erde hinunterpusten (Sphinx=Phantasie aus: lus Tag und Traum“).

Durch seine tiefe Symbolisierung des Todes ragt vor allem der Wiener ugo von Hofmannsthal (Loris) hervor. In seinem dramatischen Gedicht Der Thor und der Tod“ ist der Tod kein schauerliches Gerippe, sondern ein oßer Gott der Seele — aus dem Geschlecht der Venus und des Dionysos, ssen Wesen sich im fallenden Laube, im Ueberschwellen der Gefühle — in dem heimnisvollen Weben und den Ahnungen des seelischen Lebens — offenbart. er Lebensthor erkennt das Leben erst durch den Tod — sein Leben war ein rrer Traum — den der Tod ihm erst deutet. Nun drängen auf einmal e Dinge in ihrer Realität auf ihn ein —

„So wach ich jetzt, in Fühlens=Uebermaß
Vom Lebenstraum wohl auf im Todeswachen!“

d seine letzten Worte!

Nicht unerwähnt möchte ich ferner die tiefsinnige Dichtung Wilbrandt's Der Meister von Palmyra“ lassen, die das ewige Gesetz des Vergehens d seine harte Notwendigkeit predigt. Wilbrandt legt hier dem Tod den amen Pausanias, das heißt „Der Sorgenlöser“ bei und kennzeichnet damit on sein eigentliches Wesen. Nur dann kann ein ewiges Leben für uns Wert ben, wenn alle desselben teilhaftig werden, wenn wir nicht rings von Toten ngeben sind und in einer fremden Welt fremd und dadurch ein lebendiger oter herumwandeln müssen. Daher ruft Apelles, dem ein ewiges Leben verhen, qualvoll selbst den einst ihm so verhaßten Pausanias und stammelt, als seinen Händedruck fühlt, erlöst: „Ich danke dir!“

Die beiden letztgenannten Dichtungen sind wohl die einzigen, in denen r Tod eine führende Rolle spielt, dagegen tritt er in einer ganzen Anzahl derer als Nebenfigur auf, so in „Hanneles Himmelfahrt“ von Gerhart auptmann. Hauptmann stellt ihn als einen hochgewachsenen schönen schwarzen ngel dar, der durch seine regungslose Starrheit und dumpfes Schweigen sere Seele mit Grauen füllt. Auch Maeterlinck wendet in „Prinzeß Maleine“ ähnliches Motiv an.

Aber nicht nur Lyrik und Drama, sondern auch die erzählende Litteur fängt an, sich dieser Figur zu bemächtigen, wie das jüngste Werk inz Tovote's: „Das Buch des Todes“ beweist. Das Titelblatt ist so

bizarr, daß es wohl der Erwähnung wert ist. Es trägt nur die Worte „Buch des" in Druck, während die Gestalt des Todes, der sinnend einen wurmstichigen Apfel, den er in seiner Rechten hält, betrachtet, uns den weiteren Titel des Buches ergänzen läßt. Ueber dem Haupte des Todes hängt ein von einem Pfeile durchbohrtes Herz, von dem sich langsam zwei Blutstropfen loslösen. Unterhalb des Todes liegt eine nackte weibliche Gestalt, deren starre Glieder erkennen lassen, daß sie bereits in das Reich des finsteren Herrschers eingezogen ist. —

Von fast all den anderen, die sich an die Gestalt des Todes herangewagt haben, möchte ich die Worte der Schrift gebrauchen: „Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt." Nur wer das Leben in allen seinen Tiefen erfaßt hat, wird den Meister des Lebens, in all seiner Größe — entblößt von kindischem Schauder — in seiner ganzen dionysischen Schönheit, die Bewunderung und Entsetzen zugleich erregt, verkörpern können!



Schlaf, dunkel und schwer...

Von

Paul Verlaine.



Schlaf, dunkel und schwer,
Fällt auf mein Leben:
Geh' Hoffnung zur Ruh'
Und all mein Streben!

Ich sehe nichts mehr,
O Bangigkeit,
Meine Sinne vergehn
Für Lust und für Leid!

Ich bin eine Wiege,
Geschaukelt dicht
Am Rande des Grabes:
O rührt euch nicht!

Deutsch von Albero.





Herr Niebegall.

Eine Sturm- und Drang-Episode aus dem Leben der Spitteleute.

Von

Paul Quensel.

☙

Wenn ich mich in N. aufhielt, versäumte ich nie, den „alten Gottesacker" des Städtchens aufzusuchen. Schon seit drei Jahrzehnten wird er nicht mehr bestellt, drum liegt er grün und verwachsen, wie ein verlassener Schloßpark.

Den Eingang bildet ein Thorbogen, von rührend unbeholfenen Reliefs bedeckt und durch eine Gatterthür verschließbar. Rechts neben dem Thore erhebt sich ein altertümliches verwittertes Gebäude mit einem Glockentürmchen auf dem Firste des hochgiebligen Daches. Einst, da Stadt und Land noch in andrer Form den Herrgott suchten und den Frieden, war jenes Haus eine Kapelle. Jetzt hausen die Mühseligen und Armen darin, die Spitteleute. An sonnigen Tagen hocken sie im Vorgarten, noch öfters aber draußen auf dem Friedhofe. Sie können durch eine Hinterthür direkt auf ihn gelangen. Er ist ihr Park, ihre Promenade, ihr sommerlicher Versammlungs- und Konversationsplatz. In den letzten Sommern sind die Bänke, welche die Stadtverwaltung an den schattigsten Stellen der Laubengänge aufstellen ließ, allerdings mehr und mehr von Dienstmädchen aus der Stadt mit Beschlag belegt worden. Die dreisten Dinger kommen herein, oft sogar mit Kinderwagen, singen ihre Pflegebefohlenen in Schlaf: „Eia popeia, was raschelt im Stroh" — und machen sich's darin bequem, als ob sie das größte Recht hätten. Aber lange kann der Mißstand nicht mehr dauern: die Entrüstung unter den Spitteleuten ist groß.

Eines Tages führte mich mein Weg wieder hinaus auf den Friedhof. Ich hatte die Absicht, seinen vorderen Teil zu malen: den Turm mit der Kanzel, das Bahrhaus, Erbbegräbnisse, von eisernen Gittern umzogen, dazwischen eingesunkene Kreuze, Sandstein-Obelisken mit Wappen und Inschriften, Lebensbäume, rankenden Eppich und wilde Rosen die Menge. Ich begann, mein Handwerkszeug in stand zu setzen. Die blöde „Fritze" war zuerst auf den

Eindringling aufmerksam geworden und verfolgte nun mit den matten Augen jede meiner Bewegungen. Wie aus einem Knüttel ein dreibeiniges Gestell entstehen kann — wunderbar, zu wunderbar! Sie wackelte ganz tiefsinnig mit dem Kopfe und lallte immerfort: „Tatata, tatala“.

Auch dem einäugigen Pflasterer war eine Feldstaffelei etwas Neues. Er lugte erst eine Weile über den Rosenbusch; dann kam er heran und kauerte sich neben der Fritze auf die Grabeinfassung.

Nicht lange, so tauchte auch Schleifmüllers Christian in der Hinterthür des Spittels auf. Er war reicher Eltern Kind, aber sein Erbgut verging wie Wasser, wenn man's mit den Händen greift. Plappernd wie immer buckelte er den Weg herauf, die Augen auf die Erde geheftet: „Kee Mensch hat e Anrecht of de Schleifmihle als ich ... Dr Urgrußvater hat se gehatt ... Dr Grußvater hat se gehatt ... Dr Vater hat se gehatt ... Meineidge Hunne sins, ham mersche abgeschwurn ... Aber ich —.“ Da bemerkte er mich, blieb stehen und schloß sich staunend den Zuschauern an.

Wo er war, da war auch Ibecks Karl nicht weit. Richtig, da kam er geschwaudelt. Früher soll er freilich ein andrer Kerl gewesen sein: übermütig und lustig zu seiner Zeit, aber auch streng mit sich und arbeitssam zu seiner Zeit. Das war alles vorbei mit einem Tag, dem Tag, da die Bank zusammenbrach, der er sein Erspartes anvertraut hatte.

Mit gespanntester Aufmerksamkeit beobachtete die ganze Zuschauerschaft die Bahnen meiner Zeichenkohle. Der berühmteste Konzertmaler hat nie ein andächtigeres Publikum vor oder hinter sich gehabt, als ich in jenen Minuten.

Doch nicht lange dauerte die Ruhe. Langen Schrittes schoß plötzlich ein gebräuntes Weib mit unsteten Augen aus der Hinterthür, die „Amse“. Sie hatte gewichtige Filzschuhe an den Füßen und ein zerfranstes Tuch um das graue Haar gewunden. Sie war der Wildfang der Kolonie, Mamsell Uebermut. „Ihr laßt eich wuhl abphotegraphiern?“ schrie sie überlaut in mein Publikum. Da brach die Gesellschaft in ein unbändiges Gelächter aus. Die blöde Fritze lachte, daß ihr die Thränen in die Augen traten. Die Amse war aber auch das spaßigste Ding auf der Welt — darüber sind sie alle einig.

Ich zeichnete gemach weiter, aber die Aufmerksamkeit der Zuschauer war dahin. Sie stießen sich einander an, flüsterten und kicherten verständnisinnig. Ganz natürlich! Das „Abphotegraphiern“ dauerte viel zu lange. Ich war einer, der nichts von der Sache verstand, und das freute sie diebisch.

„Kannste was derkenn?“ fragte der Pflasterer die Amse heimlich. „Allewohl!“ schrie die, „lauter schwarze Striche!“ Wieder folgte ein wieherndes Gelächter. Die Fritze mochte platzen vor Jubel, und der Schleifmüller kratzte sich im höchsten Entzücken auf dem kahlen Schädel herum. Mir war es weniger lächerlich zu Mute; denn meine Position fing an, ungemütlich zu werden. Da nahte der Retter.

Aus einem Seitenwege hinter dem Gebüsch trat er hervor, gravitätisch wie ein geborner Herrscher. Die krummen Beine wurden durch die ausgewaschne blaue Schürze mit den dunkleren Flicken bis zur Hälfte bedeckt. Die rotbraune Wollenjacke mochte der Kälte hinlänglich Trotz bieten, zumal im Sommer, und die graugrüne Mütze auf seinem Kopfe war dem Anscheine nach einst aus Seide gewesen. An dem Schürzenbande hing zu seiner Rechten ein mächtiger alter Schlüssel, zur Linken aber ein Bündelchen Bastbänder und Fäden. Das war er, der Herr Niebegall.

Er musterte die verstummende Zuschauerschaft wie ein Tierbändiger die Bestien, dann sagte er: „Daß ihr durchaus kee bissel Lämsart annehmt! Was hab'ch schon an eich rumgepred'gt — nutzt aber alles nischt ... zu een Uhr nein, zum annern naus ... bleibt su dumm, wied'r geburn seid!" Sie glotzten ihn an, keines sagte ein Wort, selbst die Amse nicht. Ich merkte, der Mann besaß eine hervorragende Stellung im Spittel. Nichtsdestoweniger machten die Zuschauer aber doch keine Anstalt, sich zu zerstreuen. Das mußte seine Macht offenbar wieder in einem recht zweifelhaften Lichte erscheinen lassen. Er fuhr deshalb gereizt auf sie los: „Ihr iberlegts eich wuhl erscht? Da will ich eich aber Beene machen. Allo marsch! Was hattern ze guckn wie die Hämmel vurn nein Thur? Das is e Moler ... Den derf keener steern ... is Sinde!"

Da zogen sie ab. Nur der Pflasterer bälferte im Weggehn halblaut: „Mog lieber de Dienstmeedel ausn Guttsacker reechern, der Grußfißt ... anzeign sullt mern ... bein Bergemeester!"

Im hintern Teil des Friedhofes schienen die Vertriebenen ihrem Aerger von Herzen Luft zu machen. Der Amse rotes Tuch sah man hinter den Zweigen fanatisch hin- und herfahren.

Ich bedankte mich natürlich bei meinem Retter. „Ja, ja," hob er vertraulich an, „'s is e schlechtes Chur; den missen Se was ze Gute halln ... Was muß'ch nich schimpfn un kummandiern, wenn ich die Gesellschaft nor su hallwege in Rand un Band halln will!"

„'s is nor gut," fuhr er fort, nachdem ich sein volles Vertrauen mit Hilfe einer Cigarre erkauft hatte, „nor gut, daß se's ofn Rathaus wissn, wie de Aktien stiehn. Da bin ich natierlich der Herr Niebegall hinten un vorne, hähähä ... Was denken Se enn? 'n Guttsackerschlissel mußt'ch aa ibernähm. Ich wullt erscht nich — su e städt'sches Amt ... Na, Se wissen schon ..." Ich nickte verständnisvoll.

„Aber was wullt'ch'n machen? Se ließen mich ju nich aus'n Treim. Dr Bergemeester, hähähä, den hätln Se heern sulln! 's zweete Wort war immer: ‚Herr Niebegall ... Sag'n Se, Herr Niebegall ... sähn Se, Herr Niebegall ...' Was wullt'ch'n machen? Hähähä ..." Ich nickte wieder verständnisvoll.

„Da ... das is'r, dr Guttsackerschlissel!" Er löste das alte rostige Eisen vom Schürzenbande und hielt es, wie ein Missionar das seligmachende

Kreuz, verklärt in die Höhe. Seine Augen glänzten; er reckte sich auf; die krummen Beine schienen sich ordentlich auszubiegen. ’s ist auch eine Lust, sich sagen zu können: Ich bin’s, der Herr Niebegall! Sie können mich nicht entbehren, denn sie haben keinen Ersatz für mich. Wer sollte des Schlüssels walten, wenn nicht ich, der Herr Niebegall? Der Pflasterer etwa? „Hähähä ... wenn der en Wuppdiewupp derwisch’n kann, nacher is er of’n Posten, sunnst nich, hähähä!“

Zudem ist der Posten eines Gottesackerschließers gar keine so einfache Sache, wie sich die meisten Menschen in blindem Unverstand einbilden. „’s Auf- un Zuschließn, das is ju’s Wenigste; aber’n Guttsacker in Ordnung halln, das leeft in de Zeit, mr denkts gar nich. Au tullsten is immer’s Geisblatt. Das muß mr egal beschnippeln. Aa’s Unkraut is frech; läßt mersch eemal aufkumm, nacher wird mr nich wieder Herre ... Will e Kreiz zamsterzen — na, da stitzt mersch e bissel un hälts noch en Monat hin. Nacher legt sich wieder e Rusenstuck — der muß naufgebunn wern. Un su giehts ’n ganzen geschlagn Tag.“

Aber der Herr Niebegall macht’s gern. Sein Herz ist bei seinem Amte; drum klappt auch alles. Auch im Leben hat ihm in den letzten Jahren alles geklappt, alles. Er hat sein Stübchen im Spittel, könnte eigentlich das „gruße, zweefanstrige“ bekommen, wenn er’s nicht der alten Häckeln, die nunmehr dreißig Jahre drin haust, auch während der letzten paar Jahre ihres Lebens noch gönnte. Er hat seine Gönner in der Stadt, die ihm oft was zu beißen schicken. Er kriegt monatlich siebzehn Groschen Armengeld. Er hat das ganze Rathaus auf seiner Seite. Das ehrenvolle, wenn auch unbezahlte Amt eines Schließers am alten Gottesacker ist ihm von der Stadt, wie weiland dem Joseph eine Hofmeisterstelle im Hause Potiphars, anvertraut worden. Jawohl, soweit geht’s ihm gut, dem Herrn Niebegall, recht gut sogar!

Auch an den nächsten Tagen traf ich meinen Gönner und machte, während ich arbeitete, mein Schwätzchen mit ihm. War die „Gesellschaft“ in der Nähe, dann schien’s ihn besonders zu freun, wenn er mit mir intim verhandeln konnte. Das steigerte ihren Aerger über sein Ansehen und that seiner Stellung als städtischem Beamten gewiß keinen Abbruch.

Am vierten Tage mochte es sein. Ich war schon eine ganze Weile bei der Arbeit — Herr Niebegall aber ließ sich nirgends sehn. Merkwürdig! Statt seiner stellte sich mit großer Ungeniertheit die „Gesellschaft“ wieder in meiner Nähe auf. Sie verhandelten mit einem Eifer, welcher der besten Sache würdig gewesen wäre. Was mochte geschehen sein? Etwas Bedeutungsvolles jedenfalls, denn selbst Schnorrs Franz würgte sich eiligst an seinen Krücken herbei und gestikulierte, als wären neue furchtbare Zeitungen vom Kriegsschauplatz herein. „Dr Krug gieht su lange zum Wasser, bis’r bricht!“ schrie die Amse.

„Das is de Strafe von liem Gutt, daß’r immr of meine Stube speeeliert hat. Kann se nich emal ausmeebeliern, dr Grußfißt!“ krächzte die alte achtzigjährige Häckeln.

„Spitzbuhm!“ plapperte der Schleifmüller, „su sull's eich aa giehn.“

Das leuchtete der Fritze ein; sie nickte eifrig mit dem Kopfe und lallte: „Tatata, tatata.“

Jetzt erhob Schnorrs Franz die piepsende Stimme. „Das sullte su kumm,“ rief er prophetisch, „das mußte su kumm!“

„Tatata,“ lallte die Fritze.

„Zu tull war de Wirtschaft mit den Dienstmeedeln. Of de letzt ham se 's gruße Recht, un mir setzn uns ufn Weg un guckn in Mond — was?“ „Wer hat'n enn runner gebracht von dr Hitsche, 'n Prasselsack?“ ließ sich die Amse wieder mit schriller Stimme vernehmen. „Ich, jawuhl, ich hab's 'n Weginspekter gesteckt, daß das mit'n Dienstmeedeln nich su fortgiehn kann. Se trampeln de Gräber zamm, de Blum rupsn se aus. — Jawuhl, su hab'ch gesagt!“

„Der Bergemeester mag'n garscht'g runnergesackt ham,“ fuhr die alte Häckeln fort, „ich sah's'n an, wie er wiederkam. Wie su e kreizlahmer Hund schlich er ins Haus —“

Da richteten sich alle Augen nach dem Gatterthor. In ihm erschien der einäugige Pflasterer, angethan mit dem besten Anzuge. Mit der Rechten schwenkte er sieghaft einen Gegenstand ... einen Schlüssel ... den Gottesackerschlüssel ... Das also war's. Eine Katastrophe war erfolgt, Herr Niebegall gestürzt.

Die „Gesellschaft“ drängte sich um den Pflasterer her. Sie bestürmte ihn mit Fragen. Er mußte erzählen, offenbar von der feierlichen Einweisung in seine neue Stelle. Der heilige Schlüssel ging von Hand zu Hand.

In der lebhaftesten Unterhaltung zog sich der ganze Trupp, den Helden des Tages in der Mitte, nach dem hintern Teil des Friedhofs zurück. Schnorrs Franz hüpfte an seinen Krücken wie eine flügellahme Krähe eiligst hinterdrein. So geschwind war er noch nie die Hauptallee dahingestürmt.

Währenddessen saß auf der Bank in der Halle des Bahrhauses still und versunken ein Mensch. Jetzt regte er sich ... richtete sich auf ... Herr Niebegall trat ins Freie. Er kam den Weg herunter, langsam, kummervoll. Sein Ausdruck war der eines Lebensmüden, welcher mit allen Hoffnungen zu Ende ist. Ich bot ihm freundlich einen Gruß. Er erwiderte unsicher und gepreßt. Ich that, als hätte ich keine Ahnung von dem Schicksalsschlage, der ihn betroffen. Er aber schien mich ohne weiteres als Wissenden zu betrachten. Die ganze Stadt mußte es ja wissen, das ganze Land mußte es wissen. „Jaja,“ hob er an und seufzte, „su giehts. Wenn een der Hund nich mehr gefällt, nacher krigt er eens of de Platte.“

Da ein verwundet Herz sich selbst überlassen bleiben, das thränende Auge sich ausweinen muß, so blieb ich stumm. Er fuhr deshalb fort: „Weil'ch nich hab grob sein wulln gegen de Kinner un gegn de Dienstmeedel, die doch aa gerne emol in Schatten ruhn — darum ham se mich abgesetzt. Mei Freind, dr Weginspekter — Na, der liebe Gott wirdn schon auszahln ...“

„Was'ch die lang Gahre her geschafft hab', das is nischt: daß'ch sugar in Winter ofn Hauptweg hab Bahne gemacht, das is nischt, daß'ch noch Geld

hab zugesetzt, fer Bindfaden un Bast — alles nischt! Na meinthalm, wie se wulln! Mag dr Garten verwildern — mir sulls egal sein. Ich wills stille tragn, was dr liebe Gutt schickt. Lange dauerts su wie su nich mehr." Ein paar große Thränen kollerten ihm über die borstigen Backen. An seiner Nase bildete sich ein glänzender Tautropfen. Jetzt durfte ich mit meinem Troste nicht zurückhalten. Doch er wandte sich ab und schritt der Spittelthür zu, um sich wie ein krankes Tier in seiner Kammer zu verkriechen. — — — — — —

Ein paar Tage war schlechtes Wetter, dann aber wieder ein Tag wie zum Schuldenmachen. Ich eilte natürlich auf den Posten, meine Studie zu beenden. Ein sonniger Glanz lag über dem Friedhofe. Die Finken sangen laut in der Linde am Bahrhause, Falter gaukelten über den Grabstätten, in den Rosenstöcken summten die Hummeln. Die Grüfte schienen zu klingen und die Kreuze sich im lauen Duft zu wiegen.

Und doch — bei all der Pracht ein Mensch in tiefem Leid. Kann er jemals genesen, wird er jemals wieder seinen Garten mit frohlockendem Herzen betreten, der arme Herr Niebegall?

Da — da — ich traute meinen Augen nicht — da trat er aus dem Seitenweg hervor und kam die Allee herunter, stolz und herrlich wie am ersten Tag. Und an dem Schürzenband hing ihm — o gütige Vorsehung — ein Schlüssel ... der Gottesackerschlüssel ... der echte, richtige Gottesackerschlüssel.

Mein Gönner lächelte pfiffig. Er hatte das alte Selbstbewußtsein wieder. Seine Augen glänzten, seine Beine schienen sich auszubiegen. Er war wieder ganz Herr Niebegall. Die ihm gebotenen Beglückwünschungs-Cigarren nahm er herablassend an, und dann begann er begeistert mir die Augen aufzuthun über das, was geschehen war. „Dr Herr Bezerksdirekter, hähähä ... ja das is e Mann, dr Herr Bezerksdirekter!"

Der Gepriesene war ab und zu im Städtchen dienstlich beschäftigt. Die Volkszunge, verleumderisch und niederträchtig wie sie ist, behauptete zwar, es sei ihm nur um die ausgezeichneten Mahlzeiten bei der schönen Wirtin im „blauen Roß" zu thun. Aber das war natürlich eine infame Lüge, der Herr Bezirksdirektor hatte dienstlich in N. zu thun.

Auf seinem letzten dienstlichen Morgengange war er in Begleitung des Stadtoberhauptes auch an dem alten Friedhofe vorbeigekommen. Von den Altertümern desselben hatte man ihm mancherlei erzählt; so kam's, daß sich plötzlich in seiner stattlichen Brust ein nie geahnter Forscherdrang regte.

„Das Gatterthor noch geschlossen?" Die beiden Herren rütteln und drücken — umsonst.

„Da hört doch alles auf ... früh halb neun das Thor noch geschlossen!"

Die Amse sonnt sich im Vorgarten. Schon schießt sie hinein ins Haus: „Pflastrer, aufschließ'n ... dr Bergemeester!" Der ganze Spittel kommt in Alarm: „Pflastrer ... 'n Schlissel ... dr Bergemeester ... Pflastrer!"

Ja, der Pflasterer . . . der hat natürlich, um seine Erhöhung zu feiern, einen Wuppdiewupp zu viel genommen und schläft nun den Schlaf des Gerechten. Sie dringen in seine Kemenate ein. „'n Schlissel!“ schreit die ganze Gesellschaft. „He, 'n Schlissel! Alter Saufaus, 'n Schlissel!“ „Tatata,“ lallt erregt die Fritze. Da hebt er sein Haupt, Haberstroh hängt ihm in Menge in den Haaren. „Wa?“ grunzt er, „'n Schlissel? Warum enn?“

Da schläft er auch schon weiter . . . so ein Söffel! Sie ziehen den heiligen Schlüssel endlich unter seinem Kopfkissen hervor. Aber es war zu spät.

Die beiden vornehmen Herren hatten bereits ihren Weg durch den Spittel genommen und waren durch die Hinterthür auf den Gottesacker gekommen. Freilich mit Hindernissen, denn im Hausflur des Spittels wehte ein Geruch, den der Herr Bezirksdirektor nicht für besonders angenehm hielt.

„Sollte denn nicht ein adretter Mann unter den Spittelinsassen sein, der das Schließen pünktlich besorgt?“ Der Bürgermeister hatte natürlich dieselbe Frage auch schon erwogen. Und da beim Weggehen der beiden Herren Herr Niebegall gerade aus der Hinterthür trat, so wurde er plötzlich von seinem Freund und Gönner herangerufen.

„Herr Niebegall,“ hob der Stadtgewaltige an (und wie er das „Herr“ betonte!), „'s ist doch wohl das beste, Sie nehmen den Schlüssel wieder. Der Pflasterer scheint mir kein adretter Mann zu sein.“

Als ob das der Herr Niebegall nicht schon lange gewußt hätte! Als ob ihm nicht auch von allem Anfang an klar gewesen wäre, daß über früh oder spät doch der Bürgermeister zu ihm kommen und ihn um Wiederannahme des Amtes demütiglich und gehorsamst bitten werde . . . hähähä!

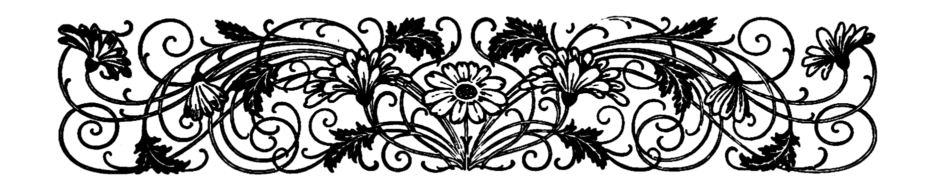
„Na se mög'n sichs hinner de Uhrn schreim, die ofn Rathaus. E anner Mol — da gibts nischt!“

Die Pflicht rief Herrn Niebegall; wir mußten unsre Unterhaltung abbrechen. Ich sah, wie er hier und da an den Gräbern hantierte. Jetzt schnippte er einen Geisblattzweig herunter . . . jetzt drückte er eine hilflos in der Luft hängende Epheuranke an die ersehnte Mauer zurück . . . jetzt pochte er einen Stein der Grabeinfassung hinein . . . und jetzt — ich glaube gar, der alte Kerl singt! Wahrhaftig, er singt! Schön klingt's freilich nicht. Das ist auch nicht zu verlangen von einem, der nur noch ein halb Dutzend morsche Stifte im Maule hat. Aber aus tiefster Brust, mit überzeugtem Herzen singt er's gewiß, das Lied:

„O wunderschön ist Gottes Erde
Und wert, darauf vergnügt zu sein;
Drum will ich, bis ich Asche werde,
Mich dieser schönen Erde freun!“

Ich packte mein Handwerkszeug fröhlich zusammen, denn die Studie war fertig.





Indische Poesie.

Von

L. v. Schroeder.

Indien, das alte Märchen- und Wunderland, das seit Jahrtausenden schon auf die Phantasie des Abendlandes mächtige Anziehungskraft ausgeübt, es ist heute für uns nicht mehr das ferne unbekannte Land, von dem man einst so viel zu fabeln wußte. Die Nebelschleier, welche jene rätselvolle Ferne vor unsern Blicken verbargen und die dahinter liegenden Wunder nur um so zauberischer leuchten und locken ließen, sie sind längst zerrissen; Indien liegt vor uns als einer der bestbekannten Teile des großen asiatischen Kontinents. Ein germanischer Stamm hat, mit zäher, unbeugsamer Energie vorschreitend, die Herrschaft über das Land errungen, in dessen Grenzen der Welteroberer Alexander seinen Siegeslauf hemmen mußte. Eine Fürstin aus deutschem Hause trägt heute die Kaiserkrone von Indien, und was noch übrig ist an Nachkommen jener Fürsten, deren wunderbare Pracht- und Machtentfaltung einst den westlichen Märchenerzählern so viel Stoff geboten, huldigt alles heute in Vasallendemut der Königin von England und beugt sich den Worten englischer Beamten. Europäische, vor allem englische und deutsche Gelehrte arbeiten seit einem Jahrhundert mit rastlosem Fleiße an der wissenschaftlichen Erforschung des indischen Landes; ihnen verdankt es die Welt, wenn heute die Schätze indischer Wissenschaft, indischer Poesie, indischer Kultur überhaupt als etwas Bekanntes vor uns liegen und ihre Rolle in der Gesamtkultur der Menschheit zu spielen begonnen haben. Ist bei so völlig veränderter Sachlage jene Anziehungskraft, die Indien einst geübt, dieselbe geblieben? Oder ist sie geschwunden, hat man sich enttäuscht und ernüchtert von dort abgewandt, wie so oft im Leben bei gründlicher Kenntnisnahme fernliegender, lockender Dinge? Nein, die Anziehungskraft, die Indien heute ausübt, sie ist keine geringere als sie ehemals war, — aber eine wesentlich a n d r e ist sie freilich geworden. Sie unterscheidet sich von der früheren etwa so, wie die Wirklichkeit von einem fantastischen Traum. Hat der Traum seinen Reiz, — die Wirklichkeit, richtig erfaßt und behandelt, hat ihn gewiß in nicht geringerem Grade.

Fabelte man einst von der Zauberkunst, von der uralten Wissenschaft indischer Weisen, so stehen wir heute voll Staunen und Bewunderung, voll bewußter hoher Wertschätzung da vor den neuerschlossenen Schätzen indischen Denkens, indischer Philosophie, Sprachforschung, Mathematik und andrer Wissenschaften, und je mehr wir uns da vertiefen, um so mehr wächst die Wertschätzung, die Bewunderung; und schon sind aus der Erforschung indischen Kulturlebens ganz neue Wissenszweige entsprossen oder entwickeln sich noch (neben der Indologie die vergleichende Sprachwissenschaft, die vergleichende Mythologie, die vergleichende Litteraturwissenschaft, die vergleichende Sittenkunde und vergleichende Rechtswissenschaft). Wußte man früher viel zu erzählen von dem fabelhaften Reichtum der indischen Fürsten an Gold und Edelsteinen aller Art, so stehen wir heute bewundernd vor dem reichen Gold und Edelgestein der indischen Poesie und Lebensweisheit, das die Forschung vor unsern Blicken ausgebreitet hat. Wer geistige Werte zu schätzen weiß, der wird nicht daran zweifeln können, daß das, was unser Jahrhundert in Indien gefunden, aus Indien nach Europa gebracht hat, mehr wert ist als alle Schätze der einst so berühmten indischen Märchenprinzen.

Man hat oftmals versucht, insbesondre geleitet durch das klassische Muster Griechenlands, die Entwicklung der Poesie theoretisch zu konstruieren. Zuerst — so sagte man — entwickelt sich das objektive Erzählen, die epische Poesie; erst später bricht sich das subjektive Empfinden, die Lyrik, Bahn; und zuletzt, als höchste Blüte, erscheint das Drama. Der Entwicklungsgang der indischen Poesie dürfte diese Konstruktion nicht bestätigen. Entsprechend der stark subjektiven Geistesanlage des indischen Volkes, beginnt seine Poesie mit einer Ueberfülle lyrischer Schöpfungen, — und zwar sind es, wieder in Uebereinstimmung mit der stark ausgeprägten Richtung aufs Religiöse, Theosophische, die für die Inder zu allen Zeiten charakteristisch ist, Hymnen, Lieder, an die zahlreichen Gottheiten des altindischen Pantheon gerichtet. Sie bilden den wesentlichsten und wichtigsten Inhalt der Veden, der ältesten Litteratur Indiens. Schon ihr Alter macht sie uns ehrwürdig, — sie reichen bis 2000 vor Chr. und höher hinauf; sie werden es uns noch mehr, wenn wir ihren Inhalt kennen lernen. Oder ist es nicht ehrwürdig, wenn wir ein Volk in so hohem Altertum Jahrhunderte hindurch so ganz dem Heiligen, Göttlichen hingegeben sehen, daß alle seine geistigen Schöpfungen in diesem Einen aufgehen?

Lob und Preis der unzähligen Götter in der Himmelsregion, in der Luft und auf der Erde, Bewunderung ihrer Größe und Macht, Gebet und Flehen um ihre Huld und Gnade, — das ist der tausendfach variierte Inhalt der indischen Lieder.

Ich greife, um ein Beispiel zu geben, einen Gott heraus, die höchste und reinste Göttergestalt des Veda, — V a r u n a, den hoch über aller Welt im Lichte thronenden Herrn über alles Licht und Leben, den allwissenden Vater aller Wesen. Er hat die Welt geschaffen und geordnet; nach seinen unverbrüchlichen Satzungen wandeln Sonne und Mond; auf sein Geheiß strömen die Gewässer,

und niemand vermag seinen Geboten zu trotzen. In ein glänzendes Gewand gekleidet, sitzt er hoch oben in seiner Himmels-Veste und schaut hinab in das Verborgene; sieht, was da ist, was war und was sein wird, umgeben von seinen Spähern, die auf der Menschen Wandel merken. Vor des Gottes sittlich reiner, erhabener Erscheinung erschauert der Mensch im Gefühl seiner Sünde und fleht zu ihm, daß er ihm gnädig und vergebend, freundlich wieder das Antlitz zuwenden möge. Der erhabene Schwung dieser Lieder erinnert uns bisweilen an die Psalmen des Alten Testamentes.

Das folgende Lied, das mit der rührenden Naivetät seiner Bilder eine Vorstellung von dem Charakter der indischen Poesie geben kann, ist an diesen Gott gerichtet (RV. 1, 25); der Sänger fleht:

1. Wenn irgend wir nach Menschenart, o Gott Varuna, dein Gebot verletzen Tag für Tag;

2. So überantworte uns doch nicht der tötenden Waffe des Zürnenden, nicht dem Grimm des Wütenden.

3. Zur Gnade möchten wir deinen Sinn mit Liedern lösen, o Varuna, wie ein Wagenlenker das geschirrte Roß.

4. Es fliegen meine Wünsche hin, das Heil zu suchen, wie Vögel fliegen in ihr Nest.

5. Wann werden wir den in der Herrschaft strahlenden Mann, den weithinschauenden Varuna, herschaffen, daß er gnädig sei?

7. Er kennt die Spur der Vögel, die durch den Luftraum fliegen; er kennt die Schiffe als der Meerbewohner.

8. Er, dessen Satzungen unverbrüchlich sind, kennt die 12 Monate samt ihrer Nachkommenschaft; er kennt auch den, der noch dazu geboren wird (d. h. den Schaltmonat).

9. Er kennt die Bahn des weiten, erhabenen, gewaltigen Windes; er kennt auch die, welche darauf sitzen (d. h. die Bewohner der Windregion).

10. Varuna, dessen Satzungen unverbrüchlich sind, hat sich niedergesetzt in seiner Veste, um Herrschaft zu üben, der Weise.

11. Von dort aus schaut er alle Geheimnisse, der Einsichtsvolle, was gethan ist und was noch gethan werden wird.

12. Er, der weise Aditja (d. h. Sohn der Unendlichkeit) soll uns auf jede Art gute Bahn bereiten; er soll unser Leben lange währen lassen.

13. Varuna trägt einen goldenen Mantel, er hüllt sich in ein prächtiges Gewand; rings umher haben seine Späher sich hingesetzt.

16. Es ziehen meine Gebete hin, wie Kühe auf die Weide ziehn, suchend den Weithinschauenden.

17. Nun laß uns beide wieder Zwiesprach halten, da mein süßer Trank dargebracht ist und du wie ein Priester die liebe Speise zu dir nimmst.

18. Schauen will ich ihn, den Allsichtbaren, schauen seinen Wagen auf der Erde; diese meine Lieder möge er freundlich annehmen.

19. Höre, o Varuna, diese meine Anrufung und sei gnädig heute; hilfesuchend sehne ich dich herbei.

20. Du Weiser herrschest über das All, über den Himmel und die Erde; erhöre mich beim Gebete auf deiner Bahn.

21. Löse ab von uns die oberste Fessel, knüpfe los die mittlere und was zu unterst ist, damit wir leben! —

Gott Varuna hat die Welt geordnet und waltet in ihr. So heißt es im Rigveda (7, 86, 1):

Von tiefer Weisheit zeugen seine Werke! Er hat die beiden weiten Welten (d. h. Himmel und Erde) gefestigt, das erhabene Firmament hat er erhöht und die Sterne und das Erdreich ausgebreitet.

Und ferner (RV. 7, 87, 1. 2):

Varuna hat der Sonne ihre Pfade gebahnt, er ließ die flutenden Gewässer strömen, er schuf den Tagen ihre weiten Bahnen. Sein Odem ist der Wind, der die Luft durchrauscht, — —; zwischen Himmel und Erde, den beiden großen, erhabenen, ist alles nur dein liebes Reich, o Varuna!

Und weiter heißt es (RV. 5, 85, 2—4):

Er hat den Luftraum mit Wolken durchwoben, er legte Kraft in die Rosse und Milch in die Kühe, ins Herz pflanzte Varuna den guten Willen, setzte die Sonne an den Himmel und den Soma auf den Fels. Varuna stürzt die Wolkentonne um und läßt sie strömen über die Welten; da tränkt er die Erde wie der Regen die Feldfrucht, er der König aller Welt. Er tränkt die Erde und den Himmel; wenn Varuna nach dem Naß begehrt, dann hüllen sich die Berge in Wetterwolken und es fühlen sich schwach die starken Helden.

Besonders schön sind die Varuna-Hymnen des Vasishta im siebenten Buche des Rigveda. Der Sänger rühmt sich in schwungvoll begeisterten Worten, daß er zu dem Gotte im innigsten persönlichen Verhältnis gestanden, daß er intim mit ihm verkehrt habe wie ein Freund mit dem Freunde. Er rühmt sich in erhabener Vision, daß er einst den hehren, tausendthorigen Palast des Varuna besucht habe und daß sein Anblick ihm wie strahlendes Feuer erschienen sei. Er rühmt sich dessen, daß ihn Varuna einst zu sich in sein Sonnenschiff genommen habe und ihn für immer zu seinem Sänger geweiht, „so lang die Tage und die Morgenröten dauern.“ Und er freut sich in prophetischer Vision dessen, wie herrlich es sein werde, wenn er wieder einst mit Varuna das Schiff besteigen dürfe, wie sie dann in dem Luftmeer dahinfahren wollen und sich prächtig schaukeln wie in einer Schaukel. Um so schmerzlicher drückt es den Sänger, wenn die alte Freundschaft geschwunden, wenn er sich von dem Gotte verlassen sieht: „Wo ist diese unsre alte Freundschaft geblieben, da wir doch harmlos sonst mit einander verkehrten?“ so klagt er zweifelnd.

Er fühlt es, daß er durch seine Sünde des Gottes Gnade verscherzt haben müsse, und hier tritt nun Varuna mit seiner höchsten, schönsten und erhabensten Seite hervor, als der reine und heilige Gott, den die Sünde be-

leidigt und der sie ahnden muß, zu dem sich darum aber auch das reuige Flehen des Menschen um Vergebung der Schuld erhebt und das sehnende Verlangen des Unglücklichen, der von göttlicher Strafe heimgesucht zu sein glaubt.

So wendet sich Vasishta zu dem Gotte (RV. 7, 86, 2—5):

Ich spreche zu mir in meinem Herzen: Wann werde ich wohl in Varunas Nähe dringen? Wird er meine Opfergabe freundlich annehmen? Wann werde ich fröhlich seine Gnade schauen?

Ich forsche nach meiner Sünde, o Varuna, und möchte sie erfahren, ich gehe zu den Weisen, um sie zu fragen; die Seher alle sagten mir das gleiche Wort: Wahrlich, Varuna ist es, der dir zürnt.

Was war das für eine große Schuld, o Varuna, daß du den Sänger, deinen Freund, verderben willst? Verkünde mir das, du Untrüglicher, Selbstherrlicher! Entsündigt möchte ich von dir gehen, eifrig dich verehrend. Löse ab von uns die Sünden unsrer Väter und die wir selbst begangen haben! Wie einen Dieb, der sich an Herden gütlich thut, o König, wie ein Kalb vom Stricke mach los und ledig den Vasishta!

Und dankbar rühmt der Sänger den Gott, daß er nicht unerbittlich sei, mit dem schönen Worte: „Du bist der Gott, der selbst über den Sünder sich erbarmet" (RV. 7, 87, 7).

Noch ein Lied des Veda möchte ich anführen, — dasselbe, welches man dem Altare verglichen hat, den der Apostel Paulus in Athen „dem unbekannten Gotte" errichtet fand. Der Sänger forscht nach dem Urgrund alles Seins, dem Gotte, den er überall in der Natur walten sieht, und immer wieder kehrt die Zweifelfrage: „Wer ist dieser Gott, dem wir mit unsrem Opfer dienen?"

„Am Anfang entfaltete sich ein goldner Keim, es war der eingeborne Herr alles Gewordenen; er stützte die Erde und diesen Himmel, — wer ist der Gott, dem wir mit Opfern dienen?

Er, der den Odem verleiht und Kraft spendet, dessen Gebot alle Götter ehren, dessen Schatten die Unsterblichkeit und der Tod sind, — wer ist der Gott, dem wir mit Opfern dienen?

Der mit Macht König geworden ist über alles, was da atmet, was die Augen bewegt und sich regt, der da herrscht über zweifüßige und vierfüßige Wesen — wer ist der Gott, dem wir mit Opfern dienen?

Dessen Macht diese Schneegebirge, das Meer samt dem Ocean anerkennen, dessen Arme diese Himmelsgegenden sind — wer ist der Gott, dem wir mit Opfern dienen?

Durch den der gewaltige Himmel und die feste Erde, durch den der Aether und das Firmament gefestigt sind, der in den Lüften den Dunstkreis durchmißt — wer ist der Gott, dem wir mit Opfern dienen?

Als die gewaltigen Wasser in das All strömten, den Keim empfangend, das Feuer gebärend, da entfaltete Er sich, der Lebenshauch der Götter — wer ist der Gott, dem wir mit Opfern dienen?"

Solch ernste und tiefe Frage steht freilich vereinzelt da, — für gewöhn-
lauben die Sänger die Götter sehr wohl zu kennen, an welche sie ihre
en richten, und es entwickelt sich ein immer komplizierter werdender Opfer-
dieser Götter. Jahrhunderte nimmt die Entwicklung dieses Rituals in
uch, alles beherrschend, ja alles erdrückend, und die Poesie verstummt da-
öllig. Dann kommt die Reaktion. Tiefer angelegte Naturen suchen nach
Besserem, als der Ceremonialdienst des Opfers bieten kann, und bald
sich dies Streben mit aller Energie auf die Erkenntnis des Atman, der
eele, des Urgrunds alles Seins. Diese Bewegung bringt nicht nur die
sophie der Upanishaden hervor, sie erzeugt auch in socialer Beziehung eine
neue bemerkenswerte Erscheinung, das Mönchs- und Einsiedlerwesen, denn
heißt es in den Büchern jener Zeit — „den Atman (die Weltseele) er-
nd, lassen Brahmanen davon ab, nach Söhnen zu begehren und nach Reich-
zu begehren und nach der Welt zu begehren, und ziehen als Bettler um-
Immer neue Versuche werden gemacht, die erlösende Erkenntnis zu finden,
neue Mönchsgenossenschaften treten ins Leben, bis endlich den größten
unter allen Stiftern solcher indischer Orden Buddha, der Königs-
aus dem Geschlechte der Çâkya, erringt. Diese Bewegung zum Mönch-
und Einsiedlerwesen bildet den Anfang einer ganz neuen Zeit mit neuen
en, des indischen Mittelalters, welches etwa vom 6ten Jahrhundert vor Chr.
is 16. Jahrhundert nach Chr. dauert und in seinem ganzen Wesen
aschend viel Aehnlichkeit hat mit unsrem europäischen Mittelalter. Ich kann
iese interessante (schon mehrfach von mir behandelte) Frage hier nicht
eingehen; was uns hier angeht, sind die poetischen Leistungen dieser Zeit;
a kann es nicht stark genug hervorgehoben werden, daß das indische
telalter zugleich die große Blütezeit der indischen Poesie ist.

Das Altertum hatte zuerst den einzigartigen Schatz der vedischen Lieder
gebracht, dann war eine lange, jahrhundertelange poetisch ganz unfrucht-
Zeit gefolgt. Jetzt, im Mittelalter sprießt und blüht es auf allen Ge-
, an allen Ecken und Enden hervor. Es ist, als wenn ein lebenweckender
über das ganze indische Land dahinginge. Wir sehen den mächtigen
ld der großen heroischen Epen Mahâbhârata und Râmâyana aus uralten
n der Volkssage emporwachsen, und in seinem vielverschlungenen Dickicht
gar manche reizende duftige Blume, flattern buntgefiederte Vögel mit
dstimmigem Gesang, erheben sich Hütten weltflüchtiger Einsiedler, aus
Munde wir manch weises Wort hören, das uns in höhere Regionen weist.
ben ersteht der ganze Reichtum der kleineren kunstmäßigen Epen, der sog.
s. Daneben auch wuchern in Ueberfülle die Märchen und Fabeln her-
deren Reiz so groß war, daß sie bald über die Grenzen Indiens hinaus
Volk zu Volk wanderten, auf verschiedenen Wegen auch die europäische
ung befruchtend. Die Lyrik findet jetzt ganz neue Töne. Das Drama
kelt sich aus bescheidenen Anfängen ganz selbständig zu überraschender

Vollendung, seinen Gipfelpunkt findend in Kâlidâsas hochpoetischer Sakuntala und Çûdrakas hochdramatischem „Irdenen Wägelchen“, das heute unter dem Titel „Vasantasena“ siegreich über die deutschen Bühnen geht. Und über alledem leuchten die Worte tiefsinniger Lebensweisheit, den Sternen gleich, deren Licht in der stillen Nacht die Landschaft überglänzt.

Die Welt, das Leben in seiner ganzen Schönheit wissen die Dichter dieser Zeit zu fassen und künstlerisch zu gestalten. Aber sie bleiben dabei nicht stehen, sie gehen darin nicht auf; die tiefgewurzelte Sehnsucht nach einem Höheren, Ueberirdischen bewahrt sie davor. Immer wieder bricht die Erkenntnis der Unzulänglichkeit des Irdischen durch und läßt das Herz verlangend sich dem Ewigen zuwenden.

Und gerade dieser Zug ist es, der unsre Sympathie erweckt und verdient; er unterscheidet die Inder bedeutsam und sehr zu ihrem Vorteil von den sonst so hoch begabten Griechen.

Die Welt, in der der Grieche voll befriedigt aufgeht, in der seine Empfindung, seine Dichtung sich bewegt, ist das schöne Diesseits, die Erdenwelt, und auch seine Götter hat er sich ganz nach irdischem Bilde gestaltet. Durchaus harmonisch, in sich abgeschlossen, ganz auf sich selbst ruhend, klar, durchsichtig, verständlich in allen ihren Teilen, vollendet schön stehen die Schöpfungen griechischen Geistes da, für uns das unerreichbare Muster dessen, was wir klassisch nennen. Bei den Indern finden wir nicht immer die gleiche harmonische Schönheit und Klarheit, ihre Kunstwerke sind bisweilen durch Ungeschick in der Architektonik, durch Mangel an Maß oder Dunkelheiten entstellt, aber es waltet in ihnen eine tief gegründete Sehnsucht nach jenen höheren Regionen, die dem menschlichen Auge entrückt sind, denen nur das Empfinden ahnend und verlangend zustrebt, von denen es in Bildern, Gleichnissen und Träumen redet; und eben dies Moment der Sehnsucht läßt die indischen Schöpfungen vielmehr als romantische erscheinen, denn gerade in der Sehnsucht liegt nach meiner Meinung das innerste Wesen des Romantischen beschlossen, — Sehnsucht von dem Gewöhnlichen, Natürlichen, Irdischen nach dem Außerordentlichen, Wunderbaren, Ueberirdischen. Und wie das gesamte indische Mittelalter dem, was wir romantisch nennen, weit näher verwandt ist als dem Klassischen, so verhält es sich auch mit der Poesie jener Zeit. Dafür lassen sich noch andre bedeutsame Züge anführen. Das traumhafte und phantastische Element, das Märchenhafte, die große Rolle, welche Wunder und Zauber aller Art hier spielen, lassen uns alsbald empfinden, daß wir das Reich der Romantik betreten haben. Das schwärmerische Element, das sich einerseits in den Handlungen der äußersten, sich ganz hingebenden und aufopfernden Liebe offenbart, andrerseits aber in den oft allzuweit gehenden Kasteiungen, der Flucht vor dieser Welt und völliger Hingabe an das Ueberirdische; eine wunderbare Innigkeit und Tiefe der Empfindung und des Denkens, die die reizendsten Blüten der Poesie

vorsprossen läßt daneben wieder nicht selten Maßlosigkeit und Form-
sigkeit, alles gerade romantische Eigenheiten, die hier wiederholt ins
ßerste Extrem getrieben werden. Ebendahin dürfen wir wohl auch die stille,
nnvolle, innige Versenkung in die Natur mit ihren Wundern rechnen,
sich hier findet und die dem klassischen Altertum vollkommen fremd ist.

In der lyrischen Dichtung des indischen Mittelalters treten die
nantischen Züge, tritt speciell die Richtung auf das Ueberirdische wohl am
nigsten stark hervor. Die Schönheit der irdischen Liebe und die Schönheit
Natur, das sind die Hauptangelpunkte, um die sich hier alles dreht. Indessen
rden wir bald sehen, daß auch hier ein Gegengewicht höherer Art nicht fehlt.

Schon aus dem zuletzt Gesagten geht hervor, daß die Lyrik des indischen
ittelalters von der des indischen Altertums total verschieden ist. Sie ist es
vohl bezüglich des Inhalts als bezüglich der Form. Für die Liebe zwischen
ann und Weib giebt es im Liederschatze des Veda keinen Raum, während
es ist, die den Hauptinhalt der mittelalterlichen Lyrik ausmacht. Die Natur
tt in den Liedern des Veda nur insofern hervor, als sie die Erscheinung der
ötter ausmacht oder begleitet — und wir haben bekanntlich herrliche Schilde-
ngen der Gewittererscheinungen, des Sturmes, der Morgenröte, des Feuers
d andrer Phänomen dort erhalten. In der mittelalterlichen Lyrik dagegen
d die oft ganz reizenden Naturschilderungen in der Regel der Hintergrund,
p. das Milieu der Liebesempfindung des menschlichen Herzens. Selten steht
Naturschilderung im Vordergrunde, und die Liebe kommt nur als accesso-
ches Moment hinzu (wie im Ritusamhâra); noch seltener steht sie allein da.
der Regel sind Ausdruck der Liebesempfindung und Schilderung der Natur
einem reizvollen Ganzen verwoben, wie bei den Minnesängern unseres Mittel-
ers. — Die Lieder des Veda sind groß angelegt, tragen einen schwungvollen,
abenen Charakter; die des Mittelalters sind vielmehr reizend und entzückend
ön oder sinnig und rührend zu nennen. Gleichen die ersteren erhabenen,
neebedeckten Bergen, so sind die letzteren funkelnden Edelsteinen vergleichbar.
der will man die Vedenlieder den kräftigen Stämmen eines Hochwalds ver-
ichen, so sind die Lieder der spätern Zeit farbenprächtige duftige Blumen. —
der Form sind die Lieder des Veda einfach und kunstlos; die des Mittel-
ers dagegen überaus fein, kunstvoll gebaut, bisweilen bis zur Raffiniertheit.

Ihrem Umfange nach schwanken die Lieder des Veda zwischen 3 und 4
20, 30, ja 40 und mehr Versen. Die des Mittelalters sind fast durch-
g kurze, kleine Liederchen, die eine Empfindung, einen Gedanken in möglichst
apper Form, möglichst pointiert ausdrücken. Die wenigen hier in Betracht
nmenden umfangreichen Dichtungen sind nicht rein lyrischen Charakters; teils
d es mehr beschreibende, teils lyrisch-dramatische Schöpfungen (so Ritusamhâra —
turbeschreibung, Meghadûta — Lyrik gemischt mit Länderbeschreibung, Gitago-
nda — lyrisch-dramatisch). In Schnitt und Schliff jener kleinen Liederedelsteine
ben es die indischen Dichter zu hoher Meisterschaft gebracht.

Der größte Dichtergenius Indiens ist ohne Zweifel Kâlidâsa. Seine hohe Bedeutung liegt vor allem auf dem Gebiete des Dramas. Man stellt ihn mit Recht den größten Dramatikern aller Zeiten und Völker an die Seite. Aber er ist auch ein hervorragender Schöpfer kunstmäßiger Epen, sog. Kâvjas (dafür legen seine Raghuvamça und sein Kumârasambhava Zeugnis ab). Er ist endlich ebenso ein großer Lyriker. Das beweisen nicht nur manche in seinen Dramen enthaltene Lieder, sondern ebenso zwei umfänglichere Dichtungen, die einen gemischten, lyrischen und beschreibenden Charakter tragen (Ritusamhâra, die Jahreszeiten, und Meghadûta, der Wolkenbote). Es sind uns aber auch unter seinem Namen eine Reihe jener kleinen lyrischen Edelsteine erhalten, die ich vorhin zu schildern versuchte. Nur eines dieser kleinen Gedichte will ich anführen, und ich bin überzeugt, man wird mein Urteil nicht übertrieben finden. Das fein durchgeführte, originelle, kühne, echt indische Bild, die überraschende Pointe zeugen von hoher Kunst. Es lautet:

Mein Mädchen ist ein Jägersmann,
Kommt stolz dahergezogen:
Die Augenbrauen schlank und kühn,
Die sind des Jägers Bogen.

Die Seitenblicke Pfeile sind,
Sie treffen gar so schnelle, —
Mein Herz das ist die flüchtige
Verwundete Gazelle!*)

Der bedeutendste unter den specifisch erotischen Dichtern der Inder ist Amaru. In reizenden kleinen, formvollendeten, von feinster Beobachtung zeugenden Gedichten führt er uns das Liebesleben der Welt, welcher er angehört, vor. Die erste, schüchterne Regung der Empfindung, das Sehnen und Drängen von Herz zu Herzen, den vollen jubelnden Durchbruch der Liebe, den Vollgenuß in ihrem Besitz, erwachende Zweifel, Schmollen, Unmut — berechtigt oder unberechtigt — Streit, Entzweiung, Wiederversöhnung, Verlust des Glückes und bittere Reue — das alles führt uns Amaru in unnachahmlichen feinen Bildern vor.

Das Mädchen, in dessen Herzen die Liebe erwacht ist, wird von der erfahrenen Freundin darüber belehrt, wie sie sich dem Liebsten gegenüber benehmen solle; aber in reizender Art weist sie solchen Eingriff in ihr eigenstes inneres Leben zurück:

Liebe Freundin, laß dir raten,
Darfst nicht so gefällig sein,
Thu' nur spröde vor dem Liebsten,
So gewinnst du ihn allein.

Leicht Errung'nes schätzt man wenig,
Zeige du dich niemals schwach!
Ist er feurig, thust du kühle,
Und nur leise giebst du nach.

*) Die mitgeteilten Uebersetzungen sind von mir bereits veröffentlicht in dem Buche „Mangoblüten, eine Sammlung indischer Lieder und Sprüche in deutscher Nachbildung von L. v. Schroeder, Stuttgart 1892.“

Also zum verliebten Mädchen
Die erfahrne Freundin spricht,
Doch es ruft die holde Kleine
Mit erschrecktem Angesicht:

Stille, stille, liebe Freundin,
Sprich mit keiner Silbe fort!
Mir im Herzen wohnt der Liebste,
Und so hört er jedes Wort!

Und wenn der Liebste vor ihr steht, dann fühlt sie ihr ganzes Wesen in ihm aufgehen, — sie weiß es selbst nicht, ob mehr im Anschauen seiner Schönheit, ob im Hören der Worte, die aus seinem Munde kommen, und darum sagt sie:

Wenn der Herzgeliebte vor mir steht
Und sein Mund so liebe Worte spricht,
Ob zu Augen, ob zu Ohren werden
Alle Glieder dann mir, weiß ich nicht.

Wie lieblich wird Hoffen und Bangen der Erwartung geschildert:

Sie harrt auf ihren lang schon fernen Gatten
Und nach dem Pfad, auf dem er kommen soll,
Der Heißgeliebte, blickt und blickt sie wieder,
So weit das Auge reicht; doch als der Tag
Zur Neige geht und Finsternis hereinbricht,
Ist sie des Wartens müd und wendet sich
Betrübt dem Hause zu, — dann aber denkt sie:
„In diesem Augenblick ist er gekommen!“
Und wendet rasch den Kopf, — blickt wieder hin!

Und wie reizend ist das Benehmen des unschuldigen reinen Weibes bei der ersten unerwarteten Kränkung von seiten des geliebten Gatten:

Zum erstenmale spricht ein kränkend Wort
Der Gatte, da erfaßt ein heftig Zittern
Des jungen Weibes Glieder, doch sie weiß
Kein stechend Wort zu sagen — noch belehrte
Sie keine Freundin über solchen Fall;
Es irren angstvoll nur die Lotusaugen
Umher, und auf die reinen Wangen stürzen
Die hellen Thränen, und die Locken zittern.

Der Geliebte hat sich gegen die Liebende vergangen; sie verschwört sich, sie wolle nichts mehr von ihm wissen, aber man sieht, sie wird den Schwur nicht halten können:

„Mag mir das Herz zerspringen, mag der Gott
Der Liebe meinen Leib hinschwinden lassen,
Ich will von dem Geliebten nichts mehr wissen,
Da also unbeständig seine Liebe!“
So ruft das Mädchen mit Gazellenaugen
In übermäß'gem Zorne heftig aus
Und blickt dabei voll Angst hin auf den Pfad,
Wo der Geliebte sonst zu kommen pflegte.

So ernst auch der Zwist, der Groll gewesen, die Liebe trägt den Sieg davon:

Als schon ihr Groll zu Ende ging und sie
Den Antlitzmond in ihre Hände drückte;
Als alles ich bereits versucht und nur
Noch übrig blieb, zu Füßen ihr zu sinken; —
Da hat mir plötzlich der Geliebten Huld
Ein Thränenstrom verkündet, der, zuvor
Zurückgehalten von den dichten Wimpern,
Jetzt stürzend an dem Busen ihr zerstob.

Aber nicht immer läßt sich der Zorn bezwingen und manches Liebesglück endet in dauernder Entfremdung:

O sieh, wie anders steht es heut mit uns,
Als ehmals, in der holden Liebe Tagen!
Wenn damals ich die Brauen runzelte,
War dies schon Zorn, Stillschweigen schon war Strafe,
Lächeln — Versöhnung und ein Blick schon Gunst!
Und heute liegst im Staube du vor mir,
Ich aber kann den Groll nicht überwinden.

Dem verlorenen Glück klagt die Liebende nach:

Der Liebe Band zerriß! Die Freundlichkeit,
Die Ehrerbietung, die die Lieb' erzeugte,
Sie sind dahin! Vor meinen Augen bricht
Mein Herzgeliebter auf gleich wie ein Fremder —
So oft ich dessen denk' und dann der Tage,
Der holden Tage, die dahin geschwunden,
Begreif' ich nicht, warum mein thöricht Herz
Mir nicht sogleich in hundert Stücke springt!

In entzückender Weise singt von der Liebe der Dichter Bilhana, in einem Cyklus von 50 Liedern, welche einem Manne in den Mund gelegt sind, der angeblich eine Königstochter geliebt und darum den Tod leiden muß. Im Angesicht des Todes noch singt er begeistert von seiner Liebe; davon nur einige Beispiele:

Bis an den Tod gedenk ich dein,
Du schönste aller Frauen!
Der Erde höchstes Glück war mein,
Da ich dich durfte schauen,
Dein Angesicht, dem Lotus gleich,
Den Leib so süß, so anmutreich, —
Und soll es denn gestorben sein,
Bis an den Tod gedenk' ich dein
Und sing von deiner Schöne!

Die Königstochter stolz und schön
Hat sich zu mir geneiget,
Mich Armen überreich beglückt,
Mir höchste Gunst erzeiget;
Noch denk' ich, wie sie mich umschlang,
Ein sel'ger Schauer mich durchdrang, —
Wie sollt ich ihr nicht dankbar sein?
Mein Lieb, auch sterbend denk' ich dein
Und sing von deiner Schöne!

Wenn ich im Geist sie vor mir seh',
Die nie ich kann vergessen,
Wenn alles neu lebendig wird,
Was ich an ihr besessen,
Dann schein' ich jetzt mir noch so reich,
Dem Götterkönig Indra gleich,
Dann bin ich glücklich wie ein Held,
Zu dessen Füßen liegt die Welt,
Durch sie allein, die Schöne.

Ich denke deiner, ob auch dort
Sich nahen schon die Schergen,
Ich sing' von dir voll Seligkeit
Und kann mein Glück nicht bergen;
Und führt man mich zum Richtplatz hin,
Von dir doch träumet nur mein Sinn;
Und soll es denn gestorben sein,
Bis an den Tod gedenk' ich dein
Und sing' von deiner Schöne.

Manches schöne und reizvolle Gedicht ist uns erhalten, ohne daß wir den Namen des Verfassers kennen.

Ein liebendes Mädchen schildert rührend schön den Reichtum seines Herzens:

Nicht sind die Kleider schön, die mir
Mein Mütterlein gemacht,
An meinem Halse strahlet nicht
Gold und Juwelenpracht,

Nicht kenn' ich, wie manch andre Maid,
Der Seitenblicke Spiel;
Mein Gang, mein Lachen, ach gewiß,
Das alles taugt nicht viel.

Doch hab' ein Kleinod ich, und das
Bezeugt mir jedermann:
Mein Liebster, ob auch schön und gut,
Sieht keine andre an.

Er kennt nur mich, er liebt nur mich!
O Kleinod überreich!
Wie scheinen mir die andern all
Ohn' dich nur Bettlern gleich!

Wo die Liebe die Herzen ganz erfüllt hat, da verschmelzen die Liebenden in Eins, da giebt es kein „Ich" und kein „Du" mehr:

„Ich liebe dich, du liebest mich!"
Wer mag so fades Wort noch sagen?
„Du bist mein Leben, ich bin deins", —
Das will erst recht mir nicht behagen!
Auch „du bist mein und ich bin dein",
Hat mich, o Radha, nur verdrossen —
Es giebt kein „Ich", es giebt kein „Du",
Wenn wir uns fest ans Herz geschlossen.

Die in der tropischen Regenzeit neuerwachende Natur weckt die Liebe, die Sehnsucht im Herzen; da klagt das liebende Mädchen:

Fern, ach fern noch weilt mein Liebster,
Und schon kam die Zeit der Regen,
Kühlung spendend, ach, schon blühen
Nitschula's auf allen Wegen!
Herz, mein Herz, kannst du mir's sagen,
Wie du das vermagst zu tragen?

Auch der Humor kommt zu seinem Rechte. Die Grammatik wird in ihrem hervorragendsten Vertreter Panini von dem in die Fesseln der Liebe Geratenen beschuldigt, an seinem Unglück schuld zu sein, da sie ihn über die Natur des Herzens getäuscht habe:

Ein Neutrum ist das Herz, so hat
Grammatik mich belehrt,
Drum, als es hin zur Liebsten zog,
Hab' ich's ihm nicht verwehrt;
Was mag für Unglück denn geschehn,
Wenn Neutra zur Geliebten gehn? —

Doch nun bleibts dort und kost mit ihr
Und will nicht mehr zurück zu mir!
Was thu ich da? Wie schaff' ich's fort?
Wie bring' ich es zur Ruh?
O Panini, o Panini,
Mein Unglück wurdest du!

Wohl der geistreichste, originellste und tiefste unter den indischen Lyrikern ist Bhartrihari, der von dem Glück der Liebe singt in Tönen, die es uns verraten, daß er den Becher des Erdenglücks in vollen, durstigen Zügen geleert hat. Aber er kennt auch die Kehrseite dieses Glückes und weist deshalb darüber hinaus auf ein Höheres, Ewiges hin.

Auch in Bhartriharis Brust hat des Frühlings Zauber die Liebessehnsucht erwachen lassen:

Wenn Frühling in das Land gezogen,
Der frischen Mangoblüten Duft
Weithin mit seinen süßen Wogen
Erfüllt die wonnevolle Luft;
Wenn Bienlein durch die Lüfte jagen,
Vom süßen Honig froh erregt,
O sprich, wem nicht in solchen Tagen
Das Herz in Sehnsucht höher schlägt?

Er findet die Liebe und in der Liebe ein Glück, ohne das er glaubt nicht mehr leben zu können, ohne das die Welt ihm in Finsternis gehüllt erscheint. Er singt:

Wo du nicht bist und deiner Augen Schimmer,
Ist's dunkel mir;
Auch bei der Kerzen strahlendem Geflimmer
Ist's dunkel mir;

Selbst bei des Herdes traulich stillen Flammen,
Ist's dunkel mir;
Wo Mond und Sterne leuchten hell zusammen,
Ist's dunkel mir;



Der Sonne Licht vermag mich nur zu quälen, —
's ist dunkel mir;
Wo du, mein Reh, und deine Augen fehlen,
Ist's dunkel mir.
⋮

Doch die Seligkeit der irdischen Liebe schwindet dahin wie ein Rausch; er sieht die Kehrseite der Medaille:

Kein andres Glück mag hier auf Erden
Als nur durch Frauenlieb' uns werden;
Doch auch als tiefsten Elends Grund
Thu ich euch Frauenliebe kund.

Er wendet sich ab von dem Glück, das Frauenliebe gewähren kann:

Laß ab, du Schöne, mit den Feuerblicken,
Vergebens willst du unser Herz berücken,
Wir sind verwandelt, Jugend ist dahin,
Nach stillen Wäldern trachtet unser Sinn,
Es wich die Thorheit, und das Netz der Welt
Für uns nur eitel Spreu und Gras enthält.

Die Einsicht in die Vergänglichkeit alles Erdenglückes zerstört ihm den Reiz, die Freude daran; er kennt die Schönheit dieses Glückes, aber sie fesselt ihn nicht mehr:

Reizend sind des lichten Mondes Strahlen,
Reizend ist im Wald der grüne Platz,
Reizend ist's, mit guten Menschen leben,
Reizend ist der Dichtung reicher Schatz;
Reizend ist der Herzgeliebten Antlitz,
Wenn des Zornes Thrän' im Aug' ihr steht, —
Doch der Reiz ist hin, wenn du erkannt hast,
Wie dies alles rettungslos vergeht.

Jetzt sieht er Alter, Krankheit und Tod das Leben zerstören und begreift nicht mehr, wie man von den flüchtigen Erdenfreuden sein Herz bethören lassen kann:

Gleich einem Tiger, grausam, mörderisch,
Das Alter droht!
Gleich einer Feindesschar stürmt auf uns ein
Der Krankheit Not!

Wie Wasser aus zerbrochnem Kruge rinnt
Das Leben hin!
Und doch, o Wunder, bessert nicht die Welt
Den argen Sinn!

Und ähnlich:

In das Feuer fliegt die Motte,
Weiß nicht, daß sie drin verbrennt;
Fischlein schluckt den Angelhaken,
Weil es die Gefahr nicht kennt;
Aber wir, die wir das Unheil
Ird'scher Lüste doch erkannt,
Frönen ihnen immer weiter, —
Wehe, welch ein Unverstand!

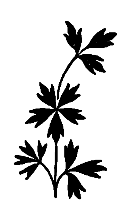
In der Einsiedelei, an heiligem Ort, im Dienste des Gottes Çiva sucht er den Frieden, den die Welt ihm nicht gewähren kann:

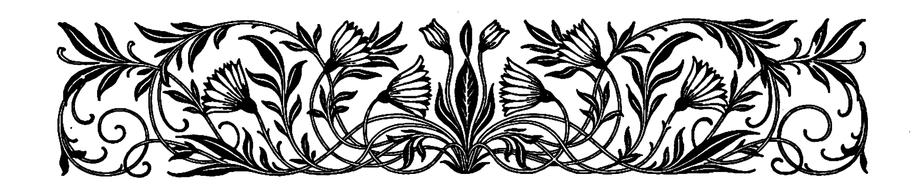
Wasch ab, o Herz, den Unverstand!
Freu' dich am Uferhang des heil'gen Flusses!
Freu' dich des Gottes, der den Halbmond trägt!
Entflieh der Welt vergänglichen Genusses!
Vertrau nicht Wellen, Schlangen, Flammenspitzen,
Glücksgütern, Frauenherzen oder Blitzen.

Aus der Vergänglichkeit des Erdenglückes zieht er den weisesten Schluß, — Herz und Geist ganz der Gottheit zuzuwenden:

Unstät, flüchtig sind die Erdenfreuden,
Gleich dem Blitz, der aus der Wolke fährt;
Gleich den Tropfen, die der Wind zersprenget,
Kurze Zeit des Menschen Leben währt;
Junger Herzen Hoffen, Wünschen, Sehnen,
Es verfliegt und ist nicht von Bestand;
Auf die Gottheit richtet all eu'r Denken,
Ihr Verständ'gen, die ihr dies erkannt!

Dies bleibt der Weisheit letzter Schluß, — in einem gottgeweihten Leben Frieden, Versöhnung, wahres Glück zu finden! Dieser ernste Hintergrund zu des Lebens bunten Bildern ist sehr charakteristisch für die indisch-mittelalterliche Welt und zeugt von der Tiefe der Geistes- und Gemütsanlage jenes Volkes. Will in manchen Liedern der Becher der Lebenslust sprudelnd überschäumen, die Einsicht in die Vergänglichkeit des Irdischen, eindringlich von der Religion und Philosophie gepredigt, stellt das Gleichgewicht wieder her. Diese ernste Weisheit steht da als eine Lehrmeisterin, die immer wieder den rechten Weg weist. Sie beherrscht das gesamte Leben und Denken der Inder. Ein Volk von so reicher, tiefer und ernster Anlage verdient nicht nur unser Interesse wegen seiner glänzenden Begabung, — es verdient auch unsre Sympathie, unsre Achtung wegen seines energischen Strebens nach den höchsten Zielen, wegen seines frommen, das Ewige, Göttliche suchenden Sinnes. Unser Zeitalter mit seiner so sehr dem Irdischen zugewandten Richtung könnte von den Indern manches lernen.





Des Märchens Ende.

Von

A. Kuprin.

✤

„Papa, erzähle mir ein Märchen . . . Aber, so höre doch, Papachen, was ich dir sage!“

Dabei bemühte sich der siebenjährige Kotik (sein Taufname war Konstantin), auf Cholschtschewnikows Schoße sitzend, mit beiden Händen, den Kopf seines Vaters zu sich zu kehren. Der Knabe fragte sich verwundert und sogar etwas beunruhigt, warum wohl Papa schon seit fünf Minuten mit so sonderbaren, feuchtschimmernden Augen auf das Lampenlicht starre.

„Aber, Papa,“ sagte Kotik weinerlich, „warum sprichst du denn nicht mit mir?“

Iwan Timofejewitsch hörte den ungeduldigen Ausruf seines Sohnes, aber er konnte jenen seltsamen Bann, von dem man leicht umfangen wird, wenn man auf einen blitzenden Gegenstand schaut, so schnell nicht von sich abschütteln. Außer dem grellen Schein der Lampe wirkte auf ihn noch der Zauber des stillen, warmen Sommerabends und die Traulichkeit der kleinen aber eleganten Villenterrasse mit den wilden Weinranken, deren unbewegliches Grün bei der künstlichen Beleuchtung eine phantastische, fahle und scharfe Nüance angenommen hatte.

Die Lampe warf unter der weißen, matten Glocke einen hellen, ebenmäßigen Kreis auf die Tischdecke. Iwan Timofejewitsch sah in diesem Kreise zwei einander zugeneigte Köpfe. Der eine war ein blonder Frauenkopf mit zarten und feinen Gesichtszügen, der andere — ein stolzer und schöner Jünglingskopf; sein schwarzes, welliges Haar fiel ihm nachlässig auf die Schultern, die dunkle, kühne Stirn und die schwarzen Augen, die so feurig, so ausdrucksvoll und ehrlich blickten.

An seinen Wangen und seinem Halse fühlte Cholschtschewnikow die zarten Hände und den warmen Atem seines Kindes; er spürte den Geruch seines Haars, das von der Sommersonne leicht verbrannt war und an den Geruch von Federn kleiner Vögelchen erinnerte. Alles das rief in ihm eine so harmonische, frohe und lichte Stimmung hervor, daß seine Augen unwillkürlich von Dankesthränen überquollen.

Jene beiden Köpfe neben der Lampe gehörten seiner Frau und Gregor Bachanin, seinem besten Freunde und Schüler. Iwan Timofejewitsch war diesem sorglosen, hitzigen und unpraktischen Jüngling, in dessen Bildern das erfahrene Auge des Lehrers längst den kühnen und breiten Pinselstrich eines großen Talents erkannt hatte, in aufrichtiger, warmer und fürsorglicher Liebe zugethan. Von kleinlichem Neide, der dem stürmischen und vulgären Künstlermilieu dem Erfolg und der Originalität gegenüber so eigen ist, kannte Cholschtschewnikows Seele nichts. Er war im Gegenteil stolz darauf, daß die zukünftige Berühmtheit bei ihm den ersten Unterricht genossen hatte, und daß Lydia, seine Frau, die erste gewesen, die seinen Schüler anerkannt und gewürdigt hatte . . .

„Sieh, wie du bist, Papa! Zuerst versprichst du, und nun schweigst du!" sagte Kotik gekränkt. Dabei verzog er die Lippen, ließ den Kopf hängen und strampelte ungeduldig mit den Beinen.

Cholschtschewnikow wandte sich zu ihm und umarmte ihn, um gut zu machen, was er verschuldet hatte.

„Schön, schön, Kotik. Ich erzähle dir gleich ein Märchen. Werde nur nicht böse. Was soll ich dir aber nur erzählen?"

Er dachte nach.

„Vielleicht vom Bären, dem die Pfote abgehauen wurde?" sagte Kotik. „Das kenne ich bloß schon."

Da kam Cholschtschewnikow plötzlich ein Gedanke. Wie, wenn er sein eigenes Leben zum Stoff für ein schönes, rührendes Märchen verwandte? Wie lange war es denn her — im ganzen zwölf Jahre — daß er, ein armer, unbekannter Künstler, von seinen Lehrern zurückgesetzt, von der Selbstvergötterung, Ignoranz und Reklamewut der Mittelmäßigkeit in den Hintergrund gedrängt, so manches Mal ermattete und im Kampfe des Lebens den Mut sinken ließ, indem er die Stunde verfluchte, da er zum Pinsel gegriffen hatte! In dieser schweren Zeit war Lydia in seinen Weg getreten. Sie war bedeutend jünger als er, blendend schön, klug und von Bewunderern umringt. Arm, unscheinbar, kränklich und entmutigt, wie er war, hätte er nicht einmal von der Liebe dieses bezaubernden, höheren Wesens zu träumen gewagt. Und sie war die erste gewesen, die an ihn geglaubt, die ihm die Hand entgegengestreckt hatte. Wenn er, vom übergroßen Kampfe erlahmt, am Ende seiner Kräfte und Hoffnungen, den Mut sinken ließ, hatte sie ihn durch liebevolle, zarte Fürsorge, durch lustige Scherze aufgerichtet und erheitert. Und ihre Liebe hat triumphiert . . . Jetzt ist Cholschtschewnikows Name jedem Gebildeten bekannt, seine Bilder schmücken die Galerien gekrönter Häupter, er ist der einzige unter den Akademikern, den die an nichts glaubende Schar der jungen Künstler vergöttert . . . Vom materiellen Erfolg schon gar nicht zu reden . . . und er und Lydia sind im Uebermaß für die langen, demütigenden Jahre der Armut, ja fast des Elends, entschädigt . . .

In jener Zeit der Not hätte Cholschtschewnikow sich schwerlich eine Vorstellung machen können von dem stillen Zauber dieses zufriedenen Lebens, so

durchwärmt von der unveränderlichen Hingebung seines schönen Weibes und der zärtlichen Liebe des kleinen Kotik, von dem frohen Bewußtsein, eine „Familie“ zu besitzen, der die feste Freundschaft mit Bachanin noch größere Tiefe und Bedeutung verleiht . . .

Die Disposition des Märchens war schnell in seinem Kopfe zurechtgelegt.

„Also gut, Kotik, höre zu,“ begann er, indem er das weiche, feine Haar seines Sohnes streichelte. „Nur nicht unterbrechen! Also . . . In einem Königreiche lebte einmal ein König und eine Königin . . .“

„Hatten sie keine Kinder?“ fragte Kotik mit seinem feinen Stimmchen.

„O ja, Kotik, sie hatten Kinder . . . bitte, unterbrich mich nicht . . . sie hatten sogar außerordentlich viele. So viele Kinder, daß, als der König unter alle seine Söhne seine Reichtümer verteilte, für seinen jüngsten nichts übrig blieb . . . Nein gar nichts blieb übrig, weder Kleider, noch Pferde, noch Häuser, noch Diener . . . nichts. Als nun der König fühlte, daß sein Ende nahe sei, ließ er seine Söhne rufen und sagte zu ihnen: ‚Liebe Kinder, vielleicht sterbe ich bald, darum will ich aus eurer Mitte einen Nachfolger wählen. . . . aber nur den Würdigsten . . . Ihr wißt, am Ende meines Königreichs liegt ein großer, großer, dichter Wald. Genau in der Mitte dieses Waldes steht ein Marmorschloß, allein es ist sehr schwer, bis dorthin zu dringen. Viele schon haben es versucht, sind aber nie zurückgekehrt. Sie wurden von wilden Tieren aufgefressen, von Nixen zu Tode gekitzelt, von giftigen Schlangen gebissen. Ihr aber müßt kühn vorwärts gehen . . . Was auch kommen mag — laßt euch weder durch Schrecken, noch durch gute Ratschläge, noch durch die Lockung der Gefahrlosigkeit aufhalten. Am Thor des Marmorschlosses werdet ihr drei angekettete Löwen erblicken: der eine heißt Neid, der andere Armut, der dritte Zweifel. Die Löwen werden euch mit betäubendem Gebrüll anfallen. Ihr aber geht immer gerade aus. In einem silbernen Gemache des Schlosses brennt auf einem goldenen Dreifuße ein ewiges heiliges Feuer. Und nun gedenket meiner Worte: Wer von euch sein Licht an diesem Feuer anzündet und zuerst damit nach Hause kommt, der soll König sein.‘“

Iwan Timofejewitsch hielt Kotik immer noch fest umschlungen und rauchte eine Cigarette. Bachanin und Lydia hörten augenscheinlich mit Interesse seinem Märchen zu. Bachanin hatte sogar die Hand wie als Schirm vor die Augen gelegt, um Cholschtschewnikow, der in einer dunkeln Ecke auf dem Schaukelstuhl saß, besser ansehen zu können.

„Also gut“ — fuhr Cholschtschewnikow fort, „die Königssöhne machten sich auf den Weg. Und auch der jüngste Prinz ging mit. Die Hofleute suchten ihn davon abzubringen. ‚Du bist jung und schwach und kränklich,‘ — sagten sie — ‚was willst du den Aelteren nachgehen?‘ Er aber antwortete ihnen: ‚Nein, auch ich will ins Marmorschloß und mein Licht am heiligen Feuer anzünden.‘

„Und er ging. Ueber kurz, über lang kamen die Brüder an den Wald. Da sagten die Aelteren: ‚Quer durch den Wald zu reisen, ist unheimlich, be-

schwerlich und auch weit, laßt uns rings herumreiten, vielleicht finden wir einen anderen Weg.' Der Jüngste aber sprach: ‚Thut ihr, wie ihr wollt, liebe Brüder; ich reite geradeaus, weil es keinen andern Weg durch den Wald giebt.' Da sagten die Brüder: ‚Mit dir, du dummer Hans, ist natürlich nicht zu reden, dich werden die wilden Tiere fressen oder du wirst vor Hunger umkommen.' So reitet denn der Jüngste einen Tag, noch einen und einen dritten. Und der Wald wird immer dichter und dichter. Stechendes Gesträuch peitscht ihm ins Gesicht und zerreißt ihm die Kleider, Wölfe heulen hinter ihm und jagen ihm nach — er aber reitet und reitet. Auf den Bäumen schaukeln sich grünhaarige Nixen und winken ihn heran. ‚Komm zu uns! Wohin eilst du? Es giebt ja gar kein Marmorschloß. Das sind lauter Märchen, Erfindungen von Dummköpfen und Träumern. Komm zu uns, du sollst lustig und sorglos leben, wir werden dein Ohr mit Musik und Gesang ergötzen. Komm zu uns!' Er aber hört nicht darauf und reitet immer weiter und weiter. Am Ende fiel ihm gar sein Pferd . . . Und der Wald wird immer dichter; auf Schritt und Tritt ungangbare Sümpfe, steile Abhänge, Walddickicht. Er gleitet auf der feuchten Erde aus und glaubt sein Ende gekommen. ‚Ach,' denkt er, ‚es giebt wirklich kein Marmorschloß, und ich hätte doch lieber gar nicht hierher gehen, oder unterwegs bei den Nixen bleiben sollen. Jetzt werde ich hier elend umkommen müssen, und es wird nicht einmal jemand da sein, mich zu begraben . . .' Kaum hat er das gedacht, da sieht er plötzlich, wie aus der Erde gewachsen, eine holde Fee in schneeweißem Gewande vor sich. ‚Warum verzweifelst und murrst du, mein Prinz?' sagte sie. ‚Nimm meine Hand und komm.' Und wie er nur ihre Hand berührte, da fühlte er sofort eine Erleichterung, stand auf und ging mit der schönen Fee. Und wenn er auf dem Wege schwach wurde und vor Ermattung zu fallen drohte, dann drückte die Fee seine Hand kräftiger, und er faßte wieder frischen Mut und ging weiter, seine Müdigkeit bekämpfend."

Cholschtschewnikow hielt inne.

„Und was geschah weiter, Papa?" fragte Kotik und sah ihn mit regen, weitgeöffneten Augen an.

Iwan Timofejewitsch warf den Kopf zurück, und seine Stimme klang fast stolz.

„Und der Prinz kam ins Schloß . . . er fürchtete sich nicht vor den schrecklichen Löwen vor dem Thore, dem Zweifel, der Armut und dem Neide, denn mit ihm ging die schöne Fee. Er zündete das heilige Feuer an und ging damit nach Hause in sein Königreich. Und als er aus dem Schlosse kam, da lagen die Löwen wie zahme Hunde vor dem Thore, der Wald teilte sich auseinander und bildete einen breiten, ebenen Weg, und die holde Fee, die von einer bösen Hexe verzaubert gewesen war, verwandelte sich in eine Prinzessin und verließ seitdem niemals mehr den Prinzen. Was nun die anderen Brüder betrifft, so hatten sich einige vor dem beschwerlichen Wege gefürchtet und waren in der Mitte stehen geblieben; mehrere kehrten nach Hause zurück und wurden

von dem ganzen Reiche ausgelacht. Der jüngste Prinz aber und seine schöne Prinzessin lebten nun vergnügt und herrlich und in Freuden. — So, Kotik."

„Schon aus, Papa?" fragte der Knabe enttäuscht.

„Aus, mein Liebling. Und jetzt, mein Prinzchen, ist es Zeit, schlafen zu gehen. Sage Mama und Grische ‚gute Nacht'."

Kotik stand gehorsam auf, küßte seine Mutter, die sorgsam das Kreuz über ihn schlug, küßte dann Bachanin und ging an der Hand seines Vaters ins Kinderzimmer.

Mit Hilfe der Wärterin kleidete Cholschtschewnikow den Knaben aus und legte ihn ins Bett. Kotik legte sich auf die rechte Seite, steckte sein Händchen unter die Wange und fragte:

„Du, Papa, hast du das ganze Märchen erzählt? Bis zu Ende?"

„Das ganze, Kotik. Wieso?"

„Na so . . . Wo ist aber jetzt der Sohn?"

„Der Sohn? Der Sohn ist zwar noch nicht König geworden, aber dafür hat er die holde Fee geheiratet, und sie haben ein kleines Söhnchen, das so groß ist wie unser Kotik . . . Nur daß Kotik nicht gern Diktat schreibt, und der Sohn des Prinzen das mit Vergnügen thut."

„Warum wurde er bloß der ‚dumme Hans' genannt, Papa?"

„Weil er ganz einfach und arm war, mein Liebling. Und er wäre ja auch wirklich ein dummer Hans geblieben, wenn er nicht die holde Fee getroffen hätte. — Er hätte sich verirrt, die wilden Tiere hätten ihn . . ."

Der tiefe und gleichmäßige Atemzug des Kindes zeigte, daß es eingeschlafen war und die Antwort auf seine Frage nicht mehr gehört hatte. Cholschtschewnikow bekreuzigte das Kind gerührt und ging, auf seinen weichen Pantoffeln sacht auftretend, aus dem Kinderzimmer auf die Terrasse.

Weder Lydia noch Bachanin hatten seine Schritte gehört.

Den Kopf zurückgeworfen, lag sie an seiner Schulter und suchte die halbgeöffneten, lachenden, feuchten Lippen seinen Küssen zu entwinden. Die schwarzen Locken und die aschblonden Ringeln verwickelten sich . . . Es war zu sehen, daß der Widerstand Lydias nachließ . . .

Das Märchen war zu Ende.





Hochgebirgs-Psalm.

Von

Richard Zoozmann.

Leihe mir, Hochgebirgswind,
Die weitausgreifenden Flügel
Und trag' mich empor
Zur weltentrückten
Nähe des Himmels!
Nicht liebst du's,
Mit Blumen der Triften zu scherzen,
Noch aufzuwirbeln
Mit säuselndem Necken
Des Baches thatlose Welle.
Drum atme mich an,
Wie du aus den eisigen Schluchten
In morgendlicher Jugend
Erfrischend entgegen dem Aelpler strömst,
Und kräft'ge mich zum Beginnen!

Denn was reizt mehr und befriedigt reiner,
Was ist erstrebenswerter,
Als anzukämpfen wider Gefahr?
Eindrucksdürftiger Tage
Sollst du, mein Geist, dich entheben,
Niederen Lebens in Thälern
Werde nun einmal doch quitt!
Wenn du's verkürzest,
Spürst du im hohen Genuß,
Wie, gewinnend an Wert,
Sich reich am Erlebnis
Das Dasein verlängert.
Und dein winziges Ich
Lernt über der irdischen Dinge
Wechsel zu triumphieren
Und in harmonischer Macht
Sich selber stolz zu behaupten!

Sehnsucht, nun werde dir voll,
Wonach du ruhlosen Flügels
Dich abgemattet so lange!
Herz, nun wappne dich stark,
Daß dich erhebend segne
Des Kampfes gesuchte Gefahr!

Drunten herrscht schwüle Dumpfheit;
Des Tages widrig Geräusch,
Von Erwerb und Bedürfnis geboren,
Dringt nicht herauf
In den reinen Aether,
Der keck des höchsten Gipfels
Jungfräuliche Schneebrust lüftet.

Höher setz' ich den Fuß. —
Die Rasenhänge verließ ich,
Nicht fürder trifft mein lauschendes Ohr
Ein Glöcklein aus saftigen Weiden.
In Halden lockern Gerölls,
Auf schroffen Graten und kalkiger Rippen
Gezackten Mauern
Verankernd des Körpers Gleichgewicht,
Trägt mich der suchende Fuß
Langsam hinan.

Todgähnender Abgrund du
Zu meinen Füßen,
Was sperren
Deine Kiefer sich auf?
Schrecken flößest du mir nicht ein,
Und des Schwindels
Herzumschnürend Gefühl bezwing' ich,
Wie ich es oft schon bezwang.
Denn wo stünde der Mensch
Wohl an Abgründen nicht?
Doppelt
Schenkt sich das Leben dem,
Der es mutig
Abgetrotzt der Gefahr!

Gewonnen der Kampf!
Hoch oben steh' ich,
Ueber mir Keiner, der atmet!
Und nun umfängt es mich
Heiligend und erhebend! —

Gleich einem Riesendome
Auf glänzenden Pfeilern ruht

Des Hochgebirges gewölbte
Tiefdunkelblaue Himmelskuppel!
Stumm in der Runde
Steht Gipfel an Gipfel gedrängt,
Wie erstarrt in harmonischem Tanze.
Dort wirft in trotziger Kühnheit
Ein Meer von Gletschern
Die blendenden, reglosen Wellen;
Und göttlich-erhaben,
Voll furchtbarer Majestät,
Schaut des lawinenschleudernden Schreckhorns
Genius stolz und kalt hinab
Auf Thäler und Matten,
Die ihr smaragdenes Frühlingsgewand
Mit flutenden Silberbändern durchflechten,
Die er von seiner Fülle speist! —

Erhab'ne unendliche Ruhe!
Als ob des Allewigen
Schöpfungsgedanke
Hier in der Einsamkeit brüte und sinne,
Um sich im nächsten Augenblicke
Ueberwält'gend zu offenbaren.

Leise nur, gleich dem Herzschlag
Der immer schaffenden Natur,
Gurgelt's und rauscht's
In den Gletscherspalten
Von Schneeschmelzbächen;
Und dumpf aus der Ferne
Rollt langhallender
Sturz von Lawinen.

Siehe! nun bettet
Der müde Tag sich
Auf abendroten Wolkenkissen —
Bald bindet der Schlaf
Mit des Traumes Bändern
Die schweren Augen dem rastenden Aelpler
Tief drunten im dunkelnden Thale.
Aber hier oben
Erglänzt es nun prächt'ger
Zu einem unheimlich-gewaltigen Schauspiel
Voll märchenhafter, phantastischer Schönheit.
Rotglühend entflammen
Die eisigen Felder,
Die finstern Felsengestalten hüllen
Die ragenden Schultern

In violette Mäntel,
Als thronte von Kardinälen
Ein feierlicher Senat,
Um dessen dunkelnden Hochsitz
Flammende Nebel wogen
Gleich duftenden Weihrauchwolken,
Vom andachtsvoll-betenden
Weltall geopfert.

Aber das irdische Auge
Sehnt aus der Ueberfülle
Strahlenden Lichts sich hinfort,
Und zögernd heiß' ich den Fuß
Steilabwärts die Straße zu tasten.

Eisiger flutet die Luft
Und wirbelt mir lockeren Firnschnee
Nadelspitz ins Gesicht;
Auch kommt ein steinerner Regen
Warnend einhergeprasselt.
Hat ihn gesendet der Berge Geist,
Drohend mit strafendem Zorn
Dem Menschenvorwitz, der vermessen
Seine Einsamkeit störte?
O des beglückten Tags!
Wie fühlt sich die Seele gehoben,
Frisch gespannt ist die Kraft
Und geweitet die atmende Brust!

Selig preis' ich den Mann,
Der sich dem Glück der Gefahr
Trotzig entgegenwirft,
Und der Mutter Natur
Wagend nahtritt und kraftgeschwellt:
Des Tages nüchternen Gleichschritt
Reizvoll zu unterbrechen,
Und lieblichverstärkt
Des Daseins Lust zu empfinden.

Ja, doppelt lieb
Gewinnt das Leben,
Wer's zu verlieren
In süßer Gefahr sich befand!





Dornröschen.

Von

Benno Rüttenauer.

Seit hundert Jahren schlief Dornröschen. Da kam der Prinz, der sie erwecken sollte. Angetrieben von Liebe und Ruhmbegierde, drang er in ihren Zauberwald. Er war ein wenig enttäuscht; das dichte Geäst der alten Bäume und das Geflecht der Schlingpflanzen und blühenden Dornen wich nicht von selber auseinander, um ihm den Weg frei zu machen, wie er es nach einem lang gehegten, heiligen Glauben erwartet hatte. Er ließ sich dennoch nicht abschrecken. Mit seinem Schwerte hieb er sich Bahn.

Das war keine geringe Arbeit. Sie kostete ihn manchen dicken Tropfen Schweiß und auch manch Tröpflein Blut; denn die Dornen stachen ihn in die Hand, und die stacheligen Schlinggewächse ritzten ihm die zarte Haut seines schönen Gesichtes, das man eher das Gesicht eines Knaben, als das eines Mannes genannt hätte.

Er drang aber unerschrocken vorwärts, und schon erkannte er die Türme und Zinnen des Schlosses, aus dessen Gemäuer Tausende von wilden Rosen und seltsam fremde Blumen hervorbrachen.

Im Vorhof hütete er sich wohl, die riesenhaften Wächter aufzuwecken, deren Körper und Hellebarden ihm den Weg versperrten. Er stieg sachte über sie hinweg. Durch lange Korridore und verfallene Treppen gelangte er nach den inneren Gemächern. Er kam endlich in ein Zimmer, das strahlte von Gold. Auf einem goldenen Bett mit goldenen Vorhängen schlief die Prinzessin.

Etwas so Schönes hatte der Prinz noch nicht gesehen.

Als er in das Zimmer trat, regte sich die schöne Schläferin. Sie streckte einen Arm aus, sie erhob den Kopf ein wenig, sie öffnete blinzelnd die Augen, die wunderbaren blauen, und sie schloß sie wieder, als ob das Licht ihr wehe thäte. Ein tiefer Seufzer entrang sich ihrer Brust. Ihr weißes Hündchen neben ihr auf dem Lager war auch erwacht und bellte zornig gegen den Eindringling.

„Wer ist da? Wer stört mich in meinem Schlaf?“ fragte die Lieblingin der Feen.

Der Prinz ließ sich vor ihr auf ein Knie nieder.

„Ich bin es,“ rief er in Ekstase, „ich, der furchtbare Gefahren ausgestanden hat, dich zu suchen,“ — so rühmte er sich — „ich, der dich liebt, schöne Gefangene. Verlaß das Lager, wo du hundert Jahre geschlafen hast, gieb mir deinen Arm und laß uns miteinander zurückkehren in die Welt der Wirklichkeit!“

Die Prinzessin schien aufs höchste erstaunt über diese Rede. Sie betrachtete den Prinzen. Ein eigentümliches Lächeln spielte um ihre schönen Lippen, doch ihre Augen blickten nicht sehr freundlich; sie behielten etwas Finsteres, wie die eines Kindes, das nicht recht ausgeschlafen hat.

„Wäre es wahr,“ sagte sie, indem sie sich die Haare über die Stirne zurückstrich, „wärest du wirklich der, der mich erlösen soll?“

„Ich bin es!“ rief er stolz.

„Ah!“ hauchte sie. Es klang fast ein wenig ungläubig. „Und was versprichst du mir, wenn ich meine Märcheneinsamkeit verlasse und mit dir zu deinen Menschen gehe?“

„Ahnst du es nicht? Hast du vergessen, daß du eine Königstochter bist? Ein ganzes Volk wird dir entzückt entgegenkommen. Sie werden Fahnen schwenken und Jubelrufe ausstoßen. Die Frauen und die Kinder werden den Saum deines Kleides küssen und du wirst die Beneidetste sein unter allen Königinnen dieser Erde.“

„Das könnte mir schon gefallen,“ meinte sie. „Und was wird weiter sein?“

„Du wirst in einem goldenen Palaste wohnen. Auf diamantener Mosaik wirst du die Stufen zu deinem Throne hinaufsteigen. Die ergebensten Höflinge werden um dich sein und werden dein Lob singen; Häupter der Könige werden sich beugen vor deinem Lächeln.“

„Gelobt zu werden und lauter gehorsame Kreaturen um sich her zu sehen muß in der That angenehm sein. Was für andere Vergnügungen versprichst du mir?“

„Schöne Kammerfrauen,“ erwiderte der Prinz, „fast so schön wie deine Beschützerinnen, die Feen, werden dir Gewänder anlegen, die schimmern wie Silber und funkeln wie Gold. Du wirst einen goldenen Mantel tragen und deine Schleppe wird dir eine halbe Stunde Wegs nachschleifen.“

„Bei Gott!“ rief die Prinzessin, „deine Versprechungen sind verlockend; ein wenig eitel war ich immer.“

„Schöne Pagen werden um dich sein,“ ergriff der Prinz von neuem das Wort, „sie werden dir in goldenen Körben das wunderbarste Backwerk darreichen, dazu werden sie dir Wein von Cypern in krystallenen Gläsern kredenzen.“

„Nicht übel,“ lispelte sie; „ein wenig naschhaft war ich von jeher. Werden das alle meine Vergnügungen sein?“

„Ein viel größeres Glück erwartet dich, das größte von allen."

„Welches?"

„Du wirst geliebt sein."

„Von wem?" erwiderte sie hastig.

„Von mir," rief er aus, „wenn du mich nicht für unwürdig hältst, dir mein Herz anzubieten."

„O," sagte sie, „Ihr seid ein hübscher Prinz und Eure königlichen Kleider stehen Euch gut zu Gesicht."

„Wenn du mich nicht verwerfen willst," rief er begeistert, „soll dir mein Herz gehören für alle Ewigkeit und mein Königreich dazu; ich will dein Sklave sein, und deine grausamsten Launen will ich hinnehmen als eine Gnade."

„Welch hohes Glück Ihr mir versprecht!"

„Erhebe dich, Angebetete, und folge mir."

„Euch folgen!" sagte sie nachdenklich. „Wartet doch ein bißchen! Die Sachen, die Ihr mir anbietet, sind ganz gewiß verführerisch; aber seid Ihr auch sicher, daß ich, um sie zu erlangen, nicht viel Besseres aufgeben muß?"

„Wie meinst du das, Prinzessin?"

„Es ist wahr," sagte sie mit einem eigentümlichen innerlichen Lächeln, „es ist wahr, ich schlafe seit hundert Jahren. Aber seit hundert Jahren träume ich auch. In meinen Träumen bin ich auch Königin, Königin eines wunderbaren Reiches. Meine Paläste haben Mauern von lauter Licht. Meine Pagen sind leuchtende Engel, sie besingen meine Schönheit in Liedern, die sich kein menschliches Ohr zu denken vermag. Die Sonne ist meine Krone, auf Sternen wandelt mein Fuß. Aus Lichtstrahlen des Himmels sind meine Kleider gewebt. Aus frischen Blumen trinke ich den süßesten Honig. Ich habe auch einen Geliebten. Kein irdischer Prinz ist mit ihm zu vergleichen, und er ist mir treu seit hundert Jahren ... nein, nein, ich habe mich schon einmal in eure Menschenwelt zurückverlocken lassen. Ich habe es bitter bereut. Ich will den Fehler nicht wieder begehen; wenn Ihr mir eine Liebe thun wollt, Herr Prinz, laßt mich schlafen ..."

Mit diesen Worten kehrte sie sich gegen die Wand. Ihr weißes Wachtelhündchen war auch schon wieder eingeschlafen.

Der Prinz kam sehr verstimmt zu Hause an. Die Leute, denen er sein Abenteuer erzählte, wußten nicht, was sie sagen sollten. Nur der Hofnarr lachte so vor sich hin.

„Ich habe es ja immer gewußt," sagte er zu sich selber, „daß es ein untergeschobener Prinz ist." Dabei schlug er ein Schnippchen und machte einen Luftsprung.





Madonna Theresa.

Porträts und Interieurs aus der Revolutionszeit.

Von

Felix Poppenberg.

ie eine der buntesten Historien Sardous liest sich das theatralische Leben der „Bürgerin Tallien“, über deren Glück und Ende Joseph Turquan nach interessanten Quellen jetzt Bericht erstattet.*)

Die Zeit ist Louis Seize, Revolution, Directoire und Konsulat. Kann man sich einen vielversprechenderen Rahmen denken?

Ort der Handlung ist im wesentlichen Paris.

Im Personenverzeichnis figuriert die Heldin unter nicht weniger als vier Namen. Im Vorspiel heißt sie Theresia de Cabarrus. Im ersten Akt ist sie Marquise de Fontenay, im zweiten, dritten und vierten beherrscht sie die Bühne als Madame Tallien, und im letzten beschließt sie ihres Lebens Pilgerfahrt als Prinzessin Chimay.

Das Vorspiel beginnt fern im Süd, im schönen Spanien. Seine Heldin ist ein fünfzehnjähriger Backfisch von bedenklicher Frühreife, Tochter aus dem Finanzadel, Kind einer Ehe, die mit einer Entführung anfing, kokett, durch Schmeicheleien verwöhnt. Sie wird, um ihre Erziehung zu vervollständigen, nach Paris gegeben und hier eines Tags mit einem beliebigen Mann, dem Herrn Marquis de Fontenay, dessen Adel übrigens nicht ganz waschecht war, wofür sein Geld entschädigte, à la mode verheiratet.

Die Frau Marquise spielt die glänzende Rolle des ersten Aktes.

Sie ist von vollendeter Eleganz, hoch gewachsen, so daß sie die zierlichen Pariserinnen überragt, dabei biegsam „wie eine Weidenrute“, um den Mund ein etwas mokantes Lächeln. Die Zeitgenossen teilen ihr verschwenderisch ein „Ensemble von Heiterkeit, Sinnlichkeit, Romantik, Zuversicht, Ironie, Grazie, Kraft“ zu. Etwas enthaltsamer ist dagegen die Schilderung des Aeußeren ihres Gatten. Schlicht und bündig heißt es: Er war klein und rothaarig.

*) Deutsch von Oskar Marschall von Bieberstein. Leipzig, Schmidt & Günther.

Das Milieu dieses Aktes bilden Gesellschaftsscenen der ausgehenden Louis XVI.=Zeit. Der Karneval vor der Sintflut, das Tanzen auf dem glatten Parkett, unter dem schon die Revolution wühlt.

Die Herren, die an den gradlinigen Triktrak= oder Bostontischen mit Würde spielen oder sich über das Buch der Mode „Die Reise des jungen Anacharsis in Griechenland“ unterhalten oder der Harfe des göttlichen Viotti lauschen, springen auf und scharen sich um die schöne Theresa. Wenn sie aufsteht, verstummen Klavier und Violine, die Karten fallen unter den Tisch. Jenes graziöse Ballspiel galanter Konversation beginnt, der Flirt des achtzehnten Jahrhunderts.

Aus den Salons führt der Sommer à la campagne. Marie Antoinette spielt in Trianon die Schäferin mit Hirtenstab und seidenbandgeschmückten Lämmern, und in den Bosketten kost schmachtend eine parfümierte Anakreontik. Natürlich wird Theresa auch zur Hirtin.

Da schlägt der Blitz jäh in die zierliche Feerie. Rauhe Hände reißen die Coulissen in Fetzen, und durch die Risse sieht man auf eine heulende Menge, auf einen furchtbaren Block, auf den zischend ein Beil niederfährt, auf ein über die Stufen rollendes Königshaupt im Purpur des eigenen Blutes. „La Terreur“ rast, und „die Köpfe fallen wie Hagelkörner“. Dem „Marquis“ wird es angst, er verwünscht seine Standeserhöhung von eigenen Gnaden. Eines Morgens ist er zu Schiff verschwunden.

Die Marquise Theresa weint ihm keine Thränen nach. Geschickt erfaßt sie die Konstellation. Und sie, die noch vor kurzem so begeistert das Adelsdiadem getragen, findet sich sofort in die neue Rolle und fühlt sich als Bürgerin der Zeiten, die da kommen sollen.

Ihr Leben wird politisch. Sie organisiert in Bordeaux, wohin sie sich zu Beginn der Revolution begeben, Frauenklubs. Die Bewegung in Bordeaux hatte ihre Spitze gegen den Konvent. Die Bordelaiser wollten ihre eigene Revolution haben, unabhängig von Paris. Nun aber schleuderte Paris den Bann gegen Bordeaux, und aus diesen Verwicklungen erwuchs die neue Lebenslinie der schönen, jetzt demokratisierten Theresa. Sie wird wie andere Agitatoren von den Vollstreckern der Pariser Vehme in den Kerker geworfen, und sie zieht, zu solcher Beschaulichkeit verurteilt, der Gefangenschaft und der bedrohlich sich nähernden Guillotine — einen Mann vor. Einen Mann, der ihr nicht nur die Freiheit versprach, sondern ihr auch ein verschlagener, mit allen Hunden gehetzter Helfershelfer zur Erreichung ihrer Ehrgeizpläne schien.

Dieser Mann war der „Bürger“ Tallien, ein politischer Glücksritter von zweideutiger Haltung, der gerade damals à la hausse war, einer der geschicktesten Komödianten der Revolution. Er kam als Beamter des Ueberwachungskomitees nach Bordeaux, und hier fanden sie sich und verstanden sich gleich.

Von diesem Moment ab beginnt, obwohl eine Heirat zwischen beiden erst viel später stattfand, die Epoche der „Bürgerin“ Tallien.

* * *

Tallien und Theresa fühlten sich als die Herren in Bordeaux. Die Einwohner waren sehr erstaunt über den von Paris aus importierten Republikanismus. Man sprach von dem „Brot des Repräsentanten", dem — bei der großen Not ein unerhörter Luxus — eigens für Tallien gebackenen Weißbrot. Und man spöttelte über den „Triumphwagen", in dem „Donna Theresa" sich neben dem Gewaltigen spreizte, von Vorreitern eskortiert, als Göttin aufgeputzt. Im „Tempel der Vernunft" hielt sie sogar unter stürmischem Zulauf einen Vortrag über das für sie sehr passende Thema: „Die Erziehung der Jugend". Allerdings fiel ihr Kostüm, „ein Amazonengewand von dunkelblauem Kaschmir mit gelben Knöpfen und roten Aufschlägen, ein Scharlachsamtbarett mit Pelz besetzt auf dem Tituskköpfchen", mehr auf als ihre pädagogischen Theorien.

Ihr Interieur in dieser Zeit giebt erschöpfend die Charakteristik dieser Frau, des Effektweibchens par excellence, der großen Poseuse, die glänzen, auffallen will um jeden Preis, die in allem dilettiert, nur um in allem mitsprechen zu können. Das Boudoir öffnet sich wie ein „Sanktuarium aller neun Musen"; „ein offenes Klavier mit Noten auf dem Pult, große Stöße von Noten auf einem Stuhl; auf einem Kanapee eine Guitarre, in einem Winkel eine Harfe, daneben eine Staffelei mit einem angefangenen Bild; ein Kästchen mit Oelfarben und Pinseln, eine Palette aus Elfenbein, ein Tisch mit Zeichnungen, ein offener Schreibsekretär, voll von Papieren, Briefen, Bittschriften, Bücherschränke und schließlich sogar ein Stickrahmen."

Doch die lustigen Prokuratorentage in Bordeaux nehmen ein Ende. Dem Konvent, vor allem Robespierre, paßt die sybaritische Herrscherrolle des „Bürgers" Tallien und seiner Muse ganz und gar nicht. Man holt sie sich heim nach Paris.

In den Ereignissen, die nun folgen, spielt Theresa keine führende Rolle. Sie liegen, wenn sie auch für ihr weiteres Schicksal wichtig sind, in den Zwischenakten der Komödie ihres Lebens.

Theresa war keine der großen Frauen der Revolution, wie etwa Madame Roland, sie wird die grande dame des Directoire. Mit dem Directoire beginnt der dritte Akt.

In der Zwischenpause ist der große Erfolg Talliens errungen, der als Verdächtigter vor dem Konvent erscheinen muß und durch verblüffende Cabotinage vom Angeklagten ein Ankläger, vom Verfolgten ein Verfolger wird, und der ganz unvorhergesehene Schlußeffekt ist, daß Robespierre fällt.

Das war der Tag des 9. Thermidor.

Der Umschwung kam so plötzlich, daß die nächste Folge eine allgemeine Verblüffung war. Und Tallien mag, wie Turquan sagt, wohl selber einer der Erstauntesten gewesen sein. „Er war mit einemmal der Mann des Tages".

* * *

Mit dem Sieger des 9. Thermidor, dem Ueberwinder Robespierres, mit dem Bürger Tallien, steigt die Bürgerin Tallien. Ihre Ehe wird legalisiert.

Für Theresa kommt ihr großes Jahr. „Der 9. Thermidor ist der glücklichste Tag meines Lebens, denn meine kleine Hand half beim Umsturz der Guillotine“, sagt sie. Und das Volk, nach einer neuen Göttin lüstern, nannte sie „Notre-dame de Thermidor“.

Jetzt wird das Lebensstück Theresas zum Ausstattungsspiel von unerhörtem Luxus. Die Scene ist ein Wandelpanorama, und die Dekorationen und Figurinen entfalten verwirrenden Glanz. Es ist der Höhepunkt, der Clou. In diesem Akt wird schließlich Tallien, dem immer noch etwas vom fils de la terreur anhaftete, überwunden. Neue Männer treten auf, vor allem Barras, und mit ihm das Direktorium. Theresa wird die Königin des Direktoriums und die Herrscherin der neuen Mode. Bei jedem Auftritt verblüfft sie durch ein neues Kostüm. Auf den schwelgerischen Festen im Hause Barras’ erscheint sie als Diana, die Büste halb entblößt, die nackten Füße in Sandalen. An den feinen Zehen schimmern Diamanten. Denn Madame hat als dernier cri Fußringe in die Mode gebracht. Auch war sie nicht um einen Grund verlegen. Sie sagte, sie trüge sie, um die Bißwunden, die ihr die Ratten im Gefängnis zu Bordeaux beigebracht, zu verdecken. Man war entzückt!

Dann wieder erscheint sie — sie macht sich immer die Antike dienstbar — in weichen Stoffen, von goldenem Gürtel umschlossen und von Cameenspangen gerafft, im Tituskopf.

Die Parole der Zeit ist, sich geschmackvoll nicht zu bekleiden, sondern zu entkleiden. Das „Déshabillé“ und die „Nudité gazée“ waren Trumpf. Ein Kleidungsstück wird in Acht und Bann gethan: es ist — die Verehrerinnen der „Combinations“ am Ende des neunzehnten Jahrhunderts wird diese Nüance fin de XVIII. siècle interessieren — das Hemd. „Ein lächerlicher Sack“, „das Leichentuch der Schönheit“ wird es genannt und zu den „Toten“ geworfen.

Die „Hohepriesterin der Hemdlosen“ ist natürlich wieder die Bürgerin Tallien. Sie trägt enge, seidene Tricots, die ihren Körper knapp umspannen, und darüber den ganz kurzen, an der Seite hoch bis zur Hüfte geschlitzten Gazerock. Mit der Miene der Triumphatorin enthüllt sie ihre Schönheit. Und als sie auf der Promenade „Petit-Coblence“ aus ihrer ochsenblutfarbenen Equipage in das Gewimmel der flanierenden Incroyables und Merveilleuses steigt, flüstert man sich bewundernd zu:

„Man kann sich unmöglich in einer noch pompöseren Weise entkleiden!“

Und nun die Feste des „Directoire“, in den Salons des geschmeidigen Barras, der mit seiner „scharlachroten, goldgestickten, langen Pelerine, der weißen gestickten Weste, der blauen Schärpe mit den goldenen Fransen“, seinem glatten, verbindlichen Gesicht wie ein Tribun präsidiert, an der Seite das antike Schwert, das Symbol des Gesetzes, in den Ballsälen bei Thélusson und vor allem in der Chaumière, in der Chaumière Tallien, bei der Madame Theresa.

Hier wirbelt der Mummenschanz dieser tollen, berauschten Zeit am tollsten. Wie ein buntscheckiges Maskenfest sieht sich's an. Die jungen Stutzer, die Muscadins und Incroyables, die Stirnhaare bis in die Augen gekämmt, „à l'imbécile", in blauen Leibröcken mit Schößen bis zur Erde, gelben, engen Hosen bis in die Achseln, schwerklirrendem Uhrbehänge, großen Lorgnetten. Dazu in seltsamem Kontrast die Emigranten mit gepuderten Perücken, grünen Röcken und den monströsen Halsbinden der Chouans. Beim Gruß nicken sie mit einem sonderbaren Ruck, „als fiele ihr Kopf eben unter dem Hackmesser".

Hier tummeln sich die Leute der Zeit. Frau von Krüdener, die später so fromm wurde, treibt mit den Herren kokette Mystik. Von den Göttinnen der „Nudité gazée" unterscheidet sich durch ihre zarte Anmut Madame Récamier. Wie auf dem Bilde Davids erscheint sie in schlichten, edel fallenden weißen Gewändern und einem um den Kopf geschlungenen Linontuch.

An den Spieltischen wird jetzt nicht mehr mit den alten Karten gespielt, in denen die Könige und Königinnen den Reigen führen. Auch die Spielkarten haben ihre Revolution durchgemacht. Die Könige sind entthront durch allegorische Genien, de la guerre, des arts, du commerce, de la paix. Die Damen sind Liberalités und Egalités, die Valets Pikenmänner, Sansculotten mit roten Mützen.

Unter den girrenden, gezierten Männern fällt eine absonderliche Erscheinung auf: „ein kleiner Offizier, sehr mager, mit gelblichem Teint und struppig herabhängendem Haar". Man sieht ihn nicht ganz für voll an in diesem geschniegelten und geleckten Kreis. Aber er wird der Richter und das Schicksal dieser Gesellschaft; es ist Bonaparte.

Noch hat es etwas Zeit. Vorläufig herrscht noch die Bürgerin Tallien. Sie erlebt noch eine neue Machtepoche als Freundin Barras'. Aspasia nannte der Eitle sie und fühlte sich dabei als Perikles. — Monsieur Tallien war nach Aegypten abgeschoben worden.

Jetzt ist die Zeit der üppigen Gartenfeste in den Parks voll Fasanerien und Teichen und Damhirschgehegen, in den Orangerien mit Marmorbassins, von buntfarbigen Fischen belebt und mit Goldstaub grundiert.

* * *

Doch über die Herrlichkeit der Thermidoristen zieht wie eine düstere Wolke der Brumaire, und am 18. läutet ihnen die Armensünderglocke, ihnen, ihrer Königin, der Aspasia und dem Perikles.

Bonaparte kehrt aus Aegypten zurück und macht einen großen Strich. In sechs Wochen ist alles erledigt. Aus dem Direktorium ist das Konsulat geworden.

Einen glänzenden Abgang hat die entthronte Theresa noch. Er spielt in der Oper. Wieder erschien sie als Diana. Auf dem Scheitel den Halbmond von Brillanten, über der Schulter den Köcher, über die Hüfte fallend ein Tigerfell. Es war die letzte Scene der Zeit, die sie kommandierte.

Der nächste Akt hat andern Stil und andere Gesetze. Ein Umschwung ins Extrem folgt. Der erste Konsul proklamierte die Sittenstrenge. Die Mythologie, die Nudité gazée flog in die Rumpelkammer, das keusche bürgerliche Hemd zog wieder ein und wurde wieder angezogen, und die Bürgerin Tallien wurde von den Empfängen beim Konsul einfach ausgeschlossen. Ihre gute Freundin, Josephine Beauharnais, die an Napoleons Seite so plötzlich Konsulin geworden, konnte nichts für sie thun. War ihre eigene Situation doch gefährlich genug. Nur durch das entschiedene Versprechen, mit ihrer ganzen Directoirevergangenheit brechen zu wollen, hatte sie sich bei Bonaparte halten können.

Im letzten Akt ihres Lebens spielt die Rolle der Theresa im Hintergrund der Bühne. Wie maskiert erscheint ihre Existenz. Auf den Bällen sieht man wohl bisweilen einen Domino, hinter dem man sie vermutet. Aber offiziell wird sie nicht geduldet. Von dem großen öffentlichen Leben muß sie Abschied nehmen, sie findet sich aber gar nicht in ihr neues privates. Sie führt es mit den reichen Mitteln, die ihr in der Barraszeit zugefallen waren, in einem schönen, großen Gartensitz in der rue de Babylone. Aber diese Räume bergen immer noch nicht die letzte Phase ihres Lebens. Diese Fatinitza, die so viel durchgemacht, erprobt noch einmal die Ehe. Ihr letzter Mann ist dem Range nach ihr vornehmster, der Graf Caraman, der nach dem Tod des über die Heirat höchst unwilligen Vaters Fürst von Chimay wird und seine Gattin zur Fürstin macht. Die Prinzessin de Chimay wurde jedoch das Odium der Bürgerin Tallien nie los. Weder der Kaiser Napoleon, noch Ludwig XVIII., noch der niederländische Hof empfing sie. Auf ihr eigenes Haus mußte sie sich beschränken. Und in diesem Hause ging es infolge mißlicher Geldverhältnisse manchmal recht einfach zu. Und außerdem nahte der Heldin des Thermidor jetzt mählich ihr schlimmster Feind, das Alter.

Was so blendend als Haupt- und Staatsaktion begann, geht aus als bürgerliches Familienstück.

Theresa starb vergessen und ungekannt am 15. Januar 1835.





ie Wildwest-Romantik in Monographien.

Bei dem fabelhaft schnellen Vordringen der doch in gewissem Grade alles nivellierenden Kultur in jenem Teil Nordamerikas, der sich westlich vom Mississippi- iß bis zum Stillen Meer erstreckt, ist es ganz natürlich, daß gewisse Typen Bevölkerung, die an diesem Werke der Civilisation vielleicht den größten teil hatten, verschwinden werden, sobald es vollendet ist. Mit ihnen wird gut Teil Romantik verwehen oder der Nachwelt nur in abenteuerlicher Ver- rung überliefert werden. Diese Poesie der Prosa, die, von der Wucht der teriellen Thatsachen erdrückt, meistens erst dann Würdigung findet, wenn die it die Ereignisse in das Halbdunkel der Vergangenheit gerückt hat, zu erkennen, auszufühlen und wiederzugeben, erfordert ein inniges Miterleben und Mit- pfinden dessen, was vorgeht, das dem Historiker versagt ist, welcher das Ver- igene nur nachfühlt, und dem Dichter, welcher das Gegenwärtige nur künst- sch erfaßt. Augenzeugen, die, mitten in diesem Leben stehend, seinen leisesten lsschlag empfinden und zugleich für seine Poesie empfänglich sind, Männer Thàt und der Feder sollten am besten geeignet sein, ein menschlich inter- erendes, historisch zuverlässiges und künstlerisch fesselndes Bild solchen Lebens entwerfen.

Trotz der überaus reichen Litteratur über den Westen Amerikas fehlt bis t ein solches Werk. Man sagte sich, die Entwicklung des Westens enthalte so le romantische und poetische Elemente, daß unzweifelhaft einmal die Zeit imen würde, in der die Indianerkämpfe, die Grenzstreitigkeiten, das Gold- und berfieber und andere Erscheinungen den Dichtern der Zukunft eine ebenso he Quelle der Anregung sein würden, wie der mythische Argonautenzug und liche Ereignisse aus der vorgeschichtlichen Zeit des östlichen Kontinents. Zu- ich aber konnte man sich der Erkenntnis nicht verschließen, daß ihnen durch ndliche Ueberlieferung eine groteske Verkleidung zu teil würde, während die schichte dem nackten Thatsächlichen den Vorrang ließe. Zwischen diesen Ex- nen zu vermitteln, scheint der Zweck eines mehrbändigen Werkes zu sein, das Verlage der Appletons in New-York erscheint und in seiner Art einzig ist.

„The Story of the West“ — nicht Geschichte des Westens, sondern der man des Westens — betitelt sich dieses Werk, das den Coopers der Zukunft

vorgreift, oder wenn man will, das verläßliche, gesichtete Material liefert. Der Plan ging von einem Schriftsteller aus, der die verschiedenen Phasen westlichen Lebens zwischen Sonora und Vancouver, Texas und Dakota aus eigener Erfahrung kennt — Ripley Mitchcock. Die Mitarbeiter an dem aus Einzeldarstellungen bestehenden Werk — die bisher erschienenen Bände behandeln den Indianer, das Bergwerk, den Eisenbahnbau und den Cowboy, während der Forschungsreisende, Soldat und Trapper zunächst folgen sollen — sind fast ohne Ausnahme Männer, die über Selbsterlebtes berichten. Manche durch beständiges Zurückgreifen auf alte Quellen fest eingewurzelten Irrtümer finden sich in diesen Büchern widerlegt, die für die jüngste Geschichte des Westens geradezu unschätzbare Nachschlagewerke sind.

Ungemein interessant ist der dem Indianer gewidmete erste Band, in dessen Vorrede der Verfasser, Geo. Bird Grinnell, bemerkt: „Erst durch längeren Verkehr mit den Indianern gelingt es dem Weißen, einen Einblick in ihre Gedanken- und Empfindungswelt zu erlangen; wer dies erreicht hat, versteht den Indianer. Er weiß, daß die Rothaut ein Wilder ist und die Instinkte des Wilden besitzt, aber er sieht zugleich urwüchsige Menschlichkeit. In seiner Einfachheit, Eitelkeit, Empfindlichkeit gegen den Fluch der Lächerlichkeit, seinem Wunsch nach Vergeltung und seiner Furcht vor dem Unbegreiflichen ist der Indianer ein Kind und benimmt sich wie ein solches." Grinnell widerspricht der Annahme, der Indianer sei finster und schweigsam; unter sich und im Verkehr mit befreundeten Weißen sei er im Gegenteil gesellig und geschwätzig, habe einen trocknen Witz und zeige eine große Schlagfertigkeit. Auch soll das Weib nicht unbedingt im Sklavenverhältnis zum Manne stehen, sondern in seiner Eigenschaft als Mutter einer uralten gesellschaftlichen Ordnung gemäß als Haupt der Familie, ja sogar mancher Stämme gelten.

Von großem Reiz sind in diesen Büchern die persönlichen Reminiscenzen und Streiflichter. So sagte einmal ein Bergmann, der zwanzig Jahre lang neben seinem Silberkarren in Nevada dahergeschritten war, sich aber mit der klassischen Mythologie vertraut zeigte wie nur irgend ein Universitätsstudent: „Wenn erst alle die ‚frontiermen' tausend Jahre tot sind, dann wird man über sie genau solche Geschichten schreiben, wie über die alten Halbgötter. Irgend ein Kerl, wer es sein wird, weiß ich nicht, wird eines Tages aus der Masse emporragen und die ganze Pionierarbeit verkörpern, die seit Generationen auf diesem Kontinent gethan worden ist." Während der Verfasser durch solche kleinen, intimen Einblicke in die Gedankenwelt der Männer, die dem Landesreichtum die Schätze des Erdinnern zuführen, das persönliche, menschliche Interesse der Leser fesselt, entrollt er vor ihren Augen ein Bild amerikanischen Minenlebens, das neben dem Realismus der Statistik niemals die Romantik und Poesie verleugnet, die jeder Prosa eigen sind, für den, der sie zu erkennen vermag.

Wie der „Prospector" der amerikanischen Minen, so gehört auch der „Cowboy" zu den typischen Gestalten des Westens, die in ihrer Eigenart erfaßt und festgehalten werden sollten, ehe sie Mythe geworden; denn lange wird es nicht dauern, bis sie verschwinden. Von amerikanischen Künstlern geschieht es bereits; ist doch der „Cowboy" unbedingt eine malerische Erscheinung, deren Gestaltung Meißel und Pinsel eine dankbare Aufgabe bietet. Aber auch in der Litteratur sollte der Centaur der amerikanischen Prairie seinen Platz finden. Von Mexiko

über Texas, die Gebirgskette entlang laufend und sich über die Grasflächen östlich von den Bergen verzweigend, kann man die Straße verfolgen, welche die Viehherden des Südens mit ihren Hufen gebaut. Die Pflugschar der Farmer konnte die Spur nicht ganz verwischen; aber die Zeit wird kommen, da sie verweht sein wird, und schon jetzt liest sich die Geschichte des Vordringens der Herden nach dem Norden wie eine Mär aus alter Zeit.

Dem vierten Bande ist eine Stelle aus Robert Louis Stevensons „Across the Plains" vorangestellt. Sie lautet: „Wenn ich daran denke, wie diese Eisenbahn durch dürre Wildnis und die Heimat wilder Stämme hindurchgeführt wurde; wie an jedem Haltepunkt während des Baus lärmende Impromptustädte aufschossen, voll Gold und Lust und Tod, und wieder eingingen, bis sie jetzt nur noch entlegene Stationen in der Wüste bilden; wie in diesen unwirtlichen Gegenden Piraten und Grenzler und schiffbrüchige Europäer nebeneinander arbeiteten, in einem gemischten Jargon redeten, fluchten, zankten, spielten, tranken und mordeten wie die Wölfe; wie der federngeschmückte Erbe des Landes, der nordamerikanische Indianer, in seinem letzten Verstecke das Geräusch des Waggons hörte, in dem seine Feinde dahergerollt kamen; und wenn ich mir vergegenwärtige, daß all dieses epische Gewühl von Männern im Frack dirigiert wurde, welche keine andere Absicht dabei hatten, als Vermögen zu erwerben und sich dann in Paris niederzulassen, dann gestehe ich, daß es mir scheint, als ob hier auf einem Fleck Erde alle Ecken und Enden der Welt repräsentiert, alle Grade und Schichten der Gesellschaft zusammengehäuft worden wären und den lebendigsten, ausgedehntesten und vielseitigsten Stoff für ein litterarisches Werk von dauernder Bedeutung böten. Ob man Romantik verlangt, ob Heldentum, ob Gegensätze — was war Troja dagegen!"

Und die Einleitung zur Geschichte der westlichen Eisenbahn liest sich in der That wie eine Ballade; sie schildert den Kampf des roten und des weißen Mannes um jeden Fuß breit Boden, bis der letztere den Schienenweg gelegt, der die Massen von Osten brachte, vor denen der Eingeborene schließlich weichen mußte. „Die wenigen übrig gebliebenen roten Männer warfen sich zitternd auf den zitternden Boden, als das große, schwarze Roß mit dem Feuerherzen und dem Flammenatem vorbei donnerte. Die weißen Männer folgten ihm mit den Augen, bis es hinter dem Horizont versank, und der Westen von gestern war verschwunden für immer." Es ist der rasche, kräftige Pulsschlag echten amerikanischen Lebens, der in diesen Büchern weht, und es steckt ein Schatz von unbesungenem Heldentum in ihnen. **A. von Ende** (New-York).



Aus Höhen und Tiefen nennt sich ein stattliches, mit Roseggers Porträt geschmücktes, elegant gebundenes Werkchen, das von Prof. Dr. Kinzel und Reg.- und Schulrat E. Meinke herausgegeben und als ein „Jahrbuch für das deutsche Haus" (Verlag von M. Warneck, Berlin) bezeichnet ist. Das verdient es zu werden. Denn es bietet für den billigen Preis von 4 Mk. genug, was belehren und unterhalten kann. Rosegger scheint mir mit seinen drei kleinen

Geschichten, von denen eine ergreifend, die anderen beiden köstlichen Humors voll sind, den Vogel abgeschossen zu haben. Ob die etwas langatmige Reisebeschreibung von Antonie Flex nach jedermanns Geschmack ist, dürfte eine offene Frage bleiben: aber das deutsche Haus ist so groß, daß sich gewiß auch dafür dankbare Leser finden werden. Auf die anderen, großenteils recht ansprechenden Beiträge einzugehen, verbietet der Raum. Unsere besten Wünsche begleiten das Unternehmen, das im nächsten Jahrgang gewiß auf eine große Leserzahl blicken wird.

R. Joozmann.

Gesammeltes. Dr. Engel=Zürich hat Aussprüche erster, nicht theologischer Autoritäten des 19. Jahrhunderts zusammengestellt unter dem Titel: Die größten Geister über die höchsten Fragen. (Erschienen in Leipzig, Verlag von Wehner. Preis 1 Mark 20 Pfg.) Mathematiker und Mediziner, Geologen, Astronomen und Physiker bestätigen Wert und Wahrheit christlicher Religion. Gladstone, Bismarck, Goethe, Geibel finden wir nebeneinander stehend als Zeugen für die beseligende Macht des Glaubens. So kann die Sammlung oberflächliche Schwätzer stille machen, welche „Geist" und Religionsverneinung für dasselbe halten. Dieser Dienst des Büchleins ist ein großer und guter; für die wissenschaftliche Methode der Apologetik fällt dabei wenig ab. Denn Reden, Sprüche und Gedanken werden richtig erfaßt, erst wenn das Gesamtbild des Mannes, von dem sie herrühren, in seinem ganzen Wollen und Empfinden gewonnen ist. — Den reichen Schatz der Gedanken eines solchen Großen hat Marla Baumann dem deutschen Volk zugänglich gemacht, indem sie mit Benützung der von Kingsleys Schwiegersohn getroffenen Auswahl „das Trefflichste, was ein Trefflicher gesagt," übersetzt hat unter dem Titel „Aus Charles Kingsleys Schriften". (Erschienen in Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 1897. Preis 3 Mk. 60 Pfg.) Die Sammlung ist gut, vielseitig, geschmackvoll. Vieles erscheint hier zum ersten Male in deutscher Sprache. Was ein Robertson, Kingsley, Brooke, ein Carlyle voran, dem deutschen Volke zu sagen haben, ist, ganz abgesehen von der litterarischen Bedeutung desselben, viel zu wenig bekannt. Männer des modernen Lebens, nur seiner Nervosität und Blasiertheit fremd, sind sie verläßliche Führer für Denken und Glauben. Möge auch diese treffliche Sammlung dazu beitragen, daß im gebildeten deutschen Hause jene englischen Gestalten nicht mehr zu den Fremden gehören. — Was endlich Volkswitz und Volkshumor in seinem Scherz und Ernst, in Spruch und Vers geleistet, ersehen wir aus der Sammlung von Haussprüchen und Inschriften in Deutschland, Oesterreich und in der Schweiz, die Alexander von Padberg in Paderborn (Verlag von Schöningh) hat erscheinen lassen. Glocken und Gräber, Brunnen und Oefen, vor allem die Häuser reden Lebensweisheit — das Ganze ein hübscher Beitrag für die Bestrebungen des Vereins für Volkskunde. Deutsche Rede klingt hier noch ungeschminkt, urwüchsig, und Uhlands Verse über die deutsche Sprache fielen uns ein:

> Sie diene nie am Hofe als Gauklerin, als Zofe! Das Lispeln taugt ihr nicht.
> Sie töne stolz! Sie weihe sich dahin, wo der Freie für Recht, für Freiheit spricht!

Gold und Myrrhe. Erzählungen und Skizzen aus dem Erzieherleben von Paul Keller. Paderborn, Verlag von Schöningh. 1898. Preis 1 Mk. 60 Pfg.

Unter diesem, vielleicht nicht ganz geschmackvollen Titel will der Verfasser Erfolg und Mißerfolg im Erzieherleben an einer Reihe von Geschichten illustrieren. Es sind „Schulmeisterserfahrungen", aber guter Art, die uns hier geboten werden. Man fühlt dem Verfasser die Liebe und Anhänglichkeit an seinen Beruf

nach, mit der er ihm seinen wohlberechtigten Platz unter den übrigen Berufen sichern, ihm sogar einen Ehrenplatz verschaffen möchte. So machen uns die einzelnen Erzählungen mit den Rätseln der Kinderseelen bekannt, und wo diese geschildert werden, zeigt der Verfasser frische und gewandte Art der Darstellung, Kenntnis der geheimen Empfindungen und Regungen des Kindesherzens, lebhafte, plastische Entwicklung. Erzählungen wie „Welkes Laub" und „Arme Kinder" verstehen es, für das enge Verhältnis von Schüler und Schulmeister das stärkste Interesse zu wecken. Anderer Art sind einige der Erzählungen, welche von dem Los der Schullehrer selbst handeln. Ergreifende Situationen, wie die in „Verschlagen" oder „Der Lump", die packend gezeichnet sind, wechseln mit dem ästhetisch ungenügenden „Der Philister" und mit Erzählungen, die wie „Das Frühlingsmärchen" ebenso auf anderem Hintergrund, als dem eines Schulhauses spielen könnten. Doch haben wir auch diese Dinge mit Freude gelesen. Es geht ein frischer Zug durch das Ganze: das Leben wird interessant, wo er's packt, und wir empfehlen die Geschichten warm besonders für Lehrerkreise, denen sie manche Ermunterung bringen mögen, ebenso aber den andern, die oft mit schlecht gewählter Gleichgiltigkeit „am Schulhaus" vorübergehen. **G. Traub.**

Litteraturbilder Fin de Siècle, herausg. von Anton Breitner. 3. Bändchen: „Greif." Leipzig-Reudnitz, Verlag von Robert Baum, 1898.

Auch nach der Lektüre des vorliegenden dritten Bändchens dieser Litteraturbilder ist mir nicht klar geworden, nach welchen Grundsätzen Anton Breitner sie „herausgiebt". Brachte er in dem ersten Hefte Scheffels Mutter und Hamerling unter einen Hut, spannte er in dem zweiten Ebers, Ferd. v. Saar und Ad. Stifter in einen Rahmen, so vereinigt er hier unter dem gemeinsamen Titel „Greif" drei Aufsätze, die gar keine Beziehungen zu einander haben. Der erste enthält eine Würdigung des eben 60 Jahre alt gewordenen Dichters Martin Greif aus der Feder des mit ihm befreundeten Leipziger Professors Dr. Karl Siegen. Besonders eingehend beschäftigt sich dieser mit den dramatischen Dichtungen Greifs, denen er drei Fünftel der ganzen Arbeit widmet — ein offenbares Mißverhältnis, da Greif als Lyriker sicher bedeutender ist, denn als Dramatiker. Aber Siegen betrachtet gewissenhaft nach Inhalt und Ausführung ein Drama nach dem andern in der Reihenfolge der „Gesammelten Werke" und zählt mit furchtbarer Pedanterie überall die Dichtungen anderer Autoren auf, die in irgend einer Form denselben Stoff behandelt haben, wobei er uns leider die Hauptsache, eine Untersuchung der Frage, inwieweit sich Greifs Drama jedesmal von den andern Dichtungen desselben Inhalts unterscheidet, schuldig geblieben ist. Auch sucht man vergebens nach einer Darstellung der allmählichen Entwickelung in Greifs dichterischem Schaffen, wofür wir aber vielleicht durch eine peinliche Angabe der Verleger, Seitenzahlen und Formate sämtlicher bisher erschienenen Ausgaben Greifscher Werke entschädigt werden sollen — als ob wir bei einem solchen Essay irgend etwas vermißten, wenn beispielsweise bei Besprechung des dramatischen Gedichtes „Hans Sachs" die Parenthese „Sedez, IV u. 129 Seiten, Augsburg, bei Schlosser" fehlte! Daß die Arbeit mit Liebe geschrieben und auch wohl geeignet ist, dem Dichter hier und da neue Freunde zu erwerben, will ich nicht leugnen; aber — das soll ein „Litteraturbild Fin de Siècle" sein? — Die beiden andern Aufsätze dieses Bändchens haben mit Greif nichts, aber auch nicht das Geringste zu thun. In frischer, nur allzu bruchstückartiger Form versucht es Oskar Pach, uns die Dichtergestalt von Richard Voß näherzubringen; über Inhaltsangaben einiger der bedeutendsten Werke des Dichters kommt er aber kaum hinaus. Im Schlußaufsatz behandelt Dr. M. M. Rabenlechner „das Weibliche im litterarischen Wien". Nach einem kurzen historischen Rückblick (in

dem wir viele Namen finden, die den meisten Lesern gänzlich unbekannt sein werden) giebt er ansprechende und gut charakterisierende Skizzen der „Königinnen des heutigen litterarischen Wien“, Marie v. Ebner-Eschenbach, Emil Marriot, Marie Eugenie delle Grazie und — Elsa Zimmermann. Die bizarre Einleitung zu diesem Aufsatz wäre wohl das einzige, was man an dem ganzen Bändchen „Fin de Siècle“ nennen könnte, wenn man dieses Prädikat nicht etwa der hübschen Ausstattung mit den sechs gut ausgeführten Autogrammen beilegen wollte.

Dr. M. Ewert.

Der Pessimismus in der griechischen Lyrik.

Ein Vortrag von Dr. Anton Baumstark, Privatdozent an der Universität Heidelberg. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung.

Diekleine Schrift, die als Habilitationsvorlesung entstand, ist sehr ansprechend geschrieben, frei von jeder gelehrten Wichtigthuerei und durchaus klar und feinsinnig, so daß sie für alle Gebildeten Interesse haben dürfte. In kurzer, geistvoller Charakteristik gehen die griechischen Dichter am Geiste des Lesers vorüber, der sich gerne mit den Anschauungen des Verfassers befreundet und mit Interesse dem Auftreten und Anwachsen des pessimistischen Zuges in der griechischen Lyrik folgt; dieser Zug erscheint zuerst in der jonischen Poesie, in welche „der mächtige Schatten des Orients hineinragt,“ bis allmählich auch die übrige griechische Welt sich von einer ähnlichen Stimmung erfaßt sieht.

Tyrtaios, der Lagersänger, wie Solon, der Dichter-Gesetzgeber, der rauhe Alkaios, wie die warm empfindende Sappho huldigen keinem Pessimismus, wohl aber der Megarer Theognis, den sein eigenes Schicksal zu trüber Weltanschauung führen mochte, und Simonides wie sein Neffe Bakchylides sind bewußte Vertreter eines Pessimismus, der angefangen hat, eine Modestimmung der gebildeten Welt zu sein und nun in der Lyrik dauernd wiederklingt. „Pindar ist der einzige griechische Lyriker, der das Dogma des Pessimismus überwunden hat durch das Dogma der Erlösung vom Uebel,“ der auf eine ewige Seligkeit in Kronos' Hause vertraut, deren Abglanz auch schon das Dunkel des Erdendaseins erhellt.

Alles in allem: Das Werkchen ist ein geistreiches, vornehm gehaltenes Feuilleton, und es wäre schade, wenn es mit der großen Flut ähnlicher Litteraturerscheinungen achtlos fortgeschwemmt würde.

Kaktus und andere Künstlergeschichten.

Von Otto Julius Bierbaum. Berlin und Leipzig, Schuster und Löffler.

Den „Pankrazius Graunzer“ Bierbaums habe ich mit so viel Vergnügen und Behagen gelesen, daß ich in angenehmster Erwartung auch den „Kaktus“ zur Hand nahm. Nicht, als ob ich enttäuscht worden wäre, das ist bei dem köstlichen, humoristischen Talent, bei der drastischen Darstellungsgabe Bierbaums niemals ganz möglich, aber ein „Pankrazius Graunzer“ sind diese kleinen Sachen nicht, und ich bescheide mich mit dem, was der Verfasser „seinem verehrten kritischen Gönner, dem Herrn Geheimrat Professor Fürchtegott Ernsthaft“ in seinen prächtigen Widmungsworten auseinandersetzt, daß „diese leichten Erzeugnisse spielender Laune weiter keinen Zweck haben, als daß sie mit demselben Vergnügen gelesen sein wollen, mit dem sie geschrieben worden sind“.

Damit ist auch der kritischen Feder die Spitze abgebrochen, und der vergnügte Leser tritt in sein Recht. Er kommt auch auf seine Kosten, denn Geschichten wie „Don Juan Tenorio“ und „Kaktus“, die von feiner Satyre auf künstlerische und soziale Verhältnisse sprühen, sind ganz dazu gemacht, in einem behaglichen Sophawinkel, und wenn es draußen winterlich wird, das wohlige Gefühl zu erzeugen, daß man sich in guter, liebenswürdiger und heiterer Gesell-

schaft befindet. Ueberhaupt steht der feine persiflierende Zug hinsichtlich moderner künstlerischer Strömungen dem geistvollen Verfasser trefflich zu Gesicht, während andererseits warme Herzenstöne, wie sie in der Skizze „Die rote Sphinx“ anklingen, uns ungemein stimmungsvoll erfassen; das ist ein Stückchen Lyrik in Prosa, die an Karl Busse's „Träume“ erinnert. Ja, Bierbaum mag immer als eine Spezialität auf dem deutschen Parnasse angesehen werden, die ihren eigenen kaustischen Humor hat und der, wenn die Mundwinkel lächeln, auch wohl einmal sachte ein Thränlein aus der Wimper rollt; und ist das alles auch nicht jedermanns Sache — ihre künstlerische Berechtigung hat diese Spezialität, und damit Punktum! —oo—.

Frau Märe. Märchen und Schwänke für jung und alt. Seinen Kindern erzählt von Rudolf Vogel. Freiburg i. Br., Paul Waetzel, 1899. Fein gebunden 2 Mk. 50 Pfg.

Diese Märchen und Schwänke, acht an der Zahl, sind unmittelbar aus dem Verkehre eines Vaters mit seinen Kindern entstanden. Der Erzähler hat sie aus guten, deutschen Sagen- und Märchenmotiven aufgebaut und in frischem, reinem Ton gehalten; mit kindlich gefaßtem Lebensernst und herzlichem Humor verbinden sie echten, gemütstiefen Märchensinn, der sich frei hält von barockem, rein phantastischem Zauberspuk. So sind sie in der That geeignet, alt und jung zu erfreuen: die Alten als Vorleser, die Jungen als Hörer. Denn wie sie am Familientisch entstanden sind, so können und sollen sie auch weiter wirken.

Karl Berger.

„Hagröslein.“ Erzählungen und Bilder aus dem Volksleben der Vierwaldstätte von Karl Eichhorn. Luzern, Geschw. Doleschal. 1896.

Recht ansprechend schildert Karl Eichhorn das teils derbe, teils empfindsame Gefühlsleben der Schweizer Volksstämme. Oft erhebt sich seine im allgemeinen naiv gehaltene Schreibweise zu einer bemerkenswerten Wärme und Plastik; ab und zu thäte die nachbessernde Feile not, besonders an Stellen, die allzuredselig in sandiger Nüchternheit zu verflachen drohen: da würde Knappheit mehr sagen, als breite Redseligkeit. Das Büchlein ist mit vier, etwas uniformen Holzschnitten geziert.

Meine Lieben. Plaudereien von Georg Bötticher. Zweite Auflage. Leipzig, R. Mäder.

Sieben reizende kleine Geschichten, Singvögelchen der lieblichsten Art, in ein Bauerchen gesperrt. Und das zwitschert bald lustig, bald wehmütig durcheinander. Ein Platz ist leer — Die Freunde und Wie sich ein Fädchen spinnt haben mir am meisten zugesagt. Die erste Erzählung mit ihrem gemütvollen Ton bildet einen echten, rechten, lebenswahren Ausschnitt aus dem Glück einer deutschen Familie, wie es darin zugehen soll und wohl auch öfter zugeht, als Pessimisten der Ehe denken.

Auch die Edwin Bormann zugeeigneten Balladen, Legenden und Schwänke (Leipzig, ebenda) bieten viel des Ansprechenden, besonders nach der humoristisch angehauchten Seite, wie z. B. „Die schalkhafte Kleine“ — „Die Sonnenfinsternis“ — und „Warnung“. Der Ton ist absichtlich hie und da etwas Scheffelsch-burschikos, ebenso wie die Sprache reich ist an archaischen Wendungen; aber in beiden kann man oft des Guten ein wenig zu viel thun, und dann heißt es auch hier: weniger wäre mehr gewesen. —oo—.





Robert Wilhelm Bunsen †.

Es geht dem Laien eigentümlich mit den großen Pfadfindern der Spezialwissenschaften. Die durch ihre Arbeiten gewonnenen Erkenntnisse haben die gewichtigsten praktischen Folgen, greifen in das Alltagsleben eines jeden ein, führen womöglich dessen völlige Umgestaltung herbei, leiten eine neue Kulturepoche ein; es vergehen zwei, drei Jahrzehnte, und die heranwachsende Generation kann sich gar nicht mehr in die Zeit zurückdenken, die noch nicht die jetzt selbstverständlich scheinende Anwendung jener fachwissenschaftlichen Findungen besaß, den Mann aber hat sie längst vergessen, der als der Urheber der neuen, von den Altvordern noch ungeahnten Lebensführung gelten muß. Der Laie hat eben kein persönliches Verhältnis zu der Fachwissenschaft und dem Fachgelehrten und verliert deshalb rasch, in wenigen Jahren schon, den historischen Zusammenhang, die Erinnerung daran, daß das, was ihm jetzt so selbstverständlich erscheint, noch gar nicht so alt, sogar erst in seiner Zeit aufgekommen ist. Und wenn nun so ein ganz Großer aus der Wissenschaftswelt dahingeht den Weg des Seins, dann liest der Laie in seinem Tageblättchen in fetten Lettern Name und Nachruf, liest, was der Verstorbene der Menschheit geleistet, und sagt, sich besinnend: Ach der? Und der lebte noch? Das ist so lange erst her? In der Schule hat er ja wohl den Namen einmal gelernt, und eine dunkle Erinnerung an eine Physik- oder Chemiestunde kommt ihm, aber er wundert sich doch, daß das nicht alles schon ein Jahrhundert, sondern erst ein paar Jahrzehnte alt, und daß der Mann, der jenes erfunden und dieses entdeckt, noch unter den Lebenden geweilt und nicht längst eine althistorische, d. h. eine verstorbene Größe war.

Wir, die wir jetzt mit dem Telephon als einem unentbehrlichen Dinge umgehen, würden wir uns nicht wundern, wenn Philipp Reis noch lebte, irgendwo still seinen Forschungen hingegeben — und er könnte noch leben, denn der schwergeprüfte Mann stände heute erst im 65. Lebensjahre — und nun brächte die Zeitung die Nachricht: Philipp Reis, der Erfinder des Telephons, ist gestern Nacht, wie der Telegraph meldet, in Homburg gestorben! Würden nicht Tausende auch fragen: Ach der? Lebte der denn noch? Und werden es nicht Tausende wieder thun, die dereinst — so Gott will, erst die Generation nach uns! — an Röntgens oder Robert Kochs Grabe stehn? Wie es Tausende vielleicht schon

thaten, als 1872 die Nachricht vom Tode Morses, des Erfinders des ersten praktischen Schreibtelegraphen, aus Newyork kam. Trotzdem die Telegraphie damals auch erst ein paar Jahrzehnte alt war; feiert sie doch in diesen Tagen erst das fünfzigjährige Jubiläum ihrer Einführung für das Publikum: am 1. Oktober 1849 wurde der erste „elektro-magnetische Staats-Telegraph" für den Privatverkehr freigegeben, zunächst auf den Linien Berlin-Braunschweig-Hannover-Köln-Aachen, mit der Seitenlinie Düsseldorf-Elberfeld, und Berlin-Wittenberge-Hagenow-Hamburg. Das Telegramm von 1 bis 20 Worten kostete damals von Berlin nach Magdeburg 1 Thaler und 2 Silbergroschen, nach Hamburg 2 Thaler, nach Hannover 2 Thaler 8 Silbergroschen, nach Aachen gar 5 Thaler 6 Silbergroschen — fünfzehnmal so viel wie heute.

Neben der Physik mit ihren Anwendungen von Dampfkraft und Elektrizität hat wohl kein Wissenschaftszweig so rapide Fortschritte gemacht und solche Umwälzungen im bürgerlichen Leben zur Folge gehabt wie die Chemie; und einer der ganz großen Söhne dieser Wissenschaft, der alte Bunsen — er war wirklich schon alt, 88jährig, geboren am 31. März 1811 in Göttingen — ist am 16. August in Heidelberg gestorben, in der Stadt, in der er seit 1852 gewirkt, in der er seit einem Jahrzehnt der wohlverdienten Ruhe des hohen Greisenalters gepflegt, die ihn als ihrer größten Bürger einen geehrt hat.

Selbst der Laie hat etwas vom Bunsenbrenner und vom Bunsenelement gehört, und von der Spektralanalyse erst recht. Der Bunsenbrenner ist ein kleiner Gasheizungsapparat, der in keinem Laboratorium fehlen darf, das unentbehrlichste Requisit überall da, wo chemische oder physikalische Experimente und Arbeiten ausgeführt werden. Das Bunsensche Element ist eine besondere Anordnung des Zink- und Kohleelements in konzentrierter Salpetersäure und als eines der kräftigsten und zuverlässigsten fast in allen Betrieben angewendet, die elektrischen Strom durch galvanische Batterien erzeugen, wie es beim Telephon, bei der elektrischen Hausglocke u. s. w. geschieht. Die Spektralanalyse aber, die Bunsen in Gemeinschaft mit Kirchhoff 1860 ausarbeitete, hat eine ganz neue Weltauffassung eröffnet. Ist doch durch sie der Nachweis geführt, daß auf den fernsten Welten, auf der Sonne und allen andern Himmelskörpern, Fixsternen wie Planeten, dieselben chemischen Substanzen vorkommen wie auf der Erde. Die Einheit und Einheitlichkeit des Weltalls, die sich dem Philosophen durch einen Denkprozeß erschloß, ist hier ganz substantiell, förmlich mit Fernglas und Retorte nachgewiesen. Die Spektralanalyse beruht auf der Erscheinung, daß sich das Licht, das von einem weißglühenden Körper ausgeht, beim Durchgang durch ein Prisma in das schöne Farbenband des Regenbogens zerlegt, wobei aber bei bestimmten chemischen Substanzen, die in der Flamme etwa vorhanden sind, bestimmte, nur für diese Substanzen charakteristische farbige Linien an ganz bestimmten Stellen des Farbenbandes oder „Spektrums" auftreten. Wenn in der Flamme auch nur ein dreimillionstel Milligramm Kochsalz enthalten ist, das aus Chlor und dem Metall Natrium besteht, so zeigt sich an einer bestimmten Stelle des Spektrums eine schmale gelbe Linie, die nur dem Natrium eigen. Ist eine ebenso winzige Spur des Metalls Lithium in der Flamme vorhanden, so zeigt sich an einer ganz bestimmten anderen Stelle des Spektrums eine schwache orangegelbe und eine intensive rote Linie, beide wieder nur für Lithium charakteristisch. Auf diese Weise kann man genau angeben, welche chemischen Stoffe in einer

Flamme brennen. Und auf diese Weise hat Bunsen sogar die Existenz zweier bis dahin noch ganz unbekannter Metalle nachgewiesen, des Rubidium und des Cäsium, die erst später wirklich aufgefunden wurden, und ist ein Gas, das Helium, zunächst als nur auf der Sonne existierend nachgewiesen worden, das neuerdings erst von Professor Ramsay auch auf der Erde entdeckt wurde.

Von den zahllosen anderen Entdeckungen des Dahingegangenen sei nur noch die gleichfalls in dem bedeutungsvollen Jahre 1860 gemachte erwähnt, die der Darstellung von Magnesium in größeren Mengen, und des Umstandes, daß ein Magnesiumdraht beim Verbrennen ein ungemein helles, weißglänzendes und chemisch wirksames Licht giebt, eine Entdeckung, die so direkt ins praktische Alltagsleben hineingreift wie irgendeine: kein Photograph, der Aufnahmen in ungewisser Beleuchtung, im geschlossenen Zimmer oder bei trüber Witterung machen will, kann das Magnesiumblitzlicht entbehren, blendend flammt der Magnesiumdraht oder das metallische Magnesiumpulver auf, heller als das hellste elektrische oder Acetylenlicht, und im Nu ist die Momentaufnahme fertig.

Die politischen und die künstlerischen Größen haben den Vorteil, daß auch der Laie in steter Fühlung mit ihnen und ihrem Werden bleibt, sie gehen lebendig in das Volksbewußtsein und -Empfinden ein, der große wissenschaftliche Forscher bleibt meist ungekannt von der Menge, wenn ein oder ein paar Jahre lang eine neue, Aufsehen erregende Erfindung oder Entdeckung auch seinen Namen auf aller Lippen brachte. Aber die Thaten des Forschers stehen deshalb hinter denen des Staatsmannes und des Künstlers oder Dichters nicht zurück; geht in das allgemeine Empfinden sein Name auch nicht ein, so doch sein Werk als ein nicht mehr zu entbehrender Fortschritt in das Wissen, in die ganze Lebensführung der Zeit. Ein solcher Gestalter neuzeitlichen Lebens durch die Arbeit seines Lebens war Robert Bunsen.

Paul Schettler.

„Lebendig-gebärende Pflanzen.“

„Gebären“ ist ein Ausdruck, der vernünftiger Weise natürlich nur in Hinsicht auf die Tiere und den König der Schöpfung, den Menschen, seine Anwendung finden kann. Wenn daher in diesem Aufsatz trotzdem von „gebärenden“ Pflanzen die Rede ist, so handelt es sich, wie vorauszusehen, nur um einen — wenn auch sehr zutreffenden — Vergleich.

Bekanntlich steckt für gewöhnlich in jedem Pflanzensamen, wenn er reif mitsamt der ihn umgebenden Frucht oder ohne diese zur Erde fällt, bereits eine neue Pflanzenanlage mit Wurzel, Stamm und Blatt — der Embryo oder Keimling. Es bedarf nur der günstigen Umstände, d. h. der Wärme, der Feuchtigkeit und des Lichtes — und aus dem kleinen Embryo entfaltet sich die Majestät der Palme oder die Riesengröße der kalifornischen Tanne (Wellingtonia gigantea). Was einst ein „Nichts“ war, ein kaum mit dem unbewaffneten Auge wahrnehmbarer Keimling, das wiegt sich heut stolz in den Lüften als Baum, rauscht im Orkan wie ein brandendes Meer als mächtiger Urwald und lächelt hinwieder dem bedrückten Menschenherzen zu als liebliche Blume.

So groß ist die Lebenskraft des Keimlings, daß Weizenkörner aus ägypti-
n Mumiensärgen nach 4000 Jahren der Ruhe beim Aussäen munter und grün
er aufkeimten.

Pflanzenembryo und Schmetterlingspuppe, wie nahe verwandt! Die größten
urwunder, Symbole der Auferstehung und des Lebens, werden sie von uns
tens gedankenlos hingenommen, weil sie sich täglich vor unsern Augen erneuern.—

Nicht in allen Fällen ist der Keimling, wenn der Same von der Mutter-
nze entlassen wird, schon ausgebildet. An dem zu den Koniferen oder Nadel-
ern gehörenden Gingko (Gingko liloba), der von Japan aus in unsere Park-
gen und Gärten übergegangen ist und der durch sein verkehrt breitdreieckiges
b von allen seinen Verwandten sich unterscheidet, ist zur Zeit, wann der
umenartige Same abfällt, der Keimling überhaupt noch gar nicht angelegt,
ern bildet sich erst später heraus. Aus diesem Grunde vergleicht der jüngst
Wien verstorbene Pflanzenbiologe Kerner von Marilaun den Gingko mit
m eierlegenden Tier.

Diesem vereinzelten Falle diametral gegenüber kennt man eine Anzahl Ge-
hse, deren Embryo den noch in der Frucht an der Mutterpflanze hängenden
nen bereits als fertiges Pflänzchen von Halbmeterlänge verläßt. Mit
em Recht hat man derartige Pflanzen vergleichsweise mit dem Ausdruck der
endig-gebärenden" bezeichnet.

Der Leser folge mir an die Gestade der tropischen Meere. Dort wo die
e flach und sumpfig ist, dehnt sich endlos ein schmaler Streifen eines fast in
n Erdteilen gleich aussehenden, niedern, immergrünen Waldes. Wie auf Stelzen
ein Pfahlbauerdorf auf Pfählen, stehen sämtliche Bäume dieses Waldes mit
n Luftwurzeln über dem Wasser, ohne daß ihre Stämme je von der salzigen
benetzt werden. Wurzeln tragend und von Wurzeln getragen, bilden sie das
nderlichste Pflanzenwirrsal. „Grade, schräg, schief und krumm geht alles durch-
nder in den seltsamsten lebenden Arabesken und Hieroglyphen." Das ist die
hmte und berüchtigte Strandvegetation der Mangle- oder Mangrovenwälder
izophoreen).

Auf dem Grunde selbst, auf dem sie wachsen, sproßt keine andere Pflanze.
die Rhizophoreen und anderes Gestrüpp, das die Lebensgewohnheit mit
n gemein hat, als Avicennien, Sonneratien, der stechpalmenblätterige Acan-
und andere, ragen aus dem schwarzen Pfuhl, auf dessen Grund Tausende
Taschenkrebsen sich herumtummeln. Trefflich schildert der Weltreisende und
urforscher Dr. Rob. Avé-Lallement das Tierleben auf dem Schlammboden
r Strandwälder. „Unter dem Buschwerk auf dem Grund des seichten Meeres
meln unzählige Krebse umher. Der große Cancer uca lauscht aus seinem
heraus und zieht sich beim Herannahen eines Verfolgers in dasselbe zurück.
neres Gesindel läuft, die eine größere Schere über dem Haupt haltend, seit-
davon und flieht in so dicht gedrängten Scharen, daß ihr Zusammendrängen
hin ein zischendes Geräusch macht. Aber man betrachte dergleichen nicht gegen
nenuntergang. Denn dann entwickeln die Manglegebüsche solch ungeheure
ngen von Moskitos, daß man sich nicht davor retten kann. Was Wunder,
n da die indianischen Anwohner solcher Uferstreifen sich abends häufig Ge-
und Hände mit Schlamm einschmieren oder in nächster Nähe ihrer Schlaf-
en, unter ihren Hängematten ein kleines, qualmendes Feuer anmachen?"

Hier sind wir mitten drinnen in der Landschaft der „lebendig-gebärenden Pflanzen“. In der That der richtige Schauplatz, diese qualmigen, schlickrigen Gründe, für eine so rasch pulsierende Natur, die sich zu solch expansiven Lebensäußerungen versteigt!

Im allgemeinen wissen wir bereits, daß der Vorgang des „Lebendig-gebärens“ bei einer Pflanze darin besteht, daß nicht die Frucht und nicht der Same, sondern der Keimling als vorgebildete Tochterpflanze das Muttergewächs verläßt und, auf der Erde angelangt, sofort weiterwächst.

Im einzelnen macht sich bei den genannten Rhizophoreen die Keimung des Embryos in der Frucht derart, daß sich das Würzelchen des Keimlings streckt, die Samenschale und Fruchthülle mit seiner Spitze durchbohrt und außerhalb derselben zu einem 30—50 Centimeter langen und 1—5 Centimeter dicken keulenförmigen Körper heranwächst, welcher nicht selten über 80 Gramm schwer wird. Die dem Würzelchen des Keimlings entgegengesetzte Stammknospe aber — das ist die Anlage der zukünftigen Baumkrone — bleibt, röhren- oder hülsenartig von den Kotyledonen (Keimblättern) umschlossen, noch in der Frucht stecken. Zu Anfang stand die Frucht aufrecht am Baume; nun aber wird sie durch das Gewicht des wachsenden Keimlings so gedreht, daß die Wurzelspitze des letzteren nach unten gekehrt ist.

Wie der Fötus durch den Mutterkuchen, zog bisher der Embryo durch die Kotyledonen seine Nahrung aus der Mutterpflanze. Ist nun aber die Zeit der Reife gekommen, das heißt haben sich die vier Blättchen der Stammknospe so weit entwickelt, daß sie die Ernährung des jungen Pflänzchens (durch Assimilation) übernehmen können, so löst sich jenes ganze große, keulenförmige Gebilde samt der kleinen Kronanlage von ihrer Kostgeberin, den zu der geschilderten Röhre verklebten Kotyledonen, welche in der Frucht, resp. dem Samen zurückbleiben, los und stürzt, mit der Spitze seiner Wurzel voran, vom Baume herunter in den Schlamm des seichten Meeresstrandes, wo es alsbald zu einem neuen Baume heranwächst. Damit ist der Akt des „Lebendig-gebärens“ vollzogen.

So gut hat der allweise Gärtner, der jedem Pflänzchen seine Lebensbedingungen vorgeschrieben, den Fall jener Kolben berechnet, daß selten oder nie einer mit der Kronanlage statt der Wurzel voran ins Wasser fällt und verdorben wird.

Hunderte und Tausende von solch länglichen Keulen hängen in den Aesten der Rhizophoreengebüsche, was einen ganz eigentümlichen Anblick gewähren soll. Früher nahm man an, die „Keulen“ hingen so lange in den Früchten, bis sie den Boden erreichten und bis sie dort festwurzelten und mit der Mutterpflanze in fernerer Verbindung blieben. Dies hat sich aber durchaus nicht bestätigt, wie die meisten neuern Beobachter bezeugen. So sagt auch der bereits citierte Avé-Lallement: „Wie oft hörte ich, wenn ich am Rande eines Manglegebüsches dem Wimmeln der Tausende von Taschenkrebsen zusah, dicht bei mir solche Rhizophoreenkolben grade in das Wasser, in den halb überschwemmten Schlamm hinabfallen! Aber nie sah ich sie so niedrig über demselben aufgehängt, daß sie den Boden bald erreicht hätten.“

Die Zweckmäßigkeit des „Lebendig-gebärens“ bei Bäumen wie die Mangroven oder Rhizophoreen ist augenscheinlich; denn ließen sie ihre Samen ins Meer fallen, würden sie sofort weggeschwemmt werden, während sich die am Baume gekeimten Pflänzchen im Schlamme verankern. Nicht umsonst nennt daher der Reisende Martius die Keimungserscheinungen der Rhizophoreen ein „haud asper-

nandum divinae providentiae exemplum" (ein nicht zu unterschätzendes Beispiel der göttlichen Vorsehung).

Wir haben bei der bisherigen Schilderung besonders eine Rhizophoree im Auge gehabt: die Bruguiera gymnorrhiza Ceylons. Nach diesem Typus entwickeln aber eine ganze Menge Mangroven ihre Keimlinge.

Ein etwas modifiziertes Verhalten zeigt Aegiceras majus, ein der Familie der Myrsineen angehöriger Strauch, welcher an vielen Stellen Südasiens als Bestandteil der Mangle-Vegetation auftritt. Sein Name rührt her von der ziegenhornähnlichen Krümmung der Frucht, welche zwar zu den „lebendig-gebärenden" gehört, aber, solange sie auf dem Strauche sitzt, von dem Keimling nicht durchbohrt wird; dieser erreicht aber innerhalb derselben eine bedeutende Größe, so daß er die ganze Frucht ausfüllt, während der Samen selbst nur unbedeutende Dimensionen erreicht. Die Frucht fällt mitsamt dem von ihr umschlossenen Embryo ab, sie schwimmt im Wasser und wird also dadurch leicht verbreitet. Der Keimling entwickelt sich dann rasch weiter und sprengt die lederige Fruchtschale von unten her in zwei Hälften auf.

Aehnliches gilt für Avicennia und andere mehr, welche den Mangle- oder Rhizophoreenwald zusammensetzen helfen.

Analoge Verhältnisse kennen wir in unsern nordischen Breiten, wo das Leben seinen ruhigeren Lauf geht, nicht. Wohl mag es in feuchten Sommern ab und zu vorkommen, daß die Getreidekörner in den Aehren auf dem Acker auskeimen, aber das sind immerhin seltene und abnormale Ereignisse.

Auch jene Alpenpflanzen, welche frühere Botaniker als plantae viviparae bezeichneten, sind nichts weniger als „lebendig-gebärend", indem die in Frage stehenden Gräser (Poa alpina) und Steinbrecharten (Saxifraga nivalis und S. cernua) überhaupt nicht blühen und daher keine Samen bilden. Folglich kann von einem Auskeimen der letztern im Verband mit der Mutterpflanze gar nicht die Rede sein. Was man für ausgewachsene Keimlinge hielt, sind in Wahrheit nichts anderes, als kleine beblätterte Sprosse, die an jenen Stellen ausgebildet wurden, wo sich sonst Blüten und Früchte zu entwickeln pflegen.

Es erheischt noch, gesagt zu werden, daß die Rhizophoreen nicht ohne Nutzen für den Menschen sind. „Während die Mangle-Labyrinthe von allerlei Tierwerk, von den Mücken an bis zu dem Sacaritinga, dem ‚kleinen Krokodil', lebhaft bewohnt werden, entlauben die Lohgerber gern die Buschkronen, um die frischen Blätter zum Gerben der Tierhäute anzuwenden."

Das Wurzelwerk aber, besonders an den Flußmündungen, Ebbe und Flut mächtig standhaltend, hilft vielfach mit zur Bildung und Vergrößerung des Landes, indem der von den Strömen mitgeführte Schlamm sich in dem Wurzelgeflecht wie in einer Reuse absetzt. So gewinnt es dem Meere einen Uferstreifen nach dem andern ab; aus der Salzflut wird Rhizophoreengebüsch, aus der Gestrüppszone nutzbares Land; wenn es auch noch lange für den Menschen unbewohnbar bleibt. So sind auch in diesem Sinne die Mangroven wirklich „lebendig-gebärend": aus der Salzflut die — Erde!

Aus dem Gesagten geht auch hervor, daß die Manglewälder schwer zu passieren sein müssen, da es gilt, von Wurzel zu Wurzel zu steigen, wenn man nicht im Schlamme waten will, vorausgesetzt, daß er nicht, wie fast immer, zu tief ist. Die Europäer haben bei ihren ersten Landungen in den Tropen diese

Schwierigkeiten nur zu sehr zu fühlen bekommen. So citiert z. B. Martius einen alten spanischen Schriftsteller, welcher die Mühseligkeiten schildert, die Alonso de Ojeida und seine siebzig Gefährten in den Manglewäldern der südamerikanischen Küste erduldeten.

Sie hatten sich dahin vor den Indianern geflüchtet und irrten, von einer Bogenwurzel zur andern steigend, umher, — wobei die Hälfte zu Grunde ging — bis sie wieder auf das Festland kamen. Sie versuchten auch, sich von den Früchten zu nähren, fanden aber, daß sie eine sehr herbe Speise seien, die vielen schlecht bekam. Gewiß kann uns diese Erfahrung nicht wundernehmen, denn auch die Keimlinge, wie andere Teile der Pflanze, sind ganz außerordentlich reich an Gerbstoff.

Die unscheinbaren Blüten aber entwickeln einen leicht aromatischen, nach Essigäther riechenden Duft, wie so manche in morastigen oder sumpfigen Gegenden wachsenden Pflanzenblüten, z. B. die Victoria regia oder die Magnolien.

Dr. **Robert Stäger.**



Neue Wege der Bildhauerkunst.

In unserer ruhelosen Zeit, wo im Lande der Künste allenthalben Kampf und Aufruhr anzutreffen ist, hat sich die Plastik bis vor kurzem recht still verhalten. Stärker als in den andern Provinzen war hier von jeher die Macht der Tradition. Als in der Renaissance-Epoche die Herrlichkeit der Antike ihre Wiederauferstehung feierte, erhob sich aus dem Schutt der Jahrhunderte die Pracht der griechisch-römischen Bildhauerkunst in einem Glanze, der alle übrigen Wunder des Altertums weit überstrahlte. Es konnte nicht ausbleiben, daß gerade die Plastiker am freudigsten die Leistungen der Alten als das ein für alle Male feststehende Ideal anerkannten und sich am willigsten unter dessen Herrschaft beugten.

Diese Herrschaft, die Jahrhunderte hindurch fast eine absolute war, hat ihre guten, aber auch ihre bedenklichen Früchte gezeitigt. Gewiß mußte es der Plastik in hohem Maße förderlich sein, daß ihr als maßgebendes Muster stets eine Kunstwelt vor Augen schwebte, deren Wert und Schönheit über allen Zweifel erhaben sind. Aber es war unvermeidlich, daß dies übereinstimmende Streben nach dem gleichen Ziel im Laufe der Zeiten in den bildhauerischen Betrieb eine gewisse Eintönigkeit hineinbrachte. Wenn man es gleich versuchte, an den Skulpturen den Zeitgeschmack zum Ausdruck zu bringen, ihnen durch unwesentliche Zuthaten nacheinander den Stilcharakter der Renaissance, des Barock, des Rokoko, des Empire und des Realismus aufzuprägen, — die Grundanschauung vom Wesen der Plastik und die Ueberzeugung von der unveränderlichen Giltigkeit der antiken Technik blieben stets die gleichen.

Vor hundert Jahren entspann sich ein Kunststreit, der scheinbar auf eine Erschütterung der Griechenherrschaft zielte. In dem berühmten Kampf der Meinungen zwischen Goethe und Gottfried Schadow glaubten die Zeitgenossen

dort die Anhänger der Antike, hier die Vorkämpfer einer entgegengesetzten Kunstrichtung zu sehen. Man sprach von einem scharfen Gegensatz zwischen „gelehrter Kunst“ und „Volkskunst“, und es fielen damals schon die Schlagwörter: „Idealismus“ und „Realismus“. Wenn wir heute jenen Streit rückschauend betrachten, so bemerken wir, daß in Bezug auf die Plastik kein Grund vorlag, der Sache eine solche Bedeutung beizumessen. Die ganze Neuerung der damaligen „Realisten“ beschränkte sich im Grunde auf eine, der Empirezeit freilich verwegen genug erscheinende Bekleidung der Denkmalsfiguren mit Kostümen des 18. oder gar des 19. Jahrhunderts, die man bis dahin für unmöglich gehalten hatte. In allem Wesentlichen, in den Fragen der Materialbehandlung, der Stellung, der allgemeinen plastischen Gesetze herrschte zwischen den Parteien vollkommene Einigkeit. Derselbe Christian Rauch, der den alten Fritz Unter den Linden in Berlin mit dreieckigem Hut und Zopf und Stock geschaffen, suchte in den Standbildern Scharnhorsts, Bülows, Blüchers nach einer Vermittlung und befindet sich in seinen Viktorien oder in seinen Goethe-Darstellungen wieder ganz im Lager der Klassicisten. Es war ein Scheingefecht, ein Kostümkrieg.

Von diesem Streite her aber ziehen sich die beiden Linien, auf denen sich die Plastiker im Verlauf dieses Jahrhunderts, nicht in Deutschland allein, bewegt haben. Die einen suchen sich unmittelbar den antiken Vorbildern anzuschließen, in allen Beziehungen und allen Einzelheiten; sie nehmen sogar immer wieder die Götter und Fabelgestalten der Alten auf, am liebsten in genrehafter, humoristischer Behandlung, oder sie verwandeln die griechisch-römischen Olympier in allegorische Figuren. Die andern streben in sogenannten realistischen Neigungen nach möglichster Treue im modernen oder historischen Kostüm, wandeln aber sonst die gleiche Straße. Gewiß kann diese Straße zu schönen Resultaten führen. Ein geniales Temperament wie Reinhold Begas, der alle jene Bestrebungen zusammenfaßt, bald Satyrn und Centauren, Flußgöttinnen und Tritonen, bald realistische Porträtfiguren und Büsten schafft oder gar, wie beim Nationaldenkmal für Kaiser Wilhelm I., die heterogenen Elemente miteinander zu versöhnen sucht, der, als frisch zugreifender Eklektiker, Realismus mit Klassicismus und Barock-Motiven kühnlich vermählt, kann hier wirklich Bleibendes geben. Aber immer beängstigender wird die Gefahr der Verflachung bei denen, die nicht in der allerersten Reihe stehen. Das allgemeine Niveau droht in erschreckender Weise zu sinken. Das künstlerische Fluidum, das im Altertum und in der Renaissance, von den Größten ausgehend, auch der Arbeit der Kleineren eine gewisse Weihe verlieh, spüren wir nicht mehr. Es ist eine bedenkliche Oede in das Leben der Bildhauerkunst gekommen, die sich am beklagenswertesten an den in jüngster Zeit immer zahlreicher aus der deutschen Erde emporsteigenden öffentlichen Denkmälern offenbart. Die Gleichförmigkeit und innere Leere der Mehrzahl dieser Statuen und Reiterbilder mit den ewig gleichen allegorischen Figuren am langweiligen Sockel hat darum an manchen Stellen schon auf den Gedanken geführt, ob man nicht gut daran thue, die Befriedigung des in der Nation vorhandenen starken Denkmalbedürfnisses lieber der Architektur anzuvertrauen! Erst ging man so vor, daß man dem Baukünstler die führende und dem Bildhauer nur eine zweite, begleitende Rolle anwies, wie beim Kyffhäuserdenkmal, oder auch beim Coblenzer Kaiser-Monument. Dann aber schob man den Plastiker ganz in den Hintergrund, wie beim Völkerschlachtdenkmal für Leipzig oder bei dem schönen Plane, das Andenken des

eisernen Kanzlers durch Bismarck-Türme zu ehren, der nach dem glänzend gelungenen Münchener Versuch auf Anregung der deutschen Studentenschaft jetzt im großen Stile durchgeführt werden soll. Das alles ward freilich erst dadurch möglich, daß die Architektur, die man so gern die schwerfälligste unter den bildenden Künsten nennt, aufgerüttelt durch die neuen Forderungen der Technik, thatsächlich schon seit geraumer Zeit sich ihrer Aufgabe bewußt ward und in sinnvollem Anschluß an das Brauchbare und Lebenskräftige der Ueberlieferung einen für das Empfinden der Gegenwart charakteristischen Stil zu gewinnen trachtet.

Diese Verbindung ist die wichtigste Voraussetzung für jede gedeihliche Kunstentwickelung; mit dem willkürlichen Losreißen ist es nicht gethan. Und ganz besonders sind Baukunst und Bildhauerei, dank ihrer materiellen Schwere, auf ein richtiges Anknüpfen an die Tradition angewiesen. Wir dürfen es darum als ein gutes Zeichen betrachten, daß die ersten Versuche zu einer Reform der Plastik ebenfalls diesen Ausgangspunkt genommen haben. Ja, es scheint fast, als ob die Bildhauer, die sich dieser schwierigen und zunächst recht undankbaren Aufgabe unterzogen, der Ueberzeugung waren, man müsse von Grund auf das ganze Pensum noch einmal durcharbeiten, um vorwärts zu kommen. So schien ihr Vorgehen manchen Außenstehenden zuerst gar ein rückschrittliches zu sein.

Adolf Hildebrand steht an der Spitze dieser Bewegung. Er hielt es vor allem für wichtig, erst wieder einmal theoretisch über den Geist der Plastik sich und anderen Klarheit zu verschaffen; so entstand seine epochemachende Schrift: „Das Problem der Form in der bildenden Kunst“, die leider durch ihren allzu wissenschaftlichen, dem Laien schwer verständlichen Stil im großen Publikum keine Verbreitung zu finden vermochte — eine Thatsache, die man nicht genug beklagen kann. Daneben aber trat Hildebrand selbst als ein schaffender Künstler auf, der den verflachten Begriff von der antiken Plastik aufs neue vertiefte und belebte. Er zeigte, daß man ihr folgen kann, ohne in Schablone und geistlose Nachtreterei zu verfallen. Er ging im Gegensatz zu den frostigen, blutlosen Allegorien der im alten Gleise hintrottenden Epigonen wieder auf den nackten menschlichen Körper zurück. Dessen Formenschönheit nachzubilden, wird sein höchster Zweck. Ja, Hildebrand ward noch griechischer als die Griechen und verschmähte alles, was das reine Streben zu diesem Zweck verwirren konnte. Der klarste Ausdruck dieses Prinzips ist sein bisheriges Hauptwerk: die wundervolle Jünglingsfigur in der Nationalgalerie. Er stellte ihn ganz einfach als einen schönen, nackten Menschen hin; er verzichtete darauf, ihm einen Speer oder einen Diskus oder irgend ein sonstiges Attribut in die Hand zu geben. Dies Hohe, Vornehme, Absichtslose blieb Hildebrands Werken stets getreu. Auch in den Porträtbüsten, die er geschaffen, ist es zu finden, obschon hier die Verführung gewiß nahe lag, vom vorgezeichneten Wege abzubiegen. Auf der Berliner Secessionistenausstellung kann man jetzt eine Reihe dieser schönen Arbeiten Hildebrands bewundern, während in der deutschen Kunstausstellung zu Dresden ein ganzer Saal, der ihm eingeräumt wurde, von seinem bisherigen Lebenswerke Bericht erstattet. Gerade an den Porträtbüsten aber zeigt sich zugleich der Mangel in Hildebrands Kunst. Auch hier ist er eifrig bemüht, wiederum griechischer als die Griechen, das Charakteristische, Persönliche seines Vorbildes in den Hintergrund zu drängen. Das Individuelle muß hinter dem Allgemeinen zurückstehen. Sein Joachim und sein Bismarck, sein Helmholtz und sein Werner Siemens,

sein Kronecker und sein Pettenkofer — sie alle stehen unter dem Banne des Strebens nach dem Typischen, man möchte sagen, sie haben alle schließlich, soweit das die grundverschiedenen Gesichter überhaupt ermöglichten oder zuließen, den gleichen Ausdruck. So kommt bei aller Meisterschaft eine gewisse Kühle in seine Kunst, die unsere Freude dämpft und bei aller Bewunderung unser Herz nicht schneller schlagen lassen will. Auch bei Hildebrand's hochbegabtem Schüler L. Tuaillon, dessen „Amazone" vor der Nationalgalerie und dessen „Sieger" — beides sind Reiterbilder — jetzt vor dem Eingang der großen Berliner Kunstausstellung steht, geht es uns nicht anders.

Wie Hildebrand ging eine andere Gruppe deutscher Künstler in ihrem Suchen nach neuen Ausdrucksmitteln auf die Antike zurück, nicht auf die leer gewordene, verwässerte Antike des landläufigen Betriebes, sondern auf die eigentliche Kunst des Altertums. In demselben Jahre, als Hildebrand seine erste Berliner Ausstellung wagte, 1884, erschien ein Aufsehen erregendes Schriftchen von Georg Treu, dem ausgezeichneten Leiter der Dresdener Skulpturensammlung, des „Albertinums". Es führte den Titel: „Sollen wir unsere Statuen bemalen?" und ging davon aus, daß ja die Alten bekanntlich ihren herrlichen Marmorwerken meist einen farbigen Ueberzug gaben. Den praktischen Beweis für die Ausführbarkeit des Treu'schen Vorschlages traten alsbald eine Anzahl deutscher Künstler an: Hans Volkmann, der gegenwärtig, ebenfalls in Dresden, mit einer Reihe seiner ganz im Sinne der Antike gedachten Arbeiten hervortritt, Rudolf Maison in München, der schon früher seine entzückenden farbigen Statuetten und kleinere Gruppen, meist moderne, realistisch behandelte Motive, vielfach ausstellte, und vor allem Max Klinger, der seine großen Skulpturen, die „Salome", die „Kassandra" und die noch nicht vollendete sitzende Beethoven-Statue in farbigem und übermaltem Marmor komponiert hat, suchen auf diesem Wege neue Wirkungen zu erzielen, ohne jemals in unkünstlerische Sensationsmache zu versinken. Sie suchen mit diesem Mittel zugleich — auch das im Sinne der Alten —, den dekorativen Aufgaben der Plastik näher zu kommen.

Es ist kein Zufall, daß der größte Teil dieser deutschen Künstlerschar in Italien lebt: Tuaillon und Volkmann wohnen in Rom; dort hat auch Klinger bei wiederholtem längeren Aufenthalt die entscheidenden Anregungen empfangen; und Hildebrand ist seit Jahren in Florenz ansässig. So lag es ihnen am nächsten, unsern Sinn für die *antike* Plastik umzugestalten. Aber daneben haben sie es doch auch unternommen, die *allgemeine* Anschauung von der Art der Bildhauerarbeit zu vertiefen und dadurch eine breitere Fortentwickelung anzubahnen. Hildebrand geht bei seiner Arbeit nicht von dem Thon- oder Gipsmodell, sondern von dem — Marmorblock aus! Ihm erscheint die Arbeit des Bildhauers vor allem als eine Belebung des toten Steins, als eine Beseelung und Durchgeistigung der Materie. Unter seiner Hand sinkt die Fläche zurück, die Formen tauchen auf, bis schließlich die ganze Figur hervortritt. Diese wundervolle Auffassung läßt die Thätigkeit des Künstlers sofort in einem ganz anderen Lichte erscheinen. Sie führt allerdings gelegentlich auch zu Resultaten, die den Unkundigen verblüffen und zurückstoßen. In der Klinger-Sonderausstellung zu Dresden sieht man jetzt eine „Amphitrite" des Leipziger Meisters. Eine kostbare Figur, aber — sie hat keine Arme! „Warum hat sie keine Arme?" fragen 99 unter 100 Besuchern. Nun, würde die Antwort darauf lauten, wahrscheinlich, weil der Künstler

in dem Marmorblock, als er ihn zuerst sah, im „holden Wahnsinn“ des schaffenden Genies, die Formen eines antiken Torso zu erblicken glaubte. Vielleicht reizte ihn früher einmal die rührende Hilflosigkeit der fragmentarischen alten Statuen so, daß ihm dieser Gedanke kam. Vielleicht — doch wer weiß, wie das entstand? Künstler haben oft gar seltsame, phantastische Ideen. Dafür sind sie Künstler. Aber sicher ist es, daß Klinger nicht die Absicht hatte, um jeden Preis eine Amphitrite ohne Arme zu bilden, sondern daß der, allerdings ein wenig dekadente Plan in ihm erst gereift ist, als er den schmalen Block vor Augen hatte.

Gleichzeitig mit Hildebrand hat ein französischer Künstler dies Prinzip neuentdeckt und durchgeführt: August Rodin. Er begnügte sich jedoch nicht damit, es erkannt zu haben, es zu befolgen und es gelegentlich, wenn der Zufall es mit sich bringt, dem Publikum offen darzuthun. Bei Rodin ward es vielmehr Regel, aus jedem Werke die Art seiner Entstehung deutlich erkennen zu lassen. Um gar keinen Zweifel möglich zu machen, läßt er am liebsten ein Stück des Blocks gänzlich unbehauen, so daß wir die Illusion haben, wir sähen gleichsam den Bildhauer bei der Arbeit, sähen, wie unter seinen Händen aus dem rohen Steine langsam sich das Bildwerk löst. Der Unkundige glaubt stets, er habe ein nicht fertig Gewordenes vor sich, das der Künstler aus irgend einem Grunde liegen ließ. So ist das nicht. Rodins raffinierter Geschmack macht vielmehr das Fragmentarische zum Prinzip. Er wendet sich bewußt gegen die runde Abgeschlossenheit und die saubere Glätte der Flächenbehandlung, welche die Antike den Plastikern seit Jahrhunderten zum ehernen Gesetz gemacht hat.

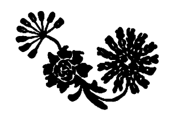
Diese beiden Punkte sind die wichtigsten, wenn man von einer „modernen“ Plastik reden will: der enge Anschluß an das Material und die freiere Behandlung der Flächen. Vor allem ist es die zweite Programmforderung, die von dem innersten Wesen der antiken und der von der Antike beeinflußten Plastik auf neue Wege zu führen scheint. Sie ist vielleicht im Anschluß an den Impressionismus der Maler entstanden. Die Impressionisten verachten die glatte Auspinselung der Einzelheiten und stellen ihre ganze Energie in den Dienst des, eventuell nur auf Kosten der Einzelheiten, zu erzielenden malerischen Gesamteindrucks. Von der breiten, großzügigen Art ihres Vortrags suchen nun die Bildhauer zu lernen. Sie müssen freilich dabei vorsichtig sein; denn die Plastik untersteht anderen Gesetzen als die Malerei, und mit Bronze und Marmor, mit Hammer und Meißel lassen sich nicht so leichthin Experimente machen wie mit Pinsel und Farben. Daß die unvermittelte Herübernahme des malerischen Impressionismus auf Abwege führen kann, hat in seinen früheren, kühnen Versuchen der italienische Fürst Paolo Troubetzkoy (in Mailand) hinlänglich bewiesen. Doch die neuesten Arbeiten dieses Künstlers, die man jetzt auf der trefflichen Internationalen Ausstellung in Venedig sieht, zeigen, daß er es nun versteht, die impressionistischen Gedanken mit den unabweisbaren Forderungen der Plastik zu vereinen. Diese schwierige Aufgabe aber hat am besten die neue belgische Bildhauerschule gelöst. Da ist kein Suchen und Tasten mehr, sondern eine reife, großartige Kunst steht vor uns, der niemand seine Bewunderung versagen wird. Constantin Meunier, der Führer dieser für die gesunde Entwickelung der Plastik ohne Frage sehr bedeutsamen Gruppe, hat ja auch in Deutschland bereits große Erfolge gehabt. Der starke Eindruck, den seine Bronzen allenthalben hervorriefen, war vielleicht in erster Linie dadurch bedingt, daß er auch stofflich der Bildhauerei ein neues

Gebiet eröffnet: die Welt der Arbeiter, der Proletarier, der Bauern, die man bisher lediglich in genremäßiger Auffassung verwertete, und die Meunier nun zum ersten Male in ihrem ganzen wuchtigen Ernst zu Figuren und Gruppen monumentalen Gepräges heranzog. Neben Meunier ist Charles van der Stappen thätig, ein überaus gewandter Künstler, der in allen Sätteln gerecht ist, bald Meuniersche Arbeitergestalten schafft, bald die neue Manier der Flächenbehandlung auf Porträtbüsten überträgt, bald in geheimnisvollen, merkwürdigen Köpfen und Figuren dem Sehnen der Symbolisten feste Gestalt zu verleihen sucht. Dann Jef Lambeaux, ein starkes, lebensprühendes Talent, dessen robuste Frauengestalten an die Bilder seines Stammesgenossen Peter Paul Rubens mahnen. Dann Jules Lagae und eine ganze Reihe hochbegabter Künstler, die sich selbst am liebsten als eine „vlämische" Gruppe bezeichnen.

Ist im Streben dieser Männer der Zusammenhang mit der modernen Malerei unverkennbar, so führen von der andern Forderung, die den engen Anschluß an das Material betont, Fäden zu den Prinzipien des neuen Kunstgewerbes hinüber. Wie dessen Vertreter dringen nun auch die Plastiker auf die notwendige Wiederherstellung einer innigen Verbindung des Künstlerischen mit dem Handwerklichen, die zum Schaden der Kunst allzulange vernachlässigt worden und schließlich verloren gegangen war. Jenes Hildebrand'sche Prinzip kennzeichnet die veränderte Stellung der Bildhauer zum Marmor. Daneben nun versucht man sich in den verschiedensten Möglichkeiten. Van der Stappen komponiert gern in Silber und Elfenbein. Der Franzose Jean Dampt wagte in einer entzückenden Melusinengruppe einmal, die Märchengestalt der Wassertochter in Elfenbein, das mit glitzernden Edelsteinen besetzt war, und den gepanzerten Ritter, der sie liebend umfängt, in Stahl zu geben. Der Münchener Hermann Lang nimmt am liebsten rauhen, körnigen Stein und behaut ihn mit dem Meißel. Der Berliner Max Kruse schnitzt Gruppen und vor allem interessante Porträts aus Holz, versucht es sogar, wie bei dem jetzt in der Berliner Secession ausgestellten Kopf des Schillerenkels Freiherrn von Gleichen-Rußwurm, diese Holzwerke zu kolorieren, freilich mit ungleichem Erfolge. Ueberall aber bleibt das oberste Gesetz: die individuelle Behandlung des gewählten Materials.

Außer den Genannten ist die Zahl der deutschen Künstler, die diesen Zielen nachstreben, keine große. In der Berliner Secession sehen wir einige Proben. Da ist der Münchener Josef Floßmann und einige Norddeutsche: vor allem August Gaul mit seinen prächtigen kleinen Tier-Skulpturen, dann zwei Schwankende, Hugo Lederer und Fritz Klimsch. Interessant ist es, zu beobachten, daß auch die Maler, die sich neuerdings der Bildhauerei zuwenden, ausnahmslos diesen Spuren folgen. Die Worpsweder Am Ende und Mackensen, der Karlsruher Pötzelberger, der kürzlich nach Berlin berufene Düsseldorfer Arthur Kampf liefern in der Dresdener Ausstellung dafür die Beweise. Franz Stuck, der immer lebhafter zum Meißel greift, scheint sich, seinen archaistischen Neigungen folgend, wie sein Kunstverwandter Klinger, mehr der anderen Gruppe anzuschließen. Merkwürdig ist bei allen diesen Künstlern die Abwendung vom Monumentalen zum Intimen, von der Statue zur Statuette, vom räumlich Großen zum Kleinen, ja zum Winzigen. Man glaube aber nicht, daß das im Wesen dieser neuen Plastik begründet ist. Es spricht sich darin wohl nur einmal die Reaktion gegen die allzu üppig ins Kraut geschossene Denkmalskunst aus und dann eine gewisse

Behutsamkeit, wohl auch Unsicherheit, die das Ungewohnte des neuen Weges mit sich bringt. Daß auch mit solchen modernen Prinzipien echte Monumentalität erreicht werden kann, das haben bereits die stammverwandten Belgier zur Evidenz bewiesen. Wer die großen Bronzefiguren sieht, mit denen Meunier und van der Stappen den schönen Jardin botanique in Brüssel ausgeschmückt haben, der muß an die Zukunft dieser Entwicklung glauben. Wir stehen in Deutschland hier erst an einem Beginn und brauchen eine gewisse Zeit, die neuen Anregungen in unserem nationalen Sinne zu verarbeiten, die Periode des Tastens und der technischen Aengstlichkeit zu überwinden. In der Malerei haben wir uns soeben zu solcher Freiheit durchgerungen. Vielleicht bringt uns das kommende Jahrhundert nun auch der Erfüllung unserer Wünsche nach einer neuen Bildhauerkunst einen Schritt näher. Dr. **Max Osborn.**



Stimmen des In- und Auslandes.



Mehr Logik!

An die bewegliche Klage, die Virchow jüngst im deutschen Reichstag über den empfindlichen Mangel an logischer Schulung im allgemeinen und über den logischen Defekt der vorwiegend nach der naturwissenschaftlichen Seite hin ausgebildeten Medizinstudierenden im besondern geführt hat, und die voraussichtlich die Wiedereinführung eines obligatorischen Lehrkurses der formalen Logik in unseren Gymnasien und Realschulen zur Folge haben wird, knüpft Professor Ludwig Stein von der Universität Bern in der „Deutschen Revue“ (Juliheft 1899) eine Reihe geistvoller Ausführungen. „Man beginnt einzusehen,“ schreibt Stein, „daß wir heute in der Vernachlässigung der formalen Logik fast ebensosehr, wenn nicht noch verhängnisvoller sündigen als die vorangegangenen Generationen in ihrer einseitigen Ueberschätzung des Collegium logicum. Weil manche Lehrer die Logik einschläfernd vortrugen, schloß man — übereilt genug —: die Logik *sei* einschläfernd. Weil einzelne geborene logische Köpfe im praktischen Leben gescheiter, meinethalben sogar logisch korrekter verfuhren als einzelne zopfbehaftete, an den Gebresten geistiger Altersschwäche laborierende Grauköpfe, welche Logik *vortrugen*, folgerte man — ebenso voreilig —: die Logik sei, wie die Rhetorik etwa, eine überlebte Wissenschaft. Entweder habe man gesunden Menschenverstand, dann denke man logischer als alle Berufslogiker zusammengenommen, oder man habe keinen, dann ließe sich ein solcher künstlich, beziehungsweise erziehlich überhaupt nicht beibringen. Diese Gegner der formalen Logik beweisen mit ihrer Argumentation nur, daß sie das gründlich bekämpfen, was

ihnen noch gründlicher abgeht: die formale Logik. Sie behaften den Mißbrauch als Regel, statt ihn als Ausnahme zu begreifen. Mit dem gleichen Rechte könnte man eine Fuge von Bach, die man nur nach dem zittrigen Geklimper eines alten Schulmeisters kennt, für den Inbegriff aller Langeweile erklären. Unfähigkeit der Interpretation gestattet keinen Rückschluß auf die des Schöpfers. Wird man nun gar gezwungen, einer solchen unfähigen Interpretation tagtäglich beizuwohnen, wie dies früher bei dem für alle Studierenden verbindlichen Collegium logicum thatsächlich der Fall war, so überträgt sich leise und unvermerkt der angesammelte Groll gegen den Darsteller auf den Gegenstand der Darstellung." Ferner: „Gewiß giebt es Naturbursche der Logik, denen der Instinkt die Schulung ersetzt, wie es auch Naturbursche des Gesanges, der Malerei und Bildnerei giebt, welche vermittelst ihrer natürlichen Begabungen unter Umständen Frischeres, Ursprünglicheres, Ueberraschenderes leisten als die resp. Professoren an den Hochschulen und Kunstakademien. Wird man darum den Hochschulen und Akademien die Daseinsberechtigung absprechen? Das hieße wieder den logischen Fehler begehen, Ausnahmen zu Regeln gestalten zu wollen ... Die Aegypter haben Pyramiden gebaut, ohne ein Lehrbuch der Mechanik zu besitzen. Ist darum die Mechanik als Wissenschaft überflüssig? Die Griechen und Orientalen haben anmutige Melodien erfunden, ohne die Gesetze des Kontrapunktes zu kennen. Soll man darum die Kompositionslehre wegdekretieren? Gewiß vermögen Begabung und Erfahrung manches. Aber einmal kommt ein kritischer Punkt, wo natürliche Begabung und unmethodische Erfahrung schlechterdings nicht mehr ausreichen, wo vielmehr nur Theorie und wissenschaftliche Methodenlehre weiterzuführen vermögen." Und den paar „logischen Geburts-Aristokraten", den „schon im Mutterschoße mit der reichen Mitgift des gesunden Menschenverstandes Ausgestatteten" steht die große Masse derer gegenüber, „denen das Gnadengeschenk angeborener Logik versagt ist". Verhält sich's doch mit der angeborenen Logik wie mit dem natürlichen Takt: „die überwiegende Mehrzahl der Menschen kommt ohne diese kostbare Aussteuer zur Welt. In der Logik, als dem Takte des Denkens, wie im Takt, als der Logik des Gefühls, bringt der Durchschnitt der Neugeborenen verzweifelt wenig mit." Und wenn sich die von Natur Reichen zur Not selbst helfen, „die andern, deren Prozentsatz wir aus angeborener Höflichkeit gegen das Menschengeschlecht lieber verschweigen wollen, müssen von uns gedanklich erzogen, charakterlich auf die Beine gebracht werden. Da sie natürliche Logik gar nicht mitbringen, so müßten sie, falls wir ihnen noch die formale Logik vorenthielten, einer vollständigen Gedankenanarchie anheimfallen." Diese gedankliche Anarchie erklärt nun Professor Stein für schlimmer als die politische selbst, die nur das äußere Krankheitssymptom dafür sei, daß wir aus dem socialen Gleichgewicht geraten sind, ein „Veitstanz social entgleister Persönlichkeiten". Dem gedanklichen Anarchismus ist aber unser ganzes „nervöses Jahrhundert" verfallen. „Kunst und Litteratur, diese zartesten und vornehmsten Spiegelungen der Volksseele, stehen augenblicklich unter dem Zeichen ungezügelter Herrschaftslosigkeit. Jähe Sprünge, unvermittelte Uebergänge, nervöse Unrast, peinigende Willkür und überstürztes Drauflosstürmen bilden das gemeinsame Abzeichen der ‚Modernität'. Kein regelnder Kanon, keine künstlerisch beglaubigte Autorität, kein zusammenhaltendes Band gefesteter, künstlerischer Ueberzeugungen verknüpft unsere ‚Jungen'. Wir leben förmlich im Zeitalter des künst-

lerischen und litterarischen Faustrechts. Naturalisten und Impressionisten, Veristen und Symbolisten, Präraffaeliten und Maeterlinck'sche Salonmystiker wechseln und wirbeln kunterbunt durcheinander. Jeder Künstler von Rang besteht heute darauf, kein Kunstgesetz über sich anzuerkennen, sondern in sich selbst die Quelle aller künstlerischen Gesetzmäßigkeit zu suchen und — zu finden. Was ist dies andres als Gedankenanarchie, als generalisierter Ich-Wahn? . . . Weil der Klassicismus, der vielfach auf Tradition und Autorität beruhte, auf die Individualität zuweilen drückte und auf den selbständigen Flug der künstlerischen Phantasie manchmal vielleicht lähmend wirkte, deshalb macht der Individualismus mit aller Klassicität, mit aller Tradition und Autorität tabula rasa." Was ist dies anders als ein logischer Defekt? „Die Künstler dürfen nicht vergessen, daß es neben dem Reiz des Individuellen, dem unvergleichlichen Schmelz des intim Persönlichen, noch ein allgemeines, einen eisernen Fonds für alle Künstler geltender Regeln und Formen giebt, die man zwar individuell färben, aber niemals ganz verleugnen sollte."

Dieser ästhetische Kanon, der gewisse Grundregeln für jede Kunst verbindlich macht, bedeutet für das künstlerische Schaffen ungefähr dasselbe, wie die Grammatik für die Sprache, die Logik für das Denken, die Grundbegriffe der Moral für das sittliche Wollen. Wie die Syntax nicht lehrt, was, sondern nur wie zu sprechen sei, so ist die Logik nichts andres als die Syntax des Denkens; sie lehrt nicht den gescheiten Inhalt, sondern nur die korrekte Form des Denkens. „Wie man den gescheitesten Einfall ungrammatikalisch aussprechen, aber die dümmste Antwort darauf in grammatisch tadellosester Sprache erhalten kann, so kann ein Gedanke eminent gescheit, aber verteufelt unlogisch, ein andrer hinwieder logisch unantastbar, aber verzweifelt dumm sein. Nietzsche zum Beispiel ist unheimlich gescheit, aber bis in die Fingerspitzen hinein unlogisch," er ist „logisch deklassiert". „Im übrigen", fährt Stein fort, „ist der verhängnisvolle Einfluß Nietzsches auf die Jugend unseres Kulturkreises nur ein Beweis mehr dafür, daß die Gedankenanarchie die traurige Signatur des absterbenden Jahrhunderts bildet. Seit Nietzsche steht für das heranwachsende Geschlecht überhaupt nichts mehr fest . . . alle politischen, socialen, sittlichen und wissenschaftlichen Werte werden willkürlich umgewertet oder, um das berüchtigte Rezept des intellektuellen Giftmischers Nietzsche herzusetzen: ‚Nichts ist wahr, alles ist erlaubt.'" Daß ein so typischer Vertreter der Gedankenanarchie wie Nietzsche die Gemüter so bis in die verborgensten Falten der Seele erschüttern und so breite Kreise ergreifen konnte, beweist für Stein hinlänglich, wie kläglich es um die logische Schulung selbst des denkenden Bruchteils innerhalb unsrer Kulturgemeinschaft bestellt ist . . .

Wie tief muß aber auch die philosophische Bildung der Deutschen gesunken sein, „wie weit muß auch die spekulative und dialektische Gedankenanarchie um sich gegriffen haben, wenn der philosophische Gedankenanarchist Friedrich Nietzsche der einzige deutsche Denker (nebenbei polnischer Abstammung) ist, der sich rühmen kann, getreue Anhänger, hingebungsvolle Jünger zu besitzen!" Wer liest heute, von Fachkreisen natürlich abgesehen, Männer wie Wundt, Dilthey, v. Hartmann, Spencer, James, Ardigò, Renouvier, Fouillée u. a., welche heute philosophisch den Ton angeben und in ihren Gedankenleistungen denen des vorangegangenen Denkergeschlechts sicherlich nicht nachstehen, noch in der Absicht, in ihnen eine Weltanschauung wiederzufinden, an die man sich anlehnen könnte und

die unser Bedürfnis nach einem vollkommen vereinheitlichten Weltbilde zu stillen vermöchten? „Giebt es etwa Wundtianer, wie es Kantianer, Hegelianer, oder Schopenhauerianer gegeben hat? Mit nichten! Die einzigen ...aner, von denen ernstlich gesprochen werden könnte, sind Nietzscheaner."

Stein kommt sodann noch auf die politische Gedankenanarchie zu sprechen, die unsere wahlfähige Jugend dazu verführt, nicht nach logischen Erwägungen, sondern nach psychologischen Affekten sich zu entscheiden, nicht der Wucht der Gründe, sondern der Gewalt der Gefühle, nicht der Ueberzeugung, sondern der Ueberredung nachzugeben. „Daher die magische Wirkung gerade der extremen Parteien auf das heranwachsende Geschlecht. Den Ultras von rechts stehen verständnislos, klüftetief getrennt, unversöhnlich die Ultras von links gegenüber. Und diese herben, schroffen Gegenfüßler sollen, müssen doch in der nächsten Generation miteinander auskommen; denn sie bilden ja das mit dem neuen Jahrhundert einsetzende neue Geschlecht! Wenn hier nicht bald Klärung, Verständigung, logische Auseinandersetzung erfolgt, dann ist die politische Katastrophe unvermeidlich. Ein Staat ohne Mittelparteien, in welchem sich alle politischen Zwischenstufen abgeschliffen haben, so daß nur noch Gesinnungsjunker und Anarchisten einander unerbittlich gegenüberstehen, ist logisch bankrott und somit auch politisch dem Untergang geweiht. Dagegen könnte die formale Logik, welche die Unzulänglichkeit unausgegorener politischer Theorien und Unzulässigkeit gewisser socialer Gedankenverknüpfungen mit unwiderstehlichen Argumenten darthut, so manchem jugendlichen Hitzkopf den Dienst einer wissenschaftlichen Kaltwasserkur leisten."



Antiquitäten.

„Man erwerbe, wenn man nicht wissenschaftliche Zwecke verfolgt, nur solche Stücke, welche einem direkt und unzweifelhaft durch ihr Erscheinen Freude machen. Man ordne die Stücke der Art in die Wohnung ein, daß sie das Gesamtbild veredeln und deutlich zeigen, daß sie für diesen Zweck hingestellt sind . . . Ein verständiger Mensch von rein modernem Denken kann nicht genötigt werden, sein Formengefühl auf den Standpunkt einer früheren Epoche zurückzuschrauben, und wird abgestoßen, zum mindesten gelangweilt durch den Anspruch der Hausherrin, ihre letzten Errungenschaften auf dem Antiquitätenmarkt zu bewundern. Der Kenner oft noch mehr. Man frage sich also ernstlich, ob es nicht verständiger ist, für die verfügbaren Mittel Zierstücke neuer Arbeit zu erwerben, bei denen man Wert und Wirkung genau abschätzen kann . . . Der Anspruch, daß Kunstwerke alt sein müssen, um wirklich zu erfreuen, ist falsch und entspricht nur in den allerseltensten Fällen einem seelischen Bedürfnis, das bei jedem Besitzstücke auf mitklingende Accorde alten Kulturlebens lauscht; ein derartig fein organisierter Geist wird aber auch innerhalb des modernen Schaffens des Erstrebens Wertes finden. — Wer sich grundsätzlich darauf versteift, nur Altes schön zu finden, deckt hiermit kümmerlich eine Lücke seiner Urteilskraft . . . Im wesentlichen be-

handle man seine Wohnung als moderner Mensch und bedenke, daß einstmals in unseren Villen und Schlössern kommende Geschlechter das suchen sollen, was unser Jahrhundert Gutes geschaffen, was unsere Zeit als erstrebenswert angesehen hat. Hiervon das Edelste und Beste nach Maß seiner Kräfte liebevoll zusammenzutragen, ist eine würdige Aufgabe, in deren Erfüllung man sich selbst und seine Mitmenschen fortbildet, eine Aufgabe, für die der feine Sinn der Frauen, der Hüterinnen des Hauses, in erster Reihe einzutreten hat."

Mit diesen höchst verständigen und beachtenswerten Leitsätzen schließt ein Mann einen „offenen Brief an die Frauen" (Deutsche Rundschau, Nr. 19, vom 1. Juli 1899), dem man wahrhaftig nicht Abweisung der Antiquitätenliebhaberei nachsagen darf, der vielmehr, wie er es selbst bezeichnet, „in Sachen des Kunstbesitzes an einer weithin sichtbaren Ecke steht"; es ist das nämlich der Professor Julius Lessing, Direktor am Berliner Kunstgewerbemuseum, dessen Beruf es also ist, alle Arten von Antiquitäten zu sammeln und zu hüten. Um so bemerkenswerter ist es, daß gerade er vor der übertriebenen und vor allem oberflächlichen Sammelwut von Altsachen oder Exotischem warnt, die jetzt so allgemein geworden ist, daß „selbst Frauen, die mit des Lebens Notdurft ringen, nach solchem Gut streben, sei es auch nur ein Läppchen von altem Seidenzeug, das man um ein Bild schlingt, einige alte Theetassen auf dem Schränkchen, ein japanischer Papierfächer hinter dem Spiegel."

Dabei weiß er den eigentümlichen Reiz der Altsachen wunderbar zu schildern: „Zunächst haben sie einen wirklichen, von neuen Stücken nicht erreichbaren Reiz der Farbe und der Weichheit, den nur die Zeit mit ihrer langsam fortschreitenden Zerstörung hervorbringt. Stoffe von grellen, harten Tönen werden durch Zersetzung in Licht und Staub zu zauberhaftem Schmelz zusammengestimmt; die scharfen Ecken von Holz und Metall werden unter dem ständigen Darübergleiten der menschlichen Hand geschmeidig und fühlen sich an wie etwas Lebendiges; Bronze und Silber erhalten durch Oxydation eine tief glühende Farbe, die Patina, welche selbst das plastisch Wertlose verklärt; der kreidige Marmor wandelt sich in glühendes Goldgelb, der zunächst blaue Holzton in tiefgründiges, sattes Braun; und selbst eine sogenannte Patina, die nichts ist als eine Schicht von Staub und Kerzenruß, adelt die ungeschickte Holzfigur einer Dorfkirche, indem sie wie eine körperliche Verdichtung vielhundertjähriger Verehrung auf ihr ruht. Derartige Stücke sind durch ihr bloßes Erscheinen für eine feinere Art des künstlerischen Empfindens geweiht ... Ein weiterer Reiz der Altsachen, einschließlich der exotischen Stücke, liegt in einer Ausführung, welche die moderne Technik nicht erreichen kann oder will, weil die individuelle Arbeit der menschlichen Hand zu teuer wird und daher von schematischer Fabrikarbeit so vollständig abgelöst ist, daß sich niemand mehr findet, der die mühselige, alte Technik noch übt ... Ein alter Kupferkessel ist mit der Hand gehämmert (martelé) und zeigt hunderte von lichtbrechenden Flächen, während das mit dem Fallwerk gestanzte neue Gerät eine öde Spiegelfläche bietet. In der Behandlung der Metalloberfläche entfalten ältere, auch neuere japanische Arbeiten eine Mannigfaltigkeit, von der die europäische Technik keine Ahnung hat ... Ueber diese Bewunderung der Farben und Techniken hinaus geht aber bei den Altsachen der Genuß, den uns das Versenken in den Formenkreis, in die künstlerische Empfindungsweise einer früheren Zeit gewährt. Alte Kaffeetassen mit verschnörkelten Schäferbild-

chen können uns eine Stimmung lächelnden Behagens erwecken, wie eine Symphonie von Haydn; bei dem altertümlichen Spinnrad träumt man sich in Gretchenstimmung hinein; Butzenscheiben und bunte Glasbilder führen in den Dunstkreis mittelalterlicher Kemenaten; der romanische Reliquienkasten mit seinen starren Heiligen redet von religiöser Askese, und die vergoldete Buddhafigur auf der Lotosblume von den schönen, stillen Menschen am Ufer des Ganges. Ein modernes Gemälde könnte jede dieser Perioden weit deutlicher schildern, aber die Verehrung der Altsachen quillt aus demselben Born, wie die der Reliquien: man will etwas Körperliches aus der weihevollen Zeit. Hieran schließt sich unter besonderen Verhältnissen etwas Persönliches, etwas, das dem Ahnenkultus der Chinesen entspricht. Man schätzt unter den Altsachen am meisten das, was man ererbt hat, es spricht laut von der Familie, von ihrer alten Kultur, ihrem alten Wohlstand und gesellschaftlichen Rang." Uebrigens spielt auch die Befriedigung mit, etwas zu besitzen, was man nicht in jedem Laden kaufen kann, was nur dem feineren Verständnis, dem geläuterten Geschmack, der internationalen Lebensführung zugänglich ist. „Spitzt man das Sammeln lediglich auf Seltenheiten zu, so ist dies in letzter Linie eine besondere Form des Protzentums, das Hochgefühl, mehr bezahlen zu können als ein anderer." In dieser Weise sammelt z. B. die Pariserin, schon im vorigen Jahrhundert und früher. Die Pompadour hat tolle Summen für Antiquitäten, namentlich Altchinesisches ausgegeben. Für die Damen der Pariser Welt ist es eine Art Jagdvergnügen, auf Antiquitäten auszugehen, aber nur auf kleine, elegante Kostbarkeiten, die „bibelots", die man in feine Glasschränke stellt, „objets de vitrine". Auf den Kunstauktionen trifft sich das weibliche tout Paris wie bei den Rennen. Es giebt in Paris Damen der haute finance, denen man keine Einrichtungsstücke, keine Diamanten und keine Villa schenken kann, denen man aber im Geburtstagsstrauß ein niedliches Etwas überreichen will, das anständiger Weise nicht unter 10000, aber gern 50000 oder 100000 Francs kosten darf.

„Nur ist", führt Lessing bei dieser Gelegenheit des weiteren aus, „der Vorrat der Stücke, welche der vornehmen Welt sammelnswert erscheinen, an sich beschränkt, jährlich wandert immer mehr in die Museen und die Paläste der unerschütterlich Reichen, und so müssen die mäßig Reichen sich mit immer geringeren Qualitäten begnügen; man sammelt jetzt schon Waren, die vor einem Menschenalter kaum die Trödler übernommen hätten. Bei so starkem Bedarf setzt naturgemäß die Fälschung ein." In den Städten mit Spielhöllen, eleganten Badeorten, in den für Fremdenverkehr bestimmten Läden hauptstädtischer Galerien hält Lessing so ziemlich alles zu Verkauf Gebotene für gefälscht, im besten Falle sind es Bruchstücke alter Waren, die durch moderne Ergänzungen zu scheinbaren Wertstücken umgearbeitet sind. „Und bliebe es bei den Läden! Der etwas vorsichtigen Fremden sagt der Händler mit Augenzwinkern: ‚Das hier im Laden ist nichts für eine so feine Kennerin. Das ist für die Amerikaner. Ich weiß schon, Sie suchen etwas Frisches aus erster Hand. Da oben im alten Schlosse wohnt die Witwe von X. oder im Fischerhause hinter der Düne die Kapitänswitwe, die verkauft nichts an mich, weil es dann ruchbar würde, aber wenn ein Fremder kommt, dann eher. Ich will nur 5% Provision.' Nun also siegesgewiß zur entlegenen Witwe und dann lebenslang das Hochgefühl: das habe ich selbst von dem alten Bordbrett heruntergeholt! — Es fragt sich nur, wann es hinaufgestellt

ist.“ Schützen vor solchem Schwindel kann sich kaum der Kenner, geschweige denn der Laie. Deshalb giebt der Verfasser den gewiß beherzigenswerten Rat: „Man kaufe nie eine Altsache für 100 Mark, von der man nicht hofft, daß sie einem dauernd so viel Vergnügen bereiten werde als der Besitz von 100 Mark ... Hat man aber ein Stück mit ehrlichem Gemüt, aus Freude an der Sache erworben, so lasse man sich diese Freude nicht vergällen. Sollte es wirklich nicht alt oder an anderer Stelle für geringeren Preis erhältlich sein, so kann es rein sachlich den Besitzer, der sich damit sein Zimmer schmücken will, genau ebenso weiter erfreuen als beim Erwerb.“

Ueberhaupt sollen die Antiquitäten nicht die Wohnungen zu kleinen Privatmuseen gestalten, sondern ihre Behaglichkeit erhöhen. Deshalb ist es das Allerverkehrteste, ein Zimmer gleichmäßig mit Stücken derselben Epoche füllen zu wollen; denn strenge gehandhabt, wird das Zimmer dadurch geradezu unbenutzbar, da die Ansprüche unserer Zeit eben andere sind. „Wer in seinen Zimmern wirklich leben will, soll sie vielmehr stets und unverbrüchlich nach modernem Bedürfnis frisch einrichten und mag dann einzelne alte Stücke einfügen, die koloristisch oder durch schöne Formen wirken, aber nur Stücke, von denen man keine praktische Leistung verlangt, also eine überschüssige Kommode, ein Zierschränkchen und dergl., allenfalls eine kleine Nische mit alten Sesseln und Getäfel. Aus Altertümelei sich ein Schweizer Bauernbüffett statt eines brauchbaren hinzustellen, ist Thorheit.“



Lebensanschauung.

Axel Garde schreibt in der neuen reichillustrierten dänischen Zeitschrift für Litteratur, Kunst, Wissenschaft und Politik, „Vagten“, („Die Wacht“, Kopenhagen, Oscar Sötorft's Verlag) über dieses Thema:

Leben ist Entwickelung. Entwickelung hat nur Wert, wenn sie im Wachsen ist. Wer sich einer „fertigen“ Entwickelung rühmt, täuscht sich selbst. Er ist nämlich nicht nur fertig mit seiner Entwickelung, er ist einfach fertig mit seinem Leben. Lessing hat gesagt: „Wenn Gott in der rechten Hand die Wahrheit hätte und das Suchen nach Wahrheit in seiner Linken und böte mir an, zu wählen, so wählte ich die Linke.“ Das ist das wahrste Wort, das von der Entwickelungsfähigkeit der Menschen gesagt ist. Es giebt keine Wahrheit, sondern nur viele kleine Wahrheiten, und irgendwo ist in ihnen ein Weg zu der großen Wahrheit; aber ihn muß jeder einzelne in seinem eigenen Herzen suchen. Weiter kann niemand kommen. Wer sich finden will, muß in die Einsamkeit hinausgehen, wo nichts Zufälliges ihn stört, wo er klar wird über die Eindrücke, die das eigene Leben ihm gegeben, und wo er das Leben verstehen lernt, das er täglich lebt. Das tägliche Leben besteht aus Kleinigkeiten; aber diese Kleinigkeiten sind nur scheinbar klein, sie sind für das Individuum groß, tief und unendlich, sein Eigentum, das Einzige, was außer ihm kein anderer besitzt. Und wenn man von diesem weiter sucht, hinab, in seine Einsamkeit, in sein Schweigen, in das, was Wert für einen bekommen hat, in die Tiefe der Seele hinab, von der aus man über sein Leben hinaus-

blickt, wo die eigene Erfahrung sich findet, da entdeckt man seine Lebensanschauung, das, was unser Gott ist, und der keines anderen. Es giebt keine absolute Trennung des geistigen und täglichen Lebens. Das geistige Leben ist nur das, was der Einzelne auf dem Grunde seines täglichen Lebens lebt. Es ist: den Zusammenhang und die Unendlichkeit in seinem persönlichen und täglichen Leben suchen Und in seiner Einsamkeit findet er zuerst die seltsame Rede der Menschen vom Glück, unter dem jeder etwas anderes versteht und das doch niemals von Dauer sein kann. Auch ist das Leid oft von mächtigerer Wirkung auf die Entwickelung. Die Bedeutung des Glücks liegt nur darin, daß es die Fähigkeit hat, die Spannkraft in uns gegenüber der Ursprünglichkeit des Lebens zu bewahren. Und der Umstand, wie die Menschen das Wort „Glück" gebrauchen, beweist, daß Worte keinen festen Sinn haben, daß dieser abhängig ist von den Anschauungen und der Wesenheit der Menschen. Man muß sie kennen bis in ihre Seelentiefe, um ihre Worte verstehen zu können. Nicht die Worte, das Schweigen, das sie umgiebt, giebt ihnen den Ton und die Farbe. Das Schweigen zwischen zwei Menschen — in ihm werden die tiefsten gegenseitigen Seelenerkenntnisse gewonnen — das Schweigen kann der tiefste Ausdruck der Harmonie zweier Menschen sein, aber auch in ihm sich ein großer Kontrast ausdrücken bei scheinbarem Zusammenklang der Worte. Das Schweigen ist das Letzte und Tiefste zwischen den Menschen.

Soll nun das Schweigen, die innere Einsamkeit gedeutet werden, dann fragt es sich, wie tief man in sich selbst, in sein Bewußtsein eindringen kann. Auch hier handelt es sich um eine ständige Entwickelung, man dringt immer tiefer hinab; aber wie weit man auch dringt, ein absoluter Zusammenklang aller Teile des Wesens ist nicht zu finden, das Schlußresultat bleibt stets der Kontrast. Selbst im Moment der höchsten Spannung des Lebens (Glück genannt) ist keine volle Harmonie zu erreichen; auch da ist man zusammengesetzt, nüanciert. Das ist die Grenze des Menschlichen. Was darüber hinausliegt, liegt außerhalb des menschlichen Bewußtseins. Das Erkenntnisvermögen macht Halt vor etwas Ueber- oder Außermenschlichem, das man „Unendlichkeit" oder „Gott" nennen kann. Im höchsten Lebensmoment gewinnt man die Erkenntnis von einem Größeren, als man selbst ist, und von der Unmöglichkeit, in das innerste Wesen des Lebens einzudringen. Das ist das Religiöse, das nur dann Wert für den Menschen hat, wenn es sich auf seinem eigenen Leben erbaut hat. Das Religiöse ist: Gott finden in seiner eigenen Seele. Gott findet man jenseits der Grenze des Menschlichen in einem persönlichen Erlebnis. Man darf ihn nicht in das Menschliche hinabziehen. Das Religiöse ist das große, tiefe, unverständliche Gefühl von der Unendlichkeit. Dieses Gefühl ist rein, stark und mächtig. Draußen am Meere, hoch oben auf den Bergen, überall in der Natur kann man es kennen lernen. Dieses Religiöse dringt überall in's tägliche Leben ein, es muß zu Bestrebungen nach Einheit und Zusammenhang antreiben und fördert die Moral, die abhängig ist von der „Seelengespanntheit". Jeder einzelne kann seine Lebensanschauung finden, wenn er sich ehrlich und persönlich dem Leben gegenüberstellt. E. B.





Weiteres über Hypnotismus.

Zunächst eine Berichtigung: Herr (oder Frau?) E. U. irrt sich, wenn er glaubt, daß ich ihn für einen Materialisten gehalten. Wie sollte ich dazu kommen, nachdem er erklärt, daß ihm der Gedanke schrecklich wäre, den Tod für das definitive Ende des Menschen halten zu müssen? Bekanntlich ist doch dem Materialisten das Gegenteil schrecklich: der Gedanke an ein Weiterleben, an die metaphysische Bedeutsamkeit der Moral und die dadurch bedingte Verantwortlichkeit des Menschen. Ich habe vielmehr lediglich bemerkt, daß die von Herrn E. U. an die Erscheinungen des Hypnotismus geknüpften Schlußfolgerungen nur vom materialistischen Standpunkte aus eine gewisse Berechtigung haben würden. Damit war doch von vornherein die beruhigende Erklärung gegeben, daß derjenige, welcher diesen Standpunkt nicht teilt, jene Schlußfolgerungen eben nicht zu ziehen braucht.

Zur Sache möchte ich mir erlauben, noch das Folgende zu sagen. Durch den Hypnotismus können, wenn er mißbraucht wird, allerdings ganz bedenkliche Resultate herbeigeführt werden. Es steht außer Zweifel, daß ein Mensch durch Suggestion sogar zu einem Verbrechen veranlaßt werden kann. In einem solchen Falle geht die Verantwortlichkeit natürlich vom Thäter als dem willenlosen Werkzeug auf den Hypnotiseur über. Zwischen diesem extremen Fall und den freien Handlungen eines „geschlossenen" verantwortlichen Ichs giebt es zahllose Zwischenstufen. Das andere Extrem, das geschlossene Ich, ist nun aber nicht etwa der nicht hypnotisierte, gewöhnliche Mensch, sondern der „im Geiste Wiedergeborene". Auf den mystischen Begriff der in Rede stehenden Wiedergeburt kann ich hier wegen Mangels an Raum nicht näher eingehen. Den „normalen" Menschen hingegen möchte ich trotz seiner Verantwortlichkeit nicht als ein geschlossenes Ich bezeichnen, da seine Handlungen stets unter irgend welchen zwingenden Einflüssen, unter „zureichenden Motiven", also unfrei erfolgen. Unter diesen Einflüssen spielt die Suggestion eine große Rolle; ich meine jetzt nicht die bewußte Suggestion des eigentlichen Hypnotiseurs, sondern die mehr oder weniger unbewußte Suggestion, wie sie die Menschen gegenseitig aufeinander ausüben. Ich erinnere z. B. an die Rolle, welche diese Suggestion im Liebesleben der Geschlechter, im geselligen und im Geschäftsverkehr spielt. Wie oft muß der Mensch bereuen, daß er

sich durch die Ueberredungskünste anderer zu voreiligen Handlungen hat hinreißen lassen!

Inwiefern im allgemeinen der Widerspruch zwischen der Unfreiheit des menschlichen Willens und dem Verantwortlichkeitsgefühl zu lösen ist, habe ich in Heft 5, S. 469, bereits angedeutet. Darnach liegt die Freiheit, wie es schon Kant ausgeführt, im Reiche des Uebersinnlichen. Nun entsteht aber die neue Schwierigkeit, daß durch den Hypnotismus allem Anscheine nach auch die vom Okkultismus bewiesene, übersinnliche Wesenshälfte des Menschen, deren bloße Erscheinung der irdische Körper ist, beeinflußt werden kann, wie es bei dem von mir erwähnten künstlichen Stigma der Fall ist. Zur Wahrung der Freiheit unseres übersinnlichen Wesens bleibt nun meiner Ansicht nach nichts anderes als die Annahme übrig, daß dasselbe auf einen hypnotischen Einfluß nur nach seinem Gutdünken reagieren wird. So sind denn auch die Experimente zur Erlangung des künstlichen Stigmas keineswegs immer von Erfolg begleitet gewesen, was freilich auch daran gelegen haben kann, daß die Suggestion nicht stark genug war, um auf die übersinnliche Wesenshälfte fortgepflanzt zu werden. Dies dürfte überhaupt nur bei außerordentlicher Sensivität des Patienten und unter sonst günstigen besonderen Umständen möglich sein, nachdem schon die stärkere Suggestion des Gehirnes bei weitem nicht bei allen und am besten nur bei willensschwachen Charakteren gelingt.

Was die von Herrn E. U. gelesenen Berichte über Materialisationen betrifft, in welchen „schließlich jedesmal bemerkt wurde, die Sache sei auf Täuschung hinausgelaufen", so muß ich annehmen, daß es sich um Zeitungsberichte handelt. Was wollen aber Berichte in Tagesblättern besagen, solange diese im Schlepptau einer dem Okkultismus feindseligen, offiziellen Wissenschaft fahren? In der spiritistischen Litteratur aber finden sich zahlreiche Fälle von einwandfreien Materialisationen; auch spreche ich aus eigener Erfahrung. Oder soll sich die „Täuschung" darauf beziehen, daß man es bei den Materialisationen nicht mit wiederverkörperten Verstorbenen, sondern mit anderen Gebilden zu thun gehabt? Das wäre freilich eine andere, ganz berechtigte Frage, auf welche ich in einem größerem Aufsatze eingehe, den ich dem „Türmer" zur geneigten Berücksichtigung bereits vorgelegt habe.

Max Seiling.

Den interessanten Aufsatz wird der T. mit Vergnügen veröffentlichen. — Allerdings sei hier gleich bemerkt, daß dem Herrn Verfasser die Verantwortung sowohl für die objektive Richtigkeit der mitgeteilten Thatsachen, als auch für die daraus gezogenen Schlüsse voll überlassen bleiben muß. Im übrigen werden auch die Gegner der Weltanschauung des Verfassers dessen Ausführungen nur mit reger Teilnahme lesen können, und so glaubt der T. den eigenartigen und fesselnden Beitrag seinen Lesern nicht vorenthalten zu dürfen. Er selber steht den darin vertretenen Ansichten zunächst mit völliger Objektivität und Neutralität gegenüber.

D. T.





Eine Kultur-Tragikomödie. — Allerlei Recht und allerlei Umsturz. — Ein Vorschlag zur Güte. — Etwas mehr Selbstvertrauen!

Die „Friedenskomödie" im Haag ist ausgespielt! So jubelt's in deutschen Blättern fast aller Schattierungen. Stolz auf ihr märchenhaftes Ahnungsvermögen und ihren fabelhaften Scharfsinn, stellen sie mit tiefer Befriedigung fest, daß sie gleich von Anfang an die „Komödie" durchschaut haben und daß der Krieg wirklich und wahrhaftig nicht abgeschafft worden sei. Wieviel unnütze Unbequemlichkeiten und Kosten hätten sich der Kaiser Nikolaus und die anderen Regierungen sparen können, wenn sie nur einen jener Zeitungsredakteure vorher um seine Meinung befragt hätten! Der Gute hätte ihnen gleich lächelnd Bescheid gesagt, und sie konnten ruhig zu Hause bleiben. Ja, eine Komödie hat sich wohl abgespielt, aber in einem ganz anderen Sinne als die verehrten Herren anzunehmen geruhen, eine Tragikomödie der Kultur und der öffentlichen Meinung am Ende des neunzehnten Jahrhunderts. Man halte die unbändige Freude, die höhnischen Triumphgesänge unserer „öffentlichen Meinung" mit dem **Grunde** dieser Herzenserbauung zusammen: sollte man nicht glauben, eine furchtbare Gefahr sei von der Menschheit glücklich abgewendet, ein lichtscheues, scheußliches Verbrechen im Haag gegen das Wohl der Völker geplant, aber dank der Wachsamkeit der Rufer im Ententeich noch rechtzeitig vereitelt worden? Welche Lust der Gegenwart, welche rosigen Hoffnungen am Morgenhimmel des zwanzigsten Jahrhunderts: Es kann weiter gerüstet werden bis zum letzten Mann und zum letzten Groschen, begeistert kann der Staatsbürger von dem aus dräuender Gefahr siegreich hervorgegangenen Rechte Gebrauch machen, neue Steuern auf dem Altare des Kriegsgottes niederzulegen, und — o unaussprechliche Wonne! — näher und näher rückt der glückselige Augenblick, wo sich die Völker wieder gegenseitig niederkartätschen, -schießen, -stechen, -hauen können! Wem lachte nicht bei solcher Aussicht das Herz im Leibe! Andere Mittel, ihre Tugenden, wie Mut, Treue, Opferfreudigkeit zu entwickeln

und zu zeigen, besitzen ja die armen Menschen bekanntlich nicht, dafür sind sie eben Menschen, die nur, wenn sie einander die Köpfe spalten und die Eingeweide mit Sprengstoffen auseinanderreißen, den Gipfel ihrer Bestimmung erklimmen können. Möchte immerhin die Zeit kommen, wo das Lamm friedlich neben dem Tiger ruht — der Mensch wird so tief nicht sinken wie das unvernünftige Vieh, nie wird er auf sein heiligstes angestammtes Recht und seine erhabenste und würdigste Menschenpflicht verzichten: seinem Nebenmenschen mit einem Stück Eisen das revolutionäre Gehirn zu zerschmettern oder ihm ein Stück Blei in den materialistischen Bauch zu jagen. „Wie schön, o Mensch, mit deinem Palmenzweige, Stehst du an des Jahrhunderts Neige, In edler, stolzer Menschlichkeit!“ —

Die Friedenskonferenz im Haag hat nicht mehr und nicht weniger erreicht, als auch für das blödeste Auge von Anfang an klar zu erkennen war. Einzelheiten darf ich als aus den Tagesblättern bekannt voraussetzen. Die Diplomaten im Haag waren nicht klüger und nicht dümmer, nicht ehrlicher und nicht falscher, als Diplomaten eben zu sein pflegen. Sie haben im Haag genau so viel und so wenig „Komödie“ gespielt, wie sie solche bei allen Gelegenheiten und zu allen Zeiten zu spielen pflegen. Sie sind Werkzeuge ihrer Regierungen und in zweiter Linie ihrer Völker, insofern, als jene unter dem Drucke der öffentlichen Meinung stehen. Diese öffentliche Meinung aber hat nicht nur völlig versagt, sondern auch nach kurzem Strohfeuer unvernünftiger, überschwenglicher Begeisterung gegen das Werk der Friedenskonferenz Partei ergriffen, deren Arbeiten unablässig mit dem abgeschmackt billigsten Hohn und Spott übergossen, kurz alles gethan, um ersprießliche Erfolge zu vereiteln. Unter dem lähmenden Drucke dieses Bewußtseins haben die Delegierten im Haag gearbeitet. Sie fühlten sich nicht von den heißen Wünschen der Völker getragen, sondern als Zielscheibe des Spottes. Es stand keine öffentliche Meinung hinter ihnen, wohl aber gegen sie. Wie aber, wenn die Völker die ihnen einmal von den Regierungen gebotene Gelegenheit am Schopfe ergriffen und ihnen mit vollem Ernste und Nachdruck zu verstehen gegeben hätten, daß sie sich keine „Komödie“ vorspielen lassen wollten, daß sie nun auch ehrliche und tüchtige Arbeit erwarteten, daß sie der Schraube ohne Ende müde seien und daß, wo ein Wille, auch ein Weg sein müsse? Phantastische Hoffnungen, die übrigens niemand, und auch der Kaiser von Rußland nicht, an die Konferenz geknüpft hat, wären freilich auch dann nicht in Erfüllung gegangen, mehr aber wäre vielleicht doch erreicht worden und wahrlich nicht zum Schaden der Völker! Man schwätze doch auch nicht ins Blaue hinein und schiebe niemand etwas unter, was er weder gewollt noch gesagt hat. Im Manifest des Kaisers Nikolaus ist der Konferenz weder die Aufgabe „allgemeiner Abrüstung“ noch des „ewigen Friedens“ zugewiesen worden. Es ist so vorsichtig abgefaßt wie nur möglich und bewegt sich durchaus im Rahmen des Erreichbaren. Von den „Utopien“ und „Hirngespinsten“, gegen welche streitbare Zeitungsmänner so

tapfer zu Felde zogen, steht auch kein Sterbenswörtchen drin. Alles eitle Spiegelfechterei!

Aber eben — die liebe Eitelkeit! Eine so großartige Gelegenheit, seinen divinatorischen Scharfblick und „nüchtern staatsmännischen Verstand" vor dem lieben Publico leuchten zu lassen, bot sich so leicht nicht wieder. Sie war zu verführerisch! Und des Beifalls war man sicher! Der Philister auf der Bierbank, der gegen „Steuerschraube" und „Militarismus" im allgemeinen nicht genug losziehen kann, war auch der durch Neuheit verblüffenden Ansicht, daß „Kriege notwendig" seien. Ueberlegenes Witzeln über „ewigen Frieden" und „allgemeine Abrüstung" war ja zweifellos viel leichter und bequemer, als ernste, sachliche Mitarbeit an den zur Erörterung gestellten, vorläufig nur sehr bescheidenen Aufgaben. Die „Witze" brauchte man nicht erst selbst zu reißen, sie waren sämtlich wohlassortiert auf Lager und wohlfeiler denn Brombeeren. Der Denkapparat durfte sich wohlthuender Schonung erfreuen, dafür wurde aber der Schnurrbart „martialisch" in die Höhe gedreht. Niemand hätte geahnt, welche Fülle von kriegerischem Heldentum und soldatischen Tugenden in manchen Zeitungsredaktionen steckt. Hoffentlich organisiert unsere Heeresleitung beim nächsten Kriege ein Freikorps aus ihnen und schickt es als Avantgarde ins Feuer. Mögen sie doch das geliebte Pulver riechen, wenn sie es schon nicht — erfunden haben. Ach, würden sich die Bramarbasse hinter die schützenden Röcke der „Friedensbertha" zurücksehnen!

So, liebe Herren, das war die eigentliche „Komödie"! — Gewiß haben die Diplomaten im Haag auch ihre Rollen gemimt, das ist ihr Metier. Aber die große, die Kultur-Tragikomödie, die hat sich nicht hinter, sondern vor den Coulissen abgespielt. Die öffentliche Meinung hat sich selbst das Zeugnis ausgestellt, daß sie als Herr und Richter über den Völkern einzig und allein die rohe Gewalt anerkennt, ja, daß sie nicht einmal den Gedanken an eine Einschränkung dieser Gewalt ernsthaft zu erfassen und zu behandeln vermag.

* * *

Der Glaube an das Walten und den endlichen Durchbruch höherer Mächte, als da sind Religion, Gesittung, Gerechtigkeit u. s. w., ist überhaupt in unserer Zeit nur gering. Auch bei solchen, scheint's, die sich als berufene Vertreter dieser Mächte gebärden. Es ist auffallend, wie wenig Vertrauen doch viele Anhänger der „gottgewollten Ordnungen" zu der in eben diesen Ordnungen wirksamen sieghaften Kraft bekunden! Müßte man doch nach ihren unablässigen Hilferufen an die Staatsgewalt fast glauben, daß jene Ordnungen sich nur durch Anwendung äußerster Zwangsmittel, durch Staatsanwalt und Büttel aufrecht erhalten ließen! Man geht sogar so weit, den Gerichten zuzumuten, in diesem politischen Kampfe Partei zu ergreifen und das objektive Recht zu Gunsten der „gottgewollten Ordnungen" zu beugen. Nun liegt es ja auf der flachen Hand, daß Ordnungen nicht „gottgewollt" sein

können, die sich nur durch Verübung von Unrecht erhalten lassen, und man würdigt so nur die eigene gute Sache auf das schwerste herab. Das ist kürzlich wieder in einer Weise geschehen, die gerade im Interesse der staatserhaltenden Bestrebungen nicht tief genug beklagt werden kann. Der „Vorwärts“, das socialdemokratische Centralorgan, hatte in einem Artikel geschrieben: „... Und wohlbekannt ist die Spruchpraxis des höchsten sächsischen Gerichtshofes, der oft ohne Umschweife die Angehörigen der Arbeiterpartei als minderen Rechtes erklärt hat denn andere Staatsbürger. Inmitten aller dieser Unterdrückungsbestrebungen aber schritt die Arbeiterklasse voran ...“ Daraufhin wurde der Redakteur des Vorwärts wegen Beleidigung des Sächsischen Oberlandesgerichts unter Anklage gestellt. Vor der Berliner Strafkammer erbot er sich, den Beweis für die Wahrheit der inkriminierten Behauptung anzutreten. Dieser Beweis mußte ihm nach dem klaren Wortlaute des § 186 des Strafgesetzbuchs, laut welchem zur Beleidigung die Behauptung „nicht erweislich wahrer Thatsachen“ gehört, gestattet werden. Nun brachte der Angeklagte sechs Erkenntnisse des Dresdener Oberlandesgerichts zur Verlesung, aus denen das Berliner Gericht feststellen mußte, daß der sächsische Gerichtshof in der That die Mitglieder der socialdemokratischen Partei für „minderen Rechtes denn andere Staatsbürger“ erklärt und somit an den auf Unterdrückung dieser Partei gerichteten Bestrebungen teilgenommen habe. Der Wahrheitsbeweis mußte demnach als erbracht angesehen werden, und der Angeklagte, da auch nach § 185 des Strafgesetzbuches (beleidigende Form) die Kriterien der Beleidigung fehlten, freigesprochen werden. Die Begründung des Urteils ist eine so klare, einfache und logisch-notwendige, daß der Spruch der Berliner Strafkammer ohne gewaltsame Rechtsbeugung gar nicht anders ausfallen konnte. Sie hielt sich im übrigen streng in den Grenzen des objektiven Thatbestandes, ohne auf die sächsischen Richter auch nur den Schatten eines subjektiven Vorwurfs fallen zu lassen.

Jeder, für den das Wort: justitia fundamentum regnorum keine bloße Phrase ist; jeder, der das Recht wirklich hochhält, auch wenn es einmal seine Spitze gegen ihn selbst oder seine politischen Interessen kehrt; jeder, der an die segensreiche, am letzten Ende immer siegreiche Macht des Rechtes glaubt, kann das Urteil der Berliner Richter als solches nur mit Genugthuung und Freude begrüßen, vor diesen Richtern selbst aber nur den Hut ziehen. Denn solange das Recht noch so treu und unerschütterlich gewahrt, solange es noch von Richtern gesprochen wird, die sich zu solcher Höhe der Objektivität durchzuringen vermögen, einerlei, ob ihnen als Menschen und Klassen-, ja als Berufsangehörigen der gefällte Spruch noch so sehr „wider den Strich“ geht, so lange steht auch unser Gesellschaftsbau noch auf fester, unerschütterter Grundlage. Einzig und allein diese Betrachtung kann auch vom politischen Standpunkt aus die maßgebende sein. Was verschlägt ihr gegenüber der Augenblickserfolg — und

er ist nicht einmal ein solcher! —, der durch parteiische Untergrabung der Rechtssicherheit gegen den „Umsturz" erzielt werden kann? Wäre das nicht erst recht Umsturz? Die vom Berliner Gericht festgestellte Thatsache kann ja gewiß im Augenblicke peinlich empfunden werden. Aber diese Empfindung muß sofort und gänzlich zurücktreten, wenn man sich darüber klar wird, daß der ihr zu Grunde liegende Thatbestand auch durch ein anderslautendes Urteil nicht beseitigt, sondern nur verallgemeinert und in dieser Verallgemeinerung bestätigt worden wäre, daß gerade dieses Urteil in der Hauptsache, auf die es ankommt, seine Wirkung gegen die Socialdemokratie richtet. Glänzender konnte deren Behauptung, daß im bürgerlichen „Klassenstaate" auch nur Klassenjustiz geübt werden könne, nicht widerlegt werden. Die Thatsache, daß die Mitglieder der einen Partei von deutschen Gerichtshöfen als „minderen Rechtes" erachtet werden als die der anderen, bot der Socialdemokratie einen willkommenen und, wie man zugeben wird, äußerst wirksamen Agitationsstoff. Es ist gleichgiltig, ob diese Thatsache gerichtlich festgestellt worden ist oder nicht. Es genügt, daß sie, eben wie festgestellt, bestanden hat. Das Berliner Urteil hat sie, wenn nicht aufgehoben, so doch ganz erheblich abgeschwächt und eingeschränkt, jedenfalls aber ihre Ausbeutung und Verwertung im allgemeinen unmöglich gemacht. Der Triumph der Socialdemokratie über das Urteil ist ein Augenblickstriumph. Was soll sie weiter mit dem klassischen Beweise dafür anfangen, daß auch im bestehenden Staate jedermann ohne Unterschied der Person und Parteistellung sein volles, lauteres, ungetrübtes Recht erhalten kann, daß also ein Umsturz gar nicht notwendig ist und es sich rechtlich auch unter der bestehenden Gesellschaftsordnung ganz vortrefflich leben läßt? Mich will bedünken: wenn man die Socialdemokratie nur solche „Triumphe" feiern ließe, so würde sie bald — gewesen sein! Der eigentliche Triumphator in diesem Falle war der vielverlästerte „Klassenstaat". Er hat hier eine Probe tiefeingewurzelter Gesundheit und Kraft geliefert, die man nach all den Symptomen der Kopflosigkeit, Verwirrung und Zersetzung nur freudigst begrüßen konnte.

Statt dessen hat man das Urteil auf das heftigste angegriffen, und das von Seiten, die sich „staatserhaltend" nennen. Diese „Staatserhaltenden" sind empört darüber, daß das Berliner Gericht dem Angeklagten nicht einfach den Beweis der Wahrheit abgeschnitten hat, trotzdem das Gesetz die Zulassung dieses Beweises in klaren, ganz unzweideutigen Worten ausdrücklich verlangt. Das Gericht hätte bei dem Socialdemokraten, eben weil er Socialdemokrat ist, die Absicht der Beleidigung ohne jede Beweiserhebung von vornherein als feststehend annehmen sollen. Das Berliner Urteil sei der Niederschlag weltfremder Begriffsjurisprudenz, unfruchtbarer Objektivität, nicht lebenswarmen Rechtsverständnisses. Und fast in demselben Atemzuge mit solchen und ähnlichen Ergüssen wird dann erklärt, der Fall beweise wiederum die Not=

wendigkeit besonderer Gesetze gegen die Socialdemokratie, da die bestehenden nicht ausreichten, den Umtrieben der Partei wirksam entgegenzutreten!

Eines von beiden wird doch wohl nur möglich sein: Entweder haben die bestehenden Gesetze die Handhabe zur Bestrafung des socialdemokratischen Redakteurs geboten oder sie haben sie nicht geboten. Im ersten Falle bedarf es keiner neuen Gesetze, im zweiten war das Urteil der Berliner Strafkammer das allein mögliche. Aber gleichzeitig das Urteil verwerfen und dennoch daraus die Notwendigkeit neuer Strafbestimmungen folgern — sollte das nicht etwas zuviel auf einmal sein? Wenigstens als Anforderung an die Logik? Und dann —: war die Praxis des Dresdener Oberlandesgerichts die einzig wahre, der „Niederschlag lebenswarmen Rechtsverständnisses", war es gut und recht, daß die Gerichte Socialdemokraten als minderen Rechtes behandelten und an den auf ihre Unterdrückung gerichteten Bestrebungen teilnahmen, wie kann dann in der Feststellung dieser rühmlichen Thatsache eine Beleidigung gefunden werden?

Man weiß wirklich nicht, was staunenswerter ist, der mehr als kurzsichtige Eifer, mit dem „staatserhaltende" Organe sich bemühen, das objektive Recht, die sicherste und letzte Grundlage aller staatlichen Ordnung zu untergraben, nur um ein paar Socialdemokraten mehr ins Gefängnis zu bringen, oder die wundersame „Logik", die hierzu in Scene gesetzt wird und die ich nicht als „jesuitisch" bezeichnen möchte, weil die jesuitische keinenfalls so handgreiflich plump ist. Wie würde es den Redakteuren der betreffenden Blätter gefallen, wenn nun sie wegen Beleidigung des Berliner Gerichtshofes angeklagt würden? Der „Vorwärts" hatte vom sächsischen Oberlandesgericht nur eine Thatsache behauptet, die unter Beweis gestellt werden mußte und konnte. Die Kritiker des Berliner Urteils aber bemühen sich, dieses in den Augen der öffentlichen Meinung herabzusetzen, sie sprechen den Richtern das lebenswarme Rechtsverständnis ab, machen ihnen den Vorwurf weltfremder Begriffsjurisprudenz, also doch wohl deutsch ausgedrückt: unzureichender Befähigung. Es dürfte ihnen schwer fallen, diese Behauptungen auch nur unter Beweis zu stellen. Wenn schon alles unter die staatsanwaltliche Lupe genommen werden soll, dann möge man doch zunächst den Balken aus dem eigenen Auge ziehen, bevor man sich an den Splitter im Auge des andern macht.

Und noch eine, vielleicht nur subjektive Empfindung kann ich nicht ganz unterdrücken. Die Blätter, die außer sich darüber sind, daß der Socialdemokrat nicht schlankweg verurteilt worden ist, führen im übrigen zum Teil den Kampf für die christliche Religion und Weltanschauung. Ich weiß nun nicht, inwiefern das Verlangen, den politischen Gegner seiner rechtlichen Verteidigungsmittel zu berauben und den Wehrlosen in den Kerker zu werfen, gerade aus den Geboten des Christentums abgeleitet werden soll. Aber, ich gestehe gern, meine Auffassung des Christentums ist vielleicht eine andere, als die staatlich approbierte und privilegierte . . .

* * *

Die Socialdemokratie muß bekämpft werden. Aber so, meine Herren, so geht das wirklich nicht! Der Gedanke, zweierlei Recht einzuführen, eines für Socialdemokraten und das andere für Nichtsocialdemokraten, ist ja an sich von bestechender Einfachheit und ermangelt auch nicht einer gewissen schlicht-naiven Größe. Man könnte an das Ei des Columbus denken. Aber leider, — dies „staatserhaltende" Ei will nicht feststehen, man mag es noch so kräftig auf den Tisch schlagen. Dieweilen es nämlich — aus Gummi ist. Je stärker man es aufschlägt, um so lebhafter schnellt es zurück und schließlich springt es einem wohl noch gar ins eigene Auge. Es geht nicht an, daß der Richter zwei Gesetzbücher vor sich liegen hat und daß er jeden Angeklagten bei Aufnahme der Personalien außer nach dem religiösen auch nach dem politischen Glaubensbekenntnisse befragt, um alsdann, je nachdem, das Gesetzbuch zur Rechten oder das zur Linken aufzuschlagen.

Ja, es ist schwer, keine Satire zu schreiben, wenn man sieht, wie das Feuer der Umsturzpartei, sobald ihm nur die Nahrung einigermaßen auszugehen droht, sofort und immer wieder von der gegnerischen Seite eifrig aufgeschürt und mit neuem Brennstoffe versorgt wird, also, daß es wieder lustig aufflackern und eine gute Weile seinen roten Schein weit ins Land hinein werfen kann. Wer nur sein staatserhaltendes Leibblatt liest, kann sich davon gar keine rechte Vorstellung machen. Wer aber jahrein jahraus auch die socialdemokratische Presse verfolgt, der kommt aus der peinlichsten Verwunderung gar nicht mehr heraus. Jene Presse nährt sich nämlich fast ausschließlich von den Maßnahmen, die gegen ihre Partei unternommen werden. Sie geriete buchstäblich in die größte Not und Verlegenheit, wenn ihre Gegner sie einmal auch nur ein paar Monate lang im Stich ließen. Womit sollte sie dann ihre Spalten füllen? Es blieben ihr nur die allgemeinen Nachrichten, die ebenso gut und noch reichhaltiger in den bürgerlichen Blättern zu lesen sind, im übrigen aber die bekannten „theoretischen" Auseinandersetzungen, bei denen sich die große Menge zum Sterben langweilt, und rein wirtschaftliche Erörterungen, die jeglicher politisch-stimulierenden Reize entbehren. Mit einem Wort, die Blätter würden höchst langweilig, und vor allem fehlte ihnen der wirksamste und sensationellste Teil ihres aufreizenden Agitationsstoffes. Nun aber jetzt: — ein förmliches Schwelgen in den verschiedensten offiziellen und offiziösen, amtlichen und nichtamtlichen Angriffen auf die Partei, die sämtlich mit innigem Behagen und unendlicher Sorgfalt registriert, rubriziert und mit einigen Glossen quittiert werden. Ständige Rubriken bilden die im Grunde ach so harmlosen Kämpfe mit der Polizei wegen einer roten Kranzschleife oder eines „abgetriebenen" Versammlungslokals, sächsische Verwaltungsmaßnahmen und Gerichtsurteile, nicht zu vergessen die Majestätsbeleidigungsprozesse u. s. w. u. s. w. Die Aufforderungen der gegnerischen Presse zur Einführung neuer und immer wieder neuer Straf- und Zwangsgesetze, die in den weitesten und nicht etwa nur socialdemokratischen Kreisen im höchsten Grade unpopulär sind, werden natürlich mit Wonne breit gestrichen.

Man sieht förmlich die „schwielige Proletarierfaust" beim Niederschreiben der obligaten derbgewürzten Empfangsbestätigung vor freudiger Erregung zittern. Und kommen dann noch gar von Zeit zu Zeit die Biedermänner vom „Staatsstreich" und der „Diktatur", dann ist hoher Festtag in der socialdemokratischen Redaktion, und schmunzelnd malt man das gräßliche Gespenst in dicken, grellen Farben an die Wand. Man weiß ja ganz genau, kein vernünftiger Mensch, am wenigsten der Kaiser oder seine Regierung, denkt auch nur im entferntesten an die Ausführung solcher und ähnlicher hirnverbrannter Pläne, aber das schadet nicht, wenn die Sache nur „zieht". Und ob sie „zieht"! So legt jeder Tag seinen Geburtstagskuchen auf dem Tische des socialdemokratischen Braven nieder, so daß der schon verwöhnte Gourmet zuletzt nur noch blasiert die Rosinen herauspickt. Und das nennt man dann, bescheiden wie man ist, — „Kampf gegen den Umsturz".

Ach, wie mancher „staatserhaltende" Sommerredakteur, der sich bei 22° R. aus reinem, verzweifeltem Stoffmangel anschickt, abermals die „Revolution" niederzuwerfen, mag wohl im stillen seine Kollegen von der roten Couleur beneiden, denen ihr Handwerk so angenehm leicht gemacht und der Stoff von allen Seiten zugetragen wird! Ist es dem Leser noch nie aufgefallen, daß gerade in der heißesten Jahreszeit der „Kampf gegen den Umsturz" am eifrigsten betrieben wird?

Wie wäre es, wenn man über die Socialdemokraten, statt des von gewissen Seiten fromm gewünschten Belagerungszustandes, probeweise eine Sperre von — sagen wir vorläufig einem Jahre verhängte, für dessen Dauer man sich verpflichtete, ihr keinerlei Agitationsstoff zuzuführen? In dieser kurzen „Schonzeit" würde sie ja wohl den Staat noch nicht ganz umgestürzt haben, dagegen aber auf das empfindlichste bestraft worden sein. Wie würden sie da nach einem bißchen Zeitungs-Staatsstreich oder nach einem noch so winzigen Verfassungsbrüchlein in der Presse lechzen —: ein Königreich für ein Umsturzgesetz! Aber die bürgerliche Gesellschaft und die Regierung blieben hart: nicht das harmloseste Artikelchen für zweierlei Rechtsprechung würfe man den Verschmachtenden hin. O, man würde Wunder erleben, wenn man sich nach Jahresfrist den Schaden im roten Lager besähe! . . .

Und wie wär's ferner, wenn man die so freigewordenen Kräfte, Zeit, Mittel u. s. w. zur Abwechslung wieder einmal zu positiver Arbeit verwenden wollte?

* * *

Ich möchte indessen durch diese etwas satirischen Betrachtungen keine Handhabe zu beabsichtigten oder unbeabsichtigten Mißverständnissen bieten, obwohl ich nicht recht wüßte, wie das Obige ohne Absicht mißverstanden werden könnte. Aber es geht manchmal wunderlich zu auf der Welt. Ich bin gewiß ein so überzeugter Gegner der Socialdemokratie, wie nur einer von den „Staatserhaltenden". Aber ich bin auch der unerschütterlichen Ueberzeugung, daß der

Kampf gegen diese Partei nur dann mit Erfolg und zum Segen für die Gesamtheit durchgeführt werden kann, wenn er mit streng rechtlichen und ethischen Waffen ausgefochten wird. Man kann und soll den Auswüchsen und Uebergriffen der Partei auch mit der vollen Schärfe des Gesetzes, nötigenfalls mit der vollen Wucht der Staatsgewalt entgegentreten. Aber der Boden des geschriebenen und lebendigen Rechtes darf dabei nicht um einen Fuß breit verlassen werden. Geschieht dies dennoch, dann erst ist wirklich Gefahr im Verzuge, dann erst hat der Umsturz wirklich begonnen. Denn wenn man einmal erst einzelne Steine aus den Grundlagen des Staatsgebäudes herauszulösen beginnt, um sie den unbequemen Gegnern auf die Köpfe zu werfen, — wer kann sagen, wie lange dann noch der ganze Bau bestehen wird, und was dann noch als unantastbares, über allem Parteistreite erhabenes Heiligtum gelten soll? Bisher war das Recht ein solches Heiligtum; hüten wir es wie unseren Augapfel, mag die Göttin selbst auch blind sein. Hat das Volk erst das Vertrauen zur Unparteilichkeit der Rechtsprechung verloren, dann hat der bestehende Staat das Volk verloren. Das wäre der Anfang vom Ende, und deshalb können solche Zumutungen, wie die obigen, mögen sie in ihrer Art auch ehrlich-naiv gemeint sein, nicht scharf genug zurückgewiesen werden.

Weiter bin ich der unmaßgeblichen Meinung, daß viel zu viel unnützes Geschrei über den „Umsturz" erhoben, viel zu viel Tinte verspritzt und kostbare Zeit und Kraft darüber vergeudet wird; daß der Kampf vielfach in kleinliche, alberne Chikanen ausartet, die zu nichts nütze sind, als nur um die unvernünftigen Massen fort und fort aufzureizen. Glaubt man wirklich ein millionenköpfiges Ungetüm, wie die große socialrevolutionäre Bewegung unserer Zeit, mit den Nadelstichen von Polizeichikanen totstechen oder in den Maschen von ein paar Strafgesetzbuchparagraphen erwürgen zu können? Bismarck dachte sich den Kampf im Großen. Sein Standpunkt war ein Standpunkt, mochte man ihn teilen oder nicht. Er hat seine Absichten scheitern sehen, und wir werden sie schwerlich mit größerem Geschick und größerer Energie wieder aufnehmen, als sie dem „Eisernen" eigen waren. Deshalb werden wir auch schwerlich in dieser Richtung Glück haben, wir werden eine andere einschlagen müssen und haben sie ja auch im Prinzip schon eingeschlagen. Das hindert nicht, daß die gesetzgebende und exekutorische Staatsgewalt überall da ergänzend und regelnd eingreift, wo sich Mißstände fühlbar machen, mag es sich nun um Socialdemokraten handeln oder um andere.

Und endlich: „Feste um sich hauen" ist gewiß zu Zeiten sehr angebracht. Nur muß das dann auch wirklich „feste" geschehen. Aber darüber darf auch das „Gott vertrauen" nicht vergessen werden. Das ewige Gezeter und Gejammer über den drohenden Umsturz, als ginge morgen die Welt zu Grunde, ist auf die Dauer widerlich. So weit sind wir noch lange nicht. Man lasse sich auch durch das interessierte Geschrei nicht täuschen. Der Staat ist nicht so sehr in Gefahr, wie — die Dividenden gewisser Aktien-

und ähnlicher Unternehmungen, die sich durch die Streiks u. s. w. gefährdet sehen und ihre sehr private Angst durch ihre zahlreichen Organe auf die gesamte bürgerliche Gesellschaft übertragen wollen. Der Staat hat aber nicht den Beruf, sich in einen Kampf auf Leben und Tod zu stürzen, womöglich deutsches Militär gegen deutsches Volk aufmarschieren zu lassen, nur um die Dividenden von ein paar Großkapitalisten in die Höhe zu treiben. Nur ruhig Blut, kommt der Berg nicht zu Muhamed, wird Muhamed zum Berge kommen. Die klugen Herren werden schon Mittel und Wege finden, sich mit den Arbeitern auf gütlichem Wege zu einigen, sie werden plötzlich für Schiedsgerichte und Einigungsämter und allerlei schöne und nützliche „sociale" Dinge *schwärmen*, wenn sie erst die klare Ueberzeugung gewinnen, daß der Staat sich *nicht* dazu hergeben will, ihnen die „unbotmäßigen" Arbeiter womöglich zwangsweise zu „gestellen". Die Socialdemokratie ist gewiß eine latente ernste und große Gefahr, vorläufig aber mehr in *unpolitischer*, in Hinsicht auf allgemeine ethische und Kulturfragen. In dem Umsturzgeschrei aber steckt, neben ehrlicher und begründeter Sorge, doch auch eine große Menge Humbug. Es ist zum Teil *bestellte Arbeit*, die nebenbei auch noch anständig bezahlt wird. Das wolle man auch in Rechnung stellen und am geeigneten Orte kühl und nüchtern in Abzug bringen, im übrigen aber *zur Güte der eigenen Sache und den in ihr selbstthätig wirkenden Kräften des Rechts und der Wahrheit ein wenig mehr Vertrauen fassen.*



Wie man ein gutes Bild für einen schlechten Zahn eintauschen kann.

(Zu unserer Kunstbeilage.)

Lieber Leser! Hast du je daran gedacht, daß ein Mann, der das ganze Jahr hindurch, allen Unbilden der Witterung ausgesetzt, auf einem Turme steht, um den die zugigen Winde nur so pfeifen, leicht — Zahnschmerzen bekommen kann? Nein, teurer Leser, daran und an manche andere menschliche Leiden, die, wie jeden Sterblichen, auch den Türmer befallen, ohne daß er doch seinen Posten verlassen darf, denkst du gewiß ganz zuletzt, wenn dir die sauber gedruckten Hefte ins Haus gesandt werden. Und das ist gut so. Du sollst dem Türmer weder die Arbeit anmerken, die er bis zur Herstellung jedes einzelnen dieser Hefte zu bewältigen hat, noch auch das mancherlei menschliche Weh, das er dabei und inzwischen zuzeiten still für sich tragen und verwinden muß. Aber heute sieht er sich doch genötigt, dir ein Weniges von solchem Weh zu erzählen, weil du sonst unmöglich wissen könntest, auf welche Weise der Türmer in den Besitz des schönen Bildes gelangt ist, mit dem er dich in diesem Hefte zu erfreuen hofft.

Ja, es war ein menschliches, allzumenschliches Weh, nämlich ganz infames Zahnweh, das den Türmer in einen Raum führte, vor dessen Eingang zu lesen war „Wartezimmer“. Du ahnst, teurer Leser, worauf die Menschen hier zu warten pflegen! Und zwar befand sich dieser Raum in einem Hause der hübschen, aber sonst nicht eben übermäßig interessanten badischen Haupt- und Residenzstadt Karlsruhe. Ja, auch das kann dir der Türmer verraten — jetzt, wo er im Begriff ist, von den Höhen und Thälern des Schwarzwaldes wieder zu den Steinkolossen Berlins zurückzukehren — daß er seinen Aussichtsturm für einige Zeit auf den Bergen des lieben Schwabenländles errichtet hatte. — Indes der hilfreiche Mann im Nebenzimmer einem andern bösen Quälgeiste die Frage: Sein oder Nichtsein handgreiflich im Sinne des Nichtseins löste, gab „Franz“ — so hatte der Türmer verdientermaßen die in seinem „Gehege“ befindliche „Kanaille“ geheißen — gab also „Franz“ lebhafte Beweise reger Munterkeit und ausgelassener Daseinsfreude von sich, zeigte auch nicht übel Lust, seinen frommen und friedfertigen Nachbar und Bruder „Karl“ durch sein Intriguenspiel mit ins Verderben zu stürzen. Da war es denn nicht verwunderlich, daß dem ehrlichen Türmer ob solch ausgefeimter und raffinierter Niedertracht schier die Augen übergingen, und daß er sozusagen die lieben Englein im Himmel pfeifen hörte. Viele pflegen in diesem Zustande ein ganz eigentümliches, inbrünstiges Gelüst zu verspüren, „an den Wänden heraufzuklettern“. Aber das war in diesem Falle leider nicht gut möglich, weil nur eine Wand frei war und auch die nicht einmal. Denn an ihr hing eben unser Bild, und an dem Bilde der Blick des Türmers. Zwar ließ es „Franz“ nicht an kräftigen Bemühungen fehlen, die Aufmerksamkeit des Türmers von dem Bilde ab und auf sich zu lenken, aber ganz gelang das ihm doch nicht. Immer wieder schöpfte der Türmer Trost aus dem Gedanken an das Bild —: „Das ist etwas für meine lieben Türmerleser!“ Und dieser

Gedanke verließ ihn auch nicht, als endlich „Franz", trotz heftiger Proteste und zähen, nur stückweise zu besiegenden Widerstandes, — er hatte sich nach Art der „Radikalen" listig zu verbarrikadieren gewußt — seinem verdienten schmachvollen Schicksal überantwortet wurde. Möge es seinen übrigen Kollegen und besonders auch „Karl" als warnendes Exempel dienen!...

Und so verdankt der Türmer dem thatkräftigen Eingreifen des Herrn Zahnarztes Heinrich Allers, des Bruders unseres Künstlers, nicht nur die Entfernung eines schlechten Zahnes, sondern auch den Besitz eines guten Bildes. Herr Allers hat nach telegraphisch eingeholter Genehmigung des Künstlers persönlich eine vortreffliche photographische Aufnahme des noch nirgend reproduzierten, prächtig charakteristischen Bildes veranstaltet und dem Türmer die nachstehenden interessanten Mitteilungen dazu geliefert:

„Auf Capri war's, in dem herrlichen Tusculum, das sich der bekannte Bismarckmaler C. W. Allers auf diesem idyllischen Eiland erbaut hat. Aber nicht für sich allein hatte er dieses Heim gegründet, sondern auch für seine betagten Eltern, ihnen darin einen frohen Lebensabend zu bescheren, und für seine zahlreichen Freunde und Verehrer, die dort stets ein gastfreies, offenes Haus finden. Einer seiner ältesten Freunde war auch Klaus Groth, mit dem er als junger Marine-Einjähriger in Kiel bekannt wurde, welche Bekanntschaft sich im Laufe der Jahre zu dauernder Freundschaft entwickelte.

„Im Winter des Jahres 1895—96 folgte Klaus Groth einer Einladung seines jungen Freundes nach Capri, um dort seine wankende Gesundheit zu festigen; und in dieser Zeit entstand das Bild.

„Es war im April des Jahres 1896. In Deutschland wissen wir nur zu gut, was wir von diesem Monat zu halten haben; aber auf Capri blühen die Rosen, und ein Meer von Duft strömt durch die geöffneten Fenster der ‚Villa Allers'.

„Eine der schönsten Rosen hat Mama Allers für Klaus Groth abgeschnitten, der sich und den Altersgenossen die Zeit vertreibt, indem er ihnen aus seinem ‚Quickborn' vorliest. Gespannt lauschen die beiden Alten den Worten des Dichters; ja, Mama Allers läßt sogar für kurze Zeit die nimmer müßigen Hände ruhen, mit denen sie für ihre zahlreichen Enkelchen Strümpfchen und Socken fertigt.

„Aber nicht lange kann es der hochbetagte Vorleser aushalten, und zudem unterbricht eine nicht unangenehme Störung die Vorlesung. Der Maler C. W. Allers kommt von einem Ausfluge auf den ‚Monte Solare' zurück in Begleitung mehrerer Freunde und deren Damen. Ein fröhliches Leben entwickelt sich! Scherze und Geistesblitze fliegen hin und wider, deutsche Lieder ertönen — da ist es aus mit dem Vorlesen! Strahlenden Auges erfreuen sich die drei Alten an dem überschäumenden Frohsinn der Jugend, und als die Dienerin der Hauses, ‚la bella Maria', den gefüllten ‚fiasco' mit feurigem ‚Chianti' bringt, da klingen die Gläser zusammen in einem Hoch auf das deutsche Vaterland und auf die Lieben in der Ferne...."



Briefe.

F. B., Leipzig. Leider nicht geeignet.

Dr. phil. H. U., M. Die vorgelegten Proben lassen eine ausgesprochene dichterische Eigenart nicht erkennen. Besten Dank für das freundl. Interesse und Vertrauen!

L. W., Hamburg. Das Gedicht ist leider nicht verwendbar. — Gerade die betr. Erzählung hat wieder von anderer Seite lebhafte Zustimmung erfahren. So wurde z. B. versichert, man habe solche Charaktere persönlich kennen gelernt. Sie seien genau nach dem Leben gezeichnet und durchgeführt. Alles kann eben nicht allen gleichmäßig gefallen. Beifall oder Ablehnung wird in den meisten Fällen wesentlich von subjektiven Beobachtungen und Erfahrungen bestimmt werden. Man verfällt leicht in den Irrtum, dichterische Gestalten und Entwicklungen für „unmöglich" zu erklären, weil man selbst nicht Gelegenheit gehabt hat, solche Menschen und Verhältnisse kennen zu lernen. Herzlichen Dank für das sympathische Schreiben!

W. G., W. (L.). Herzlichen Dank für die freundliche Anteilnahme. Die Gedichte leider nicht geeignet. — Sie haben recht: der Schwierigkeiten sind allerdings mehr und größere, als manche kritische Seelen sich in ihrer Schulweisheit träumen lassen. So ehrenvoll das auch für den T. ist, — aber was zuweilen von ihm erwartet und verlangt wird, geht denn doch nicht nur über die Anforderungen, die man sonst an Zeitschriften billigerweise zu stellen pflegt, sondern auch über die Grenzen der Möglichkeit weit hinaus. Der T. kann keine Goethe und Schiller aufmarschieren lassen, weil die Goethe und Schiller einfach nicht da sind. Manche lieben Leute aber legen an alles den Maßstab von Schöpfungen, wie sie alle 500 Jahre einmal der Menschheit in unverdienten Gnaden geschenkt werden. Die Lyrik soll auf der Höhe Goethes stehen, der Roman sich etwa „David Copperfield", Meister Dickens' Meisterwerke, an die Seite stellen u. s. w. Da möchte der T. die geschätzten klugen Kritiker doch wirklich ganz ergebenst und dringend bitten, ihm die Goethe, Schiller, Dickens u. s. w. in der heutigen Litteratur gütigst nachzuweisen. Er verspricht hiermit feierlich, sich sodann mit tausend Dank und Freuden sofort mit jenen in Verbindung zu setzen und auch die größten Opfer nicht zu scheuen, um sie als ständige Mitarbeiter zu verpflichten. — Und es ist dabei noch sehr, sehr fraglich, ob jene weisen Leute, wenn eine Zeitschrift wirklich das große Glück hätte, ihnen ein unbekanntes Genie vom Range jener Größten vorzuführen, an diesem Genie nicht vielleicht mit kühler Ueberlegenheit vorübergehen oder gar „sittlich entrüsteten Anstoß" nehmen würden! Man denke doch nur an die Kritiken, die Goethe und Schiller von „maßgebenden" Zeitgenossen erfahren haben und — auch heute noch zuweilen erfahren! Glücklicherweise sind solche Ueberkritiker nur in seltenen, wohlerhaltenen und schönen Exemplaren vertreten. Es muß auch solche Käuze geben, und der T. hat seinen stillen Humor daran. Und er freut sich dankbaren Herzens, daß er es seinen verehrten Lesern und wirklichen Freunden bisher hat recht machen können, wenigstens so weit, als dies unter den obwaltenden Umständen und in dem gegebenen Zeitraume eben möglich war. Dies dankbare Bewußtsein wird ihm ein Sporn sein, rüstig weiter zu streben. Und er glaubt nicht zu viel zu versprechen, wenn er hofft: Was möglich ist, wird erreicht werden. Die Bedingungen sind gegeben. Der Verlag geht mit vollem Vertrauen und voller Energie ans Werk, und der Herausgeber — das weiß er wohl! — setzt ein gut Stück seiner besten Lebenskraft und vielleicht auch — seines persönlichen Wohlbefindens daran! Auch hier — und diesmal nicht ohne ein leises, wehmütiges Lächeln — kann er nur sagen: „Es muß auch solche Käuze geben!" — Beiläufig bemerkt: gerade jene hyperkritisch veranlagten Biedermänner sind allemal die, welche keinen Finger rühren, um nun ihrer negativen Kritik auch nur durch die geringste Förderung wenigstens einen Schein der Berechtigung zu geben. Wo es sich um irgend ein kleines Opfer an Mammon oder Bequemlichkeit handelt, da haben sie plötzlich — ihr Portemonnaie vergessen oder ihre Sprechstunden verlegt. Und wo sie klipp und klar heraus sagen sollen: was sie eigentlich wünschen, da hüllen sie sich in ein beredtes, tiefsinniges Schweigen. Genau so beredt und tiefsinnig schweigt aber auch — die Kuh vor dem neuen Thore.

A—l. L—w. aus W. Ihre schlichte, die Phrase vermeidende Art, ferner daß Sie sich die Vorwürfe aus dem Boden nehmen, der Ihnen lieb und vertraut ist, spricht den T. wohlthuend an. Am besten gefiel ihm Nr. 1. In anderen ist schon mehr Konventionelles. Nur was das innere Auge wirklich schaut, kann eigene lebendige Gestalt gewinnen.

H. B. in W. Aber warum wollen Sie die Verse drucken lassen? Anspruchslose, nette Hauspoesie, die durch das grelle, kalte Licht der Oeffentlichkeit nicht gewinnen würde. Frdl. Gruß!

J. B., St. G. Ihre ausführlichen Mitteilungen mit Interesse gelesen. Es fragt sich, ob es jetzt, nachdem kürzlich erst eine Reihe „unaufgeführter Dramen" besprochen wurden, möglich sein wird, die betr. Dichtung im T. zu berücksichtigen. Vielleicht bei Gelegenheit.

M. v. B.-B., B. b. T. (Ob.-B.). Das Märchen war sympathisch empfunden, aber für den Abdruck im T. leider nicht geeignet. Auch das Gedichtbüchlein ist eingetroffen. Aber, gnädige Frau, wollen Sie es nicht lieber bei der Herausgabe des Bändchens und seiner Verbreitung im Freundeskreise u. s. w. bewenden lassen? Ich glaube Ihnen versichern zu dürfen, daß Sie Sich dadurch manche Enttäuschung ersparen werden. Es ist m. E. völlig ausgeschlossen, daß Sie mit dem Bändchen durchdringen. Wozu also die viele Mühe mit der Kritik und hinterher die Enttäuschung? Welchen Wert dürfen auch für Sie ein paar wohlwollende Besprechungen haben, die Sie allenfalls hier und dort durch persönliche Beziehungen u. s. w. erzielen könnten? Nehmen Sie mir diesen herben Rat nicht übel, ich kann ja nichts dafür und habe dabei nur das Beste im Auge. Um heutzutage als Lyriker Lorbeern zu ernten, muß man schon Außergewöhnliches leisten. Oder aber es müssen gewisse persönliche und andere, außerhalb der Aesthetik liegende Umstände mitsprechen, und das ist dann doch auch nur ein sehr fragwürdiger und ephemerer Erfolg. Herzlichen Dank für Ihre Anteilnahme und Ihre freundlichen Zeilen! Wie sehr wünschte ich, ich könnte Ihnen besser dienen! Ergebenste Empfehlung.

J. St., Leipzig, H. W., W. u. A. Die z. T. ausführlichen Antworten auf Ihre gefl. Zuschriften stehen bereits fertig im Satze, können aber in diesem Hefte nicht mehr untergebracht werden. Nächstes Heft. Freundl. Gruß!



Zur gefl. Beachtung!

Alle auf den **Inhalt** des „Türmers" bezüglichen Zuschriften, Einsendungen u. s. w. sind **ausschließlich an den Herausgeber, Berlin SW., Bernburgerstr. 8,** zu richten. Bücher zur Besprechung können auch durch Vermittelung des Verlags an den Herausgeber befördert werden. Für **unverlangte** Einsendungen wird **keine Verantwortung** übernommen. **Entscheidung** über Annahme oder Ablehnung von Handschriften kann bei der Menge der Eingänge in der Regel **nicht vor frühestens 4 Wochen** versprochen werden. **Kleineren Manuskripten** wolle man **kein Porto** zur Antwort beifügen, da diese in den **„Briefen"** erfolgt und **Rücksendung nicht verbürgt** werden kann. Alle auf den **Versand** und **Verlag** des Blattes bezüglichen Mitteilungen wolle man **direkt an diesen** richten: **Greiner & Pfeiffer, Verlagsbuchhandlung in Stuttgart.** Man **abonniert** auf den „Türmer" bei **sämtlichen Buchhandlungen und Postanstalten** (Reichspost-Zeitungsliste Nr. 7557), auf besonderen Wunsch auch bei der Verlagshandlung.

Verantwortlicher und Chef-Redakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß, Berlin SW., Bernburgerstr. 8.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.





